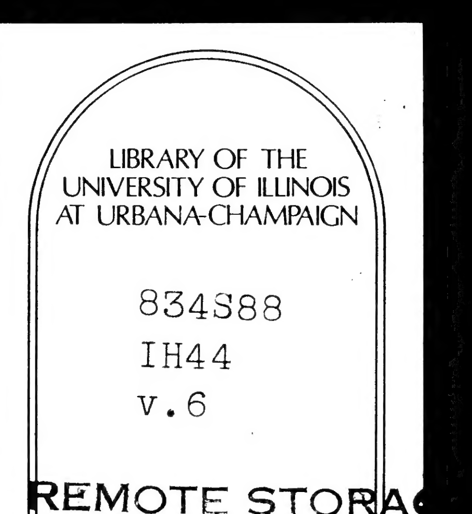




Storms Werke

Sechster Band

Meyers Klassiker-Ausgaben

Storms Werke

Herausgegeben

von

Theodor Hertel

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Sechster Band

Leipzig und Wien

Bibliographisches Institut

Im Brauerhause

Erzählung (1878—79)



Einleitung des Herausgebers.

Ein der kleinbürgerlichen Umwelt entnommener Stoff bildet den Inhalt der kurzen Erzählung „Im Brauerhause“, die Storm vom November 1878 bis Ende Februar 1879 ausarbeitete und zuerst im Aprilhefte von „Westermanns Monatsheften“ unter der
5 Überschrift „Der Finger“ veröffentlichte. Der Gegenstand lag dem Dichter, der für Sage und unheimliche Dinge ein so großes Verständnis hatte, sehr gut. Schon seine Erzählung „In St. Jürgen“ hatte den verwirrenden Einfluß des Aberglaubens auf das Gemüt des einzelnen gestreift; in der vorliegenden Geschichte,
10 die Storm mit Absicht nicht Novelle nannte, wird berichtet, wie ein ganzes Gemeinwesen von ihm erfaßt und das Glück einer Familie zerstört werden kann.

Den Stoff gab nach Storms eigener Angabe die Überlieferung einer bekannten Husumer Familie, über die sich Näheres nicht
15 sagen läßt. Schon Laß wußte in seinen „Husumischen Nachrichten“, mit denen der Dichter sich damals sehr eingehend beschäftigt hat, ähnliches zu berichten. Dort wird der Daumen wirklich von einem Brauer benutzt, um besonderen Gewinn zu erzielen.

Gottfried Keller fand das Ausgehen der Geschichte vom Brau-
20 geschäft prosaisch, aber stimmungsvoll-romantisch sollte diese Erzählung ja ganz im Gegensatz zu den Novellen aus der Vergangenheit nicht sein. Man wird sagen müssen, daß Storm die Angaben des alten Geschichtschreibers sehr geschickt verwertet hat, um das Entstehen und die Grundlosigkeit des Gerüchtes darlegen zu kön-
25 nen. Auf eine ausführlichere Schilderung der Verbreitung des Gerüchtes, die ein neuerer Erzähler wahrscheinlich eingehend behandelt hätte, verzichtet der Dichter leider ganz. Er begnügt sich damit, nur die Folgen für den Bierbrauer und sein Haus deutlich vor Augen zu führen.
30 Die starke Wirkung dieser Ereignisse auf den Leser hat der

Dichter leider selbst abgeschwächt. Seine Schilderung erweckt den Eindruck, als ob die altfränkische Brauerei auch ohne das falsche Gerücht, allein durch die neue und geschickte Wettbewerberin dem Untergange geweiht wäre. Trotzdem wird die schlichte Geschichte ihren Eindruck nicht verfehlen. Es ist ergreifend, wie durch das scheinbar harmlose Geschwätz des alten Dieners, für das Storm zahlreiche Züge des Volksaberglaubens verwertete, der Nährboden geschaffen wird, auf dem später das ganze Unheil erwachsen kann. Die Gestalt dieses alten Mannes ist unter der nicht geringen Zahl ähnlicher Figuren bei Storm sicherlich eine der gelungensten. Überhaupt hat es der Dichter wiederum sehr gut verstanden, die kleinbürgerliche Umwelt zu schildern. Keine überragende Gestalten, ja nicht einmal kluge Menschen sind die Träger der Handlung, sondern tüchtige Alltagsmenschen, die mit großer sittlicher Kraft das unverdiente Unglück tragen. Die Wirkung des Endes ist schroff, da der Dichter sich vor dem billigen Ausgange hütet, der Aufklärung des falschen Gerüchtes einen rosigen Abschluß folgen zu lassen. Im Gegenteil macht er mit einer bei ihm sehr wohl erklärlichen Wendung gegen Pastorenweisheit das Gerede von der ausgleichenden göttlichen Gerechtigkeit durch die scharfe Hervorhebung des bitteren Leides zunichte. Trotzdem vertritt gerade Storm die Auffassung, daß Licht und Schatten wechseln; denn er läßt die Kinder ein besseres Los gewinnen und vergönnt sogar den Eltern, das Glück ihrer Nachfahren zu erleben.

Wie so oft, führt Storm auch diesmal eine Erzählerin ein, die während eines geselligen Zusammenseins am Teetisch berichtet. Sehr geschickt knüpft er dabei an ein Tagesereignis an, das die Erinnerung auf die Vergangenheit lenkt, und ebenso gewandt weiß er die Erzählung durch Zwischenbemerkungen der Zuschauer zu unterstützen. Die Kunst des Aufbaues ist bewundernswert und gegen frühere Jahre sehr gereift. Gerade die Lebendigkeit der Erzählung, durch die in dem Leser nie das Gefühl aufkommt, Gedrucktes zu lesen, wußte Erich Schmidt zu rühmen. Heyse erkannte mit Recht die „main de maistre“, und Kellers Bewunderung des strammen Gefüges wird auch heute jeder Leser gern teilen.

Es war in einem angesehenen Bürgerhause, wo wir am Abendteetisch in vertrautem Kreis beisammensaßen. Unsere Wirtin, eine Fünfzigerin von frischem Wesen, mit einem Anflug heiterer Derbheit, stammte nicht aus einer hiesigen Familie; sie war in ihrer Jugend als wirtschaftliche Stütze in das elterliche Haus ihres jetzigen Mannes, unseres trefflichen Wirtes, gekommen und hatte in solchem Verhältnisse dort gelebt, bis der einzige Sohn so glücklich gewesen war, sie als seine Ehefrau bleibend festzuhalten. Das Vertrauen, womit des Bräutigams Mutter gleich nach der Hochzeit der Jüngeren ihren eigenen Platz im Hause einräumte, hatte diese nun schon manches Jahr über das Leben ihrer beiden Schwiegereltern hinaus gerechtfertigt. Bei ihrem jetzt den Siebzigern nahen Ehemann begann schon das Greisenalter seine leise Spur zu ziehen; aber wo ihm eine Kraft versagte, da suchte sie unbemerkt die ihre einzusetzen; wo ihrerseits eine Entsagung nötig oder auch nur erwünscht schien, da blickte sie nur mit um so freundlicheren Augen auf ihren Mann und blieb bei ihm allein, wenn andere dem Vergnügen nachgingen. Der alte Herr selber war nicht von vielen Worten; aber die ruhige Sicherheit einer gegenseitig bewährten Liebe war in diesem Hause allen fühlbar, und alle fühlten sich dort wohl.

Am heutigen Abend jedoch wollte das gewohnte Gespräch, worin man sich sonst über Stadt- und Landesangelegenheiten mit Behaglichkeit erging, noch immer nicht in rechten Fluß geraten; denn in einer unserer Nachbarstädte war früh am Morgen etwas Ausnahmsweises und Entsetzliches, es war die Hinrichtung eines Raubmörders dort vollzogen worden, und die Luft schien mit

diesem Unterhaltungsstoffe so erfüllt, daß kaum etwas anderes daneben zur Geltung kommen konnte. Hier war nun überdies noch ein abergläubischer Unfug im Gefolge der Exekution gewesen; ein Epileptischer hatte von dem noch rauchenden Blute des Justifizierten trinken und dann zwischen zwei kräftigen Männern laufen müssen, bis er plötzlich, von seinen Krämpfen befallen, zu Boden gestürzt war. Dennoch galt dies Verfahren als ein untrügliches Heilmittel seiner Krankheit. Und noch zu anderen Kuren und sympathetischen Wundern sollten Haare, Blut und Fetzen von der Kleidung des Hingerichteten unter die Leute gekommen sein.

An unserem Teetisch erhob sich darüber ein lebhaftes Durcheinanderreden; all diese Dinge wurden gleichzeitig als unzulässig und strafbar, als verabscheuungswürdig und als lächerlich bezeichnet. Nur unsere verehrte, sonst so teilnehmende Wirtin saß plötzlich so still und in sich versunken da, daß endlich alle es bemerken mußten.

Als wir sie eben darauf ansahen, rief ihre älteste Tochter zu ihr hinüber: „Mutter, du denkst gewiß an Peter Liekdoorns Finger!“

„Ja, ja, Peter Liekdoorn!“ sagte nun auch der alte Herr; „das ist eine Geschichte! Erzähl' sie nur, Mutter; deine Gedanken kommen sonst ja doch nicht davon los, und zu verschweigen ist ja nichts dabei!“

„Nein, mein Vater“, sagte die alte Dame; „es ist ja einstens auch genug davon geredet worden.“

Dann sah sie uns alle der Reihe nach mit ihren freundlichen Augen an, und als auch wir dann baten, begann sie in ihrer mitteilsamen Weise: „Mein seliger Vater hatte, wie das Ihnen allen wohl bekannt ist, eine Brauerei; keine bayerische, wie sie heutzutage sind; es wurde nur Gutbier und Dünnbier gebraut; aber beides war gut für den Durst und nicht so gallenbitter wie das jetzige, das nicht einmal zu einer Biersuppe zu gebrauchen ist.“

Wir lachten, und sie lachte herzlich mit uns.

„Das Geschäft“, fuhr sie dann fort, „war noch von Großvaters Zeiten her und lange das einzige am Ort ge-

wesen; im Jahre meiner Konfirmation aber wurde von einem reichen Bäcker noch ein zweites etabliert. Wenn man hinten aus unserem Brauhause auf den Weg hinaustrat, konnte man am Nordende der Stadt das neue, rote Dach über den Gartenbäumen scheinen sehen; und ich glaube freilich nicht, daß mein Vater, und noch viel weniger, daß unser alter Brauknecht Lorenz es eben mit Vergnügen sah; aber unser Bier hatte doch seinen alten Ruf, und die Kundschaft blieb groß genug, daß wir alle satt hatten und mein Vater jedem zahlen konnte, was er schuldig war.

„Da, nicht lange nachher, geschah es, daß auch bei uns ein ganz abscheulicher Kerl hingerichtet wurde. Wie er eigentlich hieß, weiß ich nicht einmal; aber die Leute nannten ihn ‚Peter Liekdoorn'; denn er hatte nichts gelernt und suchte sich deshalb als Hühneraugen-Operateur durchzuhelfen. Nun, ich hätte den Kerl nicht an meinen Hühneraugen haben mögen! — Da er viel Branntwein trank und wenig in der Tasche hatte, so brachte er seine eigene fast neunzigjährige Tante ums Leben, von der er wußte, daß sie einen Strumpfsocken mit Banktalern in ihrem Bettstroh aufbewahrte; aber bevor er noch einen davon ins Wirtshaus tragen konnte, so hatten sie ihn schon fest und auf der Fronerei; und endlich war denn auch sein Prozeß zu Ende; er sollte draußen auf dem Galgenberg enthauptet und dann sein Körper auf das Rad geflochten werden. Und das war wohlverdient; denn die alte Tante hatte den Bengel, der eine Waise war, vor Jahren mit Not und Hunger aufgezogen, und die Banktaler hatte sie sich zum ehrlichen Begräbnis aufgespart.

„Wie ich schon sagte, hatten wir derzeit noch unseren alten Brauknecht Lorenz, der, wie das Geschäft selbst, auch noch von meinem Großvater stammte; eine treue, fromme Seele! Über sein Wandbett hatte er sich mit Kreide den halb plattdeutschen Spruch geschrieben:

Lorenz Hansen is mein Nam';
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!

Und so oft auch die Magd ihn am Sonnabend mit der Seifenbürste wegwusch, er malte ihn am Sonntag immer

geduldig wieder hin. Uns Kindern, wenn wir abends in der Brauerei am großen Steinbottich bei ihm saßen, wußte er Geschichten zu erzählen, daß wir zuletzt vor Gruseln ihm alle auf den Schoß gekrochen waren, und wie das heutzutage kein Mensch mehr so versteht. Das 5 war nun gut; aber warum er solche Geschichten so erzählen konnte, das war nun nicht so gut! Er glaubte nämlich selber an all das dumme Zeug, womit er uns traktierte. Am Paaschabend, wenn er sein Dutzend Ostereier ausgelöffelt hatte, schlug er sorgsam alle Schalen entzwei; 10 sonst, sagte er, könnten die Hexen darin nisten; beim Bierbrauen legte er allemal ein Kreuz von Holz über den Gärkübel, so konnte keiner den Gest (Hefe) rauben, und das Bier konnte nicht verrufen werden. Meiner Mutter, die uns auch oft beim Geschichtenerzählen auseinanderjagte, 15 war all so etwas in den Tod zuwider; sie schalt ihn oft darüber und auch auf meinen Vater, daß er solche Narrenspossen unter seinem Dache leide. Aber unser Vater war eben, wie wir auf plattdeutsch sagen, ein ‚liedsamer‘, ein gelassener Mann; er strich schmunzelnd seiner kleinen, 20 lebhaften Frau mit der Hand übers Gesicht und sagte: ‚Mutter, laß mir den alten Lorenz; so einen Brauknecht gibt es keinen zweiten; er meint's gut, und es schadet keinem.‘

„Damit war meine kleine Mutter allemal fertig, zu- 25 mal wenn sie noch einen Kuß dazubekam; aber recht hatte er darum doch nicht; denn dumm ist dumm, und es sollte niemand sagen, daß die Dummheit keinen Schaden tue.

„Als es nun so weit war, daß tags darauf der Mör- 30 der Peter Liekdoorn sich durch Hingabe seines irdischen Leibes mit seinem Gott versöhnen sollte, hatte unser Lorenz es sich von dem Bürgermeister und seinem Brotherrn ausgebeten, daß er dem armen Sünder in seiner letzten Nacht Gesellschaft leisten durfte; denn sie waren 35 Nachbarskinder gewesen, und in der Schule hatte Lorenz ihm oft die eine Hälfte von seinem Butterbrot gegeben, und Peter Liekdoorn hatte sich dann die andere noch dazu-

gestohlen. Aber als nun der gute Lorenz mit ihm beten und seiner armen Seele beistehen wollte, trieb der schändliche Bösewicht nur Possen und Eulenspiegeleien.

„Herr Amtsrichter", fuhr die Erzählerin fort, sich voll nachträglicher Entrüstung zu mir wendend — „man mag es ja kaum erzählen! ‚Juckst du noch', hatte er zu seinem Kopf gesagt, indem er sich in seine dünnen Haare kratzte; ‚und morgen sollst du schon herunter?' Der alte Lorenz hat das nie vergessen können.

„Der Richtplatz auf dem Galgenberg war so nahe bei der Stadt, daß man von unserem obersten Brauhausboden alles deutlich hätte mit ansehen können; aber während die halbe Stadt hinausgezogen war, steckte ich in dem dunkelsten Verschlage unter der Bodentreppe; denn ich hatte trotz meiner sechzehn Jahre die dumme Idee, daß ich es sonst überall im Hause hören müßte, wenn dem Bösewicht der Kopf herabgeschlagen würde. Erst als meine Mutter anklopfte und rief: ‚Es ist vorbei; sie kommen alle schon zurück!' kroch ich wieder an das Tageslicht. Ich hör' es noch vor meinen Ohren, wie es in dicken Haufen draußen auf der Gasse vorbeizog, und ein Gemurmel und ein Summen als wie in einem Immenschwarm.

„Und das Gerede kam auch noch in Wochen nicht zur Ruh'; denn draußen auf dem Richtplatz hart an der Landstraße lag ja Peter Liekdoorns Körper auf das Rad geflochten. Wenn meine beiden jüngeren Geschwister aus der Schule kamen, warfen sie die Bücher hin und liefen auf den Brauhausboden; dann kamen sie mit großen Augen wieder in die Stube; bald hatte meine Schwester zwei Raben auf dem Rade sitzen sehen, bald hatte mein Bruder ganz deutlich wahrgenommen, wie der auf dem Pfahle steckende Kopf mit den dünnen Haaren vom Wind herumgekreiselt war, bis zuletzt mein guter Vater ein Schloß vor die Bodenluke legte und einen Trumpf darauf setzte, es solle von diesen abscheulichen Dingen fürderhin kein Wort im Hause mehr gesprochen werden."

Die Erzählerin nahm ein Schlückchen aus ihrer Tasse und fuhr dann fort:

„Nicht lange nachher saßen wir — ich weiß noch, es war an einem Sonntag — bei unserer Abendmahlzeit. Da es Reisbrei mit Kaneel und Zucker gab, so hatte ich auch noch unseren Nachbar Ivers dazuholen müssen, dessen Leibgericht das war. Wir hatten uns schon alle zu Tisch gesetzt; auch Lorenz und die Magd; allein mein Bruder fehlte noch. Mein Vater sah sich eben recht verdrießlich nach ihm um, als erst die Haustür und dann die Tür zur Stube aufgerissen wurde und der Junge mit einer Fahrt[1] hereingestürzt kam.

„‚Mein Gott, Christian‘, rief meine Mutter, ‚weshalb kommst du nicht zu rechter Zeit? Du weißt doch, daß dein Vater das nicht leiden kann!‘

„‚Ja‘, sagte er, ‚aber die Jungens sind alle auf dem Markt zusammengelaufen!‘

— „‚Die Jungens? Was haben die des Abends auf dem Markt zu tun?‘

„‚Nichts‘, sagte Christian; ‚sie sprechen nur miteinander.‘

„‚Nun, so sprich du auch jetzt!‘ sagte mein Vater. ‚Laß ihn reden, Mutter!‘

„Aber der Junge schwieg und sah seinem Vater starr ins Angesicht.

„‚Christian, so sprich doch, Christian!‘ rief meine Mutter.

„‚Ich darf ja nicht‘, entgegnete er; ‚Vater hat ja gesagt, er wolle von dem dummen Zeug nun nichts mehr hören.‘

„‚Nachbar‘, sagte der alte Ivers, der ein Junggeselle und sehr neugierig war, ‚so lassen Sie den Jungen doch seine Geschichte von sich tun!‘

„Mein Vater klopfte dem Alten mit seinem schelmischen Lachen auf die Schulter. ‚Nun, Christian, so schieß' denn los; du sollst doch Nachbar Ivers nicht die Nachtruh' vorenthalten!‘

„‚Ja‘, sagte der Junge; aber er sah sich erst mal um, ob doch auch alle anderen hörten; ‚es ist ganz gewiß, sie haben Peter Liekdoorn seinen einen Finger weggestohlen!‘

---

[1] In großer Eile.

— „‚Wer hat euch das gesagt?‘

„‚Das hat Ratsdieners Ferdinand uns selbst erzählt.‘

„‚Ei was! Der Fuchs wird ihn geholt haben‘, sagte mein Vater; ‚wer sollte denn dergleichen stehlen!‘

5 — „‚Nein, nein, Vater; das Rad ist viel zu hoch, da können die Füchse nicht daran!‘

„Der alte Ivers hatte schweigend zugehört. ‚Sag' mir einmal, mein Jüngelchen‘, begann er jetzt, ‚was ist's denn eigentlich für ein Finger?‘

10 — „‚Wie meinst du das, Nachbar Ivers?‘

„‚Nun, ich meine, ist's der kleine Finger oder der Goldfinger oder —‘

„‚Nein, nein; es ist der Daumen!‘ unterbrach ihn Christian; ‚ich weiß aber nicht, von welcher Hand.‘

15 „‚So‘, sagte Ivers, ‚der Daumen! Das hatte ich mir gedacht. Er braucht eigentlich nur von einem Dieb zu sein; aber besser ist gewißlich immer besser; nein, den Daumen hat sich nicht der Fuchs geholt, den können ganz andere Leute noch gebrauchen! Da fragt nur Euren Lorenz, wenn 20 Ihr's nicht selber wißt!‘

„Aber Lorenz sah auf seinen Teller und aß schweigsam seinen Reisbrei.

„‚So erzählt es doch nur, Nachbar!‘ sagte meine Mutter; denn sie wollte nicht, daß er den alten Lorenz necken sollte.

25 „‚Kann leicht geschehen, Frau Nachbarn‘, erwiderte er; ‚aber wißt Ihr das denn nicht? Wer solch einen Finger unter seinem Drümpel eingegraben hat, dem strömt die Kundschaft in das Haus hinein! — Nun‘, setzte er gutmütig hinzu, ‚hier, Gott sei Dank, sind solche Künste 30 nicht vonnöten!‘

„‚Das walte Gott!‘ sprach meine Mutter leise und klopfte unter den Tisch, um die üble Berufung abzuwenden. Denn solche Dinge zählte sie nicht zum Aberglauben, und sie konnte ganz böse werden, wenn man ihr dawider-35 stritt; dagegen wußte sie wohl, daß das großväterliche Vermögen in viele Teile gegangen und die Brauerei derzeit mit schweren Schulden von ihrem Manne übernommen war.

„Mein Vater war ganz ernst geworden. ‚Setz' dich, Christian', sagte er zu dem Jungen, der noch immer auf der Diele herumstand, ‚und mach', daß du mit deinem Reisbrei fertig wirst!'

„Ich weiß noch wohl, unsere Mahlzeit ging ganz still zu Ende." 5

* * *

Nachdem auf Befragen einer mitteldeutschen Anverwandten noch erklärt war, daß unter dem plattdeutschen Worte „Drümpel" eine Türschwelle zu verstehen sei, begann die Erzählerin wieder: „Man hätte glauben sollen, 10 daß wir nun endlich mit Peter Liekdoorn fertig gewesen wären; aber, leider Gottes, das alles war nur erst der Anfang.

„Es war im Juli und ungewöhnlich heiß; die Ernte hatte schon begonnen. Von den umliegenden Dörfern 15 kam ein Wagen nach dem anderen hinten vor unserem Brauhaus angefahren, um Gut- und Dünnbier für Herrschaft und Leute abzuholen, und nicht nur viertel und halbe, sondern fast immer ganze Tonnen wurden aufgeladen. Mein Vater und unser alter Lorenz arbeiteten 20 im hellen Schweiße, aber mit vergnügten Angesichtern. In unserer hohen, kühlen Außendiele, unter dem Fenster, lagen zwei Fässer für den Hausverkauf; ich habe manches Maß voll da herausgezapft, denn seit meiner Konfirmation hatte ich das zu besorgen. Aber jetzt ließ 25 es mich in Wahrheit kaum zu Atem kommen; ich merkte wohl, auch die Leute in der Stadt hatten bei der grausamen Hitze einen schönen Durst; Kopf an Kopf stand es oft um mich herum, und mit all den Krügen und Kannen, die sie gegen mich streckten, trieben sie mich eines Tages 30 so in die Enge, daß ich erst auf einen Tritt und dann oben auf die Fensterbank mich retirieren und von dort aus eine ordentliche Rede halten mußte, bevor ich nur wieder zu meinem Faß hinunter konnte."

Die Erzählerin sah uns an und nickte. „Ja", sagte sie, 35 „es mag wunderlich ausgesehen haben; aber ich war

damals auch noch eine flinke, leichte Dirne! Und was war das für eine Freude, wenn ich so mittags und abends zwei schwere, blanke Hände voll vor meinem Vater auf den Tisch schütten konnte! Ich weiß noch, morgens, bevor die 5 Zeit herangekommen war, wie ich in der Stube am Fenster stand und es nicht erwarten konnte, bis ich den ersten mit Krug oder Blechgemäß unserem Hause zusteuern sah.

„So stand ich auch eines Vormittags und konnte nicht begreifen, daß das lustige Geldeinnehmen noch immer 10 nicht in Gang kommen wollte; denn es war schon über zehn, und im Flur draußen von unserer Hausuhr schlug es erst ein Viertel, dann halb; aber es kam noch immer niemand. Endlich ging ich hinaus und vor die Haustür; da kamen zwei arme Kinder mit ihren kleinen Töpfen, 15 dann hintereinander noch ein paar andere Leute von dem äußersten Ende der Stadt, und als ich die abgefertigt hatte, schlug die Uhr zu meinem großen Schrecken elf; denn ich wußte nun, daß die Verkaufzeit für diesen Vormittag so gut als wie vorüber sei.

20 „Ich hatte endlich nur ein paar armselige Schillinge, die ich mittags vor meinem Vater hinlegen konnte.

„‚Was ist das, Nane?‘ sagte er. ‚Weshalb gibst du mir nicht alles?‘

„‚Das ist alles, Vater!‘

25 — „‚Alles? Das ist ja sonderbar.‘ Weiter sagte er nichts.

„Aber auch am Nachmittage und den zweiten und die folgenden Tage blieb es ebenso; ja selbst die Wagen von den Dörfern kamen immer weniger, und aus einem großen Dorfe, wo wir sonst die beste Kundschaft hatten, blieben 30 sie völlig weg. ‚Lorenz‘, hörte ich einmal, da ich über den Hof ging, unseren Vater fragen, ‚wann hat Marx Sievers zum letztenmal geholt?‘

„‚Ich denke, Herr, die andere Woche geht eben heut zu Ende.‘

35 „‚Bei der grausamen Hitze? — Lorenz‘, und an meines Vaters Stimme hörte ich, wie er voll Angst und Sorge war; ‚was ist passiert, Lorenz? Wir haben nimmer besser Bier gehabt!‘

„‚Weiß nicht, Herr!‘ erwiderte der Alte düster.

„Ich mochte nicht stehenbleiben und hören, was sie weiter sprachen; aber ich wußte wohl, Marx Sievers war der größte Bauer in jenem Dorfe, und wie jetzt, in der Ernte, pflegte sein Fuhrwerk sonst fast jeden dritten Tag zu kommen. 5

„In der nächsten Zeit wurden die Darre und die Braupfannen auf das sorgfältigste nachgesehen und gereinigt; mein Vater untersuchte jeden Sack mit Hopfen, ob auch irgendwo eine Verstockung sich eingenistet habe; 10 aber er kam stets kopfschüttelnd von solchem Tun zurück; es war nichts zu finden, was nicht in der Ordnung war. Wir gingen alle wie verstört umher; denn jeder wußte, die Erntezeit sollte den Hauptverdienst des ganzen Jahres bringen; und die paar guten Tage, die so schnell vorüber- 15 gegangen waren, konnten dabei nichts verschlagen. Bei den Mahlzeiten wurde jetzt kein Wort gesprochen; die Augen unserer Mutter gingen angstvoll nach ihres Mannes Angesicht, während sie uns schweigend zuteilte. Der alte Lorenz aber war plötzlich ein ganz wunderlicher, 20 träger Mensch geworden; nicht, weil er keine Geschichten mehr erzählte, denn wer hätte Lust gehabt, die jetzt zu hören! Sogar die Kinder nicht! Aber, was nimmer noch passiert war, zu zweien Malen, als ich ihn zum Mittagessen rufen wollte, fand ich ihn bei hellichtem Tage hinter 25 einem Braufaß eingeschlafen. Und da ich ihn weckte, sagte er nur: ‚Danke, Nane, danke!‘ Als ob das ganz so in der Ordnung wäre. Mir aber war das ganz unheimlich, denn der alte Lorenz war ja fast die halbe Brauerei.

„Da, eines Sonntagsmorgens, kam mein Bruder Chri- 30 stian wieder einmal mit solcher Fahrt hereingestürzt, wie er es allemal tat, wenn er was Besonderes zu verkünden hatte. Aber, Gott bewahre, wie sah der Junge in seinen Sonntagskleidern aus! Das ganze Gesicht voll Blut; das eine Auge dick verschwollen! 35

„‚Wo kommst du her?‘ rief mein Vater. ‚Bist du in den Krieg gewesen?‘

„‚Nein‘, sagte der Junge; ‚wir haben uns nur geprügelt.‘

— „‚Schon wieder einmal? Und das am heiligen Sonntag? Was ist denn heute wieder los gewesen?‘

„‚Ja, Vater‘, sagte Christian und wischte sich erst mit dem Ärmel das Blut von seiner Backe; ‚sie haben schon mehrmals so gelogen, ich hab' es euch nur nicht erzählen mögen; die Jungens sagen, Peter Liekdoorns Finger ist in unserem Bier gewesen!‘

„Meine Mutter schrie laut auf; mein Vater war nur totenbleich geworden. ‚Darum also!‘ sagte er leise.

„In diesem Augenblicke wurde angeklopft, und Nachbar Ivers trat herein, der lang nicht dagewesen war.

„‚Nun, Ivers!‘ sagte mein Vater, ‚kommt Ihr auch einmal? Ihr wagt's ja auch nicht mehr, von unserem Bier zu trinken!‘

„‚Hm!‘ machte der Alte und sah meinen Vater mit seinen klugen Augen an. ‚Aber um Christi willen, was ist mit dem Jungen da passiert!‘

— „‚Ja, was ist mit ihm passiert! Erzähl's nur selber, Christian, warum du dich geschlagen hast.‘

„‚Ja, Nachbar Ivers‘, sagte Christian, ‚die Jungens sagen alle, Peter Liekdoorns Finger ist in unserem Bier gewesen!‘

— „‚Hm — so, mein Jüngelchen! Und da hast du mit allen dich deshalb geschlagen?‘

„‚Nein, nicht mit allen; nur mit ein Stücker viere, aber tüchtig!‘

„Der Alte sah ihm in sein verschwollenes Angesicht und nickte. ‚Aber es nützt nur nicht viel, Christian, und wenn du es auch mit allen fertig gebracht hättest. — Nachbar Ohrtmann‘, wandte er sich dann zu meinem Vater, ‚ich komme just um dessenwillen zu Euch; ich möcht' Euch raten, nehmt Euren alten Lorenz einmal tüchtig ins Gebet! Ihr wisset wohl nicht, weshalb er mit seinem alten Kameraden durchaus die Henkersnacht hat teilen wollen?‘

„‚Ei, freilich!‘ rief meine Mutter; ‚er hat ihm für die gestohlenen Butterbröte die himmlische Wegzehrung wollen bereiten helfen!‘

„‚Das nebenbei, Frau Nachbarn‘, sagte Ivers, ‚vor

allem aber hat er ihm noch bei lebendigem Leibe seinen Daumen abgekauft; die alten Weiber in der Stadt erzählen sich das ganz genau.'

„,Habt Ihr nichts anderes zu berichten, Ivers, als dies dumme Zeug?' frug mein Vater. 5

„,Nein, Nachbar Ohrtmann; aber vergesset nicht, den Alten quält die neue Brauerei, wenn sich das Bier mit Eurem gleich nicht messen kann; und dann — der Finger war ja hinterher auch ohne Kauf zu haben! Nach der Hexenweisheit war es zwar genug, ihn unterm Drümpel einzugraben, aber besser ist gewißlich immer besser; und so wird er denn gleich in den Braukessel selbst hineingekommen sein.' 10

„Mein Vater schüttelte den Kopf. ,Ihr wollt mich doch nicht glauben machen, daß unser alter Lorenz sich den Finger von dem Hochgericht geholt habe?' 15

„,Das will ich allerdings, Nachbar! Wißt Ihr, beim Reisbrei damals, als er nicht Antwort geben wollte, da ich von der Sache anfing?'

„,Ei, Ivers; Lorenz ist nicht gewöhnt, an seiner Herrschaft Tische mitzureden; und überdies, er fühlte wohl, daß Ihr ihn necken wolltet.' 20

„,Mag sein', versetzte Ivers; ,aber was hat er bei nachtschlafender Zeit da draußen an dem Galgenberg herumzukriechen?' 25

„,Was sagt Ihr, Nachbar?' rief meine Mutter.

„,Ich sag' nur', erwiderte er, ,was die Hebamme Clasen mir selbst erzählt hat; vorgestern nach Mitternacht, als sie dort vorbeigefahren, hat sie etwas von oben den Galgenberg hinunterlaufen sehen, und da sie ihre Laterne, die sie bei sich hatte, darauf hingewandt hat, ist die Gestalt in einen Busch gesprungen; aber an den großen, blanken Knöpfen auf der Jacke, die sonst kein Mensch hier trägt, hat sie genug erkennen können, wer der Mann gewesen ist. Und auch noch andere wollen des Nachts ihn dort gesehen haben.' 30 35

„Ich war sehr erschrocken, als der Nachbar das erzählte; denn ich sah, was ich keinem verraten hatte, den

alten Lorenz wieder bei hellem Tage zwischen seinen Fässern schlafen.

„‚Aber, Ivers', sagte mein Vater; ‚das Unheil, wenn denn Lorenz es sollte angestiftet haben, war ja schon geschehen; was konnte er jetzt noch auf der Richtstatt suchen wollen!'

„‚Nun, Nachbar' — und der alte Junggesell steckte sein Schalksgesicht auf, was er mitunter bei den traurigsten Geschichten nicht unterlassen konnte — ‚Peter Liekdoorn hat doch jedenfalls noch einen Daumen mehr gehabt; vielleicht sollte der nun unter den Drümpel, da der andere so sichtlich den verkehrten Weg gegangen war! Aber er ist nur nicht so leicht zu haben; denn auf dem Rade soll bei Nachtzeit etwas sitzen, das einen Christenmenschen nicht heranläßt!'

„Mein Bruder Christian blinkte mich aus seinen dicken Augen an. ‚Wärst du bang', Nane?' blies er mir durch die hohle Hand ins Ohr. ‚Ich nicht!'

„Unser Vater hatte am Tisch gesessen, den Kopf schwer auf seinen Arm gestützt. Nun stand er auf und sagte: ‚Der Spaß will diesmal nichts verschlagen, Nachbar Ivers. Aber wenn Ihr's nicht ungut nehmen wollt, so lasset uns jetzt allein; denn ich möchte gleich jetzt mit meinem Lorenz reden!'

„An dem sauersüßen Gesicht, das der alte Junggeselle machte, sah man wohl, wie bitterlich gern er dageblieben wäre; aber er verabschiedete sich denn doch mit guter Manier, und gleich darauf wurde ich ins Brauhaus geschickt, um unseren alten Knecht hereinzurufen.

„‚Lorenz', sagte mein Vater, als wir zusammen in die Stube getreten waren, ‚du siehst uns hier alle ratlos beieinander sitzen; der Finger des Mörders soll in unserem Bier gefunden sein!'

„Der Alte fuhr sichtlich zusammen. ‚Herr', sagte er traurig, ‚so wissen Sie das auch schon!'

„‚Ich habe es eben erst erfahren; aber du, wenn du es wußtest, weshalb hast du es mir verschwiegen?'

„‚Ja, Herr, ich seh' nun wohl, daß ich zu dumm ge-

wesen bin; ich dachte mir, ich wollte es allein herausbekommen.'

„,Aber man meint, du selber wärst es, der sich den Finger geholt hat; du hättest, um die Kundschaft unserem Hause zu bewahren, eine Sympathie damit gemacht!' 5

„Als mein Vater das gesprochen hatte, stand der alte Lorenz auf einmal wie ein Soldat, beide Arme glatt am Leibe herunter. ‚Herr!' rief er, ‚alles für meine Herrschaft; aber wir sollen Gott fürchten und lieben, auf daß wir bei seinem Namen nicht zaubern, lügen oder trügen! 10 So etwas ist keine Sympathie; das tun nur Menschen ohne Christentum und mit Hülfe dessen, den ich hier nicht nennen will!'

„,Nun, Lorenz, dann ist es ja gewißlich nicht deine Sache; aber man will dich mehrmals in der Nacht am 15 Galgenberg gesehen haben!'

„,Ja, Herr, das ist es eben, und es war dunkel genug; aber die alte Hebamme kutschierte da vorbei, mit ihrer großen Leuchte in der Hand!'

„,Um Christi willen!' rief meine Mutter; ‚so ist Er 20 wirklich dagewesen?'

„,Die Frau soll nicht erschrecken', erwiderte Lorenz; ‚ich dachte nur, wer sich den einen Daumen holte, der kann sich auch den anderen holen; und von gar soweit mag er auch wohl nicht gekommen sein! Denn — so klug 25 bin ich doch — es ist diesmal kein Zauberwerk, sondern ein Schabernack gegen uns gewesen; aber die da' — und er erhob die Faust und zeigte drohend nach der Gegend, wo die neue Brauerei gelegen war — ‚sie sollen keinen Segen davon haben!' 30

„,Lorenz, Lorenz!' rief mein Vater, ‚sprich nicht so in deinem blinden Hasse, den du nicht einmal für dich, sondern nur um unseretwillen hegest! Wir sorgen jeder für unser Brot; und am Ende ist gar alles nur ein leer Gerede!' 35

„Aber Lorenz schüttelte den Kopf. ‚Sie wissen, Herr, ich geh' nicht gern hinten aus unserer Brauhaustür, seit einem da das rote Dach so in die Augen scheint; aber

gestern hatte unser Pikas sich von der Kette losgerissen. Als ich eben auf den Weg hinaustrete, seh' ich Marx Sievers seinen Ältesten mit zwei Tonnen auf dem Wagen von dort oben herunterkommen. »Na, Hans«, sag' ich, als er näher kommt, »du holst dir auch wohl dein Bier jetzt von dem neuen Brauer?« — »Ja«, sagt er, »Lorenz, das tu' ich.« — »Und warum«, frag' ich, »tust du das? Seit deines Großvaters Zeiten habt ihr euer Bier doch immer nur bei uns geholt.« — »Ja«, antwortet er und schlägt schon wieder auf seine Pferde; »dazumal lebte auch Peter Liekdoorn noch, und wir hatten noch keinen Finger in unserem Bier gefunden!« Und damit war er schon in vollem Trab davongefahren.'

„Unser Vater sah voll Bekümmernis auf seinen alten Knecht. Als dieser schwieg, sagte er leise: ‚Dann stehe Gott uns bei; denn Marx Sievers und seine Söhne sind wahrhaftige Leute!'

„Meine Mutter hatte seine Hand ergriffen; aber er entzog sie ihr und ging unruhig in der Stube auf und ab. Als jedoch Lorenz Miene machte, sacht hinauszugehen, zog er seine Uhr und sagte: ‚Das hat uns auch um Gottes Wort gebracht; es ist zu spät, um nun noch in die Kirche zu gehen. Spann' den Braunen vor die Karriole, Lorenz! Ich will gleich selber mit Marx Sievers sprechen.'

— — „So fuhren sie denn hinaus; und mein Vater hat es uns damals und auch später oft genug erzählt! ‚Unterweges', sagte er, ‚nahm ich Lorenz Zügel und Peitsche aus der Hand, weil er immer noch zu langsam fuhr; aber mit unserer Ungeduld ist nichts getan!'

„Als sie endlich vor Marx Sievers' großem Haustor hielten, und dann mein Vater in die weite Loodiele[1] trat, war dort alles tot und still und keine Menschenseele sichtbar. Nach einer Weile kam eine Magd. ‚Sie sind noch alle in der Kirche', sagte sie, ‚des Pastors Sohn, der Student, predigt; aber es muß bald aus sein.' — ‚So will ich warten', sagte mein Vater und ließ sich die Tür zur

[1] Dreschdiele, um die im niedersächsischen Bauernhaus die Zimmer gelagert sind.

Wohnstube öffnen. Aber der junge Gottesmann mußte einen weiten Weg genommen haben bis zum heiligen Vaterunser. Draußen saß Lorenz auf der Karriole und klatschte dann und wann mit seiner Peitsche; drinnen stand mein Vater und studierte die Glasmalerei auf den alten Fensterscheiben, welche die Belagerung Tönnings durch den General Steenbock[1] darstellte. ‚Wohl hundertmal', sagte er, ‚hatte ich schon die schwedischen Soldaten gezählt, ohne was dabei zu denken, oder doch nur, um wieviel leichter es sein müßte, in diesem gelben Kriegshaufen mitzufechten, als eine Reise zu tun, wie ich sie heute tun mußte.'

„Endlich aber war es draußen auf der Loodiele lebendig geworden; nach ein paar mit der Magd gewechselten Worten trat der Bauer mit seinem ältesten Sohn ins Zimmer. Den Gruß meines Vaters erwiderte er kurz und trocken und ging erst an den Türhaken, um seinen Hut daran zu hängen; dann stemmte er beide Fäuste mit den Knöcheln auf den Tisch und sagte: ‚Ihr Fuhrwerk, Herr Ohrtmann, wär' ich am mind'sten vor meiner Tür vermuten gewesen; aber Sie kommen wohl, um sich das Geld für Ihre letzte Tonne Bier zu holen?'

„Und bevor mein Vater ihm darauf antworten konnte, fuhr er fort: ‚Bin ich Ihnen auch nur einmal einen Sechsling in der Schuld geblieben? Ich denk' doch nicht! Aber diese letzte Tonne' — und dabei schlug er heftig auf den Tisch — ‚die bleib' ich schuldig bis in alle Ewigkeit! Und wollen Sie mir was, so zitieren Sie mich vor meinen Landvogt; hier bin ich nicht für Sie zu sprechen!'

„‚So hört doch', rief mein Vater; ‚ich will kein Geld von Euch; um dessenwillen bin ich nicht gekommen!'

„‚So', sagte der Bauer; ‚was wollen Sie denn?'

— „‚Ihr hättet's Euch wohl denken können, Sievers; die Leute reden ja, Ihr hättet was in meinem Bier gefunden, was nicht in der Ordnung ist!'

[1] Während des „Nordischen Krieges", in dem Schweden gegen Dänemark, Polen und Rußland kämpfte, kam der schwedische General Steenbock 1713 nach Schleswig-Holstein und wurde zu Tönningen in Eiderstadt gefangengenommen.

„Der Bauer lachte. ‚Nicht in Ordnung? Nein, bei dem Teufel! So was ist nicht in der Ordnung!‘

„‚Es soll der Daumen von dem Hingerichteten gewesen sein‘, fuhr mein Vater fort; ‚und ich wollte Euch
5 nur bitten, mich das sehen zu lassen, was Ihr gefunden habt.‘

„‚Die Leute reden nicht umsonst‘, sagte der Bauer; ‚das Ding ist drin im Hahn gesessen; meine Nachbarn haben beide das gesehen.‘

10 „‚Nun, so zeigt es jetzt auch mir!‘

„‚Da hätten Sie früher kommen sollen; ich weiß nicht, wo das Ding geblieben ist!‘

„‚Sievers!‘ rief mein Vater, ‚so sucht oder lasset suchen; das ist Eure Schuldigkeit! Denn dieser Finger
15 steht als ein Kläger wider mich auf und drohet, mich zum armen Mann zu machen; er muß mir Rede stehen, wie er in mein Gebräu gekommen ist!‘

„Aber der Bauer sagte: ‚Das ist Ihre Sache, Herr Ohrtmann; ich laß' mein Bier bei einem anderen holen,
20 und damit hopp und holla!‘

„Mein Vater besann sich ein paar Augenblicke, während Marx Sievers seine Pfeife vom Haken nahm und aus dem zinnernen Tabakskasten stopfte. Als er schon angezündet hatte und die Rauchwolken trotzig vor sich hin-
25 blies, begann mein Vater wieder: ‚Ich hab' doch recht vernommen, Sievers? Ihr wollt mir diese letzte Tonne nicht bezahlen?‘

— „‚Ganz recht, Herr Ohrtmann; ich denk', ich hab' das deutlich genug gesagt!‘

30 „‚Nun, ich verlange das auch nicht; aber wenn Ihr mein Bier nicht bezahlt, so gehört mir auch der Finger, der darin gewesen ist!‘

„Der Bauer stutzte; aber nicht lange, so zog er seinen vollen Lederbeutel aus der Tasche und zählte das Geld
35 für die Tonne Bier in blanken Banktalern vor meinem Vater auf den Tisch. ‚Nun ist der Finger mein‘, sagte er, ‚und ich tu' damit nach meinem Dünken.‘

„Es wäre wohl umsonst gewesen, daß mein Vater das

Geld zurückschob, wenn nicht der Sohn sich jetzt hineingemischt hätte. ‚Vater‘, sagte er, ‚soll ich den Finger holen? Ich mein', er liegt in unserem Nagelkasten.‘

„Der Alte brummte etwas in den Bart; aber der Sohn ging hinaus und kam bald darauf mit einem Kasten voll alten Eisenzeuges wieder in die Stube. Als er darin umherkramte, gewahrte mein Vater ein gelblichgraues Ding, das er nicht anders als für den Daumen eines Menschen anerkennen konnte; zwar schien er dick mit Gest oder, wie es auf Hochdeutsch heißt, mit Hefe überzogen; aber auch die Form des Nagels war noch deutlich sichtbar.

„‚Und das hier‘, frug er den Bauern, ‚habt Ihr in meinem Bier gefunden?‘

„‚Ich sagt' es schon‘, versetzte dieser; ‚als wir das Letzte aus der Tonne zapfen wollten, da hat's den Hahn verstopft.‘

„‚Nun, Marx Sievers, Ihr könnt wohl denken, daß ich mir dies Unheil nicht selber angerichtet habe! Ihr seid sonst als ein gerechter Mann bekannt, so bitt' ich Euch, fahrt jetzt gleich mit mir zum Bürgermeister und gebt da Zeugnis, wo und wann Ihr dieses Ding gefunden habt; denn jeder neue Tag ist mir zu Spott und Schaden!‘

„Der Bauer hatte sich breit in seinen Lehnstuhl niedergelassen. ‚Ins Gericht, Herr Ohrtmann? Zum Bürgermeister? — Ja, wenn meine eigene Obrigkeit mir das befiehlt; sonst nicht. Ich habe Spott und Schaden auch in meinem Haus; meine Frau ist heut noch krank vor lauter Abscheu!‘

„Mein Vater mußte sich das alles bieten lassen; denn der Finger lag leibhaftig vor ihm, und die Sievers waren als wahrhaftige Leute überall bekannt; er stand, wie er selber sagte, da als ein geschlagener Mann.

„Endlich wurde dennoch ein Abkommen getroffen; der Sohn durfte das unheimliche Ding in eine Schachtel packen und damit und mit meinem Vater in die Stadt zum Bürgermeister fahren.

„Daß dies geschehen war, aber von Weiterem

auch nichts, erfuhren wir zu Hause schon durch Lorenz, der zu Fuße wieder ankam, während wir noch immer mit dem Mittag warteten und vor Angst und Spannung nicht wußten, wie wir unsere Zeit verbringen sollten.

5 „Endlich kam unser Vater, und ich sah, wie seine Hand zitterte, als er die unserer Mutter drückte und lange in der seinen hielt. ‚Übermorgen‘, sagte er, ‚soll ich wieder zum Bürgermeister kommen. Wenn es doch erst übermorgen wäre!‘

10 „Als er sich dann nicht an den gedeckten Tisch, sondern an dem kalten Ofen in den Lehnstuhl gesetzt hatte, standen wir alle um ihn her, bis er endlich zu erzählen anhub. — In dem Studierzimmer des Bürgermeisters, als er mit dem jungen Sievers dorthin kam, war eben der 15 alte, lustige Apotheker Hennings zugegen gewesen. Der hatte geraten, den Finger erst ein paar Tage in Spiritus zu setzen, damit sich der Überzug von Hefe löse und dann gründlich untersucht werden könne, ob er zu der Hand des Hingerichteten gehöre oder nicht. Nach der Zustim- 20 mung des Bürgermeisters war er selbst nebenan in seine Apotheke gelaufen und bald mit einem vollen Glashafen zurückgekommen. Sehr genau hatte er hierauf den Finger besehen, daran gerieben und geschabt und ihn um und um gewandt. ‚Aber ein wunderlicher Kauz‘, sagte mein 25 Vater, ‚ist der alte Hennings doch; denn er schmunzelte dabei, als ob er einen Allerweltsspaß in den Händen drehe!‘ — ‚Man sollte kaum meinen‘, hatte er zuletzt gesagt und dabei meinen Vater ganz listig durch seine runden Brillengläser angesehen, ‚daß Peter Liekdoorn bei seinen 30 Lebzeiten mit diesem Daumen allzu viele Hühneraugen hätte operieren können!‘

„Weiteres war aus ihm nicht herauszubringen gewesen; aber übermorgen sollte mein Vater wieder zum Bürgermeister kommen. Der Finger war in den mit 35 Spiritus gefüllten Glashafen getan, und dieser, nachdem man ihn mit dem Gerichtspetschaft versiegelt hatte, in dem großen Aktenschrank verschlossen worden. — —

„Nun, es wurde denn auch übermorgen; langsam

genug. Um elf Uhr vormittages ging mein Vater aus dem Hause. Während meine Mutter und ich uns durch Putzen und Scheuern die Angst von der Seele wegzuarbeiten suchten, kam unsere alte Krautfrau zu uns in die Küche und erzählte, Peter Liekdoorn habe heute nacht in der Bürgermeisterei ans Fenster geklopft; denn er habe seinen Daumen wieder haben wollen, der jetzt dort in dem großen Schrank verschlossen liege. ‚Letzten Sonntag', sagte sie, ‚haben die Diebe ihn über die Türschwelle dem Bürgermeister in das Haus geschoben, weil sie vor dem Gespenste keine Nacht mehr Ruhe hatten; aber heut vormittag ist groß Verhör, und dann kommt alles an den Tag; und hernach mögen alle Reu' und Leid geben, die so ihre bösen Mäuler über unseren Herrn Ohrtmann haben laufen lassen! Gott soll mich bewahren, daß ich an so was nur gedacht hätte!'

„Ich seh' das alte, dumme Weib noch vor mir", sagte unsere treffliche Wirtin, „wie sie das alles wie Kraut und Rüben durcheinander wälschte; Gott weiß, wo sie es sich aufgesammelt hatte! Wir freuten uns nur, da sie endlich fort war und wir wieder, wie am Sonntag, hangend und bangend allein beieinander in der Stube saßen.

„Da endlich hörten wir die Haustür gewaltsam aufreißen. ‚Das ist Christian!' sagte meine Mutter. ‚Was wird der wieder zu erzählen haben!' Aber es war unser Vater, dem freilich Christian mit seiner Rechentafel auf dem Fuße folgte.

„‚Nun', rief meine Mutter, ‚haben sie gestanden? Sind die Diebe festgenommen?'

„Aber er schüttelte den Kopf und schwenkte, ganz außer Atem, ein beschriebenes Papier in seiner Hand. ‚Mutter! Kinder!' rief er endlich, ‚es ist lauter Dunst gewesen; nun wird alles wieder gut! Aber dem alten Hennings, dem Mann hätt' ich die Füße küssen mögen! Und das, das hier — das kommt ins Wochenblatt!' Seine Augen glänzten, seine Stimme bebte; uns war, als ob er alles durcheinander spräche. Aber dann gab er mir das Blatt und sagte: ‚Lies, Nane; aber laut und deutlich! Siehst du, des Bür-

germeisters Name steht darunter, und das Siegel ist auch dabei gedrückt!'

„Und dann las ich, und noch heute weiß ich jedes Wort; denn uns allen war, als ob eine Himmelsbotschaft
5 in unser dunkles Haus gekommen wäre. ‚Wenn' — so stand da — ‚einer unserer geachtetsten Mitbürger, der Brauer Josias Christian Ohrtmann, durch unbedachte Zungen in Verdacht geraten, als ob der von dem Körper des hieselbst hingerichteten armen Sünders abhanden ge-
10 kommene Finger sich in seinem Biere vorgefunden, so wird zur Steuer der Wahrheit und um unverdienten Schaden von einem ehrenwerten Manne abzuwenden, hiedurch bekanntgegeben, daß nach sorgsamer, durch den hiesigen Herrn Apotheker Hennings unter Zuziehung der
15 Behörde vorgenommener Untersuchung der Verdacht erregende Gegenstand sich lediglich als eine verhärtete Gest- oder Hefemasse herausgestellet, welche durch besondere Zufälligkeiten die Form eines menschlichen Daumens angenommen hatte.'

20 „So lautete der Inhalt Wort für Wort", sagte die Erzählerin; „wer sollte so was auch vergessen können! Mein Vater aber hatte plötzlich seine Hände vor der Brust gefaltet. ‚Mutter! Kinder!' sagte er ruhig, ‚Gott ist barmherzig und ein Gott der Liebe! Er prüfet wohl; doch er
25 verlässet keinen, der in seiner Schwachheit gerecht vor ihm zu wandeln trachtet!' Und dann betete er laut; ich habe niemals ein so heißes Dankgebet aus eines Menschen Munde gehört. Meine vierzehnjährige Schwester war auf die Knie gesunken und sprach ebenso laut die Worte
30 nach, die über seine Lippen strömten.

„Auf unseren Christian aber hatte die Freudenbotschaft auch noch eine andere Wirkung. Als wir noch alle schweigend um unseren Vater standen, bemerkte ich auf einmal, daß er wiederholt mit der doppelten Faust als
35 wie zur Übung in die leere Luft hineinschlug.

„‚Christian! Christian!' rief unsere Mutter, ‚was treibst du da für Faxen?'

„Christian tat erst noch einen Lufthieb und schaute

dabei sehr fröhlich aus seinem heut ganz braun und blauen Angesicht. ‚Verdamm mich, Mutter!‘ sagte er, denn er fluchte wirklich mitunter ganz gotteslästerlich; ‚verdamm mich, Mutter! Nun sollen die Jungens aber Prügel haben!‘ 5

„‚Pfui, schäm’ dich!‘ rief sie. ‚In solchem Augenblick an so was nur zu denken!‘

„Er ließ zwar etwas beschämt den Kopf hängen, dann aber murmelte er: ‚Ja, Mutter, verdamm mich! Sie sollen es aber doch!‘ Und geschwinde tat er noch einmal 10 einen Faustহieb durch die Luft.

„Mein Vater, der dergleichen sonst nicht leiden konnte, strich heute seinem hitzköpfigen Knaben nur lächelnd übers Gesicht; er war zu glücklich, um jetzt ein tadelndes Wort zu sprechen. ‚Hole mir lieber unseren Lorenz, Christian‘, 15 sagte er, ‚damit wir auch ihm den Stein von seinem Herzen nehmen!‘

„Und dann wurde Lorenz geholt; und ich las noch einmal. Als ich fertig war, standen dem alten Menschen die Augen dick voll Tränen. 20

„‚Sehen Sie wohl, Herr!‘ sagte er und schlug sich leise mit der Hand gegen seine Brust,

‚Lorenz Hansen is mein Nam’;
Gott hilf, daß ich in’n Himmel kam!‘

„‚Amen!‘ sagte mein Vater. Dann wurde Christian 25 mit dem Schriftstück in die Druckerei geschickt.

— „Als wir später bei unserem Nachmittagskaffee saßen, bemerkte ich, daß unser Vater einige Male ganz schelmisch nach seinem Pfeifenbrett hinüberblinzelte. ‚Was meinst du, Nane‘, sagte er heiter, ‚wenn du mir heut 30 einmal den großen Meerschaum stopftest?‘ — Ich war fast verwundert; denn da er das Rauchen eigentlich nur für reiche Leute schicklich hielt, so erlaubte er sich sonst nie vor Feierabend seine Pfeife Portoriko; die silberbeschlagenen Meerschaumköpfe aber, die beide sorgsam mit einem 35 Seidentuch umwunden waren, die kamen stets nur Sonntags von der Wand. Als ich dessenungeachtet jetzt die

schöne Pfeife stopfte, nickte er mir freundlich zu: ‚Und nun geh auch in die Küche', fuhr er fort, ‚und brenne sie mir selber an; und wenn du das getan hast, dann hole den Kalender und ziehe unter diesen Tag mit deinem Rot-
5 stift einen breiten Strich! Unser Wandsbecker Bote[1] hat so viel Haus- und Jahresfeste; nun haben auch wir eines! Und wenn der Tag sich jährt, dann vergiß niemals, mir schon beim Kaffee meinen großen Meerschaumkopf zu stopfen!'
10 — „Unser Vater war wohl kein schöner Mann, er hatte nur seine treuen, blauen Augen; aber an diesem Tage, und wie er so seelenfroh aus seinem Meerschaum rauchte, fanden meine Schwester und ich ihn beide so hübsch, daß wir gegenseitig ihn uns immer wieder zeigen
15 mußten."

* * *

Die alte Dame schwieg, als ob ihre Erzählung hier zu Ende sei; mir aber war, als sei das eigentliche Ziel derselben noch von ihr zurückgehalten.

„Und weiter?" frug ich nach einer Weile, da auch nie-
20 mand anders sprach.

„Weiter?" rief eine muntere Frau an meiner Seite. „Was wollen Sie noch weiter? Ende gut, alles gut! Es war ja alles nur um nichts gewesen!"

Ich sah auf unsere Wirtin, deren sonst so heitere Augen
25 jetzt mit einem durchdringenden Blicke auf die Sprecherin gerichtet waren. „Da haben Sie recht", sagte sie; „es war alles nur um nichts."

„Aber die Kundschaft", frug ich, „sie kam jetzt doch wieder? Und in der nächsten Erntezeit mußte die flinke
30 Nane vor all den durstigen Krügen und Gemäßen doch wieder auf den Tritt und von dem Tritt aufs Fenster flüchten?"

Die alte Dame tat einen tiefen Atemzug. „Nein", sagte sie, „so etwas ist niemals wieder vorgekommen; in

[1] Matthias Claudius, der seine Werke unter diesem Titel herausgab.

der Erntezeit des folgenden Jahres passierte etwas anderes, das ich gleichfalls nie vergessen werde. Nein, die Kundschaft, wie wir sie früher hatten, kam nicht wieder, obgleich es an redlichem Willen im Hause und an Bemühungen gutherziger Freunde nicht gefehlt hat. Der alte 5 Hennings, wenn die Bauern in seine Apotheke kamen, ließ nicht ab, ihnen die Geschichte von dem Geſtfinger und die Güte des Ohrtmannschen Bieres zu verdeutschen; und zuweilen kam er selber mit einer so eroberten Bestellung angelaufen; aber Marx Sievers nebst seinem ganzen 10 Dorfe hat niemals wieder unseren Hof betreten; vielleicht — ich hab' das später mehr erfahren — weil er dem sich zu begegnen scheute, gegen den er sich im Unrecht wußte. — Die Geschichte wurde weit und breit bekannt; aber nur der arge Teil davon fand Glauben! Wenn aus- 15 wärts Freunde unser Bier empfahlen, so hieß es jetzt wohl: ‚Ohrtmann, Ohrtmann? Ist das nicht der Mann, der den Finger in seinem Biere hatte?‘ Und wurde dann auch der ganze Dunst ersichtlich aufgeklärt, es hieß am Ende doch: ‚Man braucht ja eben nicht vor diese Tür zu 20 gehen; es gibt ja andere noch, bei denen gutes Bier zu haben ist!‘

„Dergleichen kam uns oft genug zu Ohren. Ja, ein verkommener Winkelschreiber, ein Altersgenosse meines Vaters, wagte es sogar, ihm seine Hülfe anzubieten und 25 zutraulich dabei zu äußern, die zwölf Wochenblattszeilchen hätten ihm wohl einen schönen Haufen Geld gekostet; aber das brauche man ja keinem auf die Nas' zu binden.

„Es mochte nicht viel helfen, daß mein Vater den miserablen Kerl zur Tür hinauswarf; es wurde vielleicht 30 nur um desto mehr geglaubt.

„‚Der sprach für viele!‘ sagte mein Vater, als er uns voll Entrüstung das erzählte. Sonst habe ich ihn niemals klagen hören; er war nur stiller, als er sonst gewesen, und es kam mir oft, als ob sein heißes Dankgebet ihm auf die 35 Seele drücke. Dagegen bemerkte ich, daß er, zumal an Markttagen, jetzt öfter aus dem Brauhaus auf den Weg hinaustrat; nicht als ob dort die Wagen nach dem roten

Dach jetzt weniger als sonst vorbeigefahren wären; aber es war, als triebe ihn etwas hinaus, daß er sie alle zählen müsse.

„Meine Mutter vermochte das Unglück und die Entbehrungen, die es mit sich brachte, nicht immer so geduldig zu ertragen; das fühlten nicht bloß wir Kinder; sie konnte mitunter sogar dahin geraten, ihrem guten Manne die Schuld des ganzen Unheils beizumessen, und immer kam sie dann auf die schon früher getadelte Nachsicht, womit er das abergläubische Getue seines Knechts geduldet habe. ‚Ich lass' es mir nicht nehmen', sagte sie eines Abends, ‚hättest du ihm nur das Salzen und Bekreuzen ausgetrieben, die Leute wären nimmer auf das Stück gekommen, den dummen Finger in unserem Bier zu suchen! Aber konnte er den einen Hokuspokus machen, warum denn nicht den andern? Und warum nicht heute oder morgen wieder einen andern?'

„Für gewöhnlich ging derartiges, da mein Vater seine kleine, heftige Frau immer bald wieder ins gleiche brachte, ohne weitere Spur vorüber. Das aber sollte diesmal nicht so sein. Es war eben vor dem Abendessen, und beide standen schon an ihren Stühlen, wobei sie die Stubentür im Rücken hatten; nur ich hatte gesehen, wie diese sich auftat und Lorenz, im Begriff hereinzutreten, plötzlich stehenblieb, eben als meine Mutter jenen wohl nicht ganz unbegründeten Vorwurf aussprach. Bevor ich mich in meinem Schrecken noch besann, hatte schon die Tür sich wieder leis geschlossen; dann kamen die Kinder und die Magd herein; aber Lorenz mußte erst durch Christian gerufen werden.

„Noch heute danke ich meinem Schöpfer, daß ich damals meinen Eltern nichts verraten habe; denn von nun an war Lorenz wie verwandelt: vor den Gebinden, die im Hausflur lagen, oder hinten vor seiner Braupfanne, oder auch nur vor einem Tisch oder Stuhl im Hause konnte er lange mit starren Augen stehenbleiben; ging er aber fort, so sah ich mehrmals, wie er mit der Faust sich über beide Augen fuhr.

„‚Was mag denn Lorenz fehlen?‘ hörte ich eines Abends meine Mutter fragen, die sonst dem alten Manne herzlich gut war. ‚Er geht ja umher, als ob er über schwere Dinge brüte.‘

„Mein Vater schüttelte den Kopf. ‚Ich denke, nichts weiter als uns anderen auch; du weißt, er trägt an unseren Sorgen allzeit schwerer als an seinen eigenen.‘

„Aber am andern Morgen trat Lorenz vor ihn hin und bat um seinen Abschied; er wisse einen jungen Menschen, der sogleich an seine Stelle treten könne. Mein Vater äußerte nachher, ihm sei gewesen, als ob sein altes Erbhaus über ihm zusammenbräche. Doch Lorenz wollte sich nicht halten lassen.

„‚Ich habe mich mit meinem Gott beraten.‘ Auf alle Fragen hatte er nur diese eine Antwort; er mochte fürchten, sonst nicht stark genug zu sein.

„Und so ging er denn, nachdem er über ein Menschenalter dagewesen war; wie er sagte, um einer verwitweten Schwester, die in einem entfernten Dorfe wohnte, in ihrer kleinen Bauernwirtschaft beizustehen. — Aber er hatte die Trennung doch nicht überwinden können; durch Aufkäufer, die im Lande herumreisten, kamen bald wunderliche Nachrichten von dorther; und kurz vor Weihnachten mußten wir erfahren, daß unser alter Lorenz als Geisteskranker in die Landesanstalt aufgenommen sei.

„Das waren trübe Festtage; einen Weihnachtsbaum ohne Lorenz hatten wir Kinder uns ohnehin nicht denken können. Ich allein wußte, weshalb er das Haus verlassen hatte, in dem allein noch seine Heimat war, und ich trug schwer daran; denn sein Opfer war umsonst gewesen. Mein Vater plagte sich mit dem jungen Knecht, aber die Kundschaft besserte sich nicht; es hatte nicht mehr geholfen als die tapferen Kämpfe, die unser Christian unermüdlich für die gute Sache ausfocht.

„So ging der Winter zu Ende, und so kam der neue Sommer und endlich auch die Erntezeit. Nur für uns war sie es nicht.

„Wir hatten schon die letzten Tage im August. Unsere

zwei Stock hohe Außendiele kam mir so groß und einsam vor, seitdem nicht jeden Augenblick die Haustürglocke läutete; dennoch konnte ich es nicht lassen, wenn die altgewohnte Verkaufszeit heranrückte, mich dort aufzuhalten, um meistens müßig durchs Fenster auf die Straße hinauszustarren. — So stand ich auch eines Vormittags; es waren kalte, trübe Tage eingefallen, und von dem Lindenbaum, der hier vor dem Fenster stand, wehten schon einzelne gelbe Blätter. Ich merkte wohl, daß mein Vater neben mich getreten war, aber ich rührte mich nicht; wir sahen beide, wie die Blätter niederwehten, und mochten beide wohl dieselben Gedanken haben.

„Da ging draußen ein halb bäuerlich gekleideter Mann mit einem sogenannten Quäkerhut vorüber; er schien ein Fremder, aber dennoch war mir, als müßte ich ihn schon gesehen haben. Bevor ich mich jedoch darüber noch besinnen konnte, bemerkte ich eine hastige Bewegung an meinem Vater, und als ich aufblickte, sah ich, daß er den Mund fest geschlossen hatte; aber ich sah auch, wie seine Lippen zitterten. ‚Vater', sagte ich, ‚fehlt dir etwas? Wer war doch der Mann?'

„Aber er drückte nur heftig meine Hand und ging dann, ohne ein Wort zu sagen, nach dem Hof hinaus. Es war, als wenn uns alles jetzt zum Schrecken werden sollte.

„Endlich schlug es wieder einmal elf auf unserer Dielenuhr, und ich ging in die Stube und setzte mich an meine Näharbeit. Eben, als meine Mutter aus der Küche hereintrat, läutete es von der Haustür, und als ich durchs Guckfenster auf den Flur hinaussah, da war es der Fremde von vorhin. Ich erkannte ihn jetzt wohl; es war ein Hopfenhändler aus Franken, der um diese Zeit zu kommen pflegte, um neue Bestellungen entgegenzunehmen und sein Geld für die alte Ware einzukassieren; er hatte vor zwei Jahren sogar einen Abend bei uns zugebracht. ‚Geh', sagte meine Mutter, ‚hole deinen Vater und sag' ihm, daß Herr Abel da sei.'"

Die alte Dame machte eine Pause. „Ich glaube", sagte sie dann, „dem Angedenken meines seligen Vaters

nicht zu nahe zu treten, wenn ich auch dies wenige noch erzähle; denn wo wäre der Mensch, der der Not des Lebens in jedem Augenblicke standgehalten hätte! —

„Herr Abel hatte sich gesetzt; ich ging ins Brauhaus, weil ich dachte, daß mein Vater dort beschäftigt sei; aber er war nicht dort. Auf dem Rückwege begegnete mir der neue Knecht: auch er wußte nichts; er war im Keller bei der Gerste gewesen; vielleicht, meinte er, sei der Herr hinten auf den Weg hinausgetreten. Ich kehrte deshalb noch einmal wieder um; aber da ich auch dort ihn nicht gewahren konnte, lief ich ins Haus zurück. Ich suchte im Pesel und in allen Stuben, stieg halb die Bodentreppe hinauf und rief so laut ich konnte: ‚Vater! Vater!‘ Aber es war alles umsonst.

„‚Vater muß ausgegangen sein‘, sagte ich, als ich wieder in die Stube trat.

„‚Ei was!‘ rief meine Mutter. ‚Dort hängt ja sein Hut am Türhaken; ihr Kinder versteht nur nicht zu suchen!‘

„Damit ging sie zur Stube hinaus; und ich hörte sie im Hause und vom Hof her rufen. Aber auch sie kam kopfschüttelnd zurück. ‚Ich kann das nicht begreifen‘, sagte sie.

„Herr Abel stand auf. Es habe keine Eile, er solle jetzt noch weiter nach dem Norden; aber um drei Wochen werde er auf hier zurückkommen; er könne ja auch dann seine Geschäfte mit Herrn Ohrtmann regulieren.

„Ich weiß nicht weshalb; aber als der Mann das sagte, mir war, als wisse ich jetzt alles, was noch kommen müsse.

— — „Ein paar Minuten, nachdem er fortgegangen war, trat mein Vater in das Zimmer.

„‚Wo bleibst du denn, Josias!‘ rief meine Mutter. ‚Herr Abel ist eben dagewesen; wir haben dich durchs ganze Haus gerufen!‘

„‚Ich weiß das‘, erwiderte er — und es war gar nicht, als ob das seine Stimme wäre — ‚ich habe es gehört; ich hatte den Mann auch kommen sehen.‘

„Meine Mutter starrte ihn an. ‚Was sagst du, Josias? — Mein Gott, und wie du aussiehst!‘

„Ich bemerkte das nun auch; sein Haar und seine Kleider waren ganz bedeckt mit Staub und Spinngeweben.

„‚So sprich doch!' rief meine Mutter wieder. ‚Um Gottes willen, Josias, was ist geschehen? Wo bist du ge-
5 wesen?'

„Da riß mein Vater uns mit beiden Armen an sich und drückte uns heftig gegen seine Brust. ‚Mutter! — Nane!' — er sprach leise, aber hastig, als ob er es von sich stoßen müsse — ‚ich hatte mich versteckt! — Es war das
10 erstemal, daß ich nicht zahlen konnte!' — — Er wollte weiter sprechen; aber der starke Mann brach in lautes Schluchzen aus.

„Meine Mutter hatte ihre Arme sanft um seinen Hals gelegt; mein junger Kopf aber war vor Schrecken über
15 das Gehörte ganz von Sinnen; ich klammerte mich mit beiden Händen an meines Vaters Arm, denn mir war, als müßten wir jetzt alle fort ins Elend wandern. Da hörte ich seine Stimme und fühlte seine Hand auf meinem Kopfe: ‚Laß, Nane!' sagte er ruhig; ‚hole mir den anderen
20 Rock, mein Kind! Herr Abel wird noch in der Stadt sein, ich will jetzt zu ihm gehen.'

„Wie betäubt tat ich, was er mir befohlen hatte; dann lief ich in die Küche und setzte mich in einen dunklen Winkel. Erst als ich meines Vaters Schritte über den Haus-
25 flur und dann gleich danach die Türschelle läuten hörte, überfiel mich das Leid um ihn, und ich weinte mich von Herzen satt.

— — „Wie die Verhandlung mit Herrn Abel ausgefallen, habe ich nicht erfahren; ich weiß nur, daß wenige
30 Tage darauf die beiden Meerschaumköpfe von der Wand verschwunden waren und daß ich unseren Vater niemals wieder weder seine Abend- noch seine Sonntagspfeife habe rauchen sehen. Den Kalender mit dem rot angestrichenen Festtage bewahrte ich noch lange unter meinen
35 alten Sachen; gefeiert ist der Tag nicht worden, aber wir konnten ihn dessenungeachtet nicht vergessen."

Die Erzählerin verschloß nach diesen Worten ihre Lippen, und ihre Augen blickten seitwärts, als sei das nicht

für fremde Ohren, was jetzt aus der Vergangenheit an ihr vorüberziehen mochte.

Ein junger, eifriger Prediger, ihr Neffe, welcher mit in der Gesellschaft war, hatte schon zuvor durch ein vergebliches „Aber liebe Tante!“ zu erkennen gegeben, wie notwendig er seinen Beispruch zu dieser Geschichte halte; jetzt begann er mit merklicher Unruhe auf seinem Stuhl zu rucken. Aber unsere Wirtin war selber eine zu unerschütterliche Christin und fühlte zu genau, wo er hinaus wollte, als daß sie seinem drohenden Einwande nicht sogleich die Spitze abgebrochen hätte. „Lieber Hieronymus“, sagte sie, „es ist wohl niemand hier, der an Gottes Barmherzigkeit einen Zweifel hegen möchte, obwohl — die Wahrheit zu sagen — deine Großeltern in ihrem langen Leben wenig genug davon erfahren haben; aber wir wissen ja auch, daß sie oftmals im verborgenen ihre Ader fließen läßt, um dann am rechten Orte desto segensreicher aufzusprudeln. Freilich der Segen kam zumeist auf ihre Kinder; und auch ich mußte später, als meine kleine Schwester groß und kräftig geworden war, bei fremden Leuten dienen; aber dadurch“ — und sie warf einen unaussprechlich herzlichen Blick auf ihren alten, neben ihr sitzenden Mann — „kam ich zu dir, mein Vater, und die fremden Leute wurden meine eigenen! Und wie es dann gekommen, daß mein Bruder, der wilde Christian, ein stattlicher Bürger und gar der zweitgrößte Brauer in unserem Lande wurde, — um das zu erzählen, bin ich eine viel zu gehorsame Ehefrau.“

Der Neffe wollte wieder etwas sagen, aber seine Tante ließ ihn wieder nicht zu Worte kommen. „Gewiß, lieber Hieronymus“, sagte sie, „deine seligen Großeltern waren Leute, welche die Wohlfahrt ihrer Kinder für ein größeres Glück erachteten als ihre eigene; und dahin — das wolltest du wohl sagen — hat jener Finger doch den Weg gewiesen! Auch hast du selber ja noch beide mit ihren stillen und zufriedenen Angesichtern hier in diesen Lehnstühlen, worin nun ich und dein alter Onkel sitzen, von ihrer harten Lebensarbeit ruhen sehen! An seinem ersten Geburtstage,

den dein Großvater hier in unserem Hause lebte, hatte
dein Onkel ihm sogar eine neue Meerschaumpfeife bei
seinem Morgenkaffee hingelegt, wie er so schön sie früher
nie besessen hatte. Der alte Mann wurde heftig dadurch
5 bewegt; er nahm das schwarze Sammetkäppchen von
seinem ehrwürdigen Haupte, und seine Lippen bebten, als
wiederhole er jetzt das heiße Dankgebet, das er vor dreißig
Jahren wohl zuletzt gesprochen hatte. Er ließ sich auch von
mir ein Seidentüchlein geben, um sorgsam den schönen
10 Kopf darein zu hüllen; geraucht aber hat er nicht daraus;
das, meinte er, habe er in der langen Zeit verlernt."

Der junge Gottesmann hatte sich mit etwas strengem
Ausdruck, aber dennoch, wie es schien, nicht völlig unbe-
friedigt in seinen Stuhl zurückgelehnt. Dagegen versuchte
15 ich es noch mit einer Frage. „Und Lorenz?" sagte ich.
„Blieb er in der Anstalt? Ist er dort gestorben?"

„Nein", erwiderte unsere gute Wirtin, und ihr Ant-
litz gewann auf einmal wieder seinen alten Ausdruck hei-
terer Behaglichkeit. „Er ist glücklich wieder herausgekom-
20 men und hat noch jahrelang in meines Bruders Haus
gelebt. Nur ein wenig wunderlich war er geblieben; er
hatte, wie Christian sagte, sich eine ganz glückselige Dumm-
heit zugelegt; denn wie er einst geglaubt hatte, daß unsere
altmodische Brauerei durch ihn zugrunde gehen werde, so
25 glaubte er jetzt, daß diese neumodische, von der er nichts
verstand, nicht ohne ihn bestehen könne.

„Als derzeit bei einem Besuche mein Bruder mir alle
seine großen Anstalten und Gelegenheiten zeigte, klopfte
er in einem Durchgange, der von dem Wohngebäude in
30 die Brauerei führte, an eine der seitwärts befindlichen
Türen. ‚Und hier wohnt unser Lorenz!' sagte er.

„Er hätte es mir nicht zu sagen brauchen; denn über
der Tür, in Ermangelung eines Wandbetts, das er hier
in der Kammer nicht besaß, stand mit Kreide der alte
35 Spruch geschrieben; nur hatte er jetzt seinen Namen mit
dem seines alten Herrn verwechselt, und so lautete es hier:

Josias Ohrtmann is mein Nam';
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!

„Jetzt sind sie beide schon seit lange dort; und so endet diese Geschichte wie hoffentlich auch alle anderen Geschichten auf dieser Erde. Aber das habe ich meinem Bruder doch gesagt, daß er es mit seinem Gest in Obacht nehmen solle.“ 5

Sie schwieg und reichte ihrem alten Eheherrn die Hand, der sie wie das Kleinod seines Lebens in die seine nahm. — Und dafür, indem wir jetzt die Feder fortlegen, halten auch wir die Hand einer jeden wahrhaft guten Frau.

Die Söhne des Senators

(1879—80)



Einleitung des Herausgebers.

Auf Bitten seines Freundes Wilhelm Petersen, der nach den
vielen ernsten und wehmütigen Erzählungen eine alte freundliche
Geschichte wünschte, in der man den Tobak unserer Altvorderen
rieche, machte sich der Dichter 1879 an das Werklein von den
5 „Söhnen des Senators". Die Zeit war nicht günstig; Storm
war in Unruhe wegen seiner bevorstehenden Amtsniederlegung,
die ihm eine große Einschränkung seiner Einnahmen brachte. So
schrieb er Anfang 1880 an Petersen, nach Regelung der Pensions-
verhältnisse „würde ich vielleicht mit einiger Ruhe in meiner klei-
10 nen freundlichen Geschichte von Anno dazumal fortfahren können".
Aber als diese Sorge durch Entgegenkommen der Regierung ver-
mindert worden war, da ließ der Umzug nach Hademarschen die
Erzählung nicht recht zur Entwicklung kommen. Trotzdem arbei-
tete der Dichter neben der achtstündigen dienstlichen Beschäftigung
15 im Anfang des Jahres wacker an der „freundlichen Geschichte",
und im Februar war sie schon im Unreinen in den vierten Bogen
hineingewachsen. Im April sandte Storm seinem Freunde Peter-
sen ein Stück und fragte besorgt, ob man dergleichen verständigen
Leuten vorsetzen könne, und ob es vollendet oder in den Ofen
20 gesteckt werden solle. Als dieser mit einem aufmunternden Urteil
und freundlichen Ratschlägen geantwortet hatte, machte der Dich-
ter sich an die endgültige Niederschrift. Sie erfolgte in Hade-
marschen, und am 20. Juni konnte Storm an Gottfried Keller
melden, daß die Erzählung abgesandt sei. Im Oktoberheft der
25 „Deutschen Rundschau" von 1880 wurde sie abgedruckt; noch wäh-
rend des Druckes scheint Storm auf Petersens Rat an einigen
Stellen geändert zu haben; vor allem die Reden der klatschenden
Weiber wurden aufs äußerste beschränkt. Als Büchlein erschien
das Werk 1881 zuerst mit dem „Herrn Etatsrat" zusammen und

dann allein, „meinem lieben Freunde Reg. Rath Wilhelm Petersen zugeeignet".

Storm nannte es Heyse gegenüber bescheiden eine „kleine Arbeit", die im Anekdotischen steckenbleibe und daher nicht die mögliche Tiefe erhalten habe. Er beurteilte es damit etwas zu herb, 5
hob aber doch richtig hervor, daß es nicht wie ein großes, gewichtiges Stück betrachtet werden dürfe. Die Behandlung ist wie in der verwandten und wertvolleren Erzählung „Beim Vetter Christian" etwas schwankhaft. Dieser lustige Zug liegt nun in den Angaben der Woldsenschen Familiengeschichte, der Storm den 10
Stoff entnahm, gar nicht verborgen. Dort kehrt zwar der Kern der Erzählung mit manchen Einzelheiten wieder. Zwei Brüder, Friedrich und Simon, streiten um den Garten aus dem Nachlaß des Vaters, führen in ihrem Hofe die Mauer auf und verkehren nur schriftlich miteinander. Aber der Streit dauert bis zum Tode, 15
und von Versöhnung ist nicht die Rede.

Die Wendung ins Heitere ist dem Stoffe unter Storms Händen sehr gut bekommen. Der Dichter hat es vorzüglich verstanden, auf den fröhlichen Ausgang durch die Art seiner Schilderung und die feine Entwicklung der einzelnen Gestalten vorzubereiten. 20
Friedrich wird zwar als ein Bock geschildert, aber sein starker Familiensinn, die Anhänglichkeit an den Bruder, die Abneigung gegen allen Klatsch und alle Zuträgereien sind deutlich hervorgehoben, so daß von vornherein sein Einlenken wahrscheinlich erscheint. Auftritte wie die in der Nacht nach dem Tauffest, bei 25
der Abreise des Bruders und die mit dem alten Gartenarbeiter führen in prächtiger Steigerung den Umschwung in Friedrichs Seele herbei. Der Einfluß der Antje Möller, der Klatschbasen und des eifrigen Rechtsanwalts, die alle etwas schwankhaft gehalten, aber doch mit sicheren Zügen gezeichnet sind, kommt 30
gegen Friedrichs gutes Herz nicht an.

Die Wahl zwischen den bösen Geistern und der brüderlichen Familie wird „dem Bock" auch nicht schwer gemacht; denn Christian Albrecht und seine Frau sind trefflichere und umgänglichere Menschen als die Neider und Hetzer. Sie versuchen auch auf jede 35
Weise den Störrischen zu versöhnen; aber fein hat Storm gezeigt, wie die guten Absichten durch kleine Zufälle oft nicht zur Ausführung gelangen können, ja gerade manchmal die Verwirrung

noch größer und schlimmer machen. Der Dichter hat hier der Alltäglichkeit feine Züge abgelauscht und sie anmutig und lustig herausgehoben. Gewiß, sie sind nicht tief und bedeutungsschwer, aber für die kleine Umwelt doch sehr lebenswahr und kenn-
5 zeichnend.

Die Versöhnung wird sinnbildlich durch das Versetzen der Mauer angezeigt, und herrlich tut sich am Schluß Friedrichs Sinnesänderung kund, wenn er die Straßenjungen in den Garten ruft. Es ist nicht nur alles wieder so wie früher; dem stör-
10 rischen Bruder ist der Bock gründlich ausgetrieben; er ist auch ein freundlicherer Mensch geworden. Dieser Schluß selbst greift auf den Anfang zurück: der etwas würdevollen Vergangenheit wird eine heitere Zukunft folgen. Anmutig hält die junge Frau der Welt ihr Kind entgegen: wahrlich ein Bild, das den Maler
15 verlangte!

Hübsch hat der Dichter die ihm vertraute Welt des 18. Jahrhunderts wie schon in den Erzählungen „Beim Vetter Christian" und „Im Sonnenschein" bis auf die Trachten und die zahlreichen Fremdwörter gezeichnet, so daß sich jedermann mit Keller „ver-
20 gnüglich wieder einige Stunden in Haus und Garten der bekannten Biederstadt Husum" aufhalten wird. Mit Recht fand diese altväterliche Geschichte, die der jetzige Titel besser kleidet als der ursprünglich beabsichtigte „Um den Garten", die Anerkennung Petersens, Heyses und Kellers. Heyse wünschte zwar für sein
25 Gefühl eine Steigerung beim Umschlag, erkannte aber mit Recht, daß diese „Pastellfarben" nicht mehr vertragen. Die hübschen, zarten und kräftigen Einzelheiten wußte er besonders hervorzuheben, und Storms Meinung, der Stoff leide am Anekdotischen und habe nicht die mögliche Tiefe erhalten, hat der Münchener
30 anscheinend nicht geteilt. Gottfried Keller, dem die Art der Behandlung sehr gefallen mußte, bewunderte vor allem die Straffheit und Kraft des Aufbaues und der Darstellung, die bei Storm eher zu- als abnehme. Mit dieser Bemerkung hob der Schweizer mit Recht einen der Hauptvorzüge dieser Geschichte und der
35 Stormschen Erzählungskunst überhaupt hervor. Umwege macht der Dichter nicht, und prachtvoll fügt er immer Auftritt an Auftritt. So auch hier. Wohl mit aus diesem Grunde machte Storm selbst beim Vorlesen die Erfahrung, daß die harmlose

Einfachheit den „bescheidenen ‚Senatorssöhnen'“ jedesmal einen sicheren Erfolg verschaffe. Mit Recht hob Adolf Stern die entzückende Leichtigkeit und den feinen Spott hervor. Die Erzählung ist in der Tat, wie Erich Schmidt sagte, sehr wacker in der alten Hausmanier und wird, ohne große Tiefen zu erschließen, mit Recht stets zufriedene Leser finden. Als ein frisches, schwankartiges Stück will sie genossen werden; um die künstlerischen Feinheiten der Darstellung zu verstehen, bedarf es nur eines aufmerksamen Sinnes.

Der nun längst vergessene alte Senator Christian Albrecht Jovers, dessen Sarg bei Beginn dieser einfachen Geschichte schon vor mehreren Jahren die stille Gesellschaft der Familiengruft vermehrt hatte, war einer der letzten größeren Kaufherren unserer Küstenstadt gewesen. Außer seiner Witwe, der von klein und groß geliebten Frau Senatorn, hatte er zwei Söhne hinterlassen, von denen er den ältesten, gleichen Namens mit ihm, kurz vor seinem Tode als Kompagnon der Firma aufgenommen hatte, während für den um ein Jahr jüngeren Herrn Friedrich Jovers am selben Orte ein durch den Tod des Inhabers freigewordenes Weingeschäft erworben war.

Dem alten, nun in Gott ruhenden Herrn war derzeit der Ruf gefolgt, daß er in seinem Hause, selbst gegen seine im vorgeschrittenen Mannesalter stehenden Söhne, die Familiengewalt mit Strenge, ja oft mit Heftigkeit geübt habe; nicht minder aber, daß er ein Mann gewesen sei, stets eingedenk der Würde seiner Stellung und des wohlerworbenen Ansehens seiner Voreltern, mit einem offenen Herzen für seine Vaterstadt und alle reputierlichen Leute in derselben, mochten sie in den großen Giebelhäusern am Markte oder in den Katen an den Stadtenden wohnen. Beim Jahreswechsel mußte ohnfehlbar der Buchhalter und Kassierer Friedebohm einen gewichtigen Haufen dänischer und holländischer Dukaten in einzelne Päckchen siegeln, sei es zu Ehrengeschenken für die Prediger, für Kirchen- und Schulbediente oder für am Orte wohnende frühere Dienstboten als einen Beitrag zu den Kosten der verflossenen Feiertage; ebenso sicher aber war auch dann schon vor Einbruch der schlimmsten Winters-

not ein auf dem naheliegenden Marschhofe des Senators fett gegraster Mastochse für die Armen ausgeschlachtet und verteilt worden. So stand denn nicht zu verwundern, daß die Mitbürger des alten Herrn, wenn sie ihm bei seinen seltenen Gängen durch die Stadt begegneten, 5
stets mit einer Art sorglicher Feierlichkeit ihren Dreispitz von der Perücke hoben, auch wohl erwartungsvoll hinblickten, ob bei dem Gegengruße ein Lächeln um den streng geschlossenen Mund sich zeige.

Das Haus der Familie lag inmitten der Stadt in einer 10
nach dem Hafen hinabgehenden Straße. Es hatte einen weiten, hohen Flur mit breiter Treppe in das Oberhaus, zur Linken neben der mächtigen Haustür das Wohnzimmer, in dem langgestreckten Hinterhause die beiden Schreibstuben für die Kaufmannsgesellen und den Prin- 15
zipal; darüber, im oberen Stockwerk, lag der nur bei feierlichen Anlässen gebrauchte große Festsaal. Auch was derzeit sonst an Raum und Gelaß für eine angesehene Familie nötig war, befand sich in und bei dem Hause; nur eines fehlte: es hatte keinen Garten, sondern nur 20
einen mäßig großen Steinhof, auf welchen oben die drei Fenster des Saales, unten die der Schreibstuben hinaussahen. Der karge Ausblick aus diesem Hofe ging über eine niedrige Grenzmauer auf einen Teil des hier nicht breiteren Nachbarhofes; der Nachbar selber aber war Herr 25
Friedrich Jovers, und über die niedrige Mauer pflegten die beiden Brüder sich den Morgengruß zu bieten.

Gleichwohl fehlte es der Familie nicht an einem stattlichen Lust- und Nutzgarten, nur lag er einige Straßen weit vom Hause; doch immerhin so, daß er, wie man hier 30
sich ausdrückt, „hintenum“ zu erreichen war. Und für den vielbeschäftigten alten Kaufherrn mag es wohl gar eine Erquickung gewesen sein, wenn er spät nachmittags am Westrande der Stadt entlang wandelte, bisweilen anhaltend, um auf die grüne Marschweide hinabzuschauen, 35
oder, wenn bei feuchter Witterung der Meeresspiegel wie emporgehoben sichtbar wurde, darüber hinaus nach den Masten eines seiner auf der Reede ankernden Schiffe.

Er zögerte dann wohl noch ein Weilchen, bevor er sich wieder in die Stadt zurückwandte; denn freilich galt es, von hier aus nun noch etwa zwanzig Schritte in eine breite Nebengasse hineinzubiegen, wo die niedrigen, aber
5 sauber gehaltenen Häuser von Arbeitern und kleinen Handwerkern der hereinströmenden Seeluft wie dem lieben Sonnenlichte freien Eingang ließen. Hier wurde die nördliche Häuserreihe von einem grünen Weißdornzaune und dieser wiederum durch eine breite Staketpforte unter-
10 brochen. Mit dem schweren Schlüssel, den er aus der Tasche zog, schloß der alte Herr die Pforte auf, und bald konnte man ihn auf dem geradlinigen, mit weißen Muscheln ausgestampften Steige in den Garten hineinschreiten sehen, je nach der Jahreszeit den weißen Kopf seit-
15 wärts zu einer frisch erschlossenen Provinzrose hinabbeugend oder das Obst an den jungen, in den Rabatten neu gepflanzten Bäumen prüfend.

Der zwischen Buchseinfassung hinlaufende breite Steig führte nach etwa hundert Schritten zu einem im Zopf-
20 stil erbauten Pavillon; und es war für die angrenzende Gasse allemal ein Fest, wenn an Sonntagnachmittagen die Familie sich hier zum Kaffee versammelt hatte und dann beide Flügeltüren weit geöffnet waren. Der alte Andreas, welcher dicht am Garten wohnte, hatte an sol-
25 chen Tagen schon in der Morgenfrühe oder vorher, am Sonnabend, alle Nebensteige geharkt und Blumen und Gesträuche sauber aufgebunden. Weiber mit ihrem Nachwuchs auf den Armen, halbgewachsene Jungen und Mädchen drängten sich um die Pforte, um durch deren Stäbe
30 einen Blick in die patrizischen Sommerfreuden zu erhaschen, mochten sie nun das blinkende Service des Kaffeetisches bewundern oder schärfer Blickende die nicht übel gemalte tanzende Flora an der Rückwand des Pavillons gewahren und nun lebhaft dafür eintreten, daß diese flie-
35 gende Dame das Bild der guten Frau Senatorn in ihren jungen Tagen vorstelle. Die ganze Freude der Jugend aber war ein grüner Papagei aus Kuba, der bei solchen Anlässen als vieljähriger Haus- und Festgenosse vor den

Türen des Pavillons seinen Platz zu finden pflegte. Auf seiner Stange sitzend, pfiff er bald ein heimatliches Negerliedchen, bald, wenn von der Pforte her zu viele Finger und blanke Augen auf ihn zielten, schrie er flügelschlagend ein fast verständliches Wort zu der Gassenbrut hinüber. 5
Dann frugen die Jungen untereinander: „Wat seggt he? Wat seggt de Papagoy?“ Und immer war einer dazwischen, welcher Antwort geben konnte. „Wat he seggt? — ‚Komm röwer!‘ seggt he!“ — Dann lachten die Jungen und stießen sich mit den Ellenbogen, und wenn Stachel- 10
beeren an den Büschen oder Eierpflaumen an den Bäumen hingen, so hatten sie zum Herüberkommen gewiß nicht übel Lust. Aber das war schwerlich die Meinung des alten Papageien; denn wenn Herr Christian Albrecht, sein besonderer Gönner, mit einem Stückchen Zucker an 15
die Stange trat, so schrie er ebenfalls: „Komm röwer!“ Er hatte dasselbe schon geschrieen, als ein alter Kapitän ihres Vaters den Knaben Friedrich und Christian Albrecht den fremden Vogel zum Geschenke brachte; und als auch sie ihn damals frugen: „Wat seggt de Papagoy?“ da 20
hatte der alte Mann nur lachend erwidert: „Ja, ja, se hebbt upt Schipp em allerlei dumm Tüges lehrt!“ Der Himmel mochte wissen, was der Vogel mit seinem plattdeutschen Zuruf sagen wollte!

Mitunter ging auch wohl die kleine, freundliche Frau 25
Senatorn mit ihrer Kaffeetasse in der Hand den Steig hinab, um die Enkelinnen des alten Andreas mit einer Frucht oder einem Sonntagsschilling zu erfreuen; dann putzten die Weiber ihren Säuglingen rasch die Näschen, die Jungen aber blieben grinsend stehen: sie wußten zu 30
genau, daß die gute Dame es mit der Verwandtschaft zum Andreas nicht allzu peinlich nahm. Ebenso geschah es mit Herrn Christian Albrecht, denn er glich seiner Mutter an froher Leichtlebigkeit; er kannte die Buben all bei Namen und erzählte ihnen von dem Papageien die 35
wunderbarsten und ergötzlichsten Geschichten. Anders, wenn der alte Kaufherr mit seiner holländischen Kalkpfeife auf den Steig hinaustrat; dann zogen sich alle aus-

gestreckten Finger zwischen den Stäben der Pforte zurück, und alt und jung schaute in ehrerbietigem Schweigen auf ihn hin; war es aber Herr Friedrich Jovers, der den Steig herabkam, so waren plötzlich mit dem Rufe „De junge Herr!“ alle Jungen zu beiden Seiten der Pforte hinter dem hohen Zaun verschwunden, denn der unbequeme Verkehr mit Kindern lag nicht in seiner Art; wohl aber hatte er einmal einen der größeren Jungen derb geschüttelt, als dieser eben von der Gasse aus mit seinem Flitzbogen auf einen im Garten singenden Hänfling schießen wollte.

— — Diese Familienfeste waren nun vorüber. — Der nördliche, hinter dem Pavillon liegende Teil des Gartens grenzte an den schon außerhalb der Stadt liegenden Kirchhof, und hier, in der von seinem Vater erbauten Familiengruft, ruhte der alte Kaufherr und Senator von seiner langen Lebensarbeit; mit dem Liede „O du schönes Weltgebäude[1]“ hatten die Gelehrten- und die Bürgerschule ihn zu Grabe gesungen, denen beiden, oft im Kampfe mit seinem Schwager, dem regierenden Bürgermeister, er zeitlebens ein starker Schutz und Halt gewesen war. Hier ruhte seit kurzem auch die freundliche Frau Senatorn, nachdem noch kurz zuvor Herr Christian Albrecht eine ihr gleichgeartete, rosige Schwiegertochter in das alte Haus geführt hatte. „Du brauchst mich nun nicht weiter“, hatte sie lächelnd zu dem trostbedürftigen Sohne gesagt; „in der da hast du mich ja wieder und noch jung und hübsch dazu!“ Und dann hatte auch sie die Augen geschlossen, und viele Augen hatten um sie geweint, und ihr sie verehrender Freund, der alte Kantor van Essen, hatte bei ihrem Begräbnis mit einer eigens dazu komponierten Trauermusike aufgewartet.

Der Kirchhof war durch einen niedrigen Zaun von dem Garten getrennt, und Herr Christian Albrecht hatte sonst, ohne viele Gedanken, darüber weg auf den unweit belegenen Überbau der Gruft geblickt; seitdem aber sein

[1] „Du, o schönes Weltgebäude“, eines der berühmtesten Kirchenlieder des einst hochgefeierten Gubener Bürgermeisters Johann Franck (1618—77).

Vater darunter ruhte, war ihm unwillkürlich der Wunsch gekommen, daß eine hohe Planke oder Mauer hier die Aussicht schließen möchte. Nicht daß er die Grabstätte seines Vaters scheute; nur vom Garten aus wollte er sie nicht vor Augen haben: wenn ihn sein Herz dahin trieb, 5 so wollte er auf dem Umwege der Gassen und auf dem allgemeinen Totengang dahin gelangen. Er hatte diese Gedanken wohl auch gegen seinen Bruder ausgesprochen; er hatte sie dann über sein junges Eheglück vergessen; als aber jetzt auch der Leichnam der ihm herzverwandten 10 Mutter unter jenen schweren Steinen lag, waren sie aufs neue hervorgetreten.

Allein zunächst galt es, sich mit dem Bruder über den elterlichen Nachlaß zu vereinigen; es war ja noch unbestimmt, in wessen Hand der Garten kommen würde. 15

* * *

An einem Sonntagvormittage im November gingen die beiden Brüder, Herr Christian Albrecht und Herr Friedrich Jovers, in dem großen, ungeheizten Festsaale des Familienhauses schweigend auf und ab. Die Morgensonne, welche noch vor kurzem durch die kleinen Scheiben 20 der drei hohen Fenster hineingeschienen hatte, war schon fortgegangen, die großen Spiegel an den Zwischenwänden standen fast düster zwischen den grauseidenen Vorhängen. Fast behutsam traten die Männer auf, als wollten sie in dem weiten Gemache den Widerhall nicht wecken; 25 endlich blieben sie vor einer zierlichen Schatulle mit Spiegelaufsatz stehen, dessen reichvergoldete Bekrönung aus einer von Amoretten gehaltenen Rosengirlande bestand. „Hm“, sagte Christian Albrecht, „Mama selig, als sie in ihren letzten Jahren einmal ihren Muff hier aus der 30 Schublade nahm, da nickte sie dem einen Spiegel zu; ‚du Schelm‘, sagte sie, ‚wo hast du das schmucke Antlitz hingetan, das du mir sonst so eifrig vorgehalten hast! Nun guck einmal, Christian Albrecht, was itzo da herausschaut!‘ Die alte, heitere Frau, dann gab sie mir die Hand und 35 lachte herzlich.“

Die beiden Brüder blickten auf das stumme Glas: kein junges Antlitz blickte mehr heraus; auch nicht das liebe alte, das sie besser noch als jenes kannten. Schweigend gingen sie weiter; sie legten fast wie mit Ehrfurcht ihre
5 Hand bald auf das eine, bald auf das andere der umherstehenden Geräte, als wäre es noch in ihrer Knabenzeit, wo ihnen der Eintritt hier nur bei Familienfesten und zur Weihnachtszeit vergönnt gewesen war. Wie damals war unter der schweren Stuckrosette der Gipsdecke das
10 stille Blitzen der großen Kristallkrone; wie damals hingen über dem Kanapee, den Fenstern gegenüber, die lebensgroßen Brustbilder der Eltern in ihrem Brautstaate, daneben in höherem Alter die der Großeltern, deren altmodische Gestalten ihnen in der Dämmerung ihrer frühe-
15 sten Jugendzeit entschwanden.

„Christian Albrecht“, sagte der Jüngere, und der vom Vater ererbte strenge Zug um den Mund verschwand ein wenig; „hier darf nichts gerückt werden.“

„Ich meine auch nicht, Friedrich.“

20 „Es verbleibt dir sonach mit dem Hause.“

„Und der Papagei? Den haben wir vergessen.“

„Ich denke, der gehört auch mit zum Hause.“

Christian Albrecht nickte. „Und du nimmst dagegen das beste Tafelsilber und das Sevresporzellan[1], das hier-
25 neben in der Geschirrkammer steht!“

Friedrich nickte; eine Pause entstand.

„So wären wir denn mit unserer Teilung fertig!“ sagte Christian Albrecht wieder.

Friedrich antwortete nicht; er stand vor den Familien-
30 bildern, als ob er eingehend sie betrachten müsse; sein Kopf drückte sich immer weiter in den Nacken, bis der schwarzseidene Haarbeutel im rechten Winkel von dem schokoladefarbenen Rocke abstand. „Es ist nur noch der Garten“, sagte er endlich, als ob er etwas ganz Beiläufi-
35 ges erwähne.

Aber in des Bruders sonst so ruhigem Antlitz zuckte es,

---

[1] Sèvres, eine Stadt bei Paris, deren um 1750 gegründete Porzellanfabrik bald berühmt wurde.

wie wenn ein lang Gefürchtetes plötzlich ausgesprochen wäre. „Den Garten könntest du mir lassen", sagte er beklommen; „die Auslösungssumme magst du selbst bestimmen!"

„Meinst du, Christian Albrecht?" 5

„Ich meine es, Friedrich. Du sagst es selbst, du seiest ein geborener Hagestolz; — aber ich und meine Christine, unsere Ehe wird gesegnet sein! Hier haben wir nur den engen Steinhof; bedenk' es, Bruder, wo sollen wir mit den lieben Geschöpfen hin? Und dann — du selber! Im Pavil- 10 lon, an den Sonntagnachmittagen! Du wirst doch lieber deine junge Schwägerin als deine bärbeißige Witwe Antje Möllern unserer Mutter Kaffeetisch verwalten sehen!"

„Deinen Kindern", erwiderte der andere, ohne umzublicken, „wird mein Garten nicht verschlossen sein." 15

„Das weiß ich, lieber Friedrich; aber Kinderhände in meines ordnungliebenden Herrn Bruders Ranunkel- und Levkojenbeeten!"

Friedrich antwortete hierauf nicht. „Es ist ein Kodizill zu unseres Vaters Testament gewesen", sagte er, als 20 spräche er es zu den Bildern oder zu der Wand ihm gegenüber, „danach sollte mir der Garten werden; die Auslösungssumme ist mir nicht bekannt geworden, die magst du bestimmen oder sonst bestimmen lassen."

Der Ältere nahm fast gewaltsam seines Bruders Hand. 25 „Du weißt es von unserer seligen Mutter, daß unser Vater, da sie das Schriftstück einmal in die Hand bekam, ausdrücklich ihr geheißen hat: ‚Zerreiße es; die Brüder sollen sich darum vertragen.'"

„Es ist aber nicht zerrissen worden." 30

„Das weiß ich wohl; es trat im selben Augenblick ein Fremder in das Zimmer, und derohalben unterblieb es damals; aber später, am Tage nach selig Vaters Begräbnis, hat unsere Mutter den Willen des Verstorbenen ausgeführt." 35

„Das war ein volles Jahr nachher."

„Friedrich, Friedrich!" rief der Ältere. „Willst du verklagen, was unsere Mutter tat!"

„Das nicht, Christian Albrecht, aber Mama selig versierte in einem Irrtum; sie war nicht mehr befugt, das Schriftstück zu zerreißen.“

Auf dem Antlitz des älteren Bruders stand es für einen Augenblick wie eine ratlose Frage; dann begann er in dem weiten Saale auf und ab zu wandern, bis er mit ausgestreckten Armen in der Mitte stehen blieb. „Gut“, sagte er, „du wünschest den Garten, wir beide wünschen ihn! Aber dabei soll unseres Vaters Wort in Ehren bleiben; teilen wir, wenn du es willst, daß jeder seine Hälfte habe!“

„Und jeder ein verhunztes Stück bekäme!“

„Nun denn, so losen wir! Laß uns hinuntergehen, Christine kann die Lose machen!“

Herr Friedrich hatte sich umgewandt; sein dem Bruder zugekehrtes Antlitz war bis über die dichten Augenbrauen hinauf gerötet. „Was mein Recht ist“, sagte er heftig, „das setze ich nicht aufs Los.“

In diesem Augenblicke klang das Negerlied des Papageien aus dem Unterhaus herauf; ein alter Diener hatte die Tür des Saales geöffnet: „Madame läßt bitten; es ist angerichtet.“

„Gleich! Sogleich!“ rief Christian Albrecht. „Wir werden gleich hinunterkommen!“

Der Diener verschwand; aber die Herren kamen nicht. Nach einer Viertelstunde trat unten aus dem Wohnzimmer eine jugendliche Frau mit leichtgepudertem Köpfchen auf den Flur hinaus; behende erstieg sie die breite Treppe bis zur Hälfte und rief dann nach dem Saal hinauf: „Seid ihr denn noch nicht fertig? Friedrich! Christian Albrecht! Soll denn die Suppe noch zum drittenmal zu Feuer?“

Es erfolgte keine Antwort; aber nach einer Weile, während der Stöckelschuh der hübschen Frau ein paarmal ungeduldig auf der Stufe aufgeklappert hatte, wurde oben die Saaltür aufgestoßen, und Friedrich kam allein die Treppe herab.

Die junge Frau Senatorin — denn ihr Eheliebster

war kürzlich seinem Vater in dieser Würde nachgefolgt — sah ihn ganz erschrocken an. „Friedrich!“ rief sie, „wie siehst du aus? Und wo bleibt Christian Albrecht?“

Aber der Schwager stürmte ohne Antwort an ihr vorüber. „Wünsche wohl zu speisen!“ murmelte er und stand gleich darauf schon unten an der Haustür, die Klinke in der Hand.

Sie lief ihm nach. „Friedrich! Friedrich, was fällt dir ein? Dein Leibgericht, perdrix aux truffes[1]!“

Aber er war schon auf der Gasse, und durch das Flurfenster sah sie ihn seinem Hause zueilen. „Nun sieh mir einer diesen Querkopf an!“ Und sie schüttelte ihr Köpfchen und stieg nachdenklich die Treppe wieder hinauf. Als sie die Tür des Saales öffnete, sah sie den jungen Herrn Senator, die Hände in den Rockschößen, vom anderen Ende des Gemaches herschreiten, so ernsthaft vor sich auf die Dielen schauend, als wolle er die Nägelköpfe zählen.

„Christian! Christian Albrecht!“ rief sie, als er vor ihr stand.

Als er den Klang ihrer Stimme hörte und, den Kopf erhebend, ihr in die kinderblauen Augen sah, gewannen seine Züge die gewohnte Heiterkeit zurück. „Gehen wir zu Tisch, Madame!“ sagte er lächelnd. „Bruder Friedrich muß nun heute mit der Frau Witwe Antje Möllern speisen; das ist gerechte Strafe! Morgen wird er schon wiederkommen; aber ich habe denn doch auch meinen Kopf, und — unseres Vaters Wort muß gelten!“

Damit bot er seiner erstaunten Frau den Arm und führte sie die Treppe hinab und zu Tische.

* * *

Das Wiederkommen hatte indessen gute Weile; vierzehn Tage waren verflossen, und Herr Friedrich hatte seinen Fuß noch nicht wieder über die Schwelle des Familienhauses gesetzt. Gleich am ersten Morgen nach jenem

[1] Rebhühner mit Trüffeln.

verfehlten Mittage war Christian Albrecht wiederholt auf seinen Steinhof hinausgegangen, um wie sonst über die niedrige Grenzmauer seinem Bruder den Morgengruß zu bieten; aber von Herrn Friedrich war nichts zu sehen gewesen; ja, eines Morgens hatte Herr Christian Albrecht ganz deutlich den Schritt des Bruders aus der in einem Winkel verborgenen Hoftür kommen hören: als ihn aber im selben Augenblicke ob einer in der Alteration zu scharf genommenen Prise ein lautes Niesen anfiel, hörte er gleich darauf die Schritte wieder umkehren und die ihm unsichtbare Hoftür zuschlagen.

Herr Christian Albrecht wurde ganz still in sich bei dieser Lage der Dinge; nur mit halbem Ohre lauschte er, wenn, um ihn aufzumuntern, die hübsche Frau Senatorin sich in der Dämmerstunde ans Klavier setzte und ihm die allerneuesten Lieder: „Beschattet von der Pappelweide[1]“ und „Blühe, liebes Veilchen[2]“, eines nach dem andern mit ihrer hellen Stimme vorsang.

Er hatte gegen sie nach der ersten Mitteilung „der kleinen Differenze“ kein Wort über den Bruder mehr geäußert; endlich aber, eines Morgens, da die Eheleute beim Kaffee auf dem Kanapee beisammensaßen, legte die Frau Senatorin sanft ihre kleine Hand auf die des Mannes. „Siehst du nun“, sagte sie leise, „er kommt nicht wieder; ich hab' es gleich gesagt.“

„Hm, ja, Christinchen; ich glaub' es selber fast.“

„Nein, nein, Christian Albrecht; es ist ganz gewiß, er kommt nicht wieder; er kann nicht wiederkommen, denn er ist ein Trotzkopf!“

Christian Albrecht lächelte; aber zugleich stützte er den Kopf in seine Hand. „Ja freilich, das ist er; das war er schon als kleiner Knabe; ich und das Kindermädchen tanzten dann um ihn herum und sangen: ‚Der Bock, der Bock! O jemine, der Bock!‘ bis er zuletzt einen Kegel oder ein Stück von seinem Bauholz aufgriff und damit nach unseren Köpfen warf; am liebsten warf er noch mit

[1] Ein ländliches Liebeslied von Johann Heinrich Voß. — [2] Von Christian Adolf Overbeck (1755—1821).

seinem Bauholz! Aber Christinchen — wenn's Herz nur gut ist!"

„Nicht wahr?" rief die hübsche Frau und sah ihrem Mann mit lebhafter Zärtlichkeit ins Antlitz, „ein gutes Herz hat unser Friedrich, und deshalb — ich meine, du 5 könntest zu ihm gehen; du bist kein Trotzkopf, Christian Albrecht, du hast es leichter in der Welt!"

Der Senator streichelte sanft die geröteten Wangen seiner Eheliebsten. „Was ich für eine kluge Frau bekommen habe!" sagte er neckend. 10

„Ei was, Christian Albrecht, sag' lieber, daß du zu deinem armen Bruder gehen willst!"

„Arm, Christinchen? — Eine sonderbare Armut, wenn einer alles Recht für sich allein verlangt! Aber du sollst schon deinen Willen haben; heut abend oder schon heute 15 nachmittag . . ."

„Warum nicht schon heut vormittag?"

„Nun, wenn du willst, auch heute vormittag!"

„Und du bist versöhnlich, du gibst nach?"

„Das heißt, ich gebe ihm den Garten?" 20

Sie nickte: „Wenn es sein muß! Doch lieber, als daß ihr im Zorne auseinander geht!"

„Und, Christinchen, unsere Kinder? Sollen sie mit den Hühnern hier auf dem engen Steinhof laufen?"

„Ach, Christian Albrecht!" und sie fiel ihm um den 25 Hals und sagte leise: „Wir sind so glücklich, Christian Albrecht!"

* * *

Während bald darauf der junge Kaufherr über den Flur nach seinen Geschäftsräumen im Hinterhause schritt, hatte im Wohnzimmer seine Frau sich an das Fenster 30 gesetzt; an einem möglichst kleinen Häubchen strickend, schaute sie über die Straße nach dem gegenüberliegenden Nachbarhause, mehr nur, wie es schien, um bei dem inneren Gedankentausche doch irgendwohin die Augen zu richten. Jetzt aber sah sie Frau Antje Möllern in Futterhemd 35 und Schürze über die Straße schreiten und mit der Frau

Nachbarn Jipsen, die soeben auch aus ihrem Hause trat, sich auf eine der steinernen Beischlagsbänke[1] setzen. Frau Antje Möllern war die Erzählende, wobei sie sehr vergnügt und triumphierend aussah und mehrmals mit einer 5 schwerfälligen Bewegung ihres dicken Kopfes nach dem elterlichen Hause ihres Herrn hinüberwinkte. Frau Nachbarn Jipsen schlug zuerst ihre Hände, wie vor Staunen, klatschend ineinander; dann aber nickte sie wiederholt und lebhaft; auch ihr schienen die Dinge, um die es sich han- 10 delte, ausnehmend zu gefallen; und bald, während das eifrigste Wechselgespräch im Gange war, zuckten und deuteten die Köpfe und Hände der beiden Weiber in keineswegs respektvoller Geberde nach dem altehrwürdigen Kaufmannshaus hinüber.

15 Die junge Frau am Fenster wurde denn doch aufmerksam: die da drüben waren nicht eben ihre Freunde; der einen — das wußte sie — war es zugetragen worden, daß sie Herrn Friedrich Jovers abgeraten hatte, ihre mauldreiste Personnage in sein Haus zu nehmen; der 20 anderen hatte sie einmal ihre große Tortenpfanne nicht leihen können, weil sie eben beim Kupferschmied zum Löten war.

Unwillkürlich hatte sie die Arbeit sinken lassen: was mochten die Weiber zu verhandeln haben?

25 Aber die Unterhaltung drüben wurde unterbrochen. Von der Hafenstraße herauf kam der kleine, bewegliche Advokat, Herr Siebert Sönksen, den sie den „Goldenen“ nannten, weil er bei feierlichen Gelegenheiten es niemals unter einer goldbrokatenen Weste tat, deren unmäßig 30 lange Schöße fast seinen ganzen Leib bedeckten. Eilig schritt er auf die beiden zu, richtete, wie es schien, eine Frage an Frau Antje Möllern und schritt, nachdem diese mit einem Kopfnicken beantwortet worden, lebhaft, wie er herangetreten war, quer über die Gasse nach Herrn 35 Friedrichs Hause zu.

„Hm“, kam es aus dem Munde der jungen Frau,

[1] Vorbau vor der erhöhten Haustür mit Stufen.

„der Goldene? Gehört der auch dazu? Was will denn der bei unserem Bruder Friedrich?“

Die hervorragenden Eigenschaften des Herrn Siebert Sönksen waren bekannt genug: er jagte wie ein Trüffelhund nach verborgen liegenden Prozessen und galt für einen spitzfündigen Gesellen und höchst beschwerlichen Gegenpart auch in den einfachsten Rechtsstreitigkeiten. Im übrigen wußte er, je nach welcher Seite hin sein Vorteil lag, ebensowohl einen sauberen Vergleich zustande zu bringen, als einen schikanösen Prozeß durch alle Instanzen hindurchzuziehen.

Die Frau Senatorin war aufgestanden; sie mußte doch zu ihrem Christian Albrecht, um seine Meinung über diese Dinge einzuholen! Allein, da trat die Köchin in das Zimmer, ein altes Inventarienstück aus dem schwiegerelterlichen Nachlaß, eine halbe Respektsperson, die nicht so abzuweisen war. Die junge Frau mußte ihr Haushaltungsbuch aus der Schatulle nehmen; sie mußte notieren und rechnen, um dann die näheren Positionen der heutigen Küchenkampagne mit der kundigen Alten festzustellen.

* * *

Hinten in der vorderen Schreibstube saßen indessen der alte Friedebohm und ein jüngerer Kaufmannsgeselle sich an dem schweren Doppelpulte gegenüber. Es gab viel zu tun heute, denn die Brigg „Elsabea Fortuna“, welche der selige Herr nach seiner alten Ehefrau getauft hatte, lag zum Löschen fertig draußen auf der Reede. „Musche Peters“, sagte der Buchhalter zu seinem Gegenüber, „wir müssen noch einen Lichter[1] haben; ist Er bei Kaptän Rickersen gewesen?“

Aber bevor der junge Mensch zur Antwort kam, wurde an die Tür geklopft, und ehe noch ein „Herein“ erfolgen konnte, stand schon der goldene Advokat am Pulte und legte seine Hand vertraulich auf den Arm des alten

[1] Kleines Schiff zum Entladen.

Mannes. „Der Herr Prinzipal in seinem Kabinette, lieber Friedebohm?" Er frug das so zärtlich, daß der Alte ihn höchst erstaunt ansah, denn dieser Mann war nicht der betraute Sachwalter ihres Hauses. Deshalb ge-
5 dachte er eben von seinem Bock herabzurutschen, um ihn selber bei dem Herrn Senator anzumelden; aber Herr Siebert Sönksen war schon nach flüchtigem Anpochen in das Privatkabinett des Prinzipals hineingeschlüpft.

„Ei, ei ja doch!" murmelte der Alte. „Die Klatsch-
10 mäuler werden doch nicht recht behalten?" Er kniff die Lippen zusammen und schaute eine Weile durch das Fenster auf den Steinhof, wo ihm die niedrige Mauer jetzt auch eine innere Scheidung der beiden verwandten Häuser zu bedeuten schien.

15 Drinnen im Kabinette war nach ein paar Hin- und Widerreden der Herr Senator wirklich von seinem Bock herabgekommen. „Herr!" rief er und stieß seine Feder auf das Pult, daß sie bis zur Fahne aufriß, „verklagen, sagt Ihr? Meines Vaters Sohn will mich verklagen? Herr
20 Siebert Sönksen, Sie sollten nicht solche Scherze machen!"

Der Goldene zog ein Papier aus seiner Tasche. „Mein werter Herr Senator, es wird ja nicht sogleich ad processum ordinarium[1] geschritten."

„Auch nicht, da Herr Siebert Sönksen dem Gegenpart
25 bedienet ist?"

Der Goldene lächelte und legte das Schriftstück, welches er in der Hand hielt, vor Herrn Christian Albrecht auf das Pult. „Laut dieser Vollmacht", sagte er vertraulich, „bin ich so gut zum Abschluß von Vergleichen wie
30 zur Anstellung der Klage legitimiert!"

„Und wegen des Vergleiches sind Sie zu mir gekommen?" frug der Kaufherr nicht ohne ziemliche Verwunderung; denn er wußte nicht, daß Herr Siebert Sönksen schon längst darauf spekuliert hatte, statt seines alten und,
35 wie er sagte, „fürtrefflichen, aber abgängigen" Kollegen der Anwalt dieses angesehenen Hauses zu werden.

---

[1] Zum ordentlichen Prozeß.

Der Advokat hatte mit einem höflichen Kopfnicken die an ihn gerichtete Frage beantwortet.

„Herr Siebert Sönksen“, sagte der Senator, und er sprach diese Worte in großer innerlicher Erregung, „so kommen Sie also im Auftrage, im ausdrücklichen Auf- 5 trage meines Bruders?“

Herr Siebert stutzte einen Augenblick. „In Vollmacht, mein werter Herr Senator; wie Sie zu bemerken belieben, laut richtig subskribierter Vollmacht! Es ist für den erwünschten Frieden unterweilen tauglich, wenn eine un- 10 beteiligte sachkundige Person . . .“

Herr Christian Albrecht unterbrach ihn: „Also“, sagte er aufatmend, „mein Bruder weiß nichts von Ihrem werten Besuche? Ich danke Ihnen, Herr Sönksen; das freut mich recht von Herzen!“ 15

Der Goldene schaute etwas verblüfft in das gerötete Antlitz des stattlichen Kaufherrn. „Aber mein wertester Herr Ratsverwandter!“

„Nein, nein, Herr Siebert Sönksen, führen Sie meinethalben so viele Prozesse, als Sie fertigbringen kön- 20 nen; aber wo zwei Brüder in der Güte miteinander handeln wollen, da gehöret weder der Beichtvater noch der Advokat dazwischen.“

„Aber ich dächte doch —“

„Sie denken sonder Zweifel anders, Herr Siebert 25 Sönksen“, sagte der Senator mit einer unwillkürlichen Verbeugung. „Kann ich Ihnen sonstwie meine Dienste offerieren?“

„Allersubmissseste Danksagung! Nun, schönsten guten Morgen, mein werter Herr Senator!“ 30

Gleich darauf schritt der Goldene mit einem eiligen „Serviteur, Musche Friedebohm“ durch die vordere Schreibstube und hielt erst an, als er draußen auf den Treppenstufen vor der Haustür stand. Seinen Rohrstock unter den Arm nehmend, zog er die Horndose aus der 35 Westentasche und nahm bedächtig eine Prise. „Eigene Käuze das, die Söhne des alten Herrn Senators Christian Albrecht Jovers!“ murmelte er und tauchte zum zweiten

Male seine spitzen Finger in die volle Dose. „Nun, nehmen wir fürerst mit dem Prozeß fürlieb!“

— — Bald nach dem Goldenen war auch der junge Kaufherr an dem ihm kopfschüttelnd nachschauenden Musche Friedebohm vorbeigeeilt, um gleich darauf in die Wohnstube zu treten, wo seine Eheliebste auf dem Kanapee an ihrem Kinderhäubchen strickte. Aber er sprach nicht zu ihr; er hatte wieder beide Hände in den Rockschößen und lief im Zimmer auf und ab, bis die Frau Senatorin aufstand und so glücklich war, ihn zu erhaschen.

„Weshalb rennst du so, Christian Albrecht?“ sagte die junge Frau und stellte sich tapfer vor ihm hin.

„Nun, Christine, wer da nicht rennen sollte!“

„Nein, nein, Christian Albrecht, du bleibst mir stehen!“ und sie legte beide Arme um seinen Hals. „So“, sagte sie; „nun sieh mich an und sprich!“

Aber Herr Christian Albrecht tat auch nicht einen Blick in ihre hübschen Augen. „Christine“, sagte er und sah dabei schier über sie hinweg, „ich kann nicht zu Bruder Friedrich gehen.“

Sie ließ ihn ganz erschrocken los. „Aber du hast es mir versprochen!“

„Aber ich kann nicht!“

„Du kannst nicht? Weshalb kannst du nicht?“

„Christinchen“, sagte er und faßte seine Frau an beiden Händen, „ich kann nicht, weil er wieder in seine Kinderstreiche verfallen ist; er hat mir ein Stück Bauholz nach dem Kopf geworfen.“

„Was soll das heißen, Christian Albrecht?“

„Das soll heißen, daß mein Bruder Friedrich den goldenen Advokaten zum Prozesse gegen mich bevollmächtigt hat. Es ist justement als wie in seinen Kinderjahren; er hat den Bock, und zwar im allerhöchsten Grade! Und so mag's denn auch von meinetwegen jetzt ein Tänzchen geben!“

Die junge Frau suchte wieder zu begütigen, allein Herr Christian Albrecht war unerbittlich. „Nein, nein, Christinchen; er muß diesmal fühlen, wie der Bock ihn

selber stößt, so wird er sich ein andermal in acht zu nehmen wissen. Wir sollen, so Gott will, noch lange mit unserem Bruder Friedrich leben; bedenk' einmal, was sollte daraus werden, wenn wir allzeit laufen müßten, um seinen stößigen Bock ihm anzubinden!" 5

Und dabei hatte es sein Bewenden. Zwar will man wissen, daß die junge Frau noch einmal hinter ihres Mannes Rücken in des Schwagers Haus geschlüpft sei, um mit den eigenen kleinen Händen den Knoten zu entwirren; aber Frau Antje Möllern hatte sie mit frecher 10 Stirne fortgelogen, indem sie fälschlich angab, Herr Friedrich Jovers sei soeben in dringenden Geschäften zum Herrn Siebert Sönksen fortgegangen. Und die Augen der alten Personnage sollen dabei so von Bosheit voll geleuchtet haben, daß die junge Frau zu einem zweiten Versuche 15 keinen Mut hatte gewinnen können.

* * *

Ein neues Jahr hatte begonnen, und der Prozeß zwischen den beiden Brüdern war in vollem Gange. Der Herr Vetter Kirchenpropst und der Onkel Bürgermeister hatten sich vergebens als Vermittler zum gütlichen Austrag angeboten; vergebens hatte der letztere gegen den 20 jungen Senator hervorgehoben, daß „kraft seines tragenden Amtes, abseiten des Ansehens der Familie", die Augen der ganzen Stadt auf ihn gerichtet seien; denn darin schienen die Streitenden stillschweigend einverstanden, daß das Wort der Güte nur fern von fremder Ein- 25 mischung von dem einen zu dem andern gehen könne. Aber freilich, dazu gab keiner von ihnen die Gelegenheit; der notwendige geschäftliche Verkehr wurde schriftlich fortgesetzt, und eine Menge Zettel: „Der Herr Bruder wolle gelieben" oder „Dem Herrn Bruder zur gefälligen Unter- 30 weisung" gingen hin und wieder.

Die kleine Seestadt in allen ihren Kreisen hatte sich müde an diesem unerhörten Fall gesprochen, und das Gespräch, wenn irgendwie der Stoff zu andrem ausging, 35

wurde noch immer mit Begierde wieder aufgegriffen. Vollständig munter aber, trotz der Winterkälte, erhielt es sich drüben auf der Beischlagsbank der Frau Nachbarn Jipsen; diese und Frau Antje Möllern winkten jetzt nicht nur mit ihren Köpfen, sondern mit beiden Armen und dem ganzen Leibe nach dem Senatorshause hinüber. Aber in dem letzteren war freilich mittlerweile auch noch ein ganz Besonderes passiert: ein Sohn war dort geboren worden, und Herr Friedrich Jovers hatte ja für solchen Fall Gevatter stehen sollen!

— — Die junge Frau Senatorn lief indessen schon wieder flink von der Wiege ihres Kindes treppunter nach der Küche und noch flinker von der Küche treppauf nach ihrer Wiege, als eines Morgens Herr Christian Albrecht, nachdem er erst soeben vom gemeinschaftlichen Kaffeetische in sein Kontor gegangen war, wieder zu ihr in das Wohnzimmer trat. „Christine", sagte er zu seiner immerhin noch etwas bläßlichen Eheliebsten, „bist du heute schon draußen auf unserem Steinhofe gewesen? — — Nicht? — Nun, so alteriere dich nur nicht, wenn du dahin kommst!"

„Um Gottes willen, es hat doch kein Unglück gegeben?" rief die junge Frau.

„Nein, nein, Christine."

„Aber ein Malheur doch, Christian Albrecht; du bist ja selber alteriert!"

Ein Lächeln flog über sein freilich ungewöhnlich ernstes Gesicht. „Ich denke nicht, Christine; aber komm nur mit und siehe selber!"

Er faßte ihre Hand und führte sie über den Hausflur in die große Schreibstube. Der jüngere Kontorist war nicht zugegen; der alte Friedebohm stand neben seinem Schreibbocke am Fenster und nahm eine Prise nach der andern.

Auch Frau Christine sah jetzt in den Hof hinaus, fuhr aber gleich darauf mit der Hand über ihre Augen, als gälte es, dort ein Spinnweb fortzuwischen. „Um Gottes willen, was ist das, Friedebohm? Was machen die Leute da auf Bruder Friedrichs Hof? Die Mauer ist ja auf einmal fast um zwei Fuß höher!"

„Frau Prinzipalin", sagte der Alte, „das sind Meister Hansens Leute; sehen Sie, dort kommt schon einer mit der Kelle!"

„Aber was soll denn das bedeuten?"

„Nun" — und Monsieur Friedebohm nahm wieder eine Prise — „Herr Friedrich läßt wohl ein paar Schuhe höher mauern."

„Aber, Christian Albrecht", und Frau Christine wandte sich lebhaft zu ihrem Mann, der schweigend hinter ihr gestanden hatte, „geschieht denn das mit deinem Willen?"

Herr Christian Albrecht schüttelte den Kopf.

„Aber die Grenzmauer, sie gehört doch uns gleichwohl; wie kann sich Friedrich so etwas unterstehen!"

„Mein Schatz, die Mauer steht auf Friedrichs Grund und Boden."

Die Augen der kleinen Frau funkelten.

„O, das ist schlecht von ihm, das hätte ich ihm nicht zugetraut; er hat ein hartes Herz!"

„Da irrst du doch gewaltig, Christinchen", erwiderte Herr Christian Albrecht; „das ist's ja gerade, daß er noch immer sein altes weiches Herz hat; er schämt sich nur, und deshalb läßt er diese große steinerne Gardine zwischen sich und seinem Bruder aufziehen."

Die junge Frau blickte mit unverhohlener Bewunderung auf ihren Mann. „Aber", sagte sie fast schüchtern und legte ihre Hand in seine; „wie wird er sich erst schämen, wenn er den Prozeß gewinnen sollte!"

„Dann", erwiderte der Senator, „dann kommt mein Bruder zu mir, denn dann ist der böse Bock gezähmt. Hab' ich nicht recht, Papa Friedebohm?" setzte er in muntrem Ton hinzu.

„Ei ja, Gott lenkt die Herzen", erwiderte der alte Mann, indem er seine Dose in die Tasche steckte und dafür die Feder wieder in die Hand nahm; „aber beim wohlseligen Herrn Senator ist uns solcher Umstand im Geschäft nicht vorgekommen."

* * *

Zwei Tage darauf hatte die Mauer schon eine beträchtliche Höhe erreicht, und noch immer wurde daran gearbeitet. Aus der Schreibstube hinten war dergleichen nie gesehen worden, und der junge Kaufmannsgeselle konnte es nicht lassen, je um eine kleine Weile mit offenem Munde nach den Arbeitern hinzustarren. „Musche Peters“, sagte der alte Friedebohm, „wolle Er lieber in seine Bilancerechnung schauen! Es will sich für Ihn nicht schicken, daß Er über das neue Werk da draußen sich irgendwelche überflüssige Gedanken mache!“ Und der junge Mensch wurde über und über rot und tauchte hastig seine Feder in das Dintenfaß.

Aber auch Monsieur Friedebohm selber konnte sich nicht enthalten, unterweilen über seine Arbeit wegzuschauen; die beiden Gesellen da draußen, insonders der Alte mit dem respektwidrigen langen Barte, wurden ihm mit jeder Stunde mehr zuwider. „Der struppige Assyrer!“ brummte er vor sich hin, „mag wohl am Turm zu Babel schon getagwerkt haben; wird aber diesmal auch nicht in den Himmel bauen!“

Als gleich darauf Herr Christian Albrecht aus seinem Kabinett hereintrat, sah er seinen Buchhalter sich mit dem Schneiden einer Feder mühen, die er immer näher an die Nase rückte. „Will's nicht mit den alten Augen, Papa Friedebohm?“ sagte er freundlich.

Aber Monsieur Friedebohm zuckte bedeutsam mit der einen Schulter nach der Mauer draußen. „Herr Christian Albrecht, wir haben schon immer das Licht nicht justement mit Scheffeln hier gehabt.“

Der Senator warf einen Blick nach dem hohen Werke, an welchem die beiden Gesellen unter lustigem Singen noch immer weiter arbeiteten. „Ja, ja, Friedebohm“, rief er heftig, „du hast recht! Alle Tausend, das geht denn doch übers —“

„Übers Bohnenlied[1]“ wollte er sagen, wo schon der-

[1] Das Bohnenlied, ein altes Gedicht mit dem Kehrreim „Nun geh' mir aus den Bohnen“, galt als Inbegriff aller Narrheit. Also: das ist noch toller als die größte Tollheit.

zeit gar nichts darüber ging; aber er schwieg plötzlich, da er auf den jungen Musche Peters sah, der wieder mit offenem Mund an seinem Pulte saß, und ging, nachdem er eine geschäftliche Anordnung erteilt hatte, in sein Kabinett zurück. 5

— — Nach ein paar Stunden steckte Frau Christine ihr hübsches Köpfchen durch die Tür. „Darf man eintreten?“ frug sie.

„Komm nur!“ erwiderte Herr Christian Albrecht von seinem Schreibstuhl aus. „Was hast du auf dem Herzen?“ 10

„O“, und sie stand schon mitten in dem Stübchen und ließ ihre Blicke an der geschwärzten Decke wandern, — „ich wollte nur; — — — aber, Christian Albrecht, hier herrscht ja ägyptische Finsternis! Die schönen Spinngewebe, die unsere Wiebke immer sitzen läßt, die können 15 deine Spinnen nun ruhig weiter weben! Und weißt du, das naseweise Ding — aber ich habe ihr auch einen tüchtigen Wischer gegeben — sie hat eben die Mauer mit ihrem Eulbesenstiel[1] gemessen; genau elf Fuß nach meiner Elle, sagt sie! Aber sieh nur, Christian Albrecht, nun 20 wird's denn auch nicht höher; sie legen schon die runden Steine obenauf.“

Herr Christian Albrecht saß noch immer auf seinem hohen Schreibstuhl, die Feder in der Hand. „Weißt du, Christine“, sagte er, indem er ernsthaft vor sich hinsah, 25 „der Bock meines Herrn Bruders wird mir doch zu mächtig; es tut jetzt not, und ich habe mich auf einen guten Gegenstoß besonnen.“ Und als sie ihn unterbrechen wollte: „Nein, red' mir nicht dazwischen, Frau; ich will auch einmal meinen Willen haben.“ 30

Sie faßte ihn leise an dem Aufschlag seines Rockes und zog ihn sanft von seinem Thron herab und dicht zu sich heran. „O weh“, sagte sie und sah ihm ernsthaft in die Augen, „da habe ich am Ende einen Mann geheiratet, den ich erst heute kennenlerne! Gesteh' mir's, Christian 35 Albrecht, du hast doch nicht auch etwa so einen —“

[1] Kehrbesen mit langem Stiel.

„Zum Kuckuck“, rief Herr Christian Albrecht lachend, „im hintersten Stallwinkel wird auch wohl bei mir so einer angebunden stehen; und der soll jetzt heraus ans Tageslicht, trotz aller klugen Frauenzimmer und meiner 5 allerklügsten noch dazu!“

„So, Christian Albrecht? Und in welcher Art“ — sie zögerte ein wenig — „soll denn der deine seinen Gegenstoß vollführen?“

„Setz' dich, Christine“, sagte der Senator, indem er die 10 anmutige Frau auf seinen Schreibthron hob, „und reden wir deutsch mitsammen! In jener Sache da draußen auf dem Hof will ich mein Recht und keinen Titel davon aufgeben! Aber dazu bedarf es keines Prozessierens, denn es steht klar und bündig in den alten, noch vorhandenen 15 Kaufkontrakten.“

„Und weiter, Christian Albrecht?“

„Und weiter, Christine, hat zwar der Besitzer von Friedrichs Hause die Mauer zwischen beiden Häusern aufzuführen und zu unterhalten; aber der des unserigen hat 20 den Halbschied der Kosten dazu beizutragen.“

„Wirklich? Auf Höhe von elf Fuß?“

„Ei was, und wenn's die Mauer von Jericho wäre! Das ist meine Sache; wenn ich ihm zahlen will, er muß schon still halten und Quittanz[1] dafür erteilen!“

25 „Und du willst wirklich die Halbschied der Kosten, so das blanke, bare Geld dafür dem Bruder Friedrich in sein Haus schicken?“

„Das will ich, Christine; ganz gewiß, das will ich.“

Sie sah ihn eine Weile ganz nachdenklich an.

30 „So, also auf die Art, Christian Albrecht!“ sagte sie langsam.

Aber bevor sie ihre Gedanken über diesen kritischen Fall zu ordnen vermochte, kam Botschaft aus der Küche: die Kochfrau war eben angelangt, und der Bratenwender 35 sollte aufgestellt werden, denn auf morgen gab es ein großes Fest im Hause. Frau Christine gedachte plötzlich

[1] Quittung.

wieder der Veranlassung, um derenwillen sie das Allerheiligste ihres Mannes aufgesucht hatte; sie ließ sich ihr blaues Haushaltungsbeutelchen bis zum Rande füllen und verließ das Stübchen, den Kopf voll junger Wirtschaftssorgen. 5

* * *

In dem Hause nebenan sollte heute Herr Friedrich Jovers mit seiner ehrsamen Haushälterin selbander speisen, denn sein junger Lübecker Küfer war auswärts in Geschäften. Zuvor aber trat er nach seiner Gewohnheit vor die Haustür und schaute von dem obersten Treppen- 10 steine ein paar Augenblicke in das Wetter und rechts die Straße hinab nach dem dort unten sichtbaren Teile des Hafens.

Als er dann wieder ins Haus und gleich darauf in das Wohnzimmer getreten war, stand die Matrone schon mit 15 vorgesteckter Serviette in der kalmankenen Sonntagskontusche[1] hinter ihrem Stuhle.

„Ist Hochzeit in der Stadt, Frau Möllern?“ frug er. „Die Schiffe flaggen ja!“

Er setzte sich, und die Alte setzte sich ihm gegenüber; 20 die Frage mochte er wohl schon vergessen haben, denn Herr Friedrich Jovers pflegte seit geraumer Zeit auf dergleichen keine Antwort zu erwarten.

Aber Frau Antje Möllern, welche auf gewisse Dinge ihren Herrn nicht anzusprechen wagte, ließ sich die Ge- 25 legenheit nicht entschlüpfen. „Hochzeit?“ wiederholte sie scharf, und ein gewisses Zucken um ihre derben Lippen zeigte, daß eine verhaltene Entrüstung zum Ausbruch drängte. „Nein, es ist keine Hochzeit, es ist nur eine Kindtaufe!“ 30

„Eine Kindtaufe, und die Schiffe flaggen?“ sagte Herr Jovers gleichgültig. „Ich wüßte doch nicht, daß bei den Honoratioren —“

Aber Frau Möllern vermochte nicht, ihn ausreden zu

[1] Mantelartiger Überwurf aus dunklem, dichtem Stoff.

lassen. „O, Herr Jovers, freilich ist es bei den Honoratioren, bei den allerersten Honoratioren; aber eine Schande ist es, eine offenbare Schande, sag' ich!"

Herr Jovers wurde doch aufmerksam. „Was will Sie damit sagen?" frug er kurz.

„Damit, Herr Jovers, will ich sagen, daß Ihr einziger Bruder, der Herr Senator Christian Albrecht Jovers, heute sein erstes Söhnchen taufen läßt; und Sie fragen noch, warum die Schiffe flaggen?"

Herr Friedrich sagte nichts; aber Frau Antje Möllern entging es nicht, wie ihm die Hand zitterte, während er schweigend den Rest seiner Suppe hinunterlöffelte.

Die grimmigen Augen der Alten begannen plötzlich einen wehleidigen Ausdruck anzunehmen. „Herr Jovers", begann sie seufzend, „Ihr Herr Großvater selig und meines Vaters Onkel, was waren das für gute Freunde! Sie wissen das ja auch, Herr Jovers!"

„Zum mindesten", sagte Herr Jovers, „hat Sie mir das oft genug erzählt."

„Nun, Herr Jovers, selig Senatorn wußte das ja auch!"

„Ja, ja, Möllern, und auch der alte Friedebohm! Denn in den Büchern meines Großvaters läuft bis zu seinem seligen Ende eine jährliche Ausgabepost[1]: Zehn Pfund Tabak und ein Gewandstück für den armen Krischan Möller."

Frau Antje schluckte etwas; dann aber, nachdem sie den mittlerweile erschienenen Braten vorgelegt hatte, nahm sie doch den Faden wieder auf. „Ja, Herr Jovers, sie waren Schulkameraden, und das vergaßen sie sich nicht! Für alle Mittwoch war Herr Christian Möller zu dem Herrn Senator Christian Jovers auf den Kaffee eingeladen; im Sommer tranken sie denselben in dem schönen Gartenpavillon, den Ihr Herr Großvater damalen erst gebaut hatte. Nicht wahr, Herr Jovers, man hätte sie wohl sehen mögen, die alten Herren, wie sie in liebevoller

[1] „Die Post" im 18. Jahrhundert allgemein für „der Posten" in kaufmännischem Sinne.

Unterhaltung mit ihren holländischen Pfeifen vor den offenen Gartentüren saßen! — Wenn sie es damalen hätten voraussehen können“, fuhr Frau Antje fort, vor ihrem noch immer unberührten Braten sitzend, „daß der nunmehrige Herr Senator Jovers oder, sagen wir's nur gerad heraus, die nunmehrige Frau Senatorn einen solchen Prozeß um diesen schönen Lustgarten anheben würde, was würden die beiden braven Freunde dazu wohl gesagt haben?“

„Weiß nicht, Möllern“, sagte Herr Friedrich, der bisher in halber Zerstreuung dagesessen hatte; „vielleicht wäre es meinem Großvater zum Verdruß geschlagen, und er hätte den laufenden Posten von zehn Pfund Tabak und einem Gewandstück ein für allemal gestrichen!“

Die Matrone nagte sich ein paarmal auf die Lippe; dann sprach sie mit andächtigem Aufblick: „Wie wohl hat unser Herrgott es gemacht, daß diese lieben Männer itzt in ihrem Grabe ruhen!“

„Sehr wohl“, sagte Herr Friedrich, indem er vom Tische aufstand; „und da lasse Sie die beiden alten Leute nur und sorge Sie für Ihre Leibesnahrung, damit Sie nicht vor der Zeit bei Ihres Vaters Onkel zu ruhen komme! Zunächst aber hole Sie mir den Überrock von draußen aus dem Schrank!“

Als das geschehen war, ging Herr Friedrich aus dem Hause, ohne zu sagen, wohin, und wann er wiederkommen werde; Frau Antje aber legte zuvörderst die Serviette zusammen, welche der sonst so akkurate Herr als wie ein Wischtuch auf dem Tische hatte liegenlassen, und machte sich dann voll stillen Ingrimms über ihren Braten her.

— Am selbigen Abend, da es vom Kirchturme acht geschlagen hatte, stand Herr Friedrich Jovers auf seinem Steinhofe mit dem Rücken an der Mauer eines Hintergebäudes und blickte unverwandt nach den hell erleuchteten Saalfenstern seines Elternhauses, deren unterste Scheiben die neue Mauer noch so eben überragten.

Ganz heimlich, vor allem als dürfe Frau Antje Möllern nichts davon gewahren, war er nach seiner Rückkehr

hier hinausgeschlichen. Weshalb, wußte er wohl selber kaum; denn mit jedem Gläserklingen, das zu ihm herüberscholl, mit jeder neuen Gesundheit, deren Worte er deutlich zu verstehen glaubte, drückte er die Zähne fester aufeinander. Gleichwohl stand er wie gebannt an seinem Platze, sah in das Blitzen der brennenden Kristallkrone und horchte, wenn nichts anderes laut wurde, auf den Schrei des alten Papageien, der, wie er wohl wußte, bei der Festtafel heute nicht fehlen durfte.

Da erschien an einem der Fenster, gerade an dem, welches seinen Schein auf Herrn Friedrichs Standplatz warf, eine zierliche Frauengestalt. Er konnte das Antlitz nicht erkennen; aber er sah es deutlich, daß der Kopf des Frauenzimmers, wie um ungehinderter hinauszuschauen, sich mit der Stirn an eine Scheibe drückte. Doch auch das schien ihr noch nicht zu genügen; ein Arm streckte sich empor, wie um die obere Haspe[1] zu erreichen, und jetzt, während im Saale neues Gläserklingen sich erhob und der Papagei dazwischen schrie, wurde leise der Fensterflügel aufgestoßen.

Herr Friedrich erkannte seine Schwägerin. Sie lehnte sich hinaus, sie legte die Hand an ihren Mund, als ob sie zu ihm hinüberrufen wolle; und jetzt hörte er es deutlich, wenn es auch nur wie geflüstert klang: es war sein Name, den sie gerufen hatte. Und da er wie ein steinern Bild an seiner Mauer blieb, kam es noch einmal zu ihm herüber, und dann, als wolle sie ihm winken, erhob sie langsam ihre Hand und deutete dann wieder nach dem hellen Festsaal. — Was hatte sie vor? Wollte sie ihn noch jetzt zur Taufe laden? Er wußte, sie konnte solche Einfälle haben; er wußte auch, wenn er jetzt ihr folgte, er würde seinem Bruder den besten Teil des Festes bringen; aber — der Garten! Nach ein paar fürsorglichen Andeutungen des Herrn Siebert Sönksen stand in allernächster Zeit eine abfällige Sentenz bei dem Magistrate hier in Aussicht! — Nein, nein, die zweite Instanz mußte beschritten,

[1] Türband.

der Prozeß mußte dort gewonnen werden; waren doch auch die weitschichtigen Rezesse[1] des Goldenen von vornherein auf diese höhere Weisheit nur berechnet gewesen!

Herr Friedrich Jovers wollte sein Recht. Frau Christine hatte es selbst gesagt, er konnte nicht anders, er war ein Trotzkopf; er rührte sich nicht, der Bock hielt ihn mit beiden Hörnern gegen die Mauer gepreßt.

Freilich wußte er es nicht, daß Christian Albrecht ihn im Gevatterstande vertreten und seinen Erstgeborenen getrost auf seines Bruders und des Urgroßvaters Namen hatte taufen lassen. Da drüben aber wurde das Fenster zögernd wieder zugeschlossen.

* * *

Wenige Tage später stand der vierschrötige Maurermeister Hinrich Hansen, wohlrasiert, seinen Dreispitz in der Hand, im Kabinette des Senators Christian Albrecht Jovers.

„Also“, frug dieser, „zweihundertundvierzig Reichstaler war die Verdingsumme für das Werk da draußen, und Er hat den Betrag bereits empfangen?“

Meister Hansen bejahte das.

„Weiß Er denn wohl“, sagte der Senator wieder, „daß mein Bruder Ihm da um die Hälfte zu viel gegeben hat?“

Der alte Handwerksmann wollte aufbrausen; das griff an seine Zunft- und Bürgerehre. „Laß Er nur, Meister“, sagte Herr Christian Albrecht und legte beschwichtigend die Hand auf den Arm des neben ihm Stehenden, „Seine Arbeit ist auch diesmal rechtschaffen; aber Er weiß doch, was ein Hauskontrakt bedeutet?“ Und damit schob er ihm das vergilbte Schriftstück zu, welches aufgeschlagen auf dem Pulte lag.

Der Meister zog seine Messingbrille hervor und studierte lange und bedächtig unter Beistand seines Zeigefingers den ihm bezeichneten Paragraphen; endlich

[1] Protokolle.

klappte er die Brille zusammen und steckte sie wieder in das Futteral.
„Nun?“ frug Herr Christian Albrecht.
Der Meister antwortete nicht; er fuhr mit seinen Fin-
5 gern in die Westentasche und suchte nach einem Endchen Kautabak, womit er in schwierigen Umständen seinen Verstand zu ermuntern pflegte.
„Nicht wahr, Meister“, sagte der Senator wieder, „da steht es klar und deutlich?“
10 Der Meister kam nun doch zu Worte. „Mag sein, Herr“, erwiderte er stockend, „aber es ist mir denn doch alles voll und richtig ausbezahlt!“
Der Senator ließ sich das nicht anfechten. „Freilich, Meister; aber die eine Hälfte war ja nicht Herr Friedrich
15 Jovers, sondern ich Ihm schuldig! Das macht auf den Punkt einhundertundzwanzig Reichstaler. Hier sind sie, wohlgezählt in Kron- und Markstücken; und nun gehe Er zu Herrn Friedrich Jovers und zahle Er ihm zurück, was Er von ihm zuviel empfangen hat!“
20 Meister Hansen zögerte noch; in seinem Kopfe mochte die Vorstellung von einem etwas kuriosen Umwege auftauchen, aber bevor er mit seinen schwer beweglichen Gedanken darüber ins reine kam, war schon das Geld in seiner Tasche und er selbst zur Tür hinaus.
25 Herr Christian Albrecht rieb sich vergnügt die Hände. „Was wird Bruder Friedrich dazu sagen? Still halten muß er schon; hier steht's!“ Und er tupfte mit den Fingern dreimal zuversichtlich auf den alten Hauskontrakt.
Da wurde an die Tür gepocht. Der Schreiber seines
30 Sachwalters überreichte ihm einen Brief.
Als der Überbringer sich entfernt und Herr Christian Albrecht den Brief gelesen hatte, war der eben noch so vergnügliche Ausdruck seines Angesichts mit einemmal wie fortgeblasen. „Musche Peters“, sagte er kleinlaut, indem
35 er die Tür zur großen Schreibstube öffnete, „bitte Er doch die Frau Senatorin, auf ein paar Augenblicke bei mir vorzusprechen!“
Die Frau Senatorin ließ nicht auf sich warten. „Da

hast du mich, Christian Albrecht!“ rief sie fröhlich; „aber“ — — und sie schaute ihm ganz nahe in die Augen, „fehlt dir etwas? Es ist doch kein Unglück geschehen?“

„Freilich ist ein Unglück geschehen, Christinchen; da — lies nur diesen Brief!“ 5

Ihre Augen flogen über das Papier. „Aber, Christian Albrecht, du hast ja den Prozeß gewonnen!“

„Freilich, Christinchen, hab' ich ihn gewonnen.“

„Und das nennst du ein Unglück? Da hast du ja alles nun in deiner Hand!“ 10

„Hatte ich in meiner Hand, mußt du sagen! Fünf Minuten vor Empfang dieses Schreibens habe ich durch Meister Hansen die Hälfte der unseligen Mauergelder an Bruder Friedrich abgesandt.“

Frau Christine schlug die Hände ineinander. „Das 15 wird eine schöne Geschichte werden! — du!?“ — und sie drohte ihm mit dem Finger — „ich hatte es dir vorhergesagt!“

* *
*

Und es wurde eine schöne Geschichte; denn zu derselben Zeit stand im Nachbarhause der Meister Hansen 20 vor dem Herrn Friedrich Jovers.

Bei seinem Eintritt in den Hausflur war der goldene Advokat gegen ihn angeprallt und dann wie im blinden Geschäftseifer an ihm vorbeigeschossen. Im Zimmer selbst saß der Hausherr mit einem Schriftstück in der herab- 25 hängenden Hand, das mit vielen Schnörkeln begann und mit dem großen Magistratssiegel endete. Er schien über den zuvor gelesenen Inhalt nachzusinnen und nicht gehört zu haben, was ihm der Meister eben vorgetragen hatte; als dieser aber aus seiner Hand ein paar schwere Geld- 30 rollen auf den Tisch fallen ließ, richtete er sich plötzlich auf. „Geld? Was soll das?“ rief er. „Was sagt Er, Meister Hansen?“

Der Meister trug noch einmal seine Sache vor, und jetzt hatte Herr Friedrich zugehört und recht verstanden. 35

„So?“ sagte er anscheinend ruhig, indem er sich von

seinem Sitz erhob; aber sein Antlitz rötete sich bis unter das dunkle Stirnhaar. „Also dazu hat Er sich gebrauchen lassen?" — Dann ergriff er plötzlich die beiden Geldrollen und machte eine Armbewegung, die den stämmigen
5 Meister fast zur Gegenwehr veranlaßt hätte.

Aber Herr Friedrich besann sich wieder. „Setz' Er sich!" sagte er kurz; dann ging er rasch zur Stubentür und über den Hausflur nach dem Hof hinaus.

Der junge Küfer, der vor der offenen Kellertür des
10 Lagerraums beschäftigt war, sah mit Verwunderung den Herrn Prinzipal bald mit vorgestrecktem Kopfe auf dem Klinkersteige[1] des Hofes dröhnend hin und wieder schreiten, bald wieder ein Weilchen stille stehen und mit halbscheuen Blicken an der hohen Scheidemauer hinaufschauen.

15 Das mochte eine Viertelstunde so gedauert haben; endlich, wie in raschem Entschluß, ging Herr Friedrich in das Haus zurück. Als er ins Zimmer trat, fand er den Handwerksmann auf demselben Stuhle, wo er ihn gelassen hatte.

20 „Meister", sagte er, aber es war, als werde bei den wenigen Worten ihm der Atem kurz, „hat Er Leute in Bereitschaft? So etwa fünf oder sechs und noch heute oder doch morgen schon?"

Der Meister war aufgestanden und besann sich. „Nun,
25 Herr Jovers, es ginge wohl! Mit der Stadtswage sind wir jetzt so weit; ein Stücker fünfe könnten schon gemißt werden."

„Gut denn, Meister" — und Herr Friedrich ergriff noch einmal, und nicht minder heftig als vorhin, die bei-
30 den auf dem Tische liegenden Geldrollen — „so baue Er mir die Mauer auf meinem Hofe noch um so viel höher, als dieses Silber dazu reichen will!"

Der Handwerksmann schien kaum zu merken, daß während dieser Worte die Rollen schon in seinen Händen lagen.

35 „Hat Er mich nicht verstanden?" fuhr Herr Friedrich fort, da der andre keine Antwort gab.

---

[1] Steig von glasierten Ziegeln.

„Freilich, Herr; das ist wohl zu verstehen; aber“ — und der Meister schien ein paar Augenblicke nachzurechnen — „das gäbe ja noch an die sechs bis sieben Fuß!“

„Meinetwegen“, sagte Herr Friedrich finster, „nur sorge Er dafür, daß es um keinen Schilling niedriger und 5 auch um keinen höher werde, als wozu Er da das Geld in Händen hat!“

„Hm“, machte der alte Mann und sah den jüngeren mit einem Blicke an, als ob ihm plötzlich ein Verständnis komme, „wenn Sie es denn so wollen, Herr Jovers; es 10 ist Ihre Sache.“

Herr Jovers wandte sich ab. „So wären wir fertig miteinander!“ sagte er hastig. „Fanget nur gleich morgen an, damit ich der Unruhe in Bälde wieder ledig werde!“

Als Meister Hansen dann hinausgegangen war, warf 15 er sich auf einen Stuhl am Fenster und starrte auf die leere Straße. Er schien keine Gedanken zu haben; vielleicht auch wollte er keine haben.

* * *

Und schon am andern Tage, während der Herr Onkel Bürgermeister und der Herr Vetter Kirchenpropst noch 20 einmal ihr vergebliches Versöhnungswerk betrieben, wurde zwischen den Höfen der beiden Brüder rüstig fortgemauert, und der struppige Assyrer sang dabei alle Lieder, die er aus seinen Kreuz- und Querzügen aus der Fremde heimgebracht hatte. Im Hause des Senators 25 wurden die Schreibstuben mit jeder neuen Steinlage immer mehr verdunkelt, und der alte Friedebohm ertappte sich zu seinem Schrecken mehr als einmal, wie er müßig vor dem Fenster stand und, eine vergessene Prise zwischen den Fingern, diesem, wie er es bei sich selber 30 nannte, babylonischen Beginnen zusah. Auf der anderen Seite ging Herr Friedrich Jovers, wenn er auf dem Wege zu seinen Geschäftsräumen den Hof betreten mußte, hastig und ohne jemals aufzublicken daran vorüber. Dann, nach Verlauf einiger Tage, hörte das Mauern und das Singen 35

auf; die Handwerker waren fort, das neue Werk war fertig.

Statt dessen vernahm Herr Friedrich am nächsten Vormittage ein Geräusch, das ihm wie mit einem Schlage
5 die seltensten, aber höchsten Freuden seiner Knabenjahre vor die Seele führte; er hatte eben die Hoftür geöffnet und seinem draußen beschäftigten Ausläufer etwas zugerufen, als er horchend stehenblieb. Er wußte es genau; er sah es vor sich, wie jetzt drüben auf dem Hofe des
10 Elternhauses die großen Reisemäntel ausgeklopft wurden; ja, er sah sich selbst als Knaben in seinen Sonntagskleidern an seiner Mutter Hand daneben stehen und hörte den frohen Ton ihrer Stimme, womit sie bei solchem Anlaß einstmals ihrer Kinder Herz erfreute.
15 Er erschrak fast, als der Gerufene ihm jetzt entgegentrat, und ihm entfiel unwillkürlich die Frage, was denn für eine Reise drüben wohl im Werke sei. Aber bevor der Mann den Mund aufzutun vermochte, kam bereits die Antwort aus der naheliegenden Küche: Frau Antje
20 Möllern hatte selbstverständlich schon lange die genauesten Nachrichten; ein Glück, daß sie es endlich nun erzählen konnte! Die junge Frau Senatorn wollte mit ihrem Erbprinzen auf Besuch zu ihren Eltern, obschon das liebe Kind mit jedem Tag ins Zahnen fallen könne und Pan-
25 kratius und Servatius noch nicht einmal vorüber seien; und der gute Herr Senator müsse auch mit auf die Reise, denn was kümmere das die Frau Senatorn, daß eine große Ladung Ostseeroggen erst eben auf der Reede angekommen sei! „Herr Jovers!“ schloß Frau Antje ihre
30 Rede, als der Arbeitsmann sich entfernt hatte, und wies mit dem Daumen nach dem Hofe zu, „glauben Sie es oder glauben Sie es nicht — die hat's nicht ausgehalten, daß sie uns von drüben nun nicht mehr in unsere Töpfe gucken kann!“
35 Ein fast grimmiges Zucken fuhr um Herrn Friedrichs Lippen; dann aber sah er die alte Dame nur eine Weile mit etwas starren Augen an. „Also das ist Ihre Meinung, Möllersch?“ sagte er trocken, und als sie hierauf

beteuernd mit ihrem dicken Kopf genickt hatte, setzte er hinzu: „So wolle Sie die Güte haben, dergleichen Meinung künftig bei sich selber zu behalten!“

Als er das gesprochen hatte, ging er fort, und Frau Antje blieb, die Hände über ihrem starken Busen gefaltet, noch eine ganze Weile stehen, die Augen unbeweglich nach der Richtung, in der ihr Herr verschwunden war. Dann plötzlich trabte sie an den verlassenen Herd zurück und rührte unter heftigen Selbstgesprächen in dem über dem Dreifuß stehenden Topfe, daß die kochende Brühe zu allen Seiten in die lodernden Flammen spritzte.

* * *

Es war unverkennbar, daß die Mauer draußen, obgleich sie keineswegs behagliche Gefühle in ihm erweckte, nach ihrer abermaligen Vollendung eine geheimnisvolle Anziehungskraft auf Herrn Friedrich Jovers übte. Freilich hatte er noch immer vermieden, an dem neuen Werk emporzusehen; jetzt aber, nachdem der Abend herangekommen war, ließ es ihm auch hierzu keine Ruhe mehr. Er hatte sich vorgespiegelt, sein junger Küfer, der zur gewohnten Stunde aus dem Geschäft gegangen war, könne das Auffüllen der neuen Fässer unterlassen haben, welche in dem Keller hinter dem Hofe lagen; allein er hatte schon darum vergessen, als er kaum den Hof betreten hatte.

Oben an dem dunklen Frühlingshimmel schwamm die schmale Sichel des Mondes und warf ihr bläuliches Licht auf den oberen Rand der Scheidemauer und das Dach des elterlichen Hauses. Herr Friedrich stand jetzt an derselben Stelle, von wo aus er an jenem Abend ein stummer Zeuge der Familienfeierlichkeit gewesen war; er stand dort ebenso stumm und unbeweglich, aber auf seinem Antlitz lag jetzt ein unverkennbarer Ausdruck der Bestürzung. So sehr er seine Augen anstrengte, es wurde nicht anders: hinter dem neuen Maueraufsatz waren die Fenster des alten Familiensaales bis zum letzten Rand verschwunden.

Es war schon spät am Abend; nichts regte sich, weder

hüben noch drüben; nur das Klirren eines Fensterflügels, der im Hauptbau auf der andern Seite offen stehen mochte, wurde dann und wann im Aufwehen der Nachtluft hörbar. Herr Friedrich wollte eben in sein Haus
5 zurückkehren, da tönte von drüben plötzlich die Stimme des alten Kuba-Papageien: „Komm röwer!“ und nach einer Weile noch einmal: „Komm röwer!“ Wie ein eindringlicher Ruf, fast schneidend, klang es durch die Stille der Nacht; dann nach kurzer Pause folgte ein gellendes
10 Gelächter. Herr Friedrich kannte es sehr wohl; der verwöhnte Vogel pflegte es auszustoßen, wenn ihm die Nachahmung der eingelernten Worte besonders wohlgelungen war. Aber was sonst als der unbehülfliche Laut eines abgerichteten Tieres gleichgültig an seinem Ohr vorbei-
15 gegangen war, das traf den einsamen Mann jetzt wie der neckende Hohn eines schadenfrohen Dämons.

„Komm röwer!“ seine Lippen sprachen unwillkürlich diese Worte nach; über seine selbstgebaute Mauer konnte er nicht hinüberkommen.

20 Noch lange stand er, das Hirn voll grübelnder Gedanken, ohne daß etwas anderes als das gewöhnliche Geräusch der Nacht zu seinem Ohr gedrungen wäre; fast sehnte er sich, noch einmal den Schrei des Vogels zu vernehmen; als aber alles still blieb, ging er ins Haus und
25 legte sich zum Schlafen nieder.

Allein er hörte eine Stunde nach der andern schlagen, und da er endlich schlief, war es nur eine halbe Ruhe. Ihm war, als sei er auf dem Wege zum Garten; aus der Pforte kamen seine Eltern ihm entgegen, von denen er
30 gemeint hatte, daß sie beide schon im Grabe lägen; als er auf sie zuging, sah er, daß ihre Augen fest geschlossen waren; er wollte sie eben bitten, ihn doch anzusehen, da war die hohe Mauer vor ihm aufgestiegen, und dahinter scholl das Gelächter des alten Kubavogels, das wie in
35 einem Echo an hundert Mauern hin und wieder sprang.

— — Das Geräusch eines dicht unter seinen Fenstern vorüberrollenden Wagens weckte ihn. Es war schon Morgenfrühe; die dicke, goldene Taschenuhr, welche er von

seinem Nachttisch langte, zeigte auf reichlich fünf Uhr. Rasch war er aus dem Bette, zog das Vorhängsel von einem Guckfenster in der vorspringenden Seitenwand zurück und sah auf die Straße hinab. Von Osten her lagen die Häuserschatten noch auf den feuchten Steinen und bis hoch an den gegenüberstehenden Gebäuden hinauf; vor der Treppe des brüderlichen Hauses hielt ein bespannter Reisewagen: Koffer wurden durch den alten Diener hintenauf geladen und Kisten und Schachteln unter den Wagenstühlen festgebunden. Bald darauf sah er seinen Bruder und Frau Christine in Reiserock und Mantel aus dem Hause treten; dann folgte eine gleichfalls reisefertige Magd mit einem anscheinend nur aus Tüchern bestehenden Bündelchen, an welchem die junge Frau Senatorn noch viel zu zupfen und zu stecken hatte und worin Herr Friedrich nicht ohne Grund seinen ihm noch unbekannten jungen Neffen vermutete.

Endlich war alles auf dem Wagen. Herr Friedebohm, von der obersten Treppenstufe, schien eiligst noch mit Kopf und Händen die Versicherung getreuen Einhütens zu erteilen; dann klatschte der Kutscher, und bald war die Straße leer, und Herr Friedrich hörte nur noch das schwache Rollen des Wagens droben in der Stadt, wo es zum Ostertore hinausführte.

Aber auch ihn selbst duldete es nun nicht länger im Hause; rasch war er angekleidet und ging in den frischen Morgen hinaus. Er war hinten um die Stadt herumgegangen, an der stillen Gasse vorüber, in welcher die Pforte zu dem Familiengarten sich befand; jetzt schritt er langsam, seinen Rohrstock unter dem Arme, drüben auf dem breiten Gange des Kirchhofes und schaute über den alten Hagedornzaun nach dem seit einem halben Jahre von ihm gemiedenen Familiengrundstücke hinüber. Bäume und Sträucher standen schon in lichtem Grün, und dort von den jungen Apfelbäumen, die sein Vater, der alte Herr Senator, noch gepflanzt hatte, lachten ihn die ersten roten Blütensträuße an. Bald auch gewahrte er mit Verwunderung, daß der Garten, wie in jedem Frühjahr, in

ordnungsmäßigen Stand gesetzt war, und — täuschte ihn denn sein Ohr? — er hörte ein Geräusch, als ob geharkt und darauf Beete mit dem Spaten angeklopft würden; aber der Pavillon und das hohe Gebüsch zu dessen Seiten verwehrte ihm die Aussicht.

Er blieb stehen und lauschte, während das Geräusch des Arbeitens sich ebenmäßig fortsetzte. Da wallte es in ihm auf; wer konnte sich unterstehen, den in Streit befangenen Garten anzufassen?

„Heda!“ rief er. „Was wird da getrieben?“

Das Arbeiten hörte auf, und nach einigen Augenblicken trat der alte Andreas mit einem Spaten auf der Schulter hinter dem Pavillon hervor.

„Er, Andreas?“ herrschte ihn Herr Friedrich an. „Was hat Er hier zu schaffen? Hat Ihn mein Bruder etwa hier zur Arbeit herbeordert?“

Der Alte schob seine Pudelmütze von einem Ohr zum andern. Die Frage mochte ihm unerwartet kommen; hatte er doch noch von dem seligen Herrn her einen Schlüssel zu der Gartenpforte und seit über einem Vierteljahrhundert einzig nach dem Kalender, den er in seinem Kopfe trug, die Beete umgegraben, Erbsen und Bohnen nach seiner eigenen Wissenschaft gelegt und Bäume und Gesträuche angebunden und beschnitten. „Herbeordert?“ sagte er endlich. „Nein, Herr; so herbeordert hat mich niemand; aber wenn's nicht alles in die Wildnis gehen sollte, so war es just die höchste Zeit.“

„Was kümmert Ihn das“, rief Herr Friedrich, „ob es hier verwildert?“

Der Alte hatte seinen Spaten in die Erde gestoßen. „Was mich das kümmert?“ wiederholte er und sah völlig verdutzt zu dem Sohne seines alten Herrn hinüber.

„Freilich Ihn!“ fuhr dieser fort; „denn wer wohl, meint Er, daß Ihm seine Arbeit hier bezahlen werde?“

„Nun, Herr; es wird schon alles angeschrieben.“

„So schreib' Er's gleich nur in den Schornstein“, rief Herr Friedrich, „und vertu' Er seine Zeit nicht, die Er besser brauchen kann!“

Andreas wischte mit der Hand den Schweiß von seiner Stirne. „Wenn das Ihr Ernst ist, Herr Jovers“, sagte er, „so kann ich freilich nur nach Feierabend hier noch arbeiten; das aber“ — und er erhob den Spaten und zeigte damit nach dem Kirchhofe hinüber — „tu' ich meiner 5 alten Herrschaft da zuliebe.“

Herr Friedrich sagte nichts; Andreas aber ging mit seinem Spaten fort, und bald wurde wieder das einförmige Geräusch des Grabens in der Morgenstille hörbar.

Der andre stand noch eine Weile an derselben Stelle, 10 als müsse er die Spatenstiche zählen, die er drüben den alten Arbeiter machen hörte; dann wandte er sich plötzlich und ging weiter in den Kirchhof hinein, bis zu dem Grabe seiner Eltern. Hier saß er lange auf den Steinen, welche die Familiengruft bedeckten, und blickte auf den grünen 15 Koog hinunter und darüber hinaus auf den silbernen Strich des Meeres, wo in der Ferne die Masten des guten, ihm so wohlbekannten Schiffes „Elsabea Fortuna“ sichtbar wurden.

Als es in der Stadt vom Turme sieben schlug, stand 20 er wieder an dem alten Gartenzaune. Der vorübergehende Totengräber, dessen Gruß er nicht zu bemerken schien, gewahrte mit Verwunderung, wie Herr Friedrich Jovers mit seinem Stocke recht unbarmherzig gegen einzelne der alten Büsche stieß, während doch, wie von einem 25 frohen Entschluß, ein stilles Lächeln auf seinem Antlitz lag.

Plötzlich aber richtete Herr Friedrich sich auf und schritt aus dem Kirchhofe in die Stadt hinein; er schritt nicht seiner Wohnung zu, sondern die lange Osterstraße hinauf, wo das Haus des Meisters Hinrich Hansen lag. 30

* * *

Und acht Tage später, an einem sonnigen Spätnachmittage, hielt der Chaisewagen des Senators wieder vor dessen Haustür; die Reisenden samt Kind und Kindsmagd waren heimgekehrt. Als der schlafende Erbe glücklich vom Wagen und oben in der Kinderstube untergebracht war, 35

lief die junge Frau, wie zu neuer freudiger Besitznahme, durch alle Räume ihres Hauses, und als sie hier überall gewesen war und, dank der alten schwiegerelterlichen Köchin, alles in musterhafter Ordnung vorgefunden hatte,
5 schritt sie langsam den Gang hinab, der an der Küche vorbei zur Hoftür führte. Ihr Gesicht war plötzlich ernst geworden, und es dauerte eine Weile, bevor sie die Klinke aufdrückte und hinaustrat.

Allein so zögernd sie hinausgegangen war, so rasch
10 kam sie jetzt zurück; sie flog fast an der Küche vorüber nach dem Hausflur; ihre Augen strahlten: „Christian, Christian Albrecht!“ rief sie. „Wo steckst du? Komm doch, komm geschwinde!“

Da trat er schon mit heiterem Antlitz aus der Schreib-
15 stube auf sie zu.

„Komm!“ rief sie nochmals und ergriff ihn bei der Hand. „Ein Wunder, Christian Albrecht, ein wirkliches Wunder! Wie aus dem Döntje von dem Fischer un sine Fru! Ein schwarzer jütscher Topf, ein Haus, ein Palast;
20 immer höher und höher, und dann eines angenehmen Morgens — ‚Mantje, Mantje Timpe Te!‘ — da sitzen sie wieder in ihrem schwarzen Pott!“ Und sie sah mit glückseligen Augen zu ihrem Mann empor.

Auch aus seinen guten Augen leuchtete ein Strahl des
25 Glückes. „Ich habe es schon gesehen“, sagte er; „aber es ist kein Wunder, es ist viel besser als ein Wunder.“

Und als sie dann Arm in Arm auf den Hof hinaustraten, der wieder hell und frei wie früher vor ihnen lag, da sahen sie die hohe Mauer bis auf ihr altes Maß hinab-
30 geschwunden, und hinter der niedrigen Grenzscheide stand Herr Friedrich Jovers und streckte schweigend dem Bruder seine Hand entgegen.

„Friedrich!“

„Christian Albrecht!“

35 Die Hände lagen ineinander; aber jetzt erhob Herr Friedrich den Kopf, als ob er nach den Fenstern des elterlichen Hauses hinüberlausche.

„Worauf hörst du, Bruder?“ frug ihn der Senator.

Einen Augenblick noch blieb der andere in seiner horchenden Stellung, dann ging ein Lächeln über sein ernstes Gesicht. „Ich meinte, Bruder, daß unser alter Papagei mich riefe, aber er hat es neulich abends schon getan.“

Und als er das gesagt hatte, legte er die eine Hand 5 auf den oberen Rand der Mauer, und mit einem Satze schwang er sich hinüber.

„Mein Gott, Friedrich“, rief Frau Christine, indem sie einen raschen Schritt zurücktrat, „ich habe dich noch niemals springen sehen!“ Und dabei standen ihre Augen 10 voll von Tränen.

Er faßte seine Schwägerin an beiden Händen. „Christine“, sagte er, „dieser Sprung war nur ein Symbolum; ich werde künftig wieder hübsch auf ebener Erde bleiben.“

Der Senator blickte heiter in den nun wieder frei ge- 15 wordenen Luftraum. „Lieber Bruder“, begann er mit bedächtigem Lächeln, „die ganze Mauer war ja eigentlich nur ein Symbolum, außer daß sie denn doch leibhaftig dagestanden, und währenddem der alte Friedebohm sich seine Federn nicht mehr schneiden konnte —“ 20

Herr Friedrich unterbrach ihn: „Wenn's gefällig wäre, so nehmet noch einmal euere eben abgelegten Hüte und begleitet mich auf einer kurzen Promenade!“

„Was du willst, Friedrich!“ rief Frau Christine. „Alles, was du willst!“ Und da Herr Christian Albrecht gleich- 25 falls einverstanden war, so gingen sie miteinander durch das elterliche Haus, und Herr Friedrich führte sie den bekannten Weg hinten um die Stadt, an der grünen Marsch entlang und wieder in die Stadt hinein.

Sie hatten längst bemerkt, daß er sie zu dem in Streit 30 befangenen Garten führe; aber sie fragten nicht, sie gingen schweigend und in freudiger Erwartung neben dem Bruder her.

Am Eingange empfing sie der alte Andreas, die Steigharke in der Hand, ein schelmisches Schmunzeln im Ge- 35 sicht. Alles zeigte sich in schönster Ordnung; an den jungen Apfelbäumen waren alle Blütensträuße aufgebrochen.

Herr Friedrich beschleunigte seine Schritte, während

er den Muschelsteig zum Pavillon hinauf, dann aber an demselben vorbei und nach der Kirchhofseite zuschritt. Als sie hier aus dem Gebüsch hinaustraten, stieß Frau Christine einen leichten Schrei aus, wie er sich in freudiger Überraschung so anmutig von den Frauenherzen löst; denn an der Stelle des krüppelhaften Zaunes, welcher sonst die Scheide gegen den Kirchhof hin bezeichnet hatte, erhob sich vor ihnen eine stattliche Mauer, wie Herr Christian Albrecht sie sich immer hier gewünscht hatte. „Nun gewißlich", rief die hübsche Frau, „da steht es vor uns, auch die Liebe kann —"

Aber Herr Friedrich nahm ihr das Wort vom Munde. „Die Frau Schwester meinen", sagte er höflich, „Meister Hansens Leute können, wenn auch keine Berge, so doch eine Mauer recht gescheit versetzen; mich selber anbelangend, so habe ich hierbei auf des Herrn Bruders gütigen Konsens gerechnet. Und, Christian Albrecht", fuhr er in herzlichem Tone fort, indem er sich zu seinem Bruder wandte, „hiemit, so du gleichen Sinnes bist, ist unser Prozeß am Ende; du hast das Urteil unseres Magistrates für dich; meinen Einspruch habe ich zurückgezogen. Tue du nun ein übriges und bestimme als der Älteste, wie es mit dem Garten soll verhalten werden! Wie du die Teilung vornimmst, ich bin es jedenfalls zufrieden."

Herr Christian Albrecht hatte dieser Rede zugehört wie einer, welcher zugleich einem eigenen Gedanken nachgeht. „Ist das dein Ernst, Friedrich?" sagte er, seinem Bruder voll ins Antlitz sehend; „dein wohlbedachter Ernst?"

„Mein voller, wohlbedachter Ernst", erwiderte Herr Friedrich ohne Zögern.

„Nun denn", rief Christian Albrecht freudig, „so teilen wir gar nicht, Bruder Friedrich! ‚Jovers Garten' hat es hier von Großvaters Zeiten her geheißen, so darf es jetzt nicht Christian Albrechts oder Friedrichs Garten heißen!"

Einen Augenblick lang zogen Herrn Friedrichs dunkle Brauen sich zusammen, als ob er über einen Gewaltstreich seines Bruders zürnen müsse; dann aber wurde es plötzlich hell auf seinem Antlitz, wie Christian Albrecht in so

raschem Wechsel es nur bei ihrem Vater einst gesehen hatte. Lebhaft ergriff er seines Bruders Hand: „Topp, Christian Albrecht! Aber wie war's nur möglich, daß dies damals keinem von uns beiden eingefallen ist?“

Herr Christian Albrecht lächelte. „Ich glaube, Friedrich, wir haben damals beide etwas laut geredet; da konnten wir die eigene Herzensmeinung nicht vernehmen.“

Frau Christine, die in stiller Freude dem Gespräch der Brüder zugehört hatte, hob jetzt ihre Uhr empor, die sie, noch von der Reise her, an einem schweren Gürtelhaken bei sich führte. „Vesperzeit, wenn's beliebet!“ rief sie. „Und, Friedrich, du speisest doch heut abend bei uns? Die alte Margret wird schon löblich vorgesehen haben! Freilich — deine perdrix aux truffes, die hast du ein für allemal verlaufen[1].“

* * *

Es war zu Ende Juli. Frau Antje Möllern saß bei Frau Nachbarn Jipsen auf der Beischlagsbank und erzählte dieser noch einmal, wie schon mehreremal zuvor, daß es nun nichts nütze, da drüben noch länger hauszuhalten; denn die da — und sie nickte nicht eben sanft nach dem alten Kaufherrnhaus hinüber — haben nun auch Herrn Friedrich Jovers ganz in ihren Schlingen; sie, Antje Möllern, habe dies dem letzteren auch rundheraus gesagt und dann zugleich auf Michael gekündigt; und Frau Nachbarn Jipsen erwiderte darauf, heute gleichfalls nicht zum erstenmal, daß sie das alles längst vorausgesehen habe.

Unten im Ratsweinkeller saß an diesem warmen Nachmittage der goldene Advokat und demonstrierte dem Herrn Stadtsekretär, der aus den oberen Rathausräumen zu einem kühlen Trunk herabgestiegen war, wie er die scharfsinnigen Deduktionen seiner Klage- und Replikrezesse, welche — ganz sub rosa — denn doch über den Horizont des ehrenwerten Magistrats hinausgingen, nun leider

[1] Um die hast du dich durch dein Weglaufen ein für allemal gebracht.

ganz umsonst geschrieben habe; und der stets höfliche Herr Stadtsekretär tupfte dem Goldenen recht freundlich auf die Schulter und sagte lächelnd: „Umsonst, Herr Siebert Sönksen? Doch wohl nicht ganz umsonst! Da müßten
5 wir die Herren Jovers sonst nicht kennen!“ — Und der Goldene lächelte gleichfalls und griff behaglich nach seinem Spitzglas Roten.

Draußen in den Gärten aber war es in der Stachelbeerenzeit, und in „Jovers Garten“ war heute überdies
10 ein großer Familienkaffee. Der Herr Onkel Bürgermeister und der Herr Vetter Kirchenpropst mit ihren Frauen waren da, und der alte Friedebohm und der alte Andreas waren da, jeder an dem Platze, der ihnen zukam, und der alte Papagei saß auf seiner hohen Stange vor dem Pa-
15 villon, und auch Musche Peters in seinem neuesten Anzug mit einer kleinen Zopfperücke fehlte nicht. Selbst den kleinen Erbprinzen hätte man in seinem Kinderwagen an einem stillen Schattenplätzchen finden können, freilich bis jetzt nur schlummernd unter der Hut der treuen Kinder-
20 magd. Im Innern des Pavillons aber vor den weit geöffneten Flügeltüren waltete Frau Christine des blinkenden Kaffeetisches, während drunten vor der Staketpforte sich zusammendrängte, was die kleine Gasse an neugierigen Weibern und lustiger Jugend aufzubieten hatte.
25 Die Weiber erzählten sich von der guten seligen Frau Senatorn und nickten dabei nach der inneren Wand des Pavillons hinüber, wo die unermüdliche Dame Flora nach wie vor mit ihrer Rosengirlande tanzte; die Buben dagegen, die sich allmählich den ersten Platz vor der Pforte
30 erobert hatten, wiesen mit ausgestreckten Armen nach den großen, roten Stachelbeeren, die auf den Rabatten in schwerer Fülle an den Büschen hingen. Mitunter hörte man sie den Namen des jungen Herrn Senators nennen; sie schienen auf ihn zu warten, dessen milde Hand ja auch
35 nach dem Hintritt der guten, alten Frau Senatorn noch vorhanden war. „Da kommt he! Kiek mal, da kommt he!“ riefen ein paar von ihnen, deren gierige Augen eben einen Schimmer seines pfirsichfarbenen Rockes erspäht

hatten; aber sie wurden plötzlich stille, als sie ihn an der Seite des gefürchteten Herrn Friedrich Jovers aus einem belaubten Seitengange treten sahen.

Die beiden Brüder gingen schweigend nebeneinander; aber auf ihrem Antlitz lag noch der friedliche Ausdruck des traulichen Gespräches, welches sie vorhin die einsameren Seitengänge hatte aufsuchen lassen. Auch jetzt noch wandten sie sich nicht wieder zur Gesellschaft, sondern schritten in stummem Einverständnis den breiten Muschelsteig hinab.

Ihnen im Rücken hatte inzwischen Musche Peters sich der Papageienstange genähert und suchte in Ermangelung gleichberechtigter Unterhaltung mit dem gefiederten Gaste in bescheidenem Flüstertone anzuknüpfen; sogar ein Stückchen Zucker wagte er dem Papchen hinzuhalten. Aber der grüne Unhold schien für diese Aufmerksamkeiten keinen Sinn zu haben; statt nach dem Zucker hackte er nach Musche Peters' Finger und schrie dann gellend, als wolle er's nun ein für allemal gesagt haben: „Komm röwer!"

Als der Schrei des Vogels das Ohr der beiden Brüder erreichte, flog über Herrn Friedrichs Angesicht ein Schatten, wie aus jener Nacht, von der er seinem Bruder heut zum erstenmal gesprochen hatte. Der Senator aber faßte seine Hand und sagte leise: „Mein Friedrich, das hat jetzt keine Bedeutung mehr; du bist nun ein für allemal herüber."

Als Herr Friedrich hierauf den Kopf erhob, um seinen Bruder anzublicken, blieben seine Augen auf dem Bubenhaufen vor der Pforte haften, und die finstere Miene wurde von einem fast schelmischen Lächeln fortgedrängt. „Keine Bedeutung mehr?" sagte er, die Worte des Bruders wiederholend. „Meinst du, ich verstünde ganz allein die Papageiensprache?" und ohne eine Antwort abzuwarten, rief er mit lauter, kräftiger Stimme: „Holla, Jungens, wat seggt de Papagoy?"

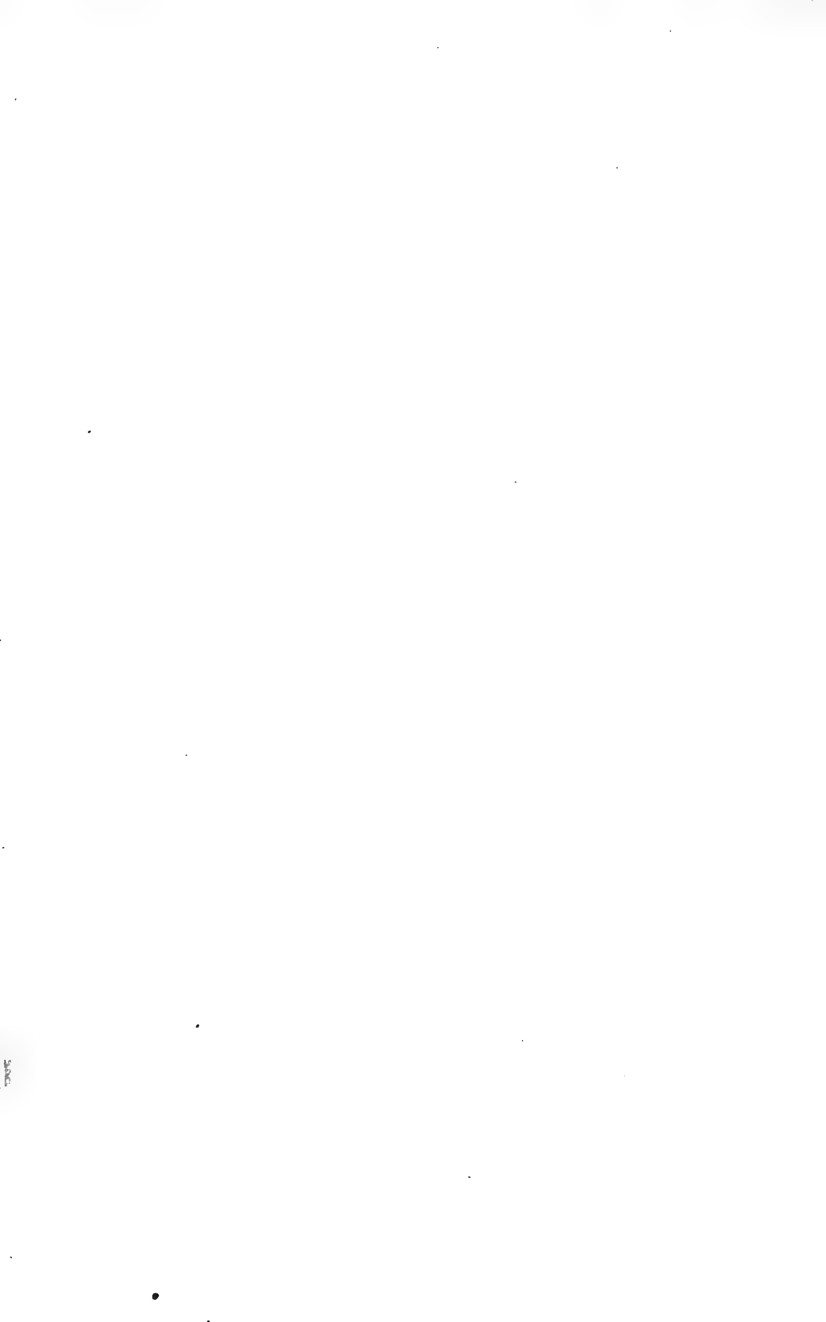
Da kam zuerst eine noch etwas zaghafte Stimme, dann aber eine nach der andern und immer lauter und lauter: „‚Komm röwer! Komm röwer!' seggt de Papagoy."

Und lustig winkend erhob Herr Friedrich den Arm: „Nun denn, alle Mann hoch: ‚Komm röwer!'“ und ebenso lustig wies seine Hand nach den brechend voll beladenen Stachelbeerbüschen.

5 Zuerst sahen die Jungen nur einander an und flüsterten angelegentlich mitsammen; sie konnten sich's nicht denken, daß der böse Herr Friedrich Jovers mit einem Male so erstaunlich gut geworden sei. Als aber jetzt die beiden Herren Jovers in ein unverkennbar herzliches 10 Lachen ausbrachen, da war kein Halten mehr, einer wollte noch eher als der andere, und bald sprang und fiel und purzelte der ganze Schwarm über die Pforte in den Garten hinab, und unter jeder Stachelbeerstaude saß mit lachendem Angesicht ein unermüdlich schmausender Junge.

15 „Christian Albrecht“, sagte Herr Friedrich, den Arm um seines Bruders Schulter legend, „wenn erst deine Jungen hier so in den Büschen liegen!“

Da erscholl hinter ihnen vom oberen Teil des Gartensteiges ein helles, fröhliches „Bravissimo!“, und als sie 20 sich hierauf umwandten, da stand in der offenen Tür des Pavillons inmitten aller Gäste die junge, anmutige Frau Senatorin; mit emporgehobenen Armen hielt sie den Brüdern ihr eben erwachtes Kind entgegen, das mit großen Augen in die bunte Welt hinaussah.



„Es waren zwei Königskinder“

(1884)



Einleitung des Herausgebers.

Den Stoff zu der Erzählung „Es waren zwei Königskinder“ gab dem Dichter ein Erlebnis seines jüngsten Sohnes Karl auf der Musikschule, von dem dieser einmal in einer lauen Sommernacht auf der Veranda des Hademarschener Hauses erzählte. Storm folgte getreu den Angaben seines Sohnes, ja den ersten Teil will er fast wörtlich nacherzählt, ja teilweise auf Diktat hingeschrieben haben. Er änderte selbst da nicht, wo er einen Widerwillen gegen die Angaben der Wirklichkeit fühlte, wie bei dem Schwarzanstreichen des unglücklichen Musikers. Es ist erklärlich, daß er zu dieser Arbeit nur vier bis sechs Wochen brauchte, und ebenso verständlich ist es, daß er seinen treuen Berichterstatter auch in der Novelle als Erzähler einführte. Unter dem Vetter, dem Musiker, der behaglich eine Pfeife raucht, hat man sich Storms Sohn Karl vorzustellen.

Das Werkchen, dessen Schwäbisch Storm von einem Bekannten der Witwe Mörikes durchsehen ließ, erschien Dezember 1884 unter dem Titel „Marx“ in der Stuttgarter Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“. Die Buchausgabe dieser „etwas leichten Arbeit“ erschien erst 1888. Für die Gesamtausgabe sah Heyses Freund Laistner noch einmal genau das fehlerhafte Schwäbisch durch.

Als ein einheitlich abgerundetes Kunstwerk wird man die Erzählung kaum bezeichnen können. Um ein solches zu schaffen, hätte der Dichter sich nicht so eng an das Erlebnis seines Sohnes anschließen dürfen. Das Werkchen zerfällt in zwei Teile, zwischen denen fast keine Verbindung besteht. Heiter, übermütig der eine, traurig, wertherisch-empfindsam der andere. Gewiß ist die Schabenjagd und das Terzettabenteuer entzückend vorgetragen und mit einem bezaubernden Humor durchtränkt, aber mit dem Hauptstoff der Erzählung hat sie fast gar nichts zu tun.

Das Erlebnis des zweiten Teiles weckt sofort Erinnerungen an Goethes „Werther". Dasselbe empfindsame, lebhafte Wesen ist den Helden beider Werke eigen, und dieselben Eindrücke führen das düstere Ende herbei: unglückliche Liebe und gekränkte Ehre. Die unglückliche Liebe ist nun freilich bei Storm ganz anderer 5 Art als bei Goethe. Die Hindernisse, die ihr entgegenstehen, beruhen nur auf dem empfindlichen Wesen des Liebenden. Weil er nicht den Mut hat, die Standesunterschiede beiseite zu schieben, macht er das Mädchen unsicher und zerstört sich und ihm das Glück. Diese Entwicklung ist kräftiger fühlenden Menschen unverständlich 10 geblieben, und Heyse, der allerdings den ganzen Marx vortrefflich fand, sah nicht ein, warum die Wasser zu tief sind. Storm erwiderte, nicht der Gegenwille der Eltern, sondern die Behandlung durch die Soldaten sei das tiefe Wasser. Mit dieser Antwort hob er das gekränkte Ehrgefühl als einziges Hindernis hervor. 15 Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß das Wesen des Musikers auch ohne diese äußere Kränkung keineswegs geeignet war, den Kampf um Linele erfolgreich zu bestehen. Durch die rohe Tat des Soldaten werden die inneren Widerstände nur gewaltig gesteigert, nicht erst geweckt. Auf diesem zarten Menschen, dessen 20 Reizbarkeit durch die Liebeswirren noch vergrößert war, mußte die äußere Kränkung doppelt schwer lasten. Storm hat das überfeinerte Ehrgefühl in Marx von Anfang an betont, ja die Liebeswirren beruhen selbst auf einer Abart dieses Gefühls, auf dem Drang nach Vornehmheit. So ist die düstere Entwicklung des 25 Helden durchaus überzeugend, vor allem da der Dichter die Einwirkung der Blutsmischung auf Marx lebhaft hervorhebt und sehr fein benutzt hat. Zu tadeln wäre bloß die Art der Darstellung. Trotzdem Storm fast nur von seinem Beobachterstandpunkt aus erzählt und Tagebücher und Berichte über die Entwicklung zu 30 Hilfe nimmt, wird doch vieles zu deutlich: die seelischen Wurzeln liegen zu sehr bloß, und die Blumen, die von ihnen künden sollen, werden vernachlässigt. Es fehlen Vorgänge, aus denen wir die seelische Entwicklung mehr ahnen als erfahren; Storm hat bei der Wiedergabe des Erlebnisses seines Sohnes keine große Erfindungs- 35 gabe an den Tag gelegt.

Es ist ein Erlebnis, das ich heut erzählen will; nicht mein eigenes; es ist mir selbst erzählt worden, aber von so lebendiger Erinnerung getragen, daß ich nur hätte nachzuschreiben brauchen.

5 Mitte Juli war es, eine laue Sommernacht; wir saßen mit unseren Gästen auf der Terrasse unseres Landhauses, und so weit die hellen nordischen Sommernächte es gestatteten, lag um uns her der Garten schon in Duft und Dämmer; nur am Himmel über uns strahlte im Sternbilde des Perseus der prächtige Algol. Wir hatten lebhaft geplaudert, etwas philosophisch sogar, über kleine Ursachen und große Wirkungen. „Soll es doch geschehen sein", sagte der alte Doktor, „daß nachts eine Maus über die Nase einer königlichen Geliebten gesprungen ist, und der König hat darüber eine große Schlacht verloren!"

Wir lachten; aber das steigende Dunkel löschte das Gespräch allmählich aus. Mein Vetter, der Musiker, der sich die Erlaubnis zu einer langen Pfeife ausgebeten hatte, hielt seine Augen auf den funkelnden Stern gerichtet und blies schon lange schweigend seine Rauchwolken gen Himmel. „Ja", sagte er jetzt, wie zu sich selber, „wenn man nicht näher zusah, so war es auch nur ein Rausch — ein Räuschlein! — Meine nächsten Freunde vom heiligen Konservatorium, wo sind sie? Man soll sich in acht nehmen; es liegt uns überall im Wege!"

„Was faseln Sie da, Fritz?" frug unser Doktor leise.

„Ich fasele nicht, lieber Doktor, aber es ist so wunderbar um uns; man möchte den Toten einmal Gehör geben; ich habe es Ihnen vor Jahren, da es mich eben stark geschüttelt hatte, auch wohl schon erzählt!"

Der Doktor schwieg einen Augenblick: „Das mit dem jungen Marx?" sagte er dann.

Mein Vetter nickte.

„Sie haben recht, Fritz, und wenn die Erinnerung Sie drängt, so erzählen Sie es jetzt auch den andern; ich mein', es ist jetzt eine rechte Stunde, und ein gutes Gedenken könnte, wenn man so sagen dürfte, auch denen wohltun, welche nicht mehr sind."

„Wollen wir das annehmen!" erwiderte Fritz, und da auch wir andern in ihn drangen, so begann er:

„Schon fast zwei Jahre war ich auf dem Konservatorium in *** gewesen, da wurde es mir eines Tages klar, daß für hochbegabte Musiker dort vielleicht sehr viel, für Leute meines Schlages aber trotz der besten Musik, die dort gemacht wurde, verzweifelt wenig zu holen sei; denn eine feste, das Ganze beherrschende Methode der Technik fehlte dem Klavierunterricht dort zu jener Zeit — das ist auch heute noch meine Ansicht, und die Anstalt war seit mehreren Dezennien unter der Direktion eines alten Herrn geblieben, der als Klavierlehrer nur die anstellte, die ihm von den besten Sachkundigen nicht empfohlen waren. Jetzt mag das alles ja ganz anders sein.

„Damals aber — nach Beratung mit Gleichgestimmten und nach eingeholter väterlicher Erlaubnis — ging ich Ostern 187* nach Stuttgart, wo die Hochschule der Musik unter Faißts[1] Direktion und mit der Lebert-Starkschen Methode viele Schüler hinzog; zumal auch Liszt — so hieß es — wesentlich nur der dort Gebildeten sich musikalisch annahm. Bald war ich geprüft und aufgenommen und hatte Silberburgstraße Nr. 21 bei einem nachdenklichen Schneider meine Wohnung eingerichtet; die Möbelausstattung war etwas dürftig, aber das Zimmer recht groß, und das Pianino, das ich rasch gemietet hatte, klang in dem leeren Raume prächtig.

„Noch entsinne ich mich des Morgens, da die erste Stunde für Harmonielehre bevorstand; ein grimmiges

---

[1] Immanuel Faißt (1823—94) gründete mit Siegmund Lebert (1822 bis 1884) und Ludwig Stark (1831—84) im Jahre 1857 die Stuttgarter Musikschule; durch ihre in der „Großen Klavierschule" niedergelegte Methode verschafften Lebert und Stark dieser Musikschule vorübergehend großes Ansehen.

Gewitter entlud sich über der Stadt; mir war, als hätte ich solche Donner zuvor noch nie gehört. Ich stand in Zweifel, ob ich gehen sollte; denn ich besaß keinen Regenschirm. Endlich ließ es nach, und ich machte mich auf den
5 Weg. Ein etwas unzufriedener Blick des Lehrers empfing mich bei meinem Eintritt: an ein Zuspätkommen schien man hier nicht gewöhnt zu sein.

„In derselben Reihe mit mir saß ein junger Mann, dessen schönes Antlitz während des Vortrages unwillkür-
10 lich meine Aufmerksamkeit auf sich zog; unter dunkel gelocktem Haar wandten zwei milde braune Augen sich ein paarmal zu mir. Als wir nach dem Ende des Unterrichts auf die Straße getreten waren, regnete es wieder. ‚Sie haben keinen Schirm', sagte er freundlich, indem er auf
15 mich zukam; ‚wo wohnen Sie? Ich werde Sie nach Hause bringen!'

„Ich dankte ihm, und wir gingen unter seinem Schirm meiner Wohnung zu; unterwegs erfuhr ich, daß er der Sohn eines Musikdirektors aus Basel sei, dessen Namen
20 ich später mehrfach in Werken über Musik getroffen habe. Aus seinem Antlitz wie aus seinen Worten sprachen Güte und Verstand; ich fühlte, ich sei bei einem Überlegenen, der gleichwohl diese Eigenschaft mir gegenüber nur gebrauchen werde, mir zu helfen, mich zurechtzuweisen. Und
25 so geschah es auch; obwohl ihm später viel Fertigere zur Wahl standen, er spielte am liebsten doch mit mir; ich sah es bald, wie alle, die ihm näherstanden, ihn verehrten.

„Aber" — unterbrach sich der Erzähler — „ich muß um Nachsicht bitten, daß ich bei ihm verweile, denn von
30 einem andern wollte ich erzählen; es ist nur — er ist nach einem kurzen Glücke jung gestorben, und die Leere, die mir sein Tod gelassen, empfinde ich noch immer.

„Da wir schon meiner Wohnung nahe waren, kam aus einer Nebengasse mit nervöser Hastigkeit, mit stapfigen
35 Schritten ein junger Mann auf uns zu, von gelblicher Gesichtsfarbe und schlichtem, schwarzen Haar; seine dunklen Augen, die er forschend auf mich richtete, schienen fast zu zittern. ‚Auch ein Konservatorist!' flüsterte mein neuer

Freund mir zu; ‚der Vater ist ein Schwabe, der als angesehener Gelehrter in Metz lebt; daß wenigstens seine Mutter eine Französin ist, sehen Sie wohl selbst.‘

„Indessen stand er vor uns. ‚Ah, Walter!‘ rief er, ‚wen schleppst denn du da mit dir durch die Stadt?‘ Er zog seinen kleinen Hut, der, wie seine übrige Kleidung, recht durchnäßt war; denn auch er trug keinen Schirm.

„‚Kommen Sie, bis der Regen nachläßt, mit in meine Wohnung‘, sagte ich, ihn begrüßend, ‚da können wir Bekanntschaft machen, denn auch ich gehöre zu Ihrem Orden.‘

„Er warf flüchtig den Kopf zu mir herum: ‚Haben Sie denn auch die Nerven zu dem alleinseligmachenden Anschlag mitgebracht? Es kommt hier auf ein Menschenleben nicht groß an!‘

„‚Ich hoffe‘, sagte ich lachend; dann stiegen wir die drei Treppen zu meinem Zimmer hinauf. Der Halbfranzose beguckte, lebhaft mit seinen Fingern spielend, die Bilder vom verlorenen Sohn, die nebst König und Königin an der Wand hingen, sah dann durch seine Brille aus dem Fenster in den tröpfelnden Regen, dabei unterweilen den Kopf nach mir zurückwendend; dann trat er plötzlich zu mir, musterte meine lange Figur von den Fußspitzen bis zu meinem blonden, nordischen Haupte und sagte lebhaft: ‚Sacré nom de Dieu, Walter! Wo hast du diesen Senfkerl eingefangen?‘

„‚Was bin ich?‘ Ich wollte schon aufbrausen, aber Walter trat dazwischen: ‚Wir haben ein gelindes Rotwelsch unter uns: Senfkerl, Senfmädchen ist bei uns der Superlativ vom Allerbesten, und Marx oder alias Lavendel — denn er kann nicht ohne Wohlgerüche leben — redet gern in diesem Idiom. Darüber dürfen Sie ihm nicht zürnen, er ist mein guter Freund!‘

„‚Sans doute! Sans doute!‘ rief der Halbfranzose; ‚aber siehst du, Walter — kennen Sie den schon?‘ unterbrach er sich und wandte sich zu mir. ‚Nun, Sie werden Ihre Freude an ihm haben! Aber ich meine, Sie sind unser vierter Mann; abends für unsere Versammlungen, wenn bei einer Pfeif' Tobak Kopf und Hände wieder zur

Ruhe kommen sollen! Der Franz, unser Dritter, das ist der Humorist, man sieht es kaum dem Blondkopf an — Sie werden ihn schon kennenlernen! Aber jetzt, sincères amis, gebt euch die Hände, und hier ist die meine! Smollis!
5 Um Entschuldigung, wie ist Ihr Name?'

„‚Aber, lieber Herr', sagte ich etwas verlegen, nachdem ich mich genannt hatte, ‚geht das bei Ihnen in Frankreich so geschwinde? Wir haben uns ja erst in diesem Augenblick gesehen.'

10 „‚Ach, Frankreich!' sagte er; ‚mein Vater ist ein Deutscher, aus dem gesegneten Lande Schwaben!' und seine nicht großen Augen leuchteten vor Zärtlichkeit.

„Es half eben nichts; ihm war nicht zu widerstehen, Walter und Marx waren meine Duzbrüder.

* * *

15 „So war der Anfang unserer Bekanntschaft.

„Ich hatte bald empfunden, daß hier ein ernster Geist regiere, der jeden nicht gar zu Trägen mit sich reißen mußte; nur die Übung am Klavier beschäftigte uns je drei, ja wohl gar vier Stunden am Vormittage und ebenso
20 am Nachmittag. Abends waren dann unsere ‚Versammlungen', die wir wechselweise auf unseren Stuben abhielten; da wurde geraucht und über das, was uns in den theoretischen Stunden vorgekommen war, ein Quantum hingeredet; auch gesungen wurde bisweilen: unser Haupt-
25 stück war ein Terzett a capella, das von Franz, mit dem ich bald zusammengeführt war, auf seinem Zimmer vorgelegt wurde. ‚Tropfen von Tau', den milden Anfang hatte es, Melodie und Komponisten habe ich vergessen, ich meine, es war für Frauenstimmen, und wir stiegen
30 dabei eine Oktave tiefer; aber wir sangen es, wie Franz, unser Dirigent, bemerkte, umstandsverhältnismäßig schön; auch Marx war einer von den Sängern.

„Eines Mittsommerabends waren wir bei Franz; die Pfeifen brannten, die schlecht geputzte Lampe hatten wir
35 des Qualms wegen tief hinabgeschraubt; Walter war

nicht da, er wohnte bei einer alten Tante und war dadurch mitunter abgehalten. Marx und ich rauchten schon unsere zweite Pfeife, da — klatsch! ging es, und Franz hatte seinen Morgenschuh ausgezogen und ihn über sich gegen die niedrige Decke geworfen. ‚Hol' der Teufel den Bäcker und seine schwarzen Teufelsdinger!‘ rief er. 5

„‚Was rasest du?‘ sagte ich und blickte mich in der dämmerigen Stube um; aber Scharen von jenen häßlichen großen Küchenschaben, wie sie bei Bäckern — der Hauswirt war ein solcher — ihren liebsten Heimsitz haben, 10 huschten mit ihrer spukhaften Hastigkeit blitzschnell über Deck' und Wände.

„‚Potz Himmeltausendsakramenter!‘ rief ich; wir waren alle aufgesprungen; der eine nahm den Stiefelknecht, der andere riß den Handleiter[1] vom Klavier, Franz zog auch 15 den zweiten Schuh vom Fuß, und nun begann eine Jagd: klitsch, klatsch! und die Schaben, die ihr Loch nicht finden konnten, waren unsere sichere Beute; auf Tisch und Stühlen lagen ihre zerquetschten Leiber, das Bett war völlig übersäet. Das Jagdfieber ergriff uns immer mehr; 20 wir sprangen vor- und rückwärts, gegeneinander und um uns selber; das Nachtgezücht rannte an uns empor, über unsere Kleider, auf unser Gesicht, und wir schlugen es auf uns selber tot. Aber schon genügte uns der enge Schauplatz nicht mehr; wir rannten zur Stube auf den Flur 25 hinaus, die Mordinstrumente in den Händen; überall waren Schaben; dann die Treppe hinab; Marx trug die Lampe, der Qualm flog aus dem Glaszylinder — da plötzlich im unteren Hausflur eine Wand, es mag wohl eine Tür gewesen sein, und die dicke Gestalt des Haus- 30 wirtes stand im baren Hemde vor uns; das bärbeißige Gesicht mit den buschigen Brauen über den kleinen Augen betrachtete uns voll Grimm und Staunen:

„‚Hoho, ihr Herre, was geit's denn? Se alarmieret jo 's ganz Haus! Lasset Se das Zinselwerk[2] und ganget 35 Se hoim!‘

---

[1] Ein Gestell für die Einübung richtiger Handstellung am Klavier. — [2] Pfuscherwerk.

„Aber Franz legte feierlich die Hand auf seine Schulter: ‚Mann!‘ sagte er, ‚ein Dankgebet wäre Ihrem Munde ziemlicher gewesen als so nichtsnutzige Reden; kommen Sie mit in mein Gemach und inspizieren Sie dort die Leichen; wir haben Ihnen zum mindesten fünfhundert Schaben totgeschlagen!‘

„‚Totg'schlage?‘ wiederholte der Mann und lachte grimmig. ‚Die hättet Se kenne lebe laun!‘

„‚Den Teufel auch!‘ rief Franz. ‚Ich mag nicht mit ihnen leben.‘

„‚Ach, Herr Franz, d' Schwobe hänt mer no nia nex vo meim kurze Schlof abisse!‘ Damit schlug er verdrießlich seine Tür wieder zu und verschwand dahinter, Gott weiß, wohin.

„‚Der Mann hat keinen Sinn für Höheres!‘ sagte Franz, und wir gingen etwas abgekühlt nach seinem Zimmer zurück. ‚Aber was nun, meine Lieben?‘ begann er wieder. ‚Schlafen kann ich nicht unter diesen Toten, und wie mir deucht — sie stinken auch ganz erklecklich! Aber — mich erleuchtet der Geist: die Nacht ist schön, Schaben gibt es draußen nicht — machen wir einen Männerspaziergang!‘

„‚Einen Spaziergang?‘ wiederholte Marx zögernd, der nach dieser Aufregung recht jämmerlich dreinsah. ‚Ich bin müde, Franz, und habe morgen vormittag um zehn Uhr Klavierstunde; komm mit mir, du kannst auf meinem Sofa schlafen!‘

„‚Nein, nein, edler Lavendel, gute Gedanken dürfen nicht auf Sofas verschlafen werden. Kommt nur! Durch Kannstatt nach Waiblingen, wo die Wachtturmtreppe so eng ist, daß die Witwe des alten Turmwarts sich anstandshalber mit dem neuen Wächter verheiraten mußte, da sie wegen ihrer Dicke nicht mehr hinunter konnte[1]! Unser nordischer Freund muß nebenbei auch Schwaben kennenlernen!‘

„Mit einem Wort, er drängte so, daß wir beiden an-

[1] Diese Geschichte erzählt Achim v. Arnim zu Anfang seines Romans „Die Kronenwächter“.

deren uns endlich bereit erklärten und die Treppe mit ihm hinabstiegen. Als wir unten waren, stürmte er noch einmal hinauf, kam aber sogleich mit einer Notenrolle wieder herab.

„‚Was hast du denn geholt?' frug ich. 5

„‚Das Allernotwendigste', sagte er und hob die Rolle in die Höhe, ‚unser Terzett!'

„Nun gingen wir auf die Gasse; es mochte nach elf Uhr sein; die Juninacht war schön, einige Sterne funkelten über uns; aber auf Erden war's doch dunkel. So 10 marschierten wir zur Stadt hinaus; die Nachtkühle brachte ihre erfrischende Wirkung, und schon auf der Chaussee rief Franz: ‚Was meint ihr, mir ist, als müßten wir einmal singen!'

„‚Ja, aber was denn?' 15

„‚Was anders als unser Terzett!'

„‚Aber dazu brauchen wir Licht, wir können's ja nicht auswendig.'

„‚Alles vorgesehen', erwiderte Franz, zog sein Schnupftuch hervor und entwickelte daraus ein Käftchen mit Zünd- 20 hölzern und einige Stümpfchen Stearinlichts. Wir warfen uns auf einen Haufen von Chausseesteinen, der am Wege lag; die Lichter wurden angezündet und daraufgeklebt, Franz hatte die Stimmen verteilt und taktierte mit der Hand: ‚Eins, zwei!' und: ‚Tropfen von Tau!' — unser 25 Terzett strahlte wie ein Stern durch die einsame Juninacht.

„‚Schön!' sagte Franz, indem er die Stimmen wieder einsammelte. ‚Doch nun vorwärts!'

„Marx wollte die beiden Lichter ausblasen, aber er 30 wehrte ihm: ‚Laß!' sagte er. ‚Zur Freude der Nachtwanderer, die nach uns kommen!'

„So ließen wir sie brennen und marschierten weiter. Da stieg zu Osten unten über den Eßlinger Bergen ein gelber Mond empor; zugleich schlug eine Nachtigall, und 35 ein Schauer zog durch die Obstbäume, die am Wege standen.

De la nuit j'aime le silence:
Doux rossignols, chantez pour moi!

sang Marx mit halber Stimme; dann faßte er mich unter den Arm, drückte ihn und sagte zitternd: ‚Nord und Süd! Wir kommen doch zusammen!'

„Noch mehrmals sahen wir zurück nach unseren Lich-
5 tern, bis die schwache Helle nicht mehr zu uns reichte; dann marschierten wir durch Kannstatt; es muß nach Mitternacht gewesen sein, die Stadt war totenstill. So suchten wir denn einiges Leben hineinzubringen; unsere Stöcke schwingend, tralate jeder von uns seine eigene
10 Melodie. Da schlurfte es heran: ‚He, Sie! Was machet Se denn für en Heidespektakel? Des ischt hie net der Brauch!' scholl eine rauhe Stimme, und eine Gestalt mit Speer und Tuthorn hatte sich vor uns hingepflanzt.

„‚Mann der Nacht', sagte Franz. ‚Lassen Sie uns,
15 wir fahren jetzt gen Waiblingen.'

„Der Wächter sah verächtlich nach unseren Stiefeln: ‚Fahre? Und da hent Se's Schusters Rappe dazue ein-g'spannt?'

„‚Ganz recht, Liebwertester, aber' — und Franz
20 konnte, wenn es ihm nötig schien, ein gar fürnehmes Wesen vortun — ‚Er kennet uns wohl nicht? Wir sind fahrende Sänger, falls Er von solchen jemals etwas sollte gehört haben; Er aber ist ein Zuberklaus[1], und wir wünschen Ihm Verstand und gute Wacht!'

25 „Damit schritten wir rüstig weiter und dem anderen Tore zu, aber noch lange hörten wir den Wächter schelten.

„Draußen malte jetzt der Mondschein die Schatten der Bäume quer über die Chaussee; hinten aus der Stadt schlug es von den Türmen eins. Als wir etwa eine Stunde
30 wacker zugeschritten waren, regte sich etwas in mir, das ich alsbald und zweifellos für Hunger anerkennen mußte, denn seit acht Uhr hatten wir wohl alle nichts gegessen. Aber in Waiblingen! Die Wecken mußten bei unserer Ankunft gerade fertig sein. Ich griff in meine Tasche,
35 fand aber nur vier lose Kreuzer. ‚Halt!' rief ich, ‚ich spüre einen Männerhunger.'

[1] Ein Mensch mit wunderlichen Einfällen.

„Alle standen still. ‚Warum redst du nur davon!‘ sagte Franz. ‚Der Teufel hol’, nun fühl’ ich auch dergleichen.‘

„‚Aber du hast doch Geld zu dir gesteckt?‘

„‚Versteht sich!‘ rief er und fuhr zuversichtlich in seine Tasche; aber das geöffnete Portemonnaie ergab nur sieben Kreuzer. ‚Hm!‘ sagte er, ‚daß ich bei der Ausfahrt nicht an das schändliche Metall gedacht habe! Aber‘ — und er sah uns lachend an — ‚im Grunde wär’ es auch egal gewesen, ich führe doch allzeit mein Vermögen in der Tasche.‘

„‚Ihr seid auch ewig hungrig!‘ murmelte Marx.

„Franz nickte ihm zu: ‚Das verstehst du nicht, Lavendel, du nährst dich nötigenfalls von Schnecken und Knoblauch, wir mögen das nicht! Sieh lieber einmal nach dem Wesentlichen in deinen Taschen!‘

„Sie wurden umgekehrt, und als Summe unseres Gesamtvermögens ergaben sich dreizehn Kreuzer. ‚Das reicht für die Morgenwecken!‘ rief Franz. ‚Und nun vorwärts auf die alte Hohenstaufenstadt!‘

„Und weiter ging es, und allmählich begann der Mond zu blassen, und ein leises Morgendämmern zog durch die Welt. Nach zweistündiger Wanderung scholl ein dumpfer Glockenton zu uns herüber. ‚Hört ihr’s!‘ rief Franz. ‚Die Glocke von Waiblingen schlägt drei Uhr, nun sind die Wecken fertig!‘

„‚Da halte ich auch mit‘, sagte Marx; ‚euer Schwätzen hat mich angesteckt!‘

„Franz klopfte ihm auf die Schulter: ‚Siehst du, Halbfranzöschen, nun wird dein Vaterteil lebendig.‘

„Bald hatten wir die alte Stadt erreicht; die finsteren Giebel sahen auf uns herab, und die engen Gassen führten uns bergauf, bergab. Aus einem geöffneten Fenster wehte der lockende Duft von frischgebackenem Brote auf uns zu, und da ich aufblickte, sah ich zwei Engel eine goldene Brezel uns entgegenhalten; aus dem Fenster drang ein schwacher Lichtstrahl auf die Gasse. ‚Koin Schritt gang i weiter!‘ sagte ich schwäbelnd und klopfte an die Scheiben des geschlossenen Fensters. Auch die anderen stützten sich

auf ihre Wanderstäbe, des Erfolges gewärtig. Und nach einer Weile fuhr der Kopf eines Mannes durch die Fensteröffnung mit weißer Linnenmütze und gutmütigen, noch etwas verschlafenen Augen und sah uns der Reihe nach voll Verwunderung an. ‚Ah, meine Herre', sagte er dann, ‚Se send ja scho früeh auf!'

„‚Ja, Meister, und wir sind schon von Stuttgart kommen!'

„‚Ei der Tausend, scho vo Stuegert? Des wär'!'

„‚Ja freilich; aber saget, sind denn die Wecken fertig? Wir haben Hunger!'

„‚No net, ihr Herre, aber bald! Send Se no so guet und ganget Se derweil in d' Stube!'

„Und rasch war die Haustür geöffnet, und wir traten in ein großes Zimmer, in dessen Verlängerung wir auf den Backofen sahen. Ein köstlicher Duft strömte von dort auf uns zu, und in Erwartung der Wecken setzten wir uns auf die Holzbänke, die um einen groben Tisch an der Wand entlang liefen. Der Meister ging zwischen uns und dem Ofen hin und wieder, bald aber schüttete er aus seiner weißen Schürze einen Haufen Wecken vor uns hin und schob ein großes, hölzernes Salzfaß, das auf dem Tische stand, in unsere Nähe. Ha, wie uns die in Salz getauchten Wecken schmeckten, und wie taschenspielerartig wir sie verschwinden ließen! Auch Marx hielt tapfer mit, und seine blaßgelben Wangen röteten sich von dem warmen Brote. Noch einmal mußte der Meister Sukkurs aus dem Ofen holen, dann blieb er am Tische stehen und sah vergnüglich unserer Mahlzeit zu.

„‚Liebwerter Meister', sagte Franz, als alles gesättigt war, und sah ihn zärtlich an, indem er sich den Schnurrbart wischte, ‚Sie glauben nicht, welche Sauker̲le in Ihrer Zunft sind, selbst wenn man ihnen tausend Schaben totschlägt! Sie aber haben sich der unzeitigen Gäste wie ein Vater angenommen; dafür soll Ihnen auch ein Hochgenuß bereitet werden. Wir gehören nämlich zu dem immer seltener werdenden Orden der fahrenden Sänger!' Damit griff er in die Tasche, reichte uns die Stim-

men, dann bewegte er die Hand: ‚Eins, zwei!' und ‚Tropfen von Tau!' klang es; wir sangen, der Meister faltete die Hände über seinem Bauch, lächelte uns an und taktierte schließlich mit dem Kopfe.

„‚Schön; aber schön!' sagte er endlich, ‚no der Tenor', und er sah mit bescheidener Schlauheit zu uns auf, ‚der Tenor kommt mir e bissele schwach für!'

„Marx strich sein dunkles Haar sich von den Schläfen; denn er war der Tenor. ‚Das macht der Text, Meister', sagte er, ‚das darf man nur so spinnewebenartig singen, wenn's nicht zerreißen soll.'

„‚Gut gebrüllt, Löwe!' murmelte Franz.

„‚Ja freile', sagte der Bäcker; ‚die Herre verstandet des besser, und schö isch gewea, des laß i mir net nemme! Mer hänt hie au en G'sangverein, aber der goht no im Sommer manchmol furt, wisset Se, wenn's e Fahneweih oder so ebbes geit. I g'hör au derzue, weil i zu dene Ausflüg d' Wecke und d' Hörnle liefere mueß.'

„Ein schelmisches Lächeln lief über das hübsche Antlitz unseres Dirigenten. ‚Nun, Meister', sagte er, ‚wir müssen weiter, aber wir sollen unsere Wecken noch bezahlen!'

„Aber der gute Mann wehrte mit beiden Händen ab: ‚Descht mei Sach. 's ischt alles scho in Richtigkeit, und jetzt dank i ebe reacht schöa für den schöne Morgegrueß!' und somit geleitete er uns zur Haustür.

„‚Ein prächtiger alter Herr', sagte Franz, da wir draußen auf der Gasse standen; ‚das Frühstück hätten wir uns ersungen, wo kriegen wir nun den Kaffee? Die geretteten dreizehn reichen dazu nicht.'

„Es gab ein Hin- und Widerreden, ich wollte nach Haus, aber ich wurde überstimmt. Marx zog seine Uhr. ‚Nordischer Siebenschläfer!' rief er und wies gen Osten in eine Nebengasse, ‚sieh nur, wie dort die Sonne schon am Himmel tanzt! Im nächsten Dorfe lebt mir ein Gastfreund, das heißt: ein Krugwirt, der mich im Frühjahr auf seinem Wagen ein Stück Weges mitnahm und mich dann mit einem Schnaps traktierte; dort laßt uns um den Kaffee singen!'

„‚Akzeptiert! Vorwärts zum Kaffee!‘ rief Franz, und wir schritten alle die buckelige Straße hinunter. Es war noch erste Morgenstille, die Schatten der alten Häuser lagen auf den feuchten Steinen, nur am Markte rauschte
5 ein Brunnen aus drei kleinen Röhren, und aus dem Fenster eines oberen Stockwerks sah ein Mädchen auf uns herab, das braune Haar um die verschlafenen Augen, einen Besenstock in der Hand.

„Marx streckte die Arme gegen uns: ‚Halt!‘ sagte er
10 leise, ‚Franz, die Stimmen.‘

„Im Augenblicke standen wir um den Brunnen, und: ‚Eins, zwei! — — Tropfen von Tau!‘

„Die Dirne sah lachend zu uns nieder und drückte sich den Besenstock ans Herz; wir aber warfen die Augen zu
15 ihr empor und sangen nicht ohne Innigkeit das Stück zu Ende. ‚Lebwohl, schönes Kind!‘ rief Marx, da wir die Stimmen wieder abgaben, ‚lebwohl und laß den Tag dir Süßes bringen!‘

„‚Lebwohl! Lebwohl!‘ riefen auch wir anderen, und
20 sie nickte noch einmal, blutrot in ihrem schmucken Angesicht, und verschwand im Dunkel des Gemaches. Wir aber schritten bald zum Tor hinaus, die Lerchen sangen schon, und wie leise Melodie tönte das Rauschen der Rems zu uns herüber. ‚Linele!‘ murmelte Marx und ließ den
25 Kopf auf die Brust sinken.

„‚Was, Linele? Hieß die Linele? Bist du auch hier bekannt?‘ frug Franz.

„‚Ei was, ich sprach nur zu mir selber.‘

„‚So? — Nun, Lavendel, das mußt du nächstes Mal
30 dabei sagen. Übrigens scheinst du dich mit sträflichen Geheimnissen zu befassen!‘

„Marx tat, als ob er nichts gehört habe, und ging strack voran. Bald hatten wir ein Dorf erreicht — den Namen habe ich vergessen —, in der offenen Tür eines
35 Hauses, unter einem Schilde mit einem roten Ochsenkopf, stand, von den schrägen Sonnenstrahlen angeschienen, ein grauköpfiger Mann in Hemdsärmeln und mit weißer Zipfelmütze. ‚Mein Gastfreund‘, sagte unser Halbfran-

zose, und ‚Grieß Gott, Herr Marx!' rief der Wirt und streckte ihm die runde Hand entgegen und schüttelte sie kräftig. ‚Wisset Se no, wia mer mit anander g'fahre send? Se hent wölle nach Stuegert aufs Konservatori! Wo kommet Se denn ietzt gar so früeh scho her? Aber wöllet die Herre net rei'spaziere? D' Luft goht kuel vom Tal her.'

„Wir traten in die große, leere Gaststube, Franz warf seinen Ziegenhainer[1] auf den Tisch und sagte mit Würde: ‚Drei Glas Pomeranzen, Herr Wirt.'

„Ich erschrak: ‚O weh, unsere armen dreizehn!' Aber Franz hatte in diesen Dingen stets die Oberleitung.

„Der Wirt hantierte schon an seinem Flaschenbord und setzte die Gläser vor uns auf den Tisch. ‚No', sagte er zu Marx, ‚wie goht's? Was machet Se denn? Se send e bißle schmäler worren do rum', und er strich sich mit dem Finger um seine runden Backen.

„Marx nahm sein Glas und nippte: ‚Ach, Herr Wirt, das ist vom selben, mit dem Sie mich dazumal erquickten. Ja, mich anlangend', fuhr er fort, ‚wir drei, wie Sie uns hier sehen, gehören zu dem jetzt so seltenen Orden der fahrenden Sänger, aber wir hoffen frischen Schwung hineinzubringen.'

„‚Des wär'! Ei, was Se saget!' sagte der Wirt und schaute uns mit unglaublich dummen Augen an.

„‚Sie scheinen Zweifel zu hegen, lieber Mann', nahm jetzt Franz das Wort und sah ihn mit Würde durch seine Brille an; ‚es ist Ihnen auch nicht gerade zu verdenken; aber — liebe Sangesbrüder, habt die Güte!' Und er verteilte wiederum die Stimmen.

„‚Ei was, machet Se koine G'schichte!' rief unser Wirt; ‚i han jo net da mindeschte Zweifel.'

„Aber schon taktierte Franz: ‚Eins, zwei!' und ‚Tropfen von Tau!' scholl es in so reinem Dreiklang; ich weiß nicht, half uns der Morgen, der so hell in die Fenster schien; mir war, wir hätten's niemals noch so schön gesungen.

[1] So nennt man nach dem Dorfe Ziegenhain bei Jena knotige Spazierstöcke aus Kirschbaumholz.

„Der Wirt hatte beide Hände auf den Tisch gestemmt und sah uns bewegungslos mit seinen runden Augen an. ‚Noi, so was!‘ rief er. ‚Ebbes so Schöns! Wo hent Se des denn profitiert? Aber halt!‘ und er schlug mit der
5 Faust auf den Tisch. ‚I hol' mei Weib! Ah, wia di jung gwea isch, hot se au g'sunge wie a Lerchle! Und mei Tochter, dia hot Klavierstund' beim Lehrer hie. Gelt, so singet's uns no emol!‘

„Er wollte davontraben, aber Franz hielt ihn zurück:
10 ‚Warten Sie, Herr Wirt, wir singen's Ihnen schon gern noch einmal wieder; aber, wissen Sie, hier? In der ordinären Gaststub'? Es geht schon auf fünf Uhr, es könnten Leute kommen — das paßt sich nicht für unseren Stand.‘

„‚Ja, ja‘, sagte der Wirt, ‚i hör, i begreif scho, aber
15 kommet Se no nauf in die ober' Stub, in unser guete Stub, da wird's schon gehe!‘

„Franz warf uns einen triumphierenden Blick zu, und der Wirt führte uns eine Treppe hinauf in eine leidlich möblierte Stube mit niedriger Decke, worin sich außer
20 den Bildern von König und Königin auch eine Art von hartem Sofa vorfand. Dann lief er fort und kam bald mit einer sauberen Fünfzigerin und einem etwa zehnjährigen Mädchen in die Stube. Sie sagten beide ihr ‚Grieß Gott!‘ und setzten sich auf Stühle neben der
25 Tür, während der Wirt am Pfosten stehenblieb. Aber als wir kaum die ersten zwölf Takte hinter uns hatten, wurde das Gesicht der Wirtin schon lebendig; sie schlug mit den Händen auf ihre runden Kniee und sah aus ihren feurigen Augen liebevoll zu uns herüber. ‚Wisset Se!‘
30 rief sie, da wir eben einen brillanten Schluß gemacht hatten, ‚mer hent e Hauzich heut im Dorf! Das wär' e Fraid, wann Se do singe tätet! 's ischt en alte Liabschaft, 's Bräutigams Vater hot net wölle, und er hat's Guet g'hett; aber jetzt leit er drüben auf'm Kirchhof, und
35 heut lasset sich de Junge z'samme gebe. Des wär' halt schön von dene Herre, wenn mer do so a paar Liedle könnt z'höre kriege! Und a Tänzle? Do werdet Se au nix dagege han!‘

„Ich sah schon, daß dem Franz die Lust zu Kopfe stieg; auch dem Wirt gefiel der Vorschlag, und beide Eheleute drängten jetzt, wir sollten bleiben. ‚Nu, nu‘, sagte der Ehemann endlich, da keine reine Antwort von uns kam, ‚verakkordieret's mitenander!‘ Damit zog er seine Frau zur Tür hinaus, während das Dirnlein sich hinterdrein drängte. 5

„‚Das geht nicht‘, sagte Marx bestimmt, ‚um zehn Uhr habe ich Klavierstunde, ich muß nach Haus.‘

„Franz sagte nichts, aber er saß verdrossen auf dem Sofa und kaute an einem Strohhalm, er konnte sein Gelüsten offenbar noch nicht verwinden. 10

„‚Liebster Dirigent‘, sagte ich, da auch mir des Abenteuers nun genug schien, ‚gedenkst du wirklich den fahrenden Sängerorden mit unserem einen Terzett gegen eine ganze Bauernhochzeit aufrechtzuerhalten?‘ 15

„Er warf den Kopf zurück, und ein sieghaftes Lächeln flog über sein junges Antlitz; denn schwere Schritte und ein Klirren von Tassen und Löffelchen kam draußen die Stiege herauf. ‚Der Kaffee! Beim Zeus, der Kaffe!‘ rief er fröhlich; ‚du hast recht, Nordmann, wir müssen gehen!‘ 20

„Und da erschien er und erfüllte das Zimmer mit seinem belebenden Morgenduft; eine dicke Magd trug ihn, die Familie folgte: ‚Nu, ihr Herre!‘ rief der Wirt, ‚was hent Se ausg'macht?‘ 25

„Aber Franz erklärte, nicht ohne Feierlichkeit, daß eine Versammlung der fahrenden Sänger uns auf den Abend unabkömmlich mache.

„Die Frau wollte sich nicht zufrieden geben; sie hatte die Augen immer noch auf unseren schmucken Dirigenten; der Wirt aber rief: ‚Nu, Weib, wenn's emol net sei ka! Schenk dene Herre ihre Schale voll, se hent no en weite Weag z'mached.‘ 30

„Ich glaube, nimmer noch hat mir ein Kaffee so geschmeckt, wie Wonne zog es mir durch alle Glieder; dann aber fragten wir nach unserer Schuldigkeit. 35

„Die guten Leute wurden fast zornig, als Franz in

frevlem Übermut den Finger auf den Tisch stützte und aufrechnend frug: ‚Drei Portionen Kaffee?‘

„Mir fiel das Herz dabei völlig — salva venia — in die Hosen; aber, Gott bewahre! Nur für die drei be-
5 stellten Pomeranzen, weiter waren wir nichts schuldig!

„Unter vielem Dank und Händeschütteln verabschiedeten wir uns, und da wir nachzählten, waren noch fünf Kreuzer in unserer Reisekasse. Wir fühlten endlich, daß wir unsere Kräfte ausgegeben hatten, und gingen ohne
10 viele Worte unseren Weg zurück; nur Franz sagte noch einmal wie zu sich selber: ‚Neun Kreuzer und ein Terzett!‘

„Etwa halb zehn Uhr vormittags langten wir in meiner Wohnung an. ‚Nicht einen Schritt weiter!‘ rief Franz
15 und warf sich auf mein Sofa; ‚hier laß ich's nachten und auch wieder tagen!‘ Ich warf mich, wie ich war, aufs Bett; ich glaube, es war die größte Müdigkeit meines Lebens. ‚Und du, Marx?‘ frug ich.

„Er saß zusammengesunken auf meinem Klavierbock
20 und sah hundselend aus. ‚Laß mich noch ein Viertelstündchen!‘ erwiderte er; ‚um zehn Uhr muß ich zur Klavierstunde!‘

„Wir suchten es ihm auszureden, aber er ging wirklich.

„Wie ich später von dem Lehrer hörte, hatte er gerade
25 damals vortrefflich gespielt; aber was es ihm an Nervenkapital gekostet, davon hat er nicht geredet. — Franz und ich schliefen, bis am anderen Morgen früh die Hähne krähten.

* *
*

„So lebten wir im ersten Jahre miteinander zu-
30 sammen in frischem Jugendübermut, jeder für sich in gewissenhafter Arbeit, Marx in peinlichster Pflichterfüllung. Im Winter wurde ein größerer Verein gestiftet — ‚Drehorgel‘ hieß er —, wo man einmal in der Woche im Wirtshaus zusammenkam; Zweck und Inhalt waren dieselben
35 wie bei unseren kleinen ‚Versammlungen‘, die aber deshalb nicht gestört wurden.

„Von den drei Freunden hatte sich derzeit Marx am festesten an mich geschlossen; wir sahen uns fast täglich. Aber er war nicht eben ein bequemer Freund, obgleich er mit fast kindlicher Liebe an mir hing, denn das leiseste Wort konnte ihn verstimmen, er war von krankhafter Reizbarkeit; zumal seine Abhängigkeit von der Meinung anderer über ihn war völlig quälend. War ihm dergleichen zugekommen, dann, wenn er abends nach der Versammlung mich nach Hause geleitete, faßte er krampfhaft meinen Arm, zitterte und knirschte mit den Zähnen und redete unendlich und immer eifriger über die meist recht gleichgültige Sache. ‚Nicht wahr, du fühlst es! Du, du fühlst es doch auch, daß ich es nicht ertragen kann!' Ich hörte meist geduldig zu, oder mitunter hörte ich auch nicht, oder ich sagte: ‚Laß doch den Plunder, du könntest dich um drei Kreuzer noch ins Tollhaus reden.' Dann wurde er eine Weile still, aber es half doch nicht. Nie vergesse ich den Abend, da unser gemeinsamer Klavierlehrer, ein wahrer Vater seiner Konservatoristen, ihn in der Nachmittagsstunde, ich weiß nicht mehr wie, auf den Tod sollte beleidigt haben; der Mensch sollte ihm vor die Pistole, der Unterricht zum mindesten sollte aufhören! Ich entsinne mich noch, daß ich schließlich die Nachtklingel an einer Apotheke ziehen mußte, um Brausepulver für ihn zu kaufen, und daß ich ihn in seiner Wohnung selber noch ins Bett packte. Er machte die Sache anderen Tags auch wirklich beim Direktor anhängig, und der gute Professor schrieb ihm dann: ‚J'attends Monsieur Marx pour sa leçon de Vendredi, je lui promets de ne pas le manger et d'oublier même sa singulière façon de me mettre a la porte[1].' — Wir anderen lachten, und so war dieser Fall geschlichtet.

„Marx hat mir einmal angedeutet, er sei, da er zum Musiker bestimmt gewesen, schon als Kind zu übermäßigem Klavierspiel angetrieben worden, er habe nach-

[1] „Ich erwarte Herrn Marx zu seiner Stunde am Freitag; ich verspreche ihm, ihn nicht aufzuessen und selbst seine einzigartige Weise zu vergessen, mich vor die Tür zu setzen."

her oft seine kleinen Hände nicht stillhalten können; vielleicht lag hier der Urquell dieser Zustände. Überdies trank er den stärksten Kaffee, bevor er sich des Morgens ans Klavier setzte, und rauchte scheußlich schweren Tabak, den
5 er sich in grünen Blättern von einer Muhme in Lahr zu holen pflegte. Nun war in den ersten neuen Frühlingstagen auch noch jener Seufzer ‚Linele!‘, den wir bei unserer Sängerfahrt zum erstenmal von ihm gehört hatten, zu einer vollgerechten Liebschaft ausgewachsen. All-
10 mählich hatte er alles mir anvertraut: die allerliebste Tischlermeistertochter wohnte ihm gerade gegenüber, durch die Fenster hatten sie sich zuerst gesehen, dann angesehen, blutrot und unter starkem Herzschlagen, dann hatten kleine Handbewegungen und Blumentöpfe ein Verständnis ver-
15 mittelt; er hatte ihr ein Konzertbillett gesandt und, nachdem endlich die ewige Musik zu Ende gewesen, das junge, blonde Kind durch manche überflüssige Gassen nach ihrer Wohnung hingeleitet. In sein Notizbuch, das er mir eines Tages aufgeschlagen in die Hand drückte, hatte er
20 das alles deutsch und französisch durcheinander hingeschrieben: ‚Sa robe flottante résonna comme une harpe éolienne[1]! Und wie ich den schön geformten Arm an meinem Herzen fühlte! Es zitterte mir ins Gehirn hinauf, und alles Denken wurde ausgelöscht. Wenn ich nur
25 wüßte, ob sie gleicherweis empfunden hat!‘

„Es stand noch mehr in diesem Büchlein: Am 2. Mai. Ich habe sie geküßt! Es ist zwar nicht zu glauben; aber es ist dennoch wahr.

„‚Wie kannst mi nur so lieb habe?‘ sagte sie.

30 „‚Weshalb nicht? Bist du nicht das süßeste Geschöpf zum Liebhaben?‘

„‚Ach, i weiß ja, i bin ja gar net schön!‘

„‚Da nahm ich das liebe Wesen und hielt es ein wenig von mir und sah sie an; ich hatte selbst noch nicht daran
35 gedacht: Nein, Linele — ihre Augen schienen von meinen Lippen lesen zu wollen — schön bist du wohl nicht; aber

[1] „Ihr wallendes Kleid tönte wider wie eine Äolsharfe.“

weißt du, was hübsch ist? Ich glaub', Linele, du bist wunderhübsch!'

„‚Sie blickte mich ganz verworren an: ‚Was sagst, Adolf? Des verstand i net.'

„‚Und das Gesichtel sah so reizend dabei aus.' 5

„‚Wenn ich es nur versteh', herztausiger Schatz!' rief ich fröhlich und küßte sie zum zweitenmal.

„‚Ja freili, Adolf; aber jetzt sei brav; gelt?'

„‚Wo ist das Ende? Je ne pourrai jamais la laisser[1]!'

„Aber diese Liebe ließ ihn seine Pflicht niemals versäumen; wie eine Madonna erfüllte das Linele die Phantasie des Liebenden; sie war ihm Antrieb und Wächterin für alles Gute. So konnte denn auch der Handel den nächsten Freunden nicht verborgen bleiben; wenn wir auf sein Zimmer zur Versammlung kamen, unterließ wohl keiner, einen Blick aus dem Fenster zu werfen, ob sich nicht etwa drüben der unschuldige Mädchenkopf bei der Gardine vorbeuge. 10 15

— — „Es war Mitte Mai, und die Dämmerung war eben angebrochen, als ich mit Franz und Walter zu Marx ins Zimmer trat; er stand vor seiner offenen Schatulle und kramte in einem Pappkasten, in dem er allerlei Zierlichkeiten und Schnurrpfeifereien zu bewahren pflegte; durch das offene Fenster sahen wir drüben die weiße Gardine sich bewegen. 20 25

„‚Was machst du, Marx?' fragte einer.

„‚Bitte, tretet ein wenig leiser!' sagte er, ‚ihr sollt mir singen helfen!' Dann nahm er drei kleine, mit Rosen bemalte Wachskerzen aus seinem Schatzkasten, zündete sie an und klebte sie vor dem offenen Fenster auf die Fensterbank, wo sie bei der Stille der Luft ruhig weiter brannten. 30

„‚Was sind das für Anstalten?' frug Walter. ‚Was sollen wir denn singen? Ein Ave Maria?'

„Marx hob beschwichtigend seine Hand: ‚Setz' dich ans Klavier, Walter; ihr anderen stellt euch neben mich! — Es waren!' raunte er dann zu Walter hinüber. 35

[1] „Ich werde niemals von ihr lassen können.“
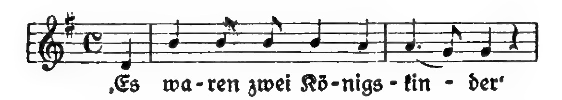
„Wir wußten Bescheid; wir hatten seit unserer Sängerfahrt außer den ‚Tropfen von Tau' noch andere Lieder gesungen und brauchten keine Noten. Bald standen wir an Marx' Seite vor dem Fenster, und in gedämpftem Tone klang das alte Lied in den Maiabend hinaus:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

Ach, Liebster, kannst du schwimmen,
So schwimm doch herüber zu mir;
Drei Kerzchen will ich anzünden,
Die sollen leuchten dir!

„Unserem Marx standen die dicken Tränen in den Augen, er war völlig ‚verturnt[1]', wie wir zu sagen pflegten; er drückte uns allen krampfhaft die Hand und warf sich dann in eine Sofaecke; drüben aber hatte die Gardine sich nicht mehr geregt.

„Seit jenem Abend wurde das



für uns vier zum Signal; wir sangen oder pfiffen es, sei es, daß einer den anderen von der Gasse aus zum Spaziergang herabrufen oder ihm sonst nur von dort etwas nach seinem hohen Kämmerlein hinauf zu melden hatte.

„So gingen mehrere Monate hin; Marx war von höchstem Fleiße und gewann eine Innerlichkeit des Vortrags, die ich ihm zuvor nicht zugetraut hatte. Zwar im technischen Klavierspiel hatte er, vielleicht infolge jener verfrühten Übungen, mich schon lange überholt; er hatte begonnen, wenn wir allein waren, mir schwierige Sachen ohne Anstoß vorzuspielen; aber es war mir mitunter schwer erträglich geworden, denn ich meinte zu fühlen, daß ihm etwas fehle, das mit dem Kern und Urquell aller

[1] Fassungslos.

Musik zusammenhing, was ich selber in mir trug, aber derzeit wegen mangelnder Technik nicht zum vollen Ausdruck bringen konnte. Bei der Reizbarkeit des Freundes wagte ich lange kein Wort darüber gegen ihn zu äußern; als ich mich später dennoch dazu überwand, gab er es freundlich zu; nur einmal sagte er traurig: ‚Mais — cela restera, mon ami[1].'

„Jetzt aber wurde alles anders; namentlich mit Chopin ging er in den tiefsten Abgrund. Wie oft saß ich ihm nun zur Seite am Klavier, nur bittend, daß er es noch einmal und noch zum drittenmal spiele; endlich aber, wenn von der Gasse herauf der Wächterruf dazwischen klang, sprang er plötzlich auf, raffte seine Noten zusammen, und mich umarmend rief er: ‚Genug, lieb Herze; da ist der Zuberklaus! Wie freut's mich, daß du heut zufrieden warst!' Und ehe ich mich besonnen hatte, war er schon zur Tür hinaus; aber ich stieg doch langsam hintennach, um unten für ihn aufzuschließen. ‚Es waren zwei Königskinder!' hörte ich ihn dann noch einmal im Fortgehen auf der Gasse pfeifen.

„Auch das wurde wieder anders, oder vielmehr es ging zurück; dieser glückliche Zustand, den ich in Gedanken ‚Linele' überschrieb, hörte auf. Wenn ich ihn bat, mir vorzuspielen, so hatte er immer einen anderen Grund, es abzulehnen, und wenn es einmal geschah, so war es nur das Spiel von früher. Seine Stunden und Vorlesungen besuchte er zwar, aber er tat alles ohne innere Teilnahme; in der ‚Drehorgel', wo er in den letzten Monaten am lebhaftesten die Register angezogen hatte, saß er jetzt schweigend mit gestütztem Kopf vor seinem Seidel. Ich sah das eine Zeit mit an; dann faßte ich einmal seine Hand: ‚Was ist dir, Marx? Du spielst seit einiger Zeit wieder so seelenlos, so wie ein Automat — ja so, als hättest du dein Linele verloren!'

„Da fiel er mir um den Hals: ‚Ich hab' sie auch verloren!' Und nun erfuhr ich's denn; seit einigen Wochen

[1] „Das wird so bleiben, mein Freund!"

hatte das Mädchen den Fenstersitz vermieden; war sie einmal dagewesen, dann hatte sie seine ihr so wohl verständlichen Aufforderungen zu neuen Zusammenkünften mit traurigem Kopfschütteln abgelehnt; in der letzten
5 Woche war sie völlig unsichtbar geblieben.

„‚Und wo‘, frug ich halb neckend, ‚hatte sie denn ihre Hand, als sie so hübsch ihr blondes Köpfchen schüttelte?‘

„Seine Augen leuchteten auf, als habe er was Verlorenes gefunden. ‚Ihre Hand? Ja, die drückte sie auf
10 die Brust.‘

„‚Siehst du‘, sagte ich, ‚das Herz ist noch dasselbe; das andere sind nur Liebesirrwege; du mußt ihr wieder auf den rechten Weg helfen!‘

„Aber er wollte es nicht zugeben. ‚Nein, Freund, es
15 ist wie in unserem alten Liede:

> Das hört ein falsches Nönnchen,
> Die tät, als wenn sie schlief;
> Sie tät die Kerzen auslöschen,
> Der Jüngling ertrank so tief.‘

20 Und er starrte düster vor sich hin.

„‚Marx!‘ rief ich, ‚ich fürchte nur, du selber bist das Nönnchen!‘ Denn er litt wie an prickelndem Ehrgeiz, so auch an einem gesellschaftlichen Hochmut; sein Vater war in den besten Familien ein geschätzter Mann und stand in
25 freundlichem Verkehr mit ihnen; der Sohn hatte oft nicht ohne Gewicht zu mir davon gesprochen. Und jetzt liebte er eine Handwerkerstochter mit der ganzen Heftigkeit seines Wesens; ein sonst tadelloses Mädchen, aber sie sprach nicht ganz richtig Deutsch, sie schwäbelte ein wenig,
30 was zwar von den jungen Lippen lieblich klang; von Französisch gar war ihr Gewissen völlig frei. Schon aus seinem Tagebuch hatte ich es herausgelesen, daß diese Gegensätze ihn gequält hatten. Wie leicht, bei dem lebhaften Menschen, konnte in ihrer Gegenwart ein Wort darüber ihm
35 entschlüpft sein und eine kühlere Überlegung in dem Mädchen wachgerufen haben.

„Ich sagte ihm dies alles, aber er wollte mir nichts zugeben.

„Am zweiten Tage danach — ich wußte, er hatte ihr noch einmal geschrieben — hörte ich unter meinem Fenster die ‚Königskinder' pfeifen. Als ich öffnete, stand Marx auf der Gasse und nickte heiter zu mir herauf.

„‚Guten Morgen!' rief ich hinab. ‚Du siehst ja gewaltig fröhlich aus!' 5

„Er nickte: ‚Sehr!' rief er hinauf. Dann hielt er die hohle Hand an seinen Mund: ‚Ich — soll' — und er schrieb mit dem Finger ein großes L in die Luft — ‚heut abend — sehen!' 10

„‚Gratuliere!' rief ich; und er nickte wieder und eilte frohen Schrittes von dannen.

„Es war schon gegen Oktober, an einem Mittwochabend; ich hatte mich eben für die ‚Drehorgel' angezogen, hatte den Hut schon auf dem Kopf und bürstete nur noch 15 einige Fäserchen von den Kleidern, da stürmte es die Treppe hinauf; meine Tür wurde aufgerissen, und Marx stand vor mir, totenblaß, sagte aber nichts, sondern begann in meinem geräumigen Zimmer auf und ab zu schreiten, knirschte mit den Zähnen, und ich sah, wie seine 20 Finger heftig in der Luft spielten.

„‚Was ist nun wieder?' rief ich, ‚hast du sie neulich abends nicht getroffen?'

„‚Ja, was ist?' sagte er, indem er stehenblieb. ‚Als ich in den Lauerschen Garten kam, wohin sie mich bestellt 25 hatte, lief ich lang und konnte sie nicht finden. Aber ich fand sie doch; in einem wüsten, vernachlässigten Winkel stand sie neben einer verfallenen Laube und riß wie in Gedanken die gelben Blätter von den Zweigen. O, mon ami, sahest du je die Trauer in Augen von sechzehn Jah- 30 ren? — »I hab' dir was z'sagen, Adolf; deswege bin i komme«, hob sie zitternd an, aber sie kam nicht weiter, sie brach in bitterliche Tränen aus und sagte dann: »'s druckt mir's Herz ab, aber i muß, i muß!« Sie schwieg; ich wartete umsonst; aber dann plötzlich schlug sie die Arme 35 um meinen Nacken und küßte mich, als ob sie mich ersticken wollte. »O, Adolf, guck, z' Tod möcht' i di drucke und mi selber mit!«'

„Marx begann wieder auf und ab zu gehen. ‚Wie ich auch in sie drang‘, sagte er, ‚ich bekam an jenem Abend nichts zu wissen. — »I kann nit, und wenn i sterbe müeßt!« rief sie. — Sie hatte mich in die Laube gezogen und den
5 Kopf an meine Brust gelegt: »Laß mi bei dir sein!« sprach sie leise, »morgen will i dir alles schreibe!« Das war das Ende. Aber heute abend, eben — lies! Das hab' ich mit der Post bekommen!‘ Und er griff in die Tasche und warf ein offenes Schreiben vor mir auf den Tisch.

10 „Ich nahm es auf und las; es war von schulmäßiger Mädchenhand geschrieben: ‚Ich hab' gestern Abschied von Dir nommen, Adolf: Du bist mein Einzigs auf der Welt; aber es ging doch so nit meh; Dein Vater ist ein fürnehmer Gelehrter, und ich bin nur ein Meistertochter, das paßt nit
15 z'sammen. — Ich schick' Dir auch Dein liebs Bild wieder, das Du mir geschenkt hast; ich darf's nit anschaun mehr. Aber behalt' Du meines, ihr Männer habt ja stärkere Natur. O mei Schatz, mei lieber Schatz, und so b'hüt Di Gott vieltausendmal!‘

20 „Es war nicht so gar leicht zu lesen, denn statt manchen Wortes war nur eine Tränenspur. ‚Und um dies liebe Blatt verzweifelst du?‘ frug ich. ‚Du siehst nun, daß du selbst dein Nönnchen warst!‘

„‚Was hilft's!‘ rief er; ‚sie ist fort, Gott weiß, wo-
25 hin; zu einer Tante oder Muhme, irgendwohin in der weiten Welt!‘ Er hatte sich auf einen Stuhl geworfen; nun sprang er wieder auf: ‚Komm, wir wollen zur »Drehorgel«; es soll einen Rausch geben, einen Rausch, der mich die Weiber vergessen läßt, die uns das Herz
30 aus der Brust nehmen und uns dann am Wege liegen lassen!‘

„‚Du solltest lieber zu Bett gehen, als dir einen Rausch trinken!‘ sagte ich; denn er sah gottsjämmerlich aus.

„‚Zu Bett?‘ wiederholte er und knirschte mit den Zäh-
35 nen. ‚Ja, in das letzte, um nicht wieder aufzustehen.‘

„Ich suchte es ihm auszureden; ich wollte mit ihm allein ins Freie gehen, aber er stampfte mit dem Fuße, als ich den entgegengesetzten Weg einzuschlagen suchte.

„So gingen wir denn in die ‚Drehorgel', die diesmal vollzählig versammelt war. Ich fand Franz und Walter und muß mir den Vorwurf machen, daß ich mich zu ihnen setzte, denn ich wurde so von Marx getrennt, der an ihnen vorbei in eine leere Ecke ging und dort allein an einem Tische Platz nahm. Aber ich hatte das Bedürfnis, eine Weile mit normalen Menschen zu verkehren, und bald auch waren wir in der lebhaftesten Unterhaltung über das letzte Konzert, über den Chorgesang, über die Modulationslehre, die hier ein halbes Jahr in Anspruch nahm. Ich muß gestehen, ich dachte nicht an Marx; da, während ich eben für Wagner eine Lanze brach, klopfte ein vorübergehender Bekannter mich leise auf die Schulter: ‚Du, möchtest du nicht mal nach Marx sehen?'

„Ich war aufgesprungen und fand ihn noch auf seinem Platze: er saß mit verglasten Augen vor seinem halbgeleerten Seidel, das er eine Handbreit in die Höhe hob, dann aber wieder, ohne es berührt zu haben, niedersetzte; ich suchte vergebens mit ihm zu reden. Um Hülfe zu holen, ging ich wieder zu den Freunden, fand aber nur noch Walter; und uns gelang es, den fast Sinnlosen aufzurichten und den Weg nach Hause mit ihm einzuschlagen. Als wir bei der Stiftskirche vorbeikamen, entriß er sich uns plötzlich und warf sich auf die steinernen Stufen zum Haupteingange: ‚So müde, ich bin so müde', lallte er; ‚laßt mich, hier ist gut schlafen!' Damit streckte er sich und legte den Kopf auf seinen Arm. Da wir ihn vergebens aufzuziehen suchten, bat ich Walter: ‚Laß nur, ich will dich erst nach Haus begleiten; ich bringe ihn nachher schon fort!'

„Walter, der wegen seines Tantenquartiers nicht gerne spät nach Hause kam, nahm meinen Vorschlag an. Als ich nach einer Viertelstunde zurückkehrte, lag Marx noch ebenso; er schien in festen Schlaf versunken. Ich strich ihm das dunkle Haar aus dem Gesicht und neigte mich zu ihm. ‚Komm!' rief ich ihm ins Ohr; ‚du sollst in deinem Bett jetzt weiterschlafen, und wenn du willst, so bleib' ich bei dir!' Aber er schien es nicht zu hören;

erst als ich ihn schüttelte, warf er sich herum und riß seine Schulter aus meiner Hand. ‚Laß mich, verfluchter Deutscher!‘ schrie er.

„‚Marx, Marx!‘ rief ich, ‚erkenne mich doch! Ich bin es ja, dein Freund, dein lieb Herze, dein nordischer Siebenschläfer!‘

„Aber er stieß mit seinem Fuß nach mir, und als ich aufsah, war die Schildwache, die in der Nähe vor einem öffentlichen Gebäude stand, herangetreten: ‚Se dürfet do koin so Lärm mache!‘ sagte der Soldat.

„Das Gesicht des Trunkenen verzog sich, als ob er etwa ein rostiges Pistol zu spannen habe: ‚Prussien!‘ schrie er die über ihm stehende Wache an; ‚dummer deutscher Söldling!‘

„Ich erschrak und hielt den Mann zurück, der ihn ergreifen wollte. Von diesem französischen Feuer hatte ich nimmer etwas bei unserem Freunde brennen sehen; noch in den letzten Ferien hatte er mir aus Metz geschrieben: ‚Spazierengehen ist nicht viel; ich fürchte immer, von den Franzosen überfallen zu werden.‘ Aber jetzt aus dem Berauschten redete die Nationalität der Mutter; er sprach Französisch und fluchte auf die Deutschen.

„‚Ich bitte, lassen Sie ihn!‘ sagte ich zu dem Soldaten. ‚Sie sehen, er weiß nicht, was er spricht; ich will einen Freund holen, dann bringen wir ihn nach Haus!‘

„Der stieß mit dem Gewehrkolben auf das Pflaster: ‚So machet Se tapfer, denn sottiche Sache derfet mer net dulde.‘

„Ich lief mehr, als ich ging; gleichwohl mochte über eine Viertelstunde vergangen sein, bis ich mit Franz zurückkam. — Aber Marx war nicht mehr da; es war alles still, nur die Schildwache wandelte wieder, hundert Schritte davon, an ihrem alten Platze auf und ab. Als wir zu ihr gingen, sah ich, daß es nicht mehr dieselbe war; doch so viel erfuhren wir: Marx war arretiert. Als wir zu dem entfernten Wachthause kamen, war er von dort schon auf die Polizei geschafft; auch dorthin gingen wir,

aber wir standen vor einem dunklen und verschlossenen Hause. — So blieb uns nur, das eigene Bett zu suchen.

— — „Am anderen Morgen, es mochte etwa acht Uhr sein, erschien ein Polizist in meiner Stube und überreichte mir ein Schlüsselbund: er habe zu grüßen von Herrn Marx, ich möchte ihm doch Kleidung und reine Wäsche aus seiner Wohnung besorgen, er sei in der Nacht von der Wache auf die Polizei gebracht worden. Ich versprach das, aber der alte Graubart stand noch und schüttelte mißbilligend seinen Kopf. ‚D' Soldate send wüescht mit em umgange, nu — — Sie werdet's selber sea.'

„Nachdem ich darauf Franz in seiner Wohnung abgeholt hatte, gingen wir nach Marx' Zimmer, und wir beide suchten aus dessen Kommode das Nötigste zusammen; dann beluden wir einen Knaben mit den Kleidern und begaben uns nach dem Rathause. Auf Befragen kam ein Mann mit schwerem Schlüsselbund, der uns durch mehrere Gänge in ein großes Gemach führte, wo viele Schreiber arbeitend an großen Tischen saßen. Hier schloß er seitwärts eine Tür auf, und wir traten in einen engen, scheinbar leeren Raum; nur in einer Ecke lag ein Haufen Heu und Stroh; daneben stand ein gefüllter hölzerner Napf mit ebensolchem Löffel, aus dem eine warme Flüssigkeit dampfte. Aus dem Streuhaufen erhob sich eine schwarze Gestalt, in der wir mit Mühe unseren Freund erkannten. Schwarz auch im Gesicht und an den Händen, wie vor Frost zitternd, streckte er seine Arme uns entgegen; wir sahen bald, daß er von oben bis unten mit Kienruß eingerieben war. ‚Du bist krank', sagte ich; ‚nimm doch einen Löffel von der warmen Suppe da!'

„‚Das soll ich fressen!' rief er grimmig und schüttelte sich schaudernd; ‚Gefangenenkost, nein, nein; ich ertrag' das nicht, es gibt noch Wege aus der Welt heraus.'

„Wir kannten diese Reden und achteten nicht darauf, obgleich er sie ein paarmal wiederholte und dabei wie

mitleidig auf seine feinen Hände sah. Franz war fortgegangen und kam nun zurück. ‚Du bist frei', sagte er, ‚du kannst nach Hause gehen, wann du willst; aber erst müssen wir aufs Bureau und wegen der an dir verübten 5 Niedertracht eine Anzeige zu Protokoll geben!'

„Marx wollte nicht in seinem jetzigen Zustande; aber Franz bestand darauf, das gehöre mit dazu; überhaupt, hier könne er nicht gereinigt werden.

„Als wir in hellere Räume traten, sahen wir erst, wie 10 er zugerichtet war. ‚Ich bin geschändet, mein Leib ist ganz geschändet!' murmelte er.

„‚Marx, laß die dummen Reden!' hörte ich Franz sagen, indem er ihn die Treppe nach dem Bureau hinaufführte, ‚wenn du dich gewaschen hast, so ist die Schande 15 aus!' — Sie stiegen weiter; ich ging aus dem Rathause, um eine verdeckte Droschke zu besorgen; und nach einer Weile fuhren wir mit Marx und seinen frischen Kleidern in irgendein Bad und, nachdem er mit vieler Mühe gereinigt und anders gekleidet war, in den Saal unserer 20 ‚Drehorgel', wo wir uns und vor allem unseren Freund durch einige Seidel und Bratwürstel wieder aufzurichten suchten.

„Aber seit jener Nacht ging es dennoch abwärts mit unserem lieben Lavendel; sein Gang wurde schleichend, 25 sein Gesicht magerer und seine Augen größer; niemals habe ich seitdem einen Wohlgeruch an ihm verspürt, der sonst bald in Rosen-, bald in Veilchen- oder in dem Dufte seines Namens seinem wohlgepflegten Haar entströmte; am Klavier saß er nur noch, um den Lehrern gerecht zu 30 werden oder um die Zeit nur hinzubringen; ich konnte mich nicht mehr überwinden, ihn zum Chopinspielen aufzufordern. Er wurde so reizbar, daß die anderen Freunde sich allmählich von ihm zurückzogen und er seinen Umgang fast auf mich beschränkte. ‚Siehst du', sagte er, ‚sie 35 verachten mich! Sie wollen mich nicht mehr!' — Dann bat ich sie, und sie näherten sich ihm wieder; aber bei nächster Gelegenheit hatte er sie wieder aufs neue von sich gestoßen.

„Man sagt von mir, daß ich ein geduldiger Mensch sei, und wenn ich an jene Zeit zurückdenke, so möchte ich es fast selber glauben. Einmal war Marx polizeilich vernommen worden; dann schien die Sache stillzustehen, wahrscheinlich war sie dem Gerichte übergeben worden; 5 Vorladungen gelangten nicht an Marx. So ging eine Woche nach der anderen hin; er wurde immer aufgeregter und die häufigen Abendspaziergänge mit ihm immer peinlicher. ‚Geschändet! Geschändet!‘ begann er jetzt wieder zu murmeln, wenn er eine Weile in sich versunken neben 10 mir gegangen war. Und wenn ich dawider sprach, dann fuhr er auf: ‚Du kannst das nicht beurteilen! Aus allen Ecken glotzt es auf mich zu; jeder Gassenbube! Ich möcht' ihn an die Ohren schlagen! Mein Name, mein guter Name als nächtlicher Trunkenbold und Ruhestörer in den Straf- 15 listen! Als Bestrafter dem Direktorium des Konservatoriums angezeigt! Komm!‘ rief er plötzlich, ergriff meine Hand und zog mich aus der Allee, in der wir gingen, in einen Seitenweg; ‚es ist so hell hier; hier sind so viele Leute! Was fang' ich an? Es ist alles aus; ich kann mich 20 nicht mehr sehen lassen. — Und die Zeitungen! Weißt du, die beiden Redakteure, die im Winter mit uns aßen! Ich begegne ihnen jeden Augenblick; die frechen Kerle sehen mich schon als ihre Beute an; das gibt einen Artikel — ah, sacré nom de Dieu!‘ und er knirschte mit den 25 Zähnen.

„Ich suchte ihn zu beruhigen; jeden Abend redete ich dasselbe und jeden Abend umsonst, und immer wieder begann dasselbe Spiel aufs neue.

„Die Justiz war ihm gleich einem furchtbaren gespen- 30 stischen Raubvogel, der unsichtbar über ihm schwebte, jeden Augenblick bereit, auf ihn herabzustoßen und mit den unentrinnbaren Krallen ihn zu packen. Wenn ich bei einem Besuche etwas heftig an seine Tür geklopft hatte, starrte er bei meinem Eintritt mir schier verstört entgegen: 35 ‚Du? — Wie hast du mich erschreckt!‘ Saßen wir dann zusammen, und es wurden Schritte auf der Treppe laut, dann stand er auf und sagte zitternd: ‚Da kommt wohl

der Gerichtsdiener, um mich vorzuladen!‘ Kam auf der Straße ein solcher uns entgegen, so zwang er mich, mit ihm umzukehren oder in irgendeinen Laden einzutreten, bis der Mann vorbei war, oder wenn ich nicht wollte,
5 verließ er mich und kam nicht wieder. ‚Ich halt's nicht aus‘, rief er einmal, ‚wenn das nicht bald zu Ende ist!‘

— — „Eines Oktoberabends, da ich versprochenermaßen zu ihm ging, sah ich auf dem Trottoir eine Mädchengestalt vor mir herschreiten, die mich auffallend an
10 Linele erinnerte; sie hatte ein dunkles Tüchlein um den Kopf, und ich sah blonde Härchen von den Schläfen wehen, als sie eben unter einer Straßenleuchte ging. Sollte sie wieder in Stuttgart sein? Marx hatte mir kein Wort davon gesagt. Ich machte große Schritte, um sie einzu-
15 holen; als ich sie erreicht hatte, wandte sie den Kopf, und ich hatte mich nicht getäuscht, sie war es selber, die mit großen Kinderaugen mich so erschrocken ansah. Sie kannte mich, sie wußte von Marx, daß ich in ihr Verhältnis zu diesem völlig eingeweiht war; aber — ob wir beiden
20 jungen Menschen im Augenblick das Richtige nicht zu finden wußten und es deshalb für immer versäumten — sie zögerte ein paar Sekunden; dann erwiderte sie meinen Gruß und schritt eilig mir voraus. Ich gewahrte noch, wie ein Begegnender ihr mit unverschämter Geberde ins
25 Gesicht sah, und hörte, wie sie einen leichten Schrei ausstieß; auch da trat ich nur laut einige Schritte vorwärts, so daß der Mensch sie gehen ließ; vergebens sagte ich mir später, daß sie mich traurig und wie hülfeflehend angesehen habe.

30 „Stürmisch stieg ich die Treppen zu Marx hinauf. Er saß müßig im Sofa und hatte mit seinem scheußlichen Knaster das ganze Zimmer vollgedampft. ‚Du lärmst ja über die Maßen. Ist irgendwo der Himmel eingestürzt?‘ frug er gereizt und blies einen dicken Qualm
35 von sich.

„‚Es geht nur dich an‘, erwiderte ich. ‚Weißt du, daß dein Linele wieder hier ist? Ich bin ihr eben erst vorbeigegangen.‘

„Er sah mich lange wie mit toten Augen an. ‚Ich weiß es', sagte er dann.

„‚Du hast sie schon gesprochen?'

„‚Was meinst du?'

„Ich wiederholte meine Worte. 5

„‚Nein', sagte er, ‚ich will sie auch nicht sprechen.'

„‚Du willst nicht? Weshalb willst du nicht?'

„‚Nein', und er streckte seine Hände aus und schien sie voll Mitleid zu betrachten, ‚das kann ich nicht; ich darf das reine Kind mit diesen Händen nicht berühren. Ach, 10 lieb Herze, ich glaube, es ist alles aus.'

„Dann nahm er seine Pfeife wieder und vergrub sich in der Sofaecke.

„‚Ich glaube, du bist ein Narr geworden!' schrie ich.

„Aber er nickte nur: ‚Ich glaub' es selbst mitunter.' 15

„Ob Linele seinen Zustand ahnte; ob sie nicht oft hinter ihrer Gardine beklommen und verlangend zu ihm hinüber lauschte, davon erfuhr ich nichts, denn es kam keine Gelegenheit wieder, mit ihr zu reden; an sie zu schreiben aber wagte ich nicht. 20

„Es waren noch köstliche Herbsttage; Marx hatte ich eine kurze Zeit nicht gesehen, ich war mit den übrigen Freunden von einem Sonnabend zum Montag auf Wanderungen in dem schönen Neckartal gewesen, wozu ich vergebens auch ihn zu bereden versucht hatte. Jetzt war 25 es am 24. Oktober, noch früh am Vormittag; und ich werde das Datum nie vergessen. Ich saß eben vertieft in eine Harmonieaufgabe auf meiner Sofabank, aber ich konnte augenblicklich nicht damit zustande kommen; die falschen Quinten quälten mich, und so sprang ich empor 30 und riß das Fenster auf, um einen Augenblick frische Luft zu atmen, da sah ich Marx die Straße heraufkommen. Er ging langsam und schien nicht aufzusehen; als er näher kam, gewahrte ich, daß er ein Päckchen Papiere in seiner Hand hielt. 35

„‚Guten Morgen!' rief ich hinunter.

„Er schrak sichtlich zusammen. ‚Guten Morgen!' rief er dann ebenfalls.

„‚Wohin willst du? Und was für Papiere trägst du da?‘

„‚Ich bin wieder vorgeladen‘, rief er hinauf, ‚ich gehe aufs Gericht!‘

„‚Gott Dank! So wirst du ja die Torheit endlich mal los; mach's gut!‘

„Er nickte, aber schon im Weitergehen und ohne nach mir umzuschauen.

„Ich hatte schon wieder ein Weilchen hinter meinen Noten gesessen und wollte eben zum Niederschreiben eines glücklichen Gedankens die Feder ansetzen, da war mir, als hörte ich es von der Straße her pfeifen; kaum hörbar, aber doch: ‚Es waren zwei Königskinder.‘

„Dann kam es noch einmal, ganz deutlich; ich warf die Feder hin und lief ans Fenster, das noch offenstand; ich weiß nicht, wie mir war; als ob ich Unheimliches erfahren sollte. Als ich mich umsah, gewahrte ich Marx an einer entfernten Straßenecke; ich sah sein Antlitz nicht ganz deutlich, aber mir war, als blickte er mich unaussprechlich liebevoll und traurig an.

„‚Marx!‘ rief ich. Er antwortete nicht, er blieb nur unbeweglich stehen und sah mich immer an; dann nickte er mir noch einmal langsam zu, und dann war er verschwunden.

„Ich schloß das Fenster und setzte mich wieder an meine Arbeit, um den vorhin gefaßten Gedanken niederzuschreiben; aber ich hatte ihn vergessen, ich konnte überhaupt nicht arbeiten; immer sah ich Marx so wunderlich an jener Ecke stehen und lautlos dann verschwinden. Weshalb denn hatte er mich gerufen? Was wollte er? Mich nur noch einmal sehen? Ich sprang auf. Nur noch einmal? Woher kam mir der Gedanke? Aber es war doch seltsam, und mir lag es wie ein Zentner auf der Brust.

„Ich hatte eine Klavierstunde auf dem Konservatorium zu nehmen; ich zog mich an und ging auf einem längeren Umwege dahin. Als ich bei der Wohnung des Portiers vorbeiging, trat dessen Frau heraus und überreichte mir ein in Papier geschlagenes Päckchen: ‚Des soll i Ihne

vom Herrn Marx gebe', sagte sie, ‚aber sieht der jetzt aus! Brot könnt man mit ihm bettle.'

„Ich erschrak heftig, denn es war offenbar dasselbe Päckchen, das ich vorhin in der Hand des Freundes gesehen hatte. Als ich in das Klavierzimmer trat, war noch niemand da, und ich machte mich mit zitternder Hand daran, die Bindfäden aufzulösen: seine mir bekannten Notizbücher mit den Bekenntnissen seiner Liebe; darin Lineles Bildnis, ein Papier mit blonden Härchen, zwei Konzertbillette für morgen, vertrocknete Blumen — das alles fand ich, aber kein aufklärendes Wort dabei.

„Als der Professor eingetreten war, ging es mir wie Marx nach unserer Sängerfahrt: ich spielte ohne jeden Anstoß, die schwierigsten Passagen flogen mir nur so aus den Fingern, daß der Lehrer mich befremdet und doch höchst beifällig ansah. Aber es ging nicht länger, ich sprang auf: ‚Verzeihung, Herr Professor! Ich kann nicht länger spielen!'

„‚Ei wie? Sie spielen ja heute über alle Maßen!'

„‚Ebendeshalb!' und ich erzählte ihm, was vorgefallen war.

„Mein Lehrer war derselbe gütige Mann, der auch Marx unterrichtet hatte. Er war gleich mir erschrocken: ‚Das gibt ein Unheil!' rief er. ‚Kommen Sie, es ist keine Zeit zu verlieren, wir müssen auf die Polizei; es muß Anzeige gemacht werden; Gott weiß, was der im Sinne hat!'

„‚Was meinen Sie?' frug ich beklommen.

„‚Nun — mir ist bei ihm mitunter gewesen, als könne er gelegentlich um einen Pfifferling sein Leben aus dem Fenster werfen! Aber, daß wir auch das Rechte tun, suchen Sie erst Näheres zu erfahren, vielleicht — wer weiß, ihn selbst zu finden!'

„Ich rannte fort, zuerst nach seiner Wohnung, dann zu den Freunden und mit ihnen überallhin, wo wir ihn nur vermuten konnten; aber wir erfuhren nichts; ich war noch ohne Mittagessen, als ich nach meiner Wohnung zurückkehrte.

„‚Auf Ihrem Tisch liegt e Brief!' sagte mein zehn-

jähriges Schneiderdirnlein, als ich meine Treppen erklommen hatte.

„Ja, da lag ein Brief; ich riß ihn auf, er war von Marx.

5 „‚Es ist aus‘, schrieb er, ‚ich kann nicht weiter. Mein Freund, mein liebes Herze, verzeih' mir, daß ich dich verlasse! Geht nach dem Vogelsangsee, dort findet ihr, was von mir übrig, aber für alle Lebensnot nicht mehr empfindlich ist, und sorget gütig, daß auch das zur Ruhe 10 kommt. Und dann — behalt mich noch ein wenig lieb!‘

„So weit las ich unter stürzenden Tränen; dann folgte eine Verteilung seiner kleinen Habseligkeiten, an mich seine liebsten Noten, einen Ring von Linele — meine Augen flogen nur darüber hin. Ich lief zu den Freun-15 den, wir umwanderten das Ufer des umwaldeten Sees, wir schoben mit unseren Stöcken die breiten Blätter der Wasserpflanzen auseinander, wir bogen jeden Busch zurück, aber wir fanden nichts. Noch am selben Abend benachrichtigten wir die Polizei, aber auch ihre Be-20 mühungen, soweit sie solche angewendet, waren ohne Erfolg.

„Zwei Tage später war ein Sonntag; Franz und ich waren aus der Stadt gegangen und allmählich, und wie selbstverständlich, an den Vogelsangsee gekommen. Wir 25 sprachen von Marx, wir dachten in diesen Tagen an nichts anderes. Hatte er uns nur täuschen wollen, um allem, was ihn hier bedrängte, gründlich zu entfliehen, oder hatte er wirklich vor sein Leben selbst den schwarzen Strich gezogen? Wir erörterten es mit allen Gründen aus der 30 Sache und seiner eigenen Persönlichkeit.

„Es war einer der allerletzten schönen Spätherbsttage; die letzten Vögel, sogar noch einzelne Drosseln huschten zirpend und krächzend durch die Büsche, während wir am Ufer hingingen. Ein Eichhörnchen, das auf dem Erdboden 35 an uns vorüberlief und dann in den durchfallenden Sonnenlichtern sich von Baum zu Baum schwang, lockte uns in den Wald hinein; wir sahen nur nach dem behenden Tierchen, indem wir ihm voll Eifer folgten, und so ge-

rieten wir immer weiter durch Hülsen und Ranken, einmal durch fast mannshohes Farrenblattwerk. Die Bäume wurden immer mächtiger und der Wald düsterer; zuletzt, als eben das Tier in einem noch dichten Buchenwipfel uns entschwand, standen wir in einem uns noch unbe- 5 kannten feuchten Grunde, wo die hohen Laubkronen fast keinen Sonnenstrahl zur Erde ließen; es war totenstill, fast andächtig schauten wir uns um, da rührte Franz an meine Schulter: ‚Du‘, sagte er leise, ‚sieh einmal nach jener Eiche, es ist der neunte Baum nach dieser Buche 10 hier! Unten am Stamme, auf den dicken Wurzeln — sitzt da nicht einer?‘

„Es kam mir auch so vor, aber bei meiner Kurzsichtigkeit konnte ich Bestimmtes nicht erkennen.

„Franz war einige Schritte vorwärtsgegangen. 15

„‚Marx!‘ rief er freudig und rannte eilig weiter; dann aber erscholl ein Schrei, der mir durch alle Glieder zitterte.

„Ich wußte wohl, daß Franz es war, der so geschrieen hatte, und fast ohne Besinnung war ich auf ihn zugerannt. 20

„Da stand er und starrte mit entsetzten Blicken auf den, der da am Stamm der Eiche stumm und unbeweglich, mit halb offenen Augenlidern vor ihm saß, und griff, wie um einen Halt zu finden, rückwärts nach meiner Hand. ‚Er ist tot!‘ sagte er dann. 25

„Es war freilich Marx; aber wir standen nur vor seiner Leiche, und die Fliegen und Ameisen des Waldes liefen geschäftig auf seinen Händen, auf seinem bleichen toten Angesicht; die rechte Hand war auf die Wurzeln des Riesenbaumes hinabgesunken; dicht daneben lag ein Ter- 30 zerol, das wir früher nicht bei ihm gesehen hatten, und als ich es aufhob, sah ich, daß es abgeschossen war. Er hatte seine schwarzen Sonntagskleider angezogen, die er sonst so sorgsam in dem Schrank seiner Wirtin zu verschließen pflegte; er hatte anständig aus der Welt gehen, 35 er hatte dem Konservatorium keine Schande machen wollen.

„Franz wies mit ausgestrecktem Finger auf ein kleines

Loch in seiner Weste, wovon ein dunkler Streif in seinen Schoß hinabging. Er hatte sich mitten durch das Herz geschossen.

„Franz wollte gehen: ‚Es hilft nichts, wir müssen Anzeige machen!‘

„Aber ich hielt ihn zurück: ‚Noch ein paar Augenblicke allein mit unserem Freund! Es ist hier wie in einem großen, leeren Dom, und das ist unsere allerletzte Versammlung!‘

„Wie lange wir noch bei ihm gewesen, weiß ich nicht; aber ein Rabe, der über uns aus dem Wipfel schrie, schreckte uns auf, und so gingen wir zur Stadt zurück und taten, was uns jetzt noch oblag.

* * *

„Die Eltern waren durch mich von dem Verschwinden des Sohnes schon benachrichtigt; ich hatte nun ein Telegramm folgen lassen.

„Und dann haben wir ihn begraben; das Gefolge war nur klein, aber der gute Professor war doch auch darunter. Als der Sarg hinabgelassen, die Schaufelwürfe darauf gefallen waren und die Folger sich zerstreut hatten, stand ich noch an der halb zugeworfenen Grube, als ein leises Schluchzen zu mir drang. Wie ich mich umblickte, sah ich das Linele seitwärts hinter einem Monumente stehen, und ich ging zu ihr und faßte schweigend ihre Hand.

„‚Daß so was über mi komme mueß!‘ sagte sie weinend, ‚und i hab' doch net anders könne!‘

„Ich bin ihr wohl ein schlechter Tröster gewesen, da wir miteinander nach der Stadt zurückgingen. Aber das treffliche Mädchen, das wie gern! die Eltern als des lebenden Sohnes Weib gesehen hätten, sorgte, bevor noch jene daran denken konnten, für die Instandsetzung des Grabes und bepflanzte es mit eigenen Händen, damit, wie sie mir sagte, doch keiner glaube, daß ein Vergessener hier liege.“

Der Erzähler schwieg eine Weile.

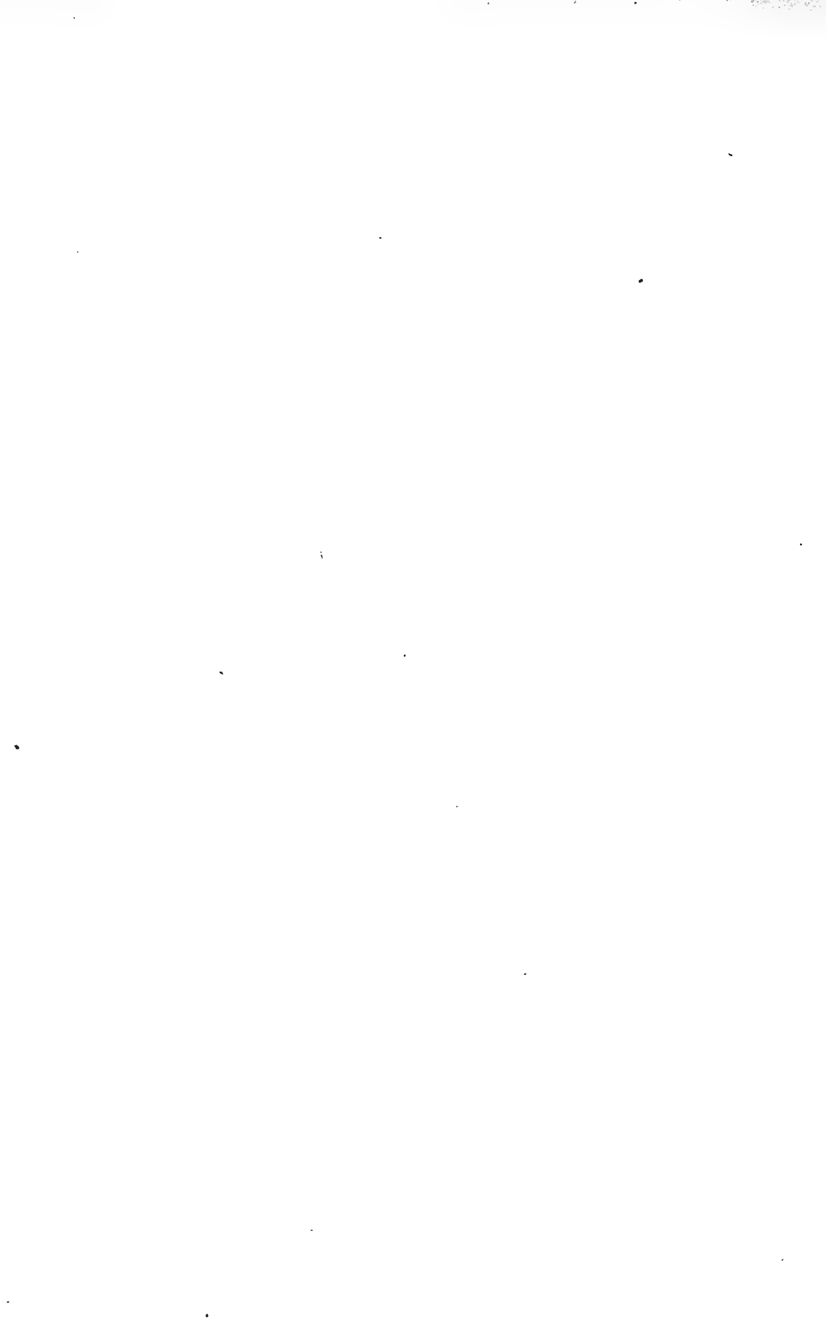
„Mein armer, törichter, herzlieber Freund", rief er dann, „nein, vergessen bist du nicht, ich habe deine letzte Bitte wohl behalten!"

Er war aufgestanden. „Gute Nacht!" sagte er. „Seht nur, wie über uns die Sterne funkeln! — Doch noch eines muß ich sagen: die ‚Königskinder' blieben auch ferner unser Signal; aber wir pfiffen es nur noch in Moll."

Er drückte uns die Hand und ging; und noch in der Nacht hörte ich ihn in seinem Zimmer auf und ab schreiten.

John Riew'

Novelle (1884—85)



Einleitung des Herausgebers.

Die Erzählung „John Riew'" gliedert sich den vielen Werken Storms an, in denen der Gedanke der Vererbung eine Rolle spielt. Sie ist vom Dichter durchaus als eine Nebenarbeit aufgefaßt worden, die nicht recht gelungen sei, und muß auch als eine
5 solche betrachtet werden. Entstanden ist sie in den letzten Monaten des Jahres 1884. Da ein anderer Stoff ausblieb, schrieb Storm sie trotz vieler Gäste, wie er sich Heyse gegenüber äußerte, „ohne viel einzusehen, mit etwas Resignation und wohl ohne den energischen inneren Anteil" nieder. Am 31. Dezember 1884 meinte
10 der Dichter zu dem Münchener Freunde, daß sie bald vollendet sei, aber erst am 1. Februar des nächsten Jahres wurde sie an die „Deutsche Rundschau" geschickt, in deren Märzheft sie unter dem Titel „Eine stille Geschichte" veröffentlicht wurde. Als Buch erschien sie zusammen mit der Novelle „Ein Fest auf Haderslevhuus"
15 und dann einzeln im Rahmen der Paetelschen Miniaturausgaben. Beide Male trug sie den jetzigen Titel. Dieser paßt viel besser für die Novelle, aber Storm wählte zu Anfang die andere Überschrift, da er es für nötig hielt, schon im Titel anzuzeigen, daß er bescheiden auftreten müsse. Das Urteil des Dichters ist recht
20 wohl begründet.

Anregung zu der Novelle gab ein Ereignis in Hademarschen, über das Storm in seinem Tagebuch „Was der Tag giebt", berichtet. Ein Junggeselle J. baute in einem düsteren Garten ein Haus, in dem er, von niemanden gesehen, verborgen mit einer
25 Haushälterin, einer herabgekommenen Gasthauswirtin, und deren zwölfjährigem, schlimmem Buben hauste. Dieser war von den zwei Hanerauer Schulen fortgewiesen worden und hatte dem ihn ermahnenden Alten, der ihn zu seinem Erben eingesetzt hatte, einmal zugerufen: „Din Geld krieg ick doch!" Dieses Ereignis gab
30 den rohen Stoff für die Erzählung, alles andere scheint frei er-

funden zu sein. In seinen Gedanken wird sich Storm mit der Gestalt des alten Mannes und seinem Verhältnis zu dem Jungen beschäftigt haben, und bald wird ihm der wichtige Zug gekommen sein, der ihm zur Grundlage der ganzen Erzählung wurde. Wie er Heyse am 4. März 1885 mitteilte, stieg eines Morgens vor dem 5 Aufstehen die Gestalt eines alten, gutmütigen Kapitäns vor ihm auf, der ein Kind an seinem Leibtrunk teilnehmen ließ. Diese Angabe läßt erkennen, daß der Gedanke der Vererbung der Trunksucht, der Storm durch das eigene Erleben so nahelag, von Anfang an den Plan bestimmt hat. Storm hat damit einen Gegen- 10 stand aufgegriffen, der damals die Geister erregte und von Zola, Gerhart Hauptmann und anderen Naturalisten mit noch größerer Wirklichkeitstreue behandelt wurde.

Worauf es dem Dichter ankam, war nun, wie schon aus der Briefstelle klar hervorgeht, nicht die Schilderung des langsamen 15 Falles des Mädchens, das durch das furchtbare Übel zugrunde gerichtet wird, sondern die Darstellung der Schuld des Kapitäns an diesem Ereignis. Die Gestalt des alten Seemannes beherrscht durchaus die Geschichte, und alle anderen Personen sind, nach des Dichters eigener Angabe, nur als Nebenpersonen aufzufassen und 20 auch als solche behandelt worden. Es ist nicht zu leugnen, daß Storm in dieser Figur ein „Kabinettstück“ gelungen ist, das die Bewunderung Wilhelm Jensens verdiente. John Riew' hat die Derbheit, aber auch die Ehrlichkeit des Seemannes, in dessen Sprache englische Brocken sich mit seemännischen Ausdrücken ver- 25 mischen; Leidenschaft und Zügellosigkeit sind ihm fremd, keinerlei Maßlosigkeit weder zum Guten noch zum Schlechten liebt er, darum zeigt er auch gegen die Übertreibung der Tugend einen Haß, der sich später als berechtigt herausstellt. In der Tat eine prächtige Gestalt. Aber wie ausgezeichnet diese Charakterzeichnung auch 30 gelungen ist, und mit welch anmutiger Leichtigkeit der Dichter auch die Führung der Unterhaltung handhabt, für eine Novelle genügen diese Vorzüge nicht. Die Nebengestalten hat Storm zwar absichtlich in losen Umrissen gehalten, aber dem Ganzen hat diese Art der Behandlung nicht zum Vorteil gereicht. 35

Am meisten mißlungen ist der Knabe. An ihm zeigt sich deutlich, daß Storm die Novelle sehr schnell niedergeschrieben hat. Die aus der Wirklichkeit übernommenen gemeinen Worte passen

nicht zu der rührenden Gestalt des Kindes und der frischen Tüchtigkeit des Jünglings. Und vor allem läßt ihre Erwähnung am Anfange einen ganz anderen Stoff erwarten; der Leser ist verblüfft über die Wendung, die die Geschichte im folgenden nimmt. Reichlich überstürzt ist auch der Schluß: die frische Erzählungsart Storms kann einen gewissen empfindsamen Eindruck nicht verhindern. Es hätte irgendwie gezeigt werden müssen, durch welche Lebensumstände aus diesem ungezogenen Knaben der tätige Mann wird.

Am besten gelungen ist die Gestalt der Anna. Leider hat sie unter Storms Frauen in der Lore in der Erzählung „Auf der Universität“ schon eine recht nahe Verwandte, zu deren Charakterbild sie kaum neue Züge herbeibringt. Und die Begründung ihres Falles hat vor der Entwicklung in dem früheren Werke weder die größere dichterische Schönheit noch die überzeugendere und eingehendere Behandlung der seelischen Vorgänge voraus. War es bei Lore die durch eine falsche Nachricht hervorgerufene Verzweiflung, die sie zum Fall bringt, so läßt Storm Anna in sinnloser Betrunkenheit ein Opfer des Verführers werden. Durch diesen gewiß möglichen, in der Erzählung fest verankerten, aber doch nicht genügend entwickelten Zug erscheint Anna in der entscheidenden Stunde als ein willenloses Werkzeug. Das mußte sie sein, wenn Storm nicht jedes Mitgefühl mit dem Mädchen zerstören wollte; denn dem Verführer hat der Dichter in seinem Adelshaß so grelle Farben geliehen, daß die Neigung des Mädchens, auch wenn der Einfluß der Mutter in Anschlag gebracht wird, nur schwer verständlich bleibt. Hätte Storm diese grellen Farben, die in dem Zeitschriftendruck noch verletzender waren, etwas gemildert und den Verführer nur ein wenig gewinnender geschildert, dann wäre der Eindruck der Geschichte stärker gewesen, und die Neigung des Mädchens hätte besser verwertet werden können, als es in der Erzählung geschieht. Nötig war der düstere Ausgang nicht, ja, wie Storm selbst herausfand, zu dem gemütlichen Unterhaltungston hätte ein froheres Ende, etwa mit einer stillen Ehe zwischen Anna und Riew', besser gepaßt. Allerdings hat der Dichter gerade bei der Vorbereitung des Selbstmordes sehr vorsichtig gearbeitet und ihn durch die schöne Wechselbeziehung zwischen dem Schicksal der Tochter und dem des Vaters wahrscheinlich gemacht.

Der Vater ist eine reizvolle Figur, die eine gründlichere Behandlung wohl verdient hätte. Vor allem hätte der Dichter es nicht unterlassen sollen, zu zeigen, wie Rieck Geyers durch die tugendsame Frau ins Elend getrieben wurde. Diese selbst tritt zwar verschiedene Male an entscheidenden Stellen hervor, wird 5 aber als Mensch in dem seltsamen Gemisch von Tugendhaftigkeit und Dummheit nicht deutlich genug. Sehr geschickt benutzt hat Storm eine Angabe aus ihrer Vorgeschichte, um eine persönliche Verbindung zwischen sich selbst und den Menschen seiner Novelle herzustellen. Aus einer Gasthauswirtin wird sie eine Zimmer- 10 vermieterin, bei der er als Schüler gewohnt haben will. Der Dichter erhält durch diese leichte Änderung die Möglichkeit, einige Angaben der Vorgeschichte aus seiner Erinnerung heraus mitzuteilen. Der Aufbau wird nun recht geschickt: zu Anfang steht jenes die Neugier erregende Auftauchen der seltsamen Menschen in dem 15 abgeschlossenen Hause, dann kommt die Jugenderinnerung des Dichters, die den Leser weiter in Spannung hält, und schließlich mit der Erzählung Riew's die Aufklärung.

Als Ganzes gehört die Novelle nicht zu Storms stärksten Leistungen; und wenn man auch kaum mit Heyse in ihr einen festen 20 Mittelpunkt vermissen wird, so wird man doch das Urteil des Münchener Meisters unterschreiben können, der die Geschichte, mit anderen Storms verglichen, zu wenig kernhaft und zu lose aneinandergefügt fand. Der Verfasser selbst meinte ja, die Erzählung sei nicht mit der zwingenden Notwendigkeit wie sonst entwickelt. 25

Mein Haus steht auf dem Lande in einer holzreichen Gegend zwischen einem Kirchdorf und einem kleinen, in breiten Kastanienalleen fast vergrabenen Orte, welcher allmählich um einen Gutshof aufgewachsen ist, von beiden
5 kaum zehn Minuten fern. Fast täglich mache ich nach rechts oder links meinen Spaziergang, und im Frühling und Sommer ergötzt mich dann das Leben, das hier aus den Bauerngehöften, im Orte aus den kleinen Häusern der dort wohnenden Handwerker oder Handelsleute auf
10 den Weg oder in die Vorgärten hinausdringt; die Kinder des Gutsortes und ich, wir grüßen uns allzeit ganz vertraulich; um Weihnachten aber beehren sie mich von beiden Seiten, sei es als „ruge Klas“ oder als „Kasper und Melcher aus dem Morgenland“, und sind freundschaft-
15 licher Behandlung sicher.

Deshalb plagte mich ein Haus am Ende des Gutsortes. Ich selber hatte es teilweis bauen sehen, und als ich einmal einige Monate fortgewesen war, stand es bei meiner Heimkehr fertig da; aber sooft ich später daran
20 vorbeiging, es wollte mir nicht vertraut werden, denn in diesem Hause war kein Leben: niemals sah ich einen Menschen dort hinein- oder herausgehen, niemals regte sich etwas hinter den blanken Fenstern, die je zwei zu den Seiten des vertieften Säuleneinganges aus den roten
25 schwarzgefugten Mauern auf einen mit dunklen Koniferen vollgepflanzten Vorgarten hinausgingen. Den Einblick wehrten ungewöhnlich hohe Vorsätze von schwarzblauem Drahtgewebe; dahinter sah man schattenartig und regungslos nur die weißen Gardinen herabhängen. Alles
30 war sauber und wie unberührt, aber zwischen den gelben Klinkern, von denen ein breiter Fries um das Haus lag,

und zwischen den drei Granitstufen der Haustreppe trieben die grünen Grasspitzen hervor. Und dennoch sollte das Haus bewohnt sein: ein Auswärtiger — so hörte ich — habe das früher dort gestandene geräumige, aber verfallene Gebäude in Erbgang oder sonstwie erworben und statt dessen durch einen fremden Maurermeister den jetzigen Bau dorthin setzen lassen; ja, nicht er allein, es sollte außerdem von einer ältlichen, kränkelnden Frau und von einem gar argen zwölfjährigen Buben bewohnt sein; wie aber das Verhältnis der drei Personen zueinander war, darüber wußten die von mir Befragten nicht Bescheid zu geben: die Bewohner schienen nur miteinander zu verkehren.

Von dem Jungen freilich ging bald allerlei Gerede: er sollte aus der Volksschule wegen dort unzähmbaren Wesens fortgewiesen sein und seit einiger Zeit die vornehme Institutsschule besuchen, wo die Knaben Französisch und Englisch, sogar Latein und Griechisch lernen konnten; auch hier war er schon ein paarmal eingesperrt gewesen; dennoch sollte der alte Riewe — diesen bei uns nicht ungewöhnlichen Namen trug der Hausherr — ihn zu seinem Erben eingesetzt haben. Bändigen sollte auch er ihn nicht können; ja, man erzählte, als nach einer neuen Schulstrafe der alte Herr mit liebreicher Ermahnung auf den Knaben eingedrungen sei, habe dieser plötzlich eine freche Geberde nach ihm hingemacht und, aus der Tür rennend, auf Plattdeutsch noch zurückgeschrieen: „Din Geld krieg ick doch, ohl Riew'!“

Ich frug wohl diesen und jenen, woher denn der Mann gekommen sei; die einen meinten aus Lübeck, die andern aus Flensburg oder Hamburg; auch wohl, was er denn sonst getrieben haben möge, und diese machten ihn zu einem Makler, die anderen zu einem früheren Schiffskapitän. Ich hätte mich bei der Gutsobrigkeit erkundigen können, aber obgleich die Dinge mich sonderbar interessierten, welche Veranlassung hätte ich zu solch offizieller Erkundigung gehabt?

Der hohe, seitwärts von dem Hause fortlaufende und

mit einem dichten Dornenzaun besetzte Erdwall begrenzte nach der Straße hin den durch alte Obstbäume verdüsterten Garten, welcher sich nach einer Waldwiese abwärts senkte. Im Sommer freilich war alles durch den Zaun
5 verdeckt; aber jetzt war es Herbst, die Drosseln fielen in die roten Beeren, und eine Fülle bunten Laubes war von den Alleebäumen schon auf den Weg gefallen. Als ich eines Spätnachmittags jetzt dort vorüberging, gewahrte ich eine entblätterte Stelle in dem Zaun und blieb stehen,
10 um einen Blick in das sonst unsichtbare Gartengrundstück hineinzuwerfen. Ich hatte mich auf den Fußspitzen erhoben, aber ich erschrak fast: ein blasses und — so erschien es mir — wunderbar schönes Knabenantlitz mit dunkelgelocktem Haupthaar stand dicht vor dem meinen und sah
15 von der anderen Seite mir starr und schweigend entgegen; ich gewahrte noch, daß die großen, gleichfalls dunklen Augen voll von Tränen standen; dann war es verschwunden, und ich hörte langsame Schritte in den Garten hinab.

War das der arge Bube, von dem die Leute redeten?
20 Nachdenklich setzte ich meine Abendwanderung fort, denn das Gesicht, welches ich eben sah, einmal mußte ich es schon gesehen haben, vor fünfzehn oder zwanzig Jahren — aber das ging ja nicht, der Knabe mochte jetzt kaum zwölfe zählen.

25 Noch am Abend dieses Tages hörten wir, in dem neuen roten Hause liege die alte Haushälterin im Sterben; aber das Haus selbst war am Nachmittage, als ich dort vorbeigegangen, in seiner gewohnten wunderlichen Einsamkeit dagestanden, die Gardinen hatten, wie immer,
30 unbewegt hinter den blauen Vorsätzen gehangen, keinen Laut hatte ich vernommen, selbst der schöne wilde Knabe hinter dem Gartenzaune war mir nur wie ein Gespenst erschienen; auch das Sterben wurde hier ganz still besorgt.

Als ich am anderen Tage mit meiner Frau vorüber-
35 ging, sagte ich: „Im neuen Hause hier soll eine zum Sterben liegen; zu leben scheint man nicht darin.“

„Dann wird sie schon gestorben sein“, erwiderte sie, indem sie durch die Zaunlücke in den Garten wies; „sieh

nur, dort unter dem großen Apfelbaum stehen zwei Frauen und reden miteinander; das ist mir hier noch nimmer vorgekommen."

Wir sahen sonst nichts weiter, aber meine Frau hatte recht geschlossen: noch am selben Abend lief es durch das Dorf, die Haushälterin, wie die alte Frau im roten Haus benannt wurde, habe seit jenem Vormittag ihr Tagewerk auf immer eingestellt. Einige Tage später wurde ein Sarg auf der Landstraße an meinem Hause vorbeigetragen, hinter welchem nur ein weißhaariger Mann mit einem Knaben ging; aber der Zug war, als ich vor die Tür kam, schon zu weit entfernt, das Antlitz der beiden konnte ich nicht mehr sehen. Mein Nachbar, der zu mir trat, sagte: „Der arme Bursche sah aus wie der Tod selber; es war seine Großmutter, die sie nun bei der Kirche da begraben; seine Mutter soll er nie gekannt haben."

„Der arme Junge!" dachte auch ich; „was wird aus ihm, wird der Alte sich allein nun mit ihm abgeben?"

Als ich mit Frau und Kindern am Nachmittagstee saß, bei dem goldnen Herbstsonnenschein noch einmal im Freien auf der Terrasse, brach aus dem Armenhausgarten, welcher derzeit mit dem unseren zusammenstieß, ein lautes Schreien und Toben, unterbrochen durch die scharf redende Stimme des Armenvaters, zu uns herüber, so daß das Gespräch aufhörte und alles dorthin horchte. Die schreiende Stimme kam offenbar von einem Knaben.

„Ich fürchte", sagte lächelnd unser Nachbar, der neben uns saß, „er wird nicht mit ihm fertig!"

„Mit wem?" frug ich. „Wer ist denn das?"

„Nun, das wissen Sie nicht? Der Junge von dem Riew'; er ist gleich vom Kirchhof in das Armenhaus gebracht. Er mag sich das wohl nicht gedacht haben; mit dem Erben ist es auch wohl eitel Wind!"

„Unglaublich! Empörend!" rief meine Frau, während drüben das Geschrei noch immer fortging.

Der Nachbar zuckte die Achseln. „Ja, du lieber Himmel, der Bengel ist ein Ausbund von den schlimmsten; erst gestern haben sie ihn wieder aus der Institutsschule

fortgewiesen; was soll der Alte mit ihm aufstellen? Er hat die Frau nun auch nicht mehr zur Hülfe."

Aber die Frauen an unserem Tische schüttelten gleichwohl die Köpfe.

5 Ob dann der Armenvater endlich das aufgeregte Kind beruhigt hatte, oder ob die Szene nach einem anderen Teil des Hauses verlegt war, kann ich nicht sagen; aber der Lärm hörte auf, und wir sprachen weiter nicht davon.

— — Einige Tage später, da ich von dem Jungen 10 nichts mehr gemerkt hatte, frug ich über unseren Zaun den Armenvater, der einige Weiber bei der Arbeit in seinem Garten überwachte: „Nun, wie geht es mit Ihrem neuen Alumnen?"

„Wen meinen Sie?" frug der Mann zurück und sah 15 mich wie unwissend an.

„Wen sollte ich meinen? Natürlich den Riewschen Jungen; ich weiß nicht seinen Namen."

„O, der! Der sitzt schon längst wieder im warmen Nest; der beerbt den Alten noch bei lebendigem Leibe. 20 Ich hätte ihn nur behalten sollen!" fügte er mit einer entsprechenden Handbewegung hinzu.

Ich dachte an das zarte Gesicht des Knaben und sprach zu mir selber: „Es ist doch besser so."

* * *

Es war schon in den letzten Tagen des Oktober, als 25 ich eines Nachmittags wieder an dem Rieweschen Garten entlang ging, wo der Zaun jetzt freie Durchsicht ließ; auch war dort heute wirklich was zu sehen, denn oben im Geäste eines großen Birnbaums hing der hübsche Knabe und langte mit ausgestrecktem Leibe nach ein paar goldgelben 30 Birnen, die noch an einem fast blätterlosen Zweige hingen. Unter ihm am Stamm sah ich einen untersetzten Mann, der mir seinen breiten Rücken zuwandte; nur seinen weißen, seitwärts abstehenden Backenbart konnte ich außerdem gewahren. „Zum Teufel, Rick, so komm herunter!" 35 rief er; „das ist kein Mastkorb, worin du arbeitest!"

„Wart' nur, Ohm!" erwiderte der Knabe; „ich krieg'

sie gleich, die allerletzten sollen doch nicht sitzenbleiben!“ und er reckte sich stöhnend noch ein Stückchen weiter.

„By Jove! Du brichst dir um zwei Birnen noch das Genick!“ Und der Alte griff in die Tasche und schien ihm eine kleine Münze hinzuhalten. „Komm herunter und kauf' dir welche! Der Schuster hat dieselben.“ 5

Der Junge hörte aber nicht danach; er suchte droben den Zweig, woran die Birnen saßen, zu sich heranzubiegen. Ich stand in plötzlichem Besinnen; auch die alte Stimme war mir bekannt. Eine untersetzte grauhaarige 10 Gestalt aus meinen Hamburger Schülerjahren tauchte vor mir auf, daneben ein Kinder-, ein Mädchenangesicht. „Wenn er es wäre!“ dachte ich bei mir selber; „und Riewe heißt er, vielleicht John Riew'!“

Da hörte ich einen Krach, und als ich aufblickte, sah 15 ich es vor mir durch die Luft zur Erde fahren; ein gebrochener Ast baumelte oben von dem Baum herab; es war kein Zweifel, der Junge war herabgestürzt. „Man hat noch den Tod von dir!“ schrie der Alte. „Sind denn die Planken heil geblieben?“ Und gleichzeitig hatte er 20 sich gebückt und wollte dem Jungen auf die Beine helfen.

Der aber war schon aufgesprungen. „Tut nichts!“ sagte er, sich zuckend seine Hüfte reibend. „Unkraut vergeht nicht, Ohm!“

Der Alte brummte etwas, das ich nicht mehr verstand, 25 denn ich fürchtete, auf meinem Platz entdeckt zu werden, und hatte deshalb meine Wanderung fortgesetzt. Aber sein Gesicht war mir zugewandt gewesen, und ich wußte nun, es war mein alter Kapitän John Riew', der sich dies Haus gebaut hatte. Noch jetzt blühten ihm seine guten 30 roten Wangen, nur Bart und Haare waren weiß geworden; denn wohl achtzehn Jahre mochten verflossen sein, seitdem wir uns zuletzt gesehen hatten. Damals aber — es war zur Zeit meiner Selektanerschaft auf dem Johanneum zu Hamburg — hatten wir fast täglich uns ge- 35 sehen; denn dort, unweit des nun verschwundenen Kaiserhofes, an dessen reich ornamentierter Fassade mein Schulweg mich vorüberführte, wohnten wir beide als einzige

Mieter in einem zweistöckigen Häuschen, das zwischen himmelhohen Speichern aus alter Zeit zurückgeblieben war. Unsere Wirtin war eine Schifferwitwe, deren trunkfälliger Mann im Rausch durch einen Unfall sein Leben
5 verloren und seiner Frau wohl kaum anderes als den kleinen Fachbau hinterlassen hatte, in welchem ich eine Stube unten neben der Haustür innehatte. John Riewe, damals schon ein ergrauter Mann, bewohnte oben die einzige Etage; und so eines Sommerabends, auf der Bank
10 vor der Haustür, hatten wir Bekanntschaft gemacht. Er war lange als Kapitän zur See gefahren; nach Rio, Hongkong, auch weniger fern nach Lissabon und London; kurz, er hatte mehr gesehen als wir studierten Leute und wußte davon zu erzählen. Endlich war er seemüde und dann
15 hier Makler geworden. „Es ist kommoder", sagte er, „den Sturm vom Bette aus zu hören."

Unsere Wirtin war eine einfältige Person: er mußte ihr in allem Rat erteilen, ja es war, als habe sie alles auf ihn abgeladen; ich weiß nicht, weshalb er sich so von
20 ihr plagen ließ. Das Beste an der Frau war jedenfalls ihre zwölfjährige Tochter Anna; braun, feingliedrig, mit dunklem Haar und, o, mit welchen Augen! Es war etwas Begehrliches in dem Mädchen; aber alles, was sie tat, und mochte sie in einen Apfel beißen, geschah mit einer
25 Art von froher Anmut. Wie jetzt mit dem Jungen, so hatte der Kapitän es damals mit dem Mädchen: er wußte selbst nicht, was er dem verzogenen Ding zu Willen tun sollte; er kaufte ihr seidene Schürzen und rote Tüchelchen, mit denen sie dann auch sogleich erschien; er stopfte ihr
30 Marzipan und gebrannte Mandeln in die Taschen, und wenn sie vergnügt zu schmausen anfing, dann lachte er über sein ganzes gutes Angesicht. „Nicht wahr, schlecken und dich putzen", sagte er und schüttelte das hübsche Ding an beiden Schultern, „das möchtst du wohl dein Leben
35 lang; aber wart' nur, Rackerchen, es wird noch anders kommen!" Und sie sah mit lachenden Augen zu ihm auf und nickte nur, denn sie hatte ihr Mäulchen noch voll von seinem Futter. „Naschkatze du!" rief dann der Kapitän

und schaute, die Hände in den Taschen, ihr voll Vergnügen zu.

Auch ins Theater, als einmal ein Zauberstück gegeben wurde, hatte er sie mitgenommen. Dort aber hatte sie nur auf die silbernen Sternen- und Meernixenkleider gesehen, wenn auch sonst die glänzendsten Helden über die Bühne schritten; sie hatte nur davon geredet und ihn immerfort gezupft und angestoßen und zuletzt gesagt, wenn sie groß wäre, wolle sie auch Komödiantin werden und solche Kleider tragen. John Riew' war in Todesangst geraten: „Daß du dich nicht unterstehst!“ hatte er so laut gerufen, daß das ganze Parterre die Köpfe nach ihm umgewandt; „weißt du wohl, wenn sie tot sind, die kommen alle in die Hölle!“ Seitdem hatte er sie nicht mehr in die Komödie gebracht.

Auf sein Zimmer aber kam das Kind mehrmals am Tage; denn die Mutter hatte es so eingerichtet, daß sie selber mich, ihre Tochter aber, wenigstens außerhalb der Schulzeit, den Kapitän bediente. Es ist mir wohl später eingefallen, daß dies, bei aller Ehrenhaftigkeit des Mannes, auch kein Zeugnis für die Verständigkeit der Frau gewesen sei; denn die Herzensgüte unseres Kapitäns war doch mitunter derart, daß sie mehr zu einem handfesten Schiffsjungen, so zwischen See und Sturm, als zu einem zierlichen halbgewachsenen Mädchen passen mochte.

Als wir eines kalten Oktoberabends wieder einmal plaudernd auf der Straßenbank saßen, fuhr der Nordwest uns endlich so eisig in den Nacken, daß er mich einlud, mit ihm in seine Kabine hinaufzusteigen, wo wir behaglicher unser Gespinst abwickeln könnten. Ich hatte nichts dagegen und saß dort kaum in einem guten Polsterstuhl, den er mir hingeschoben hatte, als ich ihn auch schon, die Hand am Schlüssel, vor einem Wandschränkchen stehen sah. „Nun, Nachbar“, rief er, „wir müssen, deucht mir, ein Quantum heizen! Rum oder Kognak? Für Primaqualität wird garantiert.“

Von den Schätzen dieses Schrankes hatte ich schon gehört: „Das wird Ihnen überlassen, Kapitän!“ rief ich.

„Also Rum!“ erwiderte er. Dann schloß er auf, und nachdem er an der Klingelschnur gerissen hatte, stellte er eine Flasche und zwei tüchtige Glashumpen auf ein daneben stehendes Tischchen.

5 Nach einer Weile flog ein leichter Schritt die Treppe herauf, und Anna trat mit einem Kesselchen voll heißen Wassers in die Stube, sie nickte uns vertraulich zu, entzündete dann die auf dem Tisch stehende Spirituslampe und setzte den Kessel darüber.

10 „Nachbar“, flüsterte der Kapitän, „was sagt Ihr zu meinem kleinen Maat?“

Der kleine Maat aber stand, die Hände in den Schoß gefaltet, und neigte das dunkle Köpfchen nach dem Kessel. Als er zu sausen anhub, wandte sie sich und wollte gehen.

15 „Oho!“ rief der Kapitän, „du meinst wohl, wir sollen uns unser Glas heut selber machen!“

Sie blieb stehen, schüttelte den Kopf und wurde purpurrot. Dann aber ging sie lautlos nach dem Schrank, hob ihre schmächtige Gestalt auf den Zehen und holte 20 vom obersten Bord eine Schale mit Zucker herab.

„So recht, Anna!“ rief der Kapitän. „Nun zeige, was du von mir gelernt hast!“

Und das feine Ding nickte wieder ein paarmal, nur so in den Schrank hinein, aber doch, als sollt' es heißen: 25 „Ohne Sorge; soll schon werden!“ Dann begann sie die drei Elemente sorgsam zu mischen, schaute auch einmal durch das Glas, indem sie es mit dem etwas hageren Ärmchen gegen die jetzt über unserem Tische brennende Ampel hielt, und goß noch ein paar Feuertropfen in das-30 selbe, ohne aber vorher weder mit noch ohne Löffelchen daraus gekostet zu haben.

„Wenn's gefällig ist!“ sagte sie dann, indem sie uns die Gläser auf einem Tablettchen darbot.

Ich nahm das meine, und schon an dem Dufte merkte 35 ich, es war ein steifes Seemannsglas. Der Kapitän aber, als sie zu ihm trat, legte beide Arme vor sich auf den Tisch. „Nun?“ sagte er und sah lachend unsere kleine Schenkin an; „ich muß wohl heut um alles betteln gehen!

Sie stand einen Augenblick wie verlegen.

„Oder scheust du dich vor unserm jungen Herrn?" fügte der Kapitän hinzu.

Da hob sie das Glas an ihre Lippen. „Wohl bekomm's!" sagte sie leise; dann trank sie, und es schien mir, daß sie mit Behagen trinke.

„Halt, halt, Jüngferlein!" rief der Alte lachend; „ei, seht doch, schickt sich das für ein so zartes Manntje[1]?"

Aber schon hatte sie das Glas vor ihn auf den Tisch gesetzt, und wir hörten, wie sie draußen wiederum die Treppe hinunterflog.

„Eine Wetterhexe!" sagte der Kapitän; „wenn die ein Junge wäre, mit dem ginge ich noch einmal auf die alten Planken!"

Ich aber weiß noch sehr wohl, wie ich ihn um sein Glas beneidete, an dem der süße Mädchenmund geruht hatte.

— — Wie eine Bilderreihe zog das alles jetzt an mir vorüber; plötzlich aber stolperte ich, mein Stock flog mir aus der Hand und ich sammelte mich geduldig vom Erdboden auf; denn ich war mitten im Walde, der mir soeben seine dicken Buchenwurzeln vor die Füße gestreckt hatte. Langsam kehrte ich um und ging nach Hause, doch die Gedanken wollten mich nicht lassen. Das anmutige Kind, von dem ich später nie wieder etwas gehört hatte, sie mochte jetzt etwa dreißig Jahre zählen — was war aus ihr geworden?

* * *

Es ließ mir doch keine Ruhe: wie kam der Kapitän hierher? Was war das mit dem Jungen?

Tages darauf ließ ich den Abend herankommen; es mochte schon neun Uhr sein, als ich vor dem roten Hause stand. Alles war dunkel, aber eben vorher hatte ich von der Hinterseite aus einen Lichtschein auf den kahlen Gartenbüschen wahrgenommen. Ich drückte die Haustür

[1] Menschlein.

auf, an der keine Glocke läutete, und stand in einem dunklen Flur, in den jedoch, scheinbar durch das Schlüsselloch der Tür einer Hinterstube, ein schmaler Lichtstreifen hineindrang. Es rührte sich aber nichts im Hause, und ich
5 tastete weiter, bis ich mit den Händen an die Türe stieß.

„Herein! Wer ist da?" rief es drinnen, als ich eben eintrat.

Der Kapitän saß neben einer Lampe an dem Sofatische und las in einer großen Zeitung, die ich später als
10 den „Hamburger Korrespondenten" erkannte — außer ihm war nur der schöne Knabe in dem Zimmer; er stand mit einem brennenden Lichte vor dem Spiegel und schnitt Gesichter, die er einigen Fratzen im „Kladderadatsch" nachzumachen schien; wenigstens lag auf dem Spiegeltischchen
15 ein Exemplar davon.

„Guten Abend, Kapitän!" sagte ich kräftig; „da Sie nicht zu mir gekommen sind, so haben Sie wohl nichts dagegen, daß ich Ihnen meinen Antrittsbesuch mache?"

Er war aufgestanden, während der Junge seine Unter-
20 haltung mit unbekümmerter Geschäftigkeit fortsetzte, und ich konnte den Alten im Schein der Lampe ungestört betrachten. An Haar und Bart sah man freilich, es war Winter geworden; aber seine Wangen blühten noch immer, und die guten Augen darüber sahen mich wie
25 einstens hell und freundlich an. Ich wollte reden; aber er legte seine Hand schwer auf meine Schulter. „Halt! — Halt!" sagte er. „Ich werfe Anker! Hamburg — beim Kaiserhof — das Häuschen — meine Kabine! Alle Millionen Windrosen, Herr Nachbar, und Sie wohnen hier?"

30 „Ja, ja, Kapitän; und Sie wohnen hier?"

„Ei, freilich", rief er lachend, „und so wohnen wir alle beide hier! Rick!" und er wandte sich zu dem Knaben, „zünde die Spritflamme an und nimm eine Flasche aus dem Schränkchen! — Junge, hörst du denn nicht!"

35 „Ja, Ohm, ich höre ja schon!" rief der Knabe, setzte den Leuchter auf das Spiegeltischchen, daß das Licht aus der Röhre sprang, und vollbrachte dann das aufgetragene Geschäft. Meine Augen folgten ihm, und mit Verwun-

derung sah ich hier im neuen Hause ein gleiches Schränkchen wie in der Hamburger Baracke.

Der Kapitän hatte indessen mein Gesicht gemustert, als wolle er die Züge des einstigen Gymnasiasten herausstudieren. „Sie also sind der Doktor, der sich das große Haus dort auf der Höhe gebaut hat?“ 5

„Ja freilich, Kapitän; und was für Abenteuerlichkeiten habe ich nicht hinter Ihrem stillen Neubau wittern müssen, aber freilich . . .“ meine Augen fielen auf den Knaben, und ich schwieg. 10

Er hatte eben den kochenden Kessel nebst Flasche, Gläsern und was sonst nötig war, vor uns hingestellt. „Dank, mein Junge“, sagte der Alte. „Aber nun geh mit deinem Licht in deine Koje; es ist Kinderbettzeit.“

Aber der Junge fiel ihm um den Hals und flüsterte 15 ihm eifrig bittend in das Ohr.

„Nein, nein, Rick, heute nicht“, sagte der Alte; „der Herr kommt schon mal wieder, und früher als die Hühner auf die Wiemen[1] müssen.“

„Doch! doch!“ rief der Knabe. „Ohm! Alter John, 20 nur eine Viertelstunde!“ Und er würgte ihn fast mit seinen Armen.

Da riß der Alte ihn heftig von sich und hielt ihn, nach des Knaben Gesicht zu urteilen, nicht eben sanft an beiden Handgelenken vor sich. „Kalkuliere“, sagte er im ruhigen 25 Kommandoton, „du gehst jetzt augenblicklich in deine Koje!“ Dann ließ er ihn los, und der Knabe nahm, ohne ein Wort zu sagen oder uns nur anzusehen, sein Licht und ging zur Tür hinaus; ich hörte, wie er eine Treppe nach dem Oberhaus hinaufstieg. 30

John Riew' zog jetzt die Gläser an sich und begann den heißen Trank für uns zu mischen; als er aber die Flasche aufgezogen hatte, spürte ich an dem Duft, daß es Madeira oder Xeres sei, welchen er hineingoß. „Ei was, Kapitän“, sagte ich; „Sie trinken ja wie ich! Hat der 35 Jamaika Sie jetzt verlassen?“

[1] Querstange im Hühnerstall.

„Ich trinke ihn nicht mehr", erwiderte er ernst; „doch wenn's Ihnen lieber, es wird noch eine alte Flasche da sein."

„Ich danke, es ist mir so eben recht. Aber Sie? Vertragen Sie ihn nicht mehr? Sie sehen doch aus, als hätten Sie zeitlebens zusammenhalten müssen!"

„Es wäre auch sonst wohl so gewesen; aber — seit der Junge da geboren, haben wir uns geschieden. Doch — Sie schwiegen vorhin; jetzt ist frei Wasser; wonach wollten Sie denn fragen?"

„Nun, Kapitän, zunächst freilich nach dem Jungen! Waren Sie inzwischen verheiratet? Sind Sie Witwer? Ist der Junge Ihr eigen, oder wo haben Sie ihn aufgelesen? Und wie kommen Sie dazu, sich hier auf dem völlig trockenen Lande anzubauen?"

„Holla!" rief er dazwischen, „nun ist's genug für einmal! Aber Sie erlebten mit mir den Anfang, so mögen Sie auch das Ende wissen!"

„Wenn ein Mensch zu viel Tugenden hat" — so begann er sein Gespinst, indem er mir eins der dampfenden Gläser zuschob — „dann ist der Teufel allemal dahinter."

Ich mochte wohl gelacht haben. „Nein, Nachbar", fuhr er fort, „das ist die simple Wahrheit; es ist gegen die Natur des unvollkommenen Menschen, den unser Herrgott nun einmal so geschaffen hat; denn irgendwo in unserem Blute sitzt er doch, und je dicker er mit Tugenden zugedeckt wird, desto eifriger bemüht er sich, die Hörner in die Höh' zu kriegen. Ich hatte so einen Freund, Rick Geyers hieß der Junge, und wir fuhren auf einem Schiff; glaubt nicht, daß er ein Duckmäuser war, nein, im Gegenteil ein wilder Kerl, aber dabei ein wahres Nest von Tugenden: seine halbe Heuer, solange sie noch lebte, schickte er an seine Mutter, und saß und schrieb an sie, während wir an den festen Wall gingen und unsern Talern Flügel machten. Hatte ein armer Teufel Unheil angerichtet, Rick wollte an allem schuld sein; aber man glaubte ihm zuletzt nicht mehr, denn er verstand fast ohne Wind zu segeln, unser großmäuliger Kapitän ging selbst

bei ihm zu Rathaus; und dabei war er ein halb Dutzend Jahre kürzer auf der Welt als ich. Vor den Weibern, wenn er einmal mit uns andern an Land war, konnte er sich kaum bergen; in Hongkong, da ist eine Gasse — freilich ehrbare Leute sollten dort nicht kommen — Ihr hättet nur sehen sollen, als wir einmal mit ihm hindurch gingen, wie das niedliche schlitzäugige Gesindel um ihn herum war! Rick Geyers aber sah mit seinen großen braunen Augen über sie weg, und wenn sie zu dicht an ihn herantänzelten und ihre Locktöne machten, dann räumte er sie schweigend wie eine Schar von Ungeziefer mit den Armen von sich. Die Dirnchen — denn sie sind zart und gelenkig — schlenkerten ihre feinen Händchen gegen ihn und flogen mit Angstgekreisch an ihre Haustüren, wo sie ihm wieder mit den Fingern winkten; uns andere plagte, by Jove, die Eifersucht. Rick aber ging stumm und zornig neben uns: ‚Ein andermal, wenn ich bitten darf, gehen wir nicht durch die Menagerie hier!' sagte er, als wir hindurch waren.

„Und so dauerte es denn nicht lange, und er war Kapitän, als ich noch das Rad am Steuer drehen mußte. Aber Freunde blieben wir auf Not und Tod, und der Wind wechselte nicht allzuoft, da hatte ich auch mein Schiff; aber trafen wir uns am Wall, so waren wir gleich beisammen.

„Nun fand sich derzeit in Hamburg bei einer vornehmen alten Senatorstochter eine Art Mamsell, so gegen die Dreißig schon: Riekchen hieß sie und war ehrlich und zuverlässig, allzeit wie mit eben geplätteten Kleidern angezogen und, ganz egal, mit einer gelbblonden langen Locke hinter jedem Ohr. Sie konnte kochen und braten, sagte nie ein Wort entgegen und hatte niemals eine Meinung; die alte Dame behauptete, es gäbe auf der Welt keinen Mann für diese Perle, und wirklich, es begehrte sie auch keiner.

„Und das war das Schicksal, für Rick Geyers mein' ich; denn in dieses Unmuster von Tugend mußte der unselige Junge sich vergaffen, und noch mehr, er wollte sie hei-

raten und kaufte sich sogleich zum Schauplatz seines Ehe-
glückes die Baracke, wo wir beide, Herr Nachbar, später
einst gewohnt haben. Nun, Sie haben ja das Riekchen
selbst noch gekannt. — Ich packte den Rick eines Tages
5 unter den Arm und ging mit ihm durch die Stadt und
dann nach dem Stintfang[1] hinauf, wo unten im Hafen
seine stolze Brigg lag und die rot und weißen Wimpel
im leichten Morgenwinde wehten. ‚Rick! Rick!' sagte ich,
‚besinne dich doch! Du bist verblendet, bete vierund-
10 zwanzig Vaterunser, und es wird vorübergehn! Was
willst du das einfältige Tugendmensch heiraten? Du hast
ja selbst die volle Ladung davon; unter so viel Tugend
geht dein Schiff zugrunde! Kann's nicht anders sein, so
nimm dir eine schmucke, wilde Katz', an der du deine
15 Plage und doch auch dein Vergnügen hast! Was meinst
du, Rick?'

„Aber er lüpfte nur den Hut, daß die Luft durch seine
braunen Locken ging, und sah mich lachend aus seinen
hellen Augen an. ‚Dank für deine Weisheit, John', sagte
20 er; ‚aber was einer muß, das kann nur einer wissen.'

„Da sah ich wohl, daß er weitab von aller Vernunft
sei, und so hat er die Perle Riekchen zu seinem Unheil
dann geheiratet. Aber ich sage Ihnen, Nachbar, auch der-
zeit, da sie jünger war — zehn Jahre auf einer Robinson-
25 Insel!" und der Kapitän spreizte abwehrend seine Hände
vor sich. „Doch", rief er dann wieder, „das Getränk nicht
zu vergessen! God bless you, Sir!"

— — Schon einigemal hatte ich ein Rühren an der
Türklinke vernommen; jetzt, während wir mit den Glä-
30 sern anklirrten und tranken, sah ich, daß die Tür, der ich
zugewandt saß, um einen schmalen Spalt geöffnet wurde.

„Kapitän", sagte ich, „es ist jemand vor der Stube."

Er wandte sich: „Das ist Rick!" sagte er. „Junge,
warum schläfst du nicht?"

35 Aber die Tür öffnete sich weiter. „So komm herein",
rief er, „wenn du was auf dem Herzen hast!"

[1] Eine Wallanlage mit einem Wasser, in dem die Kinder kleine Fische, sogenannte „Stinte", fangen.

„Ich kann nicht“, kam es von der Tür; und ich gewahrte jetzt freilich, daß der arme Schelm barfuß und im blanken Hemde draußen stand.

Da stieß der Alte einen Seufzer aus, erhob sich und schritt nach der Tür: „Nun, Rick, was willst du denn?“ 5

„Ohm“, sagte der Knabe leise und vor Kälte zitternd, doch so, daß ich's verstehen konnte, „ich hab' dir ja noch gar nicht gute Nacht gesagt!“

„Und deshalb konntest du nicht schlafen?“

Ich glaubte nur zu sehen, wie Rick stillschweigend mit 10 dem Kopfe schüttelte. Und der Alte gab ihm einen herzhaften Schmatz: „Gute Nacht, mein Kind! Aber nun schlaf' und bitt' vorher unsern Herrgott, daß er dein weiches Herz allzeit bei deinem harten Kopfe lasse!“

Da hörte ich, wie der Knabe behend die Treppen 15 hinauflief; der Alte aber setzte sich langsam wieder an seinen Platz. Wir saßen eine Weile schweigend. „So ist er immer“, sagte er dann; „der Grund ist gut; ich dacht' schon, daß er kommen würde.“

„Und doch“, erwiderte ich — ich konnte es nicht zurück- 20 halten —, „haben Sie ihn neulich recht hart behandelt, Kapitän!“

Er blickte mich an: „Sie meinen das mit dem Armenhause! Ja, ja, es mag auch so aussehen; aber er mußt' einmal erfahren, wohin er ohne mich geraten würde.“ 25 Er trank einen Schluck und starrte vor sich hin. „Doch“, hub er wieder an, „ich wollte Ihnen von meinem alten Rick erzählen; der Junge ist ja noch gar nicht auf der Welt.“

Da fiel's mir bei, ich frug: „Ist er der Sohn von Ihrem Freunde? Ich mein', es war doch nur das Mäd- 30 chen da?“

„Geduld, Nachbar“, sagte der Kapitän und legte seine Hand auf meinen Arm; „der Junge wird, leider, auch geboren werden; Ihr sollt alles noch erfahren! Also — wie in den ersten Ehejahren von Rick Geyers der See- 35 gang gewesen ist, das weiß ich nicht, denn ich war überall, nur nicht in Hamburg. Dann aber, in einem Junimonat, kam ich wieder heim und hörte, auch Rick sei dort, er habe

Havarie gehabt; sein Schiff liege auf der Werfte, er selber warte in seinem Hause die Zeit ab. Wer war fröhlicher als ich! Ich konnt' es nicht erwarten, bis ich bei ihm war. Als ich die Tür seiner Baracke aufstieß, by Jove, da standen die beiden Tugendmenschen schon auf dem Flur; aber freilich, allzu lustig sahen sie nicht aus. Einen Augenblick noch, dann fiel Rick mir um den Hals: ‚Hurrah for John!‘ rief er; ‚gib ihm die Hand, Riekchen!‘ und mit einem wunderlichen Blick auf seine Frau: ‚Aber, nicht wahr, verteufelt elend sieht der Kapitän doch aus?‘

„Ich glaubte, er sei toll geworden, denn ich platzte derzeit vor Gesundheit.

„‚Meinst du, Rick?‘ sagte die Frau und nickte mir halbtraurig zu; ‚ja, so rote Backen sind auch oft nicht von den besten.‘

„‚So? — Meinst du?‘ rief Rick ingrimmig. ‚Ich meine das nicht. Sieht er nicht aus wie ein Berserker?‘

„Die Frau gab mir die Hand: ‚Freuen wir uns‘, sagte sie, ‚daß Sie so gesund wieder ans Land gekommen sind!‘

„Ich dankte ihr; Rick aber warf seine kurze Pfeife, die er in der Hand hielt, gegen die Wand, daß der Porzellankopf in hundert Stücken über die Fliesen flog, und ich hörte, wie er mit den Zähnen knirschte.

„‚O Rick!‘ rief die Frau; ‚der schöne Pfeifenkopf; das hättest du nicht tun sollen!‘

„‚Endlich! Danke, Riekchen!‘ sagte er, und ich sah, wie er ihr voll Hohn die Hand preßte; ‚aber freilich, Scherben müssen erst gemacht werden!‘

„Dann gingen wir in die Wohnstube, während das Weib, als wäre nichts geschehen, die Porzellanbrocken auf dem Flur zusammensuchte.

„‚Nimm dich in acht, Rick‘, sagte ich, ‚daß dein Teufel nicht die Hörner hoch kriegt!‘

„Aber er stieß ein Lachen aus, so fröhlich, als hätt' ich ihn nur mit dem Kinder-Bußemann[1] erschrecken wollen. ‚Komm‘, sagte er und zog mich in die Schlafstube nebenan,

[1] Der Popanz, der Kinderschrecken.

‚du weißt noch nicht, daß ich einen Engel in der Wirtschaft habe!'

„Wir waren an sein Ehebett getreten, von dem er jetzt das schwere Deckbett zurückschlug. ‚Nun, John Riewe?' rief er triumphierend. 5

„Und freilich, da lag — ich dacht' im selben Augenblick: ein Engel, aber es war doch nur ein schönes Kind, im tiefen Schlaf; ein Mädchen von kaum zwei Jahren wohl. Die eine Wange hatte es gegen sein Fäustlein gedrückt, über das die braunen Haare fielen; es war fast 10 nackt, denn das Hemdlein hatte sich über die Brust hinaufgeschoben, und es glühte gleich einem Christkind wie von innerem Rosenlichte.

„‚Nun, John?' sagte Rick wieder, ‚du schweigst? Ja, Alter, dem müssen alle Teufel weichen!' 15

„Und mit demselben schlug das Kind seine dunklen Augen auf, und die Ärmchen nach dem Vater streckend, rief es: ‚Papa, mein Papa!'

„Da riß Rick es ungestüm aus den Kissen und preßte das schöne Ding an sein Herz und küßte es vielmal und 20 flüsterte ihm heimliche Worte in sein Ohr, so leise, daß ich nichts davon verstand. Ich sah es wohl, sein Herz war voll, und was er seinem Weib nicht geben konnte, das verschwendete er an das unvernünftige, kleine Wesen.

„Und doch, Nachbar, in späteren Jahren, und auch 25 jetzt noch kommt es mir oftmals, es habe derzeit das Kind ihn dennoch wohl verstanden und sei nichts davon verlorengegangen.

— — „Am andern Tage kam ich nach dem Abendbrote zu ihm. Er saß am Stubenfenster mit untergeschla- 30 genen Armen und schaute auf die enge, stille Gasse; das Riekchen hatte ich bei meinem Eintritt in der Küche rumoren hören.

„‚Nun, Rick', rief ich, ‚was fängst du für Mäuse?'

„‚Ich fange gar nichts, John', sagte er. 35

„‚Warum hast du denn deinen Engel nicht bei dir?'

„‚Das ist's, John; der schläft allezeit von jetzt bis übers Morgenrot; aber für mich ist's noch nicht Schlafenszeit.'

„‚So gehen wir ein Stück am Hafen!‘ sagte ich. ‚Du bist noch nicht auf meinem Schiff gewesen.‘

„Er schien eine solche Aufforderung nur erwartet zu haben, denn er sprang sogleich auf und riß seinen Hut vom Türhaken.

„‚Gehst du aus, Rick?‘ frug die Stimme seiner Frau, als wir durch den Flur gingen, und ihr geduldiges Haupt erschien aus der Küchentür.

„‚Ja, Riekchen; ich nehme den Schlüssel mit; wirst du müde, so schließe mit dem andern zu!‘

„Sie nickte: ‚Gute Nacht, Rick! Gute Nacht, Kapitän Riewe!‘

„Wir gingen noch auf mein Schiff; aber es fing bald an zu dämmern, und so wanderten wir nach St. Pauli und gingen nach dem Trichter[1], wo wir bald zwei steife Gläser vor uns dampfen ließen. Wir sprachen erst von alten Zeiten; dann aber erzählte Rick von seinem Kinde, nur von seinem Kinde: er lachte selber wie ein Kind, es war wie eine lachende Freude, wenn er nur ihren Namen nannte; ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß sie Anna hieß.

„Als die Gläser leer waren, wollte ich aufstehen; aber er hielt mich zurück und zog seine Uhr. ‚Noch nicht, John!‘ sagte er; ‚es ist erst zehn: sie schläft noch nicht.‘

„Ich verstand ihn wohl; und so tranken wir noch weiter, und es war nach elf, als wir davongingen.

„Noch an ein paar anderen Abenden saßen wir dort, aber jedesmal ein Viertelstündchen länger; und auf meine zwei Gläser trank Rick allemal drei; ich sah so viel, er war schon satt von seinem Tugendmuster und schätzte sie am höchsten, wenn sie schlief.

„‚Rick‘, sagte ich, ‚nimm dich in acht, das dritte Glas, das ist des Teufels!‘ Aber er lachte: ‚Es ist nur ein Zeitvertreib, John; um ein paar Wochen ist mein Schiff wieder flott, und dann gibt's wieder Arbeit und guten Schlaf!‘

[1] Eine Kneipe und ein Ballhaus in dem Schifferviertel Hamburgs.

„Am Tage darauf war meine Zeit in Hamburg abgelaufen; wir schüttelten uns die Hände, das Riekchen nickte sanft, und auch die kleine Anna gab mir ihr Patschchen und sagte kläglich: ‚De, Ohm Jiew!‘ Dann begleitete Rick mich auf mein Schiff. 5

* * *

„Noch einmal nach ein paar Jahren — es war in der Kapstadt — habe ich Rick Geyers wiedergesehen; aber er war es nicht mehr selber, es war nur noch ein Trunkenbold, der unter seinem Namen umging. Ich dachte damals, das sei mein größtes Leid, das ich erlitten, und 10 vielleicht auch ist es jetzt noch so; nur daß über einen Mann uns das Erbarmen nicht so bitter faßt . . . aber ich will der Reihe nach erzählen.

„Als ich an der Bai nach meinem Schiff hinuntertrabte, denn in der Nacht noch sollte ich die Anker lichten, 15 sah ich einen Mann vor mir am Wasser stehen, der mich trübselig aus seinem gedunsenen Gesichte zu betrachten schien. Ich stutzte: ‚Rick‘, rief ich, ‚du bist es, Rick! Was fehlt dir? Bist du krank? Du siehst sehr übel aus!‘

„Doch er schüttelte den Kopf und sagte schwerfällig: 20 ‚Mir fehlt nichts, John. Bleibst du noch lange hier?‘

„‚Nein, Rick; nur bis heut nacht, und ich muß noch wieder nach dem Gouvernementshaus. Aber sag' mir schnell: wie geht es bei dir zu Hause, deiner Frau, deinem kleinen Engel? Kommst du bald wieder zu ihnen?‘ 25

„‚Ganz wohl, alles wohl!‘ Weiter antwortete er nicht; aber er seufzte tief, als ob er sie verloren hätte.

„‚Du fährst noch immer die Fortuna?‘ frug ich wieder.

„‚Ja, John, ich fahre sie noch; wir sind erst gestern angekommen.‘ 30

„‚So lebe wohl, Rick! Ich habe leider keine Stunde mehr für dich; lebe wohl!‘

„Ich ging, ganz vernichtet durch dies Wiedersehen. ‚Er schämte sich‘, sprach ich zu mir selber; ‚Rick Geyers, der beste aller Jungen, ist verloren.‘ 35

„Da fühlte ich mich plötzlich zurückgehalten: er war mir nachgelaufen; er lag in meinen Armen: ‚John, John, mein Freund! Noch einen Augenblick, wir sehen uns zum letztenmal!‘

5 „Und als er mich in seiner alten Liebe ansah, da waren seine Augen wieder jung und schön. ‚Das nicht, das wolle Gott nicht, Rick!‘ rief ich; ‚aber auf ein baldig Wiedersehen in der Heimat, in deinem Hause und bei deiner kleinen Anna!‘

10 „Er wiegte langsam seinen Kopf: ‚Leb' wohl, John Riew'‘, sagte er, und leise, als ob auch hier es niemand hören dürfte, setzte er hinzu: ‚Und wenn du einmal heimkommst, dann frage nicht mehr nach Rick Geyers!‘

„Er riß sich los und war mir bald in einer Menschen-15 menge, die von der Stadt herkam, verschwunden. Das weiß ich noch, die heitere Sonne, die vom Himmel strahlte, hat mir damals weh getan.

— — „Nach ein paar Jahren — es war in Rio, und ich fuhr derzeit für eine Lübecker Firma das Schiff ‚Die 20 alte Hanse‘ — nahm ich einen deutschen Matrosen in Heuer, der krankheitshalber dort zurückgeblieben war. ‚Wo stammst du her?‘ frug ich.

„‚Mein Vater‘, erwiderte er, ‚wohnt am Johannisbollwerk!‘

25 „‚In Hamburg?‘

„‚Ja, Kapitän.‘

„‚So kennst du auch wohl Kapitän Rick Geyers?‘

„‚Ja, Herr; ich bin ein Jahr als Leichtmatrose mit ihm gefahren; aber — —‘

30 „‚Was aber!‘

„‚Er ist kein Kapitän mehr!‘

„‚Hat er sich zur Ruh' gesetzt? Er ist noch jung!‘

„Der Bursche schüttelte den Kopf: ‚Es ging nicht mehr!‘ Und er warf den Kopf zurück und machte mit der 35 Hand die Bewegung, als ob er ein Glas an den Mund setze. ‚Er fährt jetzt mit dem Blankeneser Postewer[1].‘

---

[1] Ewer ist ein kleines Schiff.

„Ich nahm den jungen Menschen auf mein Schiff, aber ich hatte genug vom Fragen.

— — „Ein paar Jahre später kam ich denn doch wieder nach Hamburg; ich hatte Überdruß am Seefahren, und mein Kopf war leidlich grau geworden. Ich ging nach Ricks Hause; aber Rick lag draußen auf dem Petri-Kirchhof: er war eines Nachts über eine in Reparatur begriffene Fletbrücke gegangen und durch eine Öffnung in das Wasser und in den Tod gestürzt. Ich denke wohl, er war mit einem schweren Kopf gegangen, der ihn hinabgerissen hatte; aber — allen Gerechtigkeit! — seine Frau hat nie davon geredet; nur die Nachbarn und der alte Doktor Snittger haben es später mir bestätigt.

„Ich war inzwischen Makler geworden und mietete, nachdem ich mit meinem alten Herrn zu Lübeck ins reine gekommen war, die kleine Oberetage; schön war sie nicht, aber sie genügte, und Rick Geyers' Weib und Kind kam es zugute. Ein halb Jahr darauf fand sich auch noch ein Schüler des Johanneums für die untere Stube rechts, und das waren Sie, Herr Nachbar; ich denke, wir haben uns, bis Sie zur Universität gingen, leidlich genug in dem engen Haus vertragen!

„Sie wissen, die Anna war damals schon ein gestrecktes Mädchen, nach dem wohl ein so junger Gesell, wie Sie es damals waren, sich einmal umschauen mochte!"

Der Kapitän sah mich schelmisch an, und es mag wohl nicht gefehlt haben, daß ich rot geworden bin.

„Du lieber Gott!" fuhr er dann fort, „wir wollen nicht darüber scherzen; aber ich darf wohl sagen, daß das Kind die Liebe zu seinem Vater auf dessen alten Freund übertragen hatte, und mir war oft, als sähe sie mich mit seinen jungen Augen an, wenn er — wie oftmals! — mich herzhaft auf die Schulter schlug und dann rief: ‚Ja, John, du bist's, auf den man sich verlassen kann!'"

Der Kapitän seufzte und schlug sich gegen die Stirn: „Das aber war zu viel gesprochen", sagte er, „denn Dummheit ist auch eine arge Sünde! Ich plagte mich viel mit dem lustigen Mädchen; Sie haben es ja selbst gesehen,

der Unband war mir lieb als wie mein eigen Blut, und wenn nach etwas ihr Gelüsten stand, Ohm Riew' mußte allzeit Rat wissen. Das alte Riekchen hatte seine unschuldige Freude daran, und das Kind übernahm bald
5 fast meine ganze Bedienung; Ihnen, Nachbar, blieb nur das alte Weib: ich habe manches Mal darüber lachen müssen; aber der Kaffee von der Anna hätte Ihnen doch noch besser geschmeckt!"

Der Alte schwieg plötzlich und horchte nach oben hinauf.
10 „Ja, der Junge schläft", sagte er; dann trank er den kleinen Rest aus seinem Glase und machte sich daran, ein neues für sich zu mischen, denn der kleine Kessel sauste immerfort. Mir war, als ob ihm das Erzählen plötzlich widerstehe, oder als ob er sich besinnen müsse, wie er fort-
15 zufahren habe.

Aber er saß schon wieder auf seinem Platz, und ohne das dampfende Glas zu berühren, hub er aufs neue an: „Es sieht manches aus wie ein Kinderspaß; aber auch der Strauß hat erst in einem Ei gelegen! Sie wissen, Nach-
20 bar, es war meine alte Seemannsart, zwischen Nachmittag und Abend ein gutes Glas zu trinken, und was den Rum anlangt, so hatte ich allzeit was Echtes in meinem Schränkchen. Ich hatte die Anna gelehrt, nach meinem Maße mir das Glas zu mischen; aber wenn sie den Rum
25 in das heiße Glas goß und nun der Dampf ihr in das feine Näschen stieg, dann begann sie ein Gehüstel, bog den Kopf zurück und machte allerlei Gesichter des Abscheues gegen mich.

„Ich lachte darüber und sagte: ‚Probier' es nur!' oder:
30 ‚Es wird dir doch noch schmecken!'

„Aber eines wie das andere Mal erwiderte sie: ‚Ich habe es schon geschmeckt, Ohm; es ist abscheulich!' und schob mit ausgestrecktem Arm das Glas mir zu.

„Es wurde allmählich eine stehende Neckerei zwischen
35 der Jungen und dem Alten. ‚Du sollst doch noch probieren!' rief ich endlich; ‚ist das ein Koch, der nicht probieren kann?'

„‚Ich bin kein Koch!' sagte sie schnippisch.

„‚So bist du doch mein Mundschenk!‘

„‚Ich tu's aber doch nicht!‘ rief sie und flog mir aus der Stube und die Treppe hinab.

„Ich alter Tor, ich muß jetzt denken, daß ihre Natur uns habe warnen wollen; aber ich ging wie mit verbundenen Augen. 5

„Nun war's an meinem Geburtstage, und ich hatte, mir selber zur Festfreude, dem Kinde ein Dutzend Schnupftücher von einer Extra-Qualität geschenkt, da ich ihre Lust an feinem Linnenzeuge kannte. Und wirklich, sie leuchtete 10 vor Freude, als sie zur Mutter lief und ihr die schöne Ware zeigte; und über ein Kleines saß sie auch schon am Fenster, um ihr kunstvolles Monogramm hineinzusticken. ‚Mein Ohm!‘ rief sie mir zu; ‚ich tu' dir alles zu Gefallen!‘

„‚Das ist schon mein Gefallen‘, sagte ich, ‚daß du dich 15 freust.‘

„‚Nein, noch was anderes, Ohm!‘ Sie sah mich geheimnisvoll mit ihren dunklen Augen an und stickte weiter an ihren Monogrammen.

„Abends brachte sie mir, wie gewöhnlich, das Kessel- 20 chen mit heißem Wasser auf mein Zimmer; sie nickte mir zu, und als es kochte, begann sie mir mein Glas zu mischen. Sie tat das wie in Freude zitternd und doch so feierlich, als solle sie ein Opfer bringen. Dann hielt sie das dampfende Glas hoch vor ihrem Angesicht: ‚Ohm‘, sagte sie, 25 indem sie auf mich zutrat, ‚mein Ohm, mögst du noch vielmal diesen Tag erleben!‘ Der herzlichste Strahl, den meine arme Seele je getrunken, flog aus ihren Kinderaugen in die meinen. Dann setzte sie das Glas an ihren Mund und tat einen starken Zug daraus. 30

„Aber es war zu viel gewesen, was sie sich zugemutet hatte: wie im Krampf spieen die jungen Lippen den scharfen Trank hinaus, und das Glas fiel aus ihrer Hand zu Boden, daß der Inhalt und die Scherben umherflogen; dann stürzte sie in den Alkoven, an meinen Waschtisch; 35 ich hörte, wie sie Wasser in ein Glas goß, ein- und zweimal, und wie sie gurgelte und sprudelte, als gelte es, einen Gifttrank wegzuspülen.

„Ich ging ihr nach; da fiel sie mir um den Hals: ‚Ohm, mein süßer Ohm . . . ich konnte nicht dafür . . . verzeih' mir, sei nicht bös!'

„Das Kind war außer sich; dennoch wollte sie mir ein
5 neues Glas bereiten, aber ich litt es nicht, ich nahm sie auf meinen Schoß: ‚Sei ruhig, Anna; du weißt es ja, wir beide können einander gar nicht böse sein!'

„Da preßte sie meinen Hals mit ihren Armen, als ob sie mich ersticken wollte: ‚Du bist gut, mein Ohm; ich weiß
10 es, du bist gut!' und dann weinte sie sich noch ein braves Stückchen.

„Aber auch das, Nachbar, öffnete mir nicht meinen vernagelten Verstandeskasten. Am andern Abend kam sie wieder mit ihrem Kesselchen. ‚Zünd' nur die Lampe
15 an', sagte ich; ‚hernach mach' ich mir's schon selber.'

„Ich wollt', Sie hätten ihr bittend Angesicht gesehen. ‚Laß mich, Ohm!' sagte sie. ‚Ich weiß, ich kann es heute.'

„Ich wollte es dennoch wehren, aber jetzt stampfte sie mit ihrem Füßchen: ‚Ich muß aber, Ohm; das ärgert mich,
20 das von gestern!'

„So litt ich's denn, und als sie ihr: ‚Zur Gesundheit!' sprach und denn ein Schlückchen aus dem Glase trank, hielt sie den Atem an und Mund und Augen gewaltsam offen; aber, ich sah es wohl, ein paar Tränen sprangen
25 doch heraus. Bald danach sind Sie ins Haus gezogen, und — Sie haben es ja selbst gesehen, wie zierlich sie uns zu kredenzen wußte. Gott verzeihe mir! Das Kind steuerte Backbord, aber ich hätte Steuerbord halten sollen.

— — „Im Winter, nachdem Sie fort waren, suchte
30 mein Lübecker Reeder mich wiederum zu ködern; der schlaue Alte hatte es heraus, daß ich zu früh mich landfest gemacht hatte; er meinte, ich könnte wohl noch ein paar Jahre wieder laden und löschen. Von dem Dazwischen sprach er nicht; aber er bot mir ein neugebautes Voll-
35 schiff und einen Part darin. Mir gefiel das schon; aber was sollte dann aus Riekchen Geyers und meiner Anna werden? Denn auch Ihr Quartier im Unterhause stand unvermietet. Da, als ich eines Tages in der Januarsonne

mit Anna über den Gänsemarkt promenierte, blieb sie vor einem Weißwarengeschäft stehen und betrachtete begierig die Sauberkeiten, die hier alle in dem Ladenfenster ausgelegt waren. Ich wollte ungeduldig werden; aber sie hatte trotzdem immer ihren Finger noch nach etwas Neuem. Auf einmal kam mir die Erleuchtung: ‚Komm', sagte ich, ‚was meinst du, wenn ihr selber solchen Laden hättet?'

„Sie wurde schier dunkelrot vor Freude; aber gleich darauf sagte sie traurig, ihr dunkles Köpfchen schüttelnd: ‚Das ist ja nicht möglich, Ohm!'

„‚Nicht möglich, Anna? Aber was meinst du, wenn dein Ohm es dennoch möglich macht! Komm nur, wir wollen gleich nach Hause, und Mutter soll ihren Segen geben!'

„By Jove, ich hatte Not, daß sie mir nicht vor allen Leuten um den Hals fiel.

„Und so kam es denn in Ordnung. Freilich, mein Maklerverdienst ging so zirka wohl darauf; aber wen hatte ich denn sonst, für den ich sorgen konnte! Die Stube rechts, wo Sie Ihre Lateiner studiert hatten, wurde zum Laden umgewandelt; die Einkäufe waren schon gemacht, Näherinnen außer dem Hause wurden in Arbeit genommen und eine Glocke über der Haustür angebracht; Anna selbst war das behendeste Ladenjüngferchen und saß fleißig mit der Nadel in der Hand. Wie ich nach ein paar Jahren aus einem Briefe der Mutter sah, gewann sie später noch besseren Verdienst, indem sie in fremde Häuser schneidern ging; damals aber warteten wir noch auf Käufer, und sie kamen auch: erst die Nachbarn und die Apothekertöchter, mit denen Anna damals wohl zusammen lief, dann auch von den Gästen aus dem Kaiserhofe. Ich hörte mit Behagen unsere Glocke läuten, wenn ich oben auf meinem Zimmer saß.

„Und endlich eines Abends nahm ich mutig einen großen Briefbogen und schrieb darauf an meinen alten Herrn Richardi in Lübeck, daß ich sein neues Schiff, ‚Die alte Liebe', führen würde.

* * *

„‚Die alte Liebe' war so gut wie ihr Name; und wir hatten Glück, mein alter Herr und ich! Fünf Jahre lang bin ich gefahren, wie noch nie zuvor — aber wir haben noch andere Abende, davon zu reden —, nur bei der letzten Fahrt, in den englischen Nebeln, zwischen Plymouth und Southampton, da hätten wir bald, trotz Nebelhorn und Schüssen, das Schiff und auch uns selbst verloren. Das machte mich kopfscheu; mir schien's nun endlich doch genug vom Wasser und besser, das bißchen Lebensrest im Trockenen zu verzehren. Doch mein Herr Richardi in Lübeck war nicht solcher Meinung, und da er mich halten wollte, so wußte ich wohl, weshalb er mit unserer Abrechnung immer noch nicht fertig wurde. ‚Herr', sagte ich endlich, ‚ich besuche meinen alten Ohm in Holstein; indes wird hier wohl alles klar?'

„Er brummte etwas, und ich fuhr am andern Tag hierher. Es war aber ein rechtes Doppelwrack, was ich hier fand: den geizigen Greis und sein großes, verfallenes Bauernhaus, worin einst eine weitläufige Wirtschaft war betrieben worden. Zwei Stuben mit vollen Schränken und hohen Wandbetten standen bestaubt und unberührt; der Eigentümer und eine verrunzelte, zahnlose Magd hausten jetzt allein in einer Kammer. Freilich, auf dem Boden jungten die Marder in den Ecken und schleppten des Nachts ihre Beute heim und sprangen durch die Löcher des alten Strohdachs auf die Bretter, daß in der Stube unten nicht zu schlafen war. In einer Nacht, wir waren gegen August, kam unerwartet ein Sturm auf; das ganze Dach schüttelte sich, und ich hörte, wie ein Fach Mauerwerk herauspolterte; da sprang ich auf und ging die Nacht spazieren. ‚Ohm', sagte ich am andern Morgen, ‚mein Schiff war doch noch sicherer als Euer Haus; Ihr müßt bauen, sonst begräbt's Euch noch!'

„Aber er lachte, indem er sich sein schlotteriges Wams über seinen hageren Leib zuknöpfte. ‚Das verstehst du nicht, John; die alten Häuser sind zäh. Du kannst es flicken lassen, wenn sie mich hingetragen haben.'

„Ich hielt's nicht länger aus: mich überkam ein plötz-

liches Verlangen nach unserer kleinen Anna, und ich schrieb an Rieckchen Geyers, daß ich kommen würde.

„Am zweiten Tage danach fuhr ich mit dem Wochenwagen ab. Als mein Ohm mit seiner Magd, die ich mit einem unmäßigen Trinkgeld erfreut hatte, mich hinaus begleitete, gab er mir die Hand: ‚Aber John!‘ sagte er, ‚das in dem Kanal, das will mir nicht gefallen; bleib' schmuck im Lande nun! Wenn du versöffest, ich müßt' mein Testament ummachen lassen; das sind teure Sachen!‘

„Damit fuhr ich ab. Als ich vors Millerntor in Hamburg kam, ging just der Tag zu Ende; ich konnt's nicht lassen, stieg ab und spazierte nach dem Stintfang hinauf; da sah ich am Hafen längs den ganzen Mastenwald im braunen Abendrot. Langsam ging ich dort hinunter, und da überfiel's mich: ‚Haus oder Schiff? Land oder See?‘ Ich schlenderte am Bollwerk entlang, den Kopf voll melancholischer Gedanken, da kam der Sohn unseres Nachbarn, des Apothekers, mir entgegen; er war in Kalifornien gewesen, kam aber jetzt von Hause und wollte nun wieder in die Minen. Die beiden Schwestern hatten den wilden Jungen weich gemacht, ich glaube, am liebsten wär' er mit mir umgekehrt; zuletzt aber häkelte er zwei Klümpchen Goldes los, die er als Berlocks an der Kette hängen hatte. ‚Good bye!‘ sagte er, ‚bringt's den Dirnen; wenn ich wiederkäme, sollt's ein Pfund sein!‘ Und damit drehte er ab und ging davon.

„Ich steckte die Berlocks in die Tasche und wanderte jetzt rascher in die Stadt hinein. Als ich Ricks Häuschen erreicht hatte, brannte im Flur schon eine Lampe. Ein dunkelköpfiges Mädchen flog aus dem Laden, nicht groß, aber schlank; ein zierliches Stutznäschen und über der Stirn, nicht was die Frauenzimmer Simpelfransen nennen, nur so die feinen Stirnlocken, die mit dem Kamm nicht mehr zu bändigen waren; und vor der Brust hing ihr ein sauber Spitzentuch.

„Ich zog sehr höflich meinen Hut und wußte nicht, war das feine Ding sie oder war's nur eine fremde Jungfer? Freilich, so auf siebzehn schien auch die zu stimmen,

die mich da mit ihren großen braunen Augen ansah; aber ich war doch nicht auf Nummer Sicher und sagte lieber vorsichtig: ‚Guten Abend; wär' Frau Geyers wohl zu sprechen?' — ‚Guten Abend', sagte sie — und mir war's, 5 als ob sie innerlich lache —, ‚treten Sie nur näher!' — Aber ich kehrte mich zu ihr: ‚Um Verzeihung, liebes Kind', sagte ich, ‚wie heißen Sie denn?' Sie neigte den Kopf, daß ich vom Gesicht nur noch die Stirnlöckchen sehen konnte, und sagte: ‚An-na!'

10 „Sie sagte das so eindringlich, so very engaging; es sang ordentlich was in den beiden Silben, und wieder auch, als wär' ein Mädchenlachen noch dahinter.

„Dann aber, als Frau Riekchen jetzt aus der Stube trat, da lachte sie wirklich und warf den Kopf empor: 15 ‚Mutter', rief sie jubelnd, ‚da ist Onkel Riew', und er kennt mich nicht mehr!' Und sie flog mir an den Hals, die junge Katze! In mir aber rief es: ‚Land, Land! Nicht nochmals auf die Planken!'

* * *

„Ich wohnte schon wieder oben in meinem alten Quar- 20 tier und hatte aus Lübeck und vom Schiff schon meine Sachen um mich. Es war fast wie früher, nur daß, weil die Frauen anderes zu tun hatten, eine kleine Magd mich jetzt bediente, und ich abends meist mein Glas im Kaiserhofe trank. Da fielen die goldenen Berlocks mir eines 25 Vormittags in die Hand, die ich noch immer abzuliefern hatte, und ich machte mich sogleich jetzt auf den Weg.

„Als ich eintrat, fand ich im Zimmer nur die beiden Mädchen, die vor einem Tische emsig an großen bunten Lappen nähten; da ich aber mein Gewerbe anbrachte und 30 die Goldklümpchen in ihre Hände legte, by Jove, da ging das Gejammer los: ‚Ach, der Herzensbruder, o mein Peter, Peter!'

„Wisset, Herr Doktor, ich kann die Frauenzimmertränen nicht leiden, denn sie machen mich boshaft, was 35 ich von Natur nicht bin; aber so wie eine wilde Gans

aus der Tür rennen, das war doch auch nicht schicklich; ich blieb also vor der Hand noch sitzen. Da öffnete sich die Tür, und eine alte Näherin trat herein, die mir von früher wohl bekannt war. Sie hatte wieder solchen Lappen in der Hand wie die hier drinnen, es mußte also miteinander wohl ein Kleid ausmachen; auch paßten sie es zusammen und strichen es sich an Hals und Schultern. Als die Alte fortgegangen war, dachte ich für die Anna ein Wort einzulegen und sagte: ‚Ist das Ihre Näherin? — Die könnten Sie ein Pfundsmaß hübscher haben! Ich meinte, daß die Anna Geyers bei Ihnen nähte?‘

„‚Ja‘, sagte die Älteste und wischte sich den Tränenrest von ihren Backen, ‚die ist freilich hübscher.‘

— „‚Steht Ihnen das Mädchen denn nicht an?‘

„‚O — wir haben sie ja schon gehabt.‘

— „‚Und Sie wollen sie nicht wieder haben? Das tut mir leid, sie ist so halbwege ja mein Ziehkind.‘

„‚Ja; aber . . .‘ Sie bückte sich über ihre Näherei und kam nicht an Bord mit ihrem Satze.

— „‚Schießen Sie los, Mamsellchen!‘ sagte ich. ‚Helles Feuer ist das beste. Die Anna soll doch ihre Arbeit gut verstehen; hat sie gestohlen, oder wo steckt denn sonst der Fehler?‘

„‚Nun, Herr Riew‘‘, sagte die Jüngere und luvte mich mit ihren kleinen, unverschämten Augen an; ‚gestohlen nun wohl nicht; es ist nur eins!‘

„Die Ältere winkte ihr zu und schüttelte den Kopf, aber das schwarze Ding ließ sich nicht übersegeln: ‚Ich will es Ihnen sagen, Herr Riew‘, sie hat für uns zu vornehme Bekanntschaften; wir sind ehrliche Bürgermädchen, mit Grafen und Posamentiergesellen haben wir nicht gern zu tun, auch nicht mal durch die dritte Hand! Und das noch nicht allein!‘

„‚Liebes Mamsellchen‘, sagte ich, da sie innehielt, ‚sparen Sie die Worte nicht; ich bin bereit, zu hören.‘

„Hierauf, während die Ältere sittsam auf ihre Arbeit sah, rückte das beredte Mädchen sich einen Schemel unter die Füße und setzte sich ordentlich in Positur. ‚Es war

im vorigen Herbste, Kapitän Riew", sagte sie, ‚und die Zentralhalle war eben eröffnet; man konnte in Familie an kleinen Tischen sitzen, seinen Tee oder eine Tasse Schokolade trinken und dabei eine Komödie, oder was es sonst denn gab, mit ansehen, und die Kosten waren auch nicht schlimm. Alle gingen hin, und groß wurde davon gesprochen. Wir, Herr Riew', gehören nicht zu denen, die nach allem Neuen laufen; aber die Gummi-Elastikum-Kerle, als die angekündigt wurden, die mußten wir doch sehen! Wir beide gingen also eines Abends in die Zentralhalle, unsere Mutter war natürlich bei uns; der alten Dame schwindelte der Kopf, und sie hätte bald ihren Zufall bekommen, als wir in den ungeheuren Saal traten; doch es gab sich zum Glück, als wir erst an einem Tischchen unsern Tee tranken und dann der Vorhang aufging. Die Elastikum-Kerle waren freilich besser auf dem Zettel als auf der Bühne; aber als der eine sich rückwärts um den Tisch wickelte und der andere als Schlange über ihn wegkroch, ihre Faxen sahen sich doch lustig an. — Da, als wir im besten Lachen waren, entstand an einem Tische, ein Stückchen von uns, ein Rumoren, daß wir unwillkürlich unsere Augen dahin wenden mußten. Zwei Frauenzimmer hatten dort schon länger mit dem Rücken gegen uns gesessen; nun langten noch zwei leidlich junge Herren an; der eine sah wirklich vornehm aus, aber wer weiß das! Das Gesicht war ziemlich verkommerschiert[1], und die vielen Haare, die nicht mehr da waren, hatten wohl auch umsonst sich nicht empfohlen. Das gab ein Reden und Komplimentieren, ein Schurren mit den Stühlen; dann rief der kleinere von den beiden nach dem Kellner. Ein blasser Schlingschlang mit weißer Binde drängte sich an den Tisch: Befehlen? — Ja, was? — Und der Kellner zählte her, was er zu bieten hatte. — Dazwischen rief der Kavalier: Genug, Kellner! Zum Vorschmack vier Gläschen schwedischen Punsch! — Kennen Sie es, Kapitän? Es soll furchtbar stark sein!'

[1] Durch reichliche Teilnahme an Trinkgelagen verunstaltet

„Ich nickte.

„‚Nun, die Gläser kamen, und die Herren hatten's immer nur mit dem einen Frauenzimmer, als wenn die Gummi-Elastiker sie gar nichts angingen, und sie gingen auch mich bald nichts mehr an, denn ich sah immer nur nach diesen vier Menschen. Da stößt meine Mutter mich in die Seite: »Du«, sagt sie, »kennst du das Frauenzimmer in der Lila-Haube?« Und da ich nein sage —: »Frau Geyers«, flüstert sie mir zu, und als die andere just den Kopf wendet: »Herr Jesus!« ruf' ich, »und da ist auch die Anna!«

„‚In diesem Augenblick stand der vornehmere der Herren auf. »Ihr Glas ist leer, Fräulein«, sagt er zu der Anna; aber, indem er sich wendet: »Freund Jack, das war wohl eigentlich kein Getränk für Damen!«

„‚Der andere lachte: »Nur ein gustus, Edmund!«

„‚»Verzeihen Sie, meine Damen!« begann der Vornehmere wieder; und: »Kellner! Kellner!« rief er so laut, daß sie von allen Tischen ihn zornig ansahen und zu brummen anfingen; denn auf der Bühne ging jetzt ein Lustspiel vor sich. Aber er kehrte sich nicht daran, und als der Schlingschlang wieder vor ihm stand mit seinem atemlosen: »Herrschaften befehlen?«, rief er: »Champagner! Zwei Flaschen auf Eis!«

„‚Nun, Kapitän, das kann ich Sie versichern, Anna hat nicht am wenigsten davon getrunken! Ihr schmuckes Lärvchen brannte ordentlich, und daß sie mit der linken Hand sich auf den Tisch stützte, wenn sie sich erhob und mit den Herren anstieß, das war auch nicht von ungefähr! Hätte die Mutter nicht mit ziemlich trockenem Munde dabei gesessen, sie wäre nach dem Schauspiel wohl, Gott weiß, wohin gekommen; denn der am vornehmsten aussah, der schien viel Gutes nicht mit ihr im Sinn zu haben!'

„Als das lustige Mädchen mit ihrem Gespinst zu Ende war, sagte ich nichts, denn mir war nicht eben wohl ums Herz, Nachbar; ich hörte nur, daß jetzt die ältere Schwester der jüngeren beistimmte: ‚Wir reden natürlich nicht davon', sagte sie, ‚aber ins Haus nehmen, das geht doch nicht!'

„Und die Jüngere warf den Kopf zurück: ‚Ich danke — wenn der Herr Graf sie abends vor unserer Haustür erwartete — da könnte am Ende ich noch in den Geruch einer Gräfin kommen!‘

5 „‚Sie haben völlig recht, Mamsell Nettchen, und das wäre wenig passend‘, sagte ich und empfahl mich höflichst.

— — „Daß ich beim Nachhausekommen mir unsere alte Tugendhafte auf mein Zimmer bat, und was der Inhalt unseres Gespräches gewesen, brauche ich Ihnen
10 wohl nicht zu erzählen; aber so viel sah ich, die Apothekermädchen hatten jedenfalls nur mäßig übertrieben: die Herren aus der Zentralhalle aber waren freilich Biedermänner, der eine ein Graf, der andere ein Baron.

„‚Rietchen, geht in Euch!‘ rief ich, ‚besinnt Euch! Bie-
15 dermänner, und Grafen und Barone, und mit Euch in der Zentralhalle?‘

„Das war zu viel. ‚Ohm Riew'‘, sagte sie, ‚unsere Anna ist ein Kind; — ich aber bin mein langes Leben hindurch eine ehrenwerte Frau gewesen! Wir werden sie
20 nicht verunehrt haben!‘

„Du lieber Gott! sie wußte nicht einmal, weshalb Rick Geyers in sein frühes Grab getaumelt war.

* * *

„Nicht lange darauf kam ich eines Abends spät nach Hause; da die Straßentür noch offenstand, so trat ich,
25 ohne daß es schellte, in den Flur. Es war schon dunkel hier, nur durch das Guckfenster in der Ladentür fiel ein Schein heraus. Ich stand einen Augenblick, denn ich hörte, wie drinnen eine Herrenstimme sprach, und allerhand, was ich erst nicht reimen konnte.

30 „‚Verzeihung, Madame‘, sagte der Jemand, ‚die Toilette ist keineswegs kostbar, nur ein weißes, weiches Gewand und weiter nichts! Es darf sich keine vor der andern auszeichnen; die Blumen wird die Gesellschaft den Damen liefern; und ich würde hier‘ — er sprach das wie
35 mit einer zärtlichen Verbeugung — ‚um die Erlaub-

nis bitten, dem Fräulein blaßrote Rosen anbieten zu dürfen!

„Es entstand eine Pause; dann schien unsre tugendhafte Mutter eine leise Bedenklichkeit zu äußern, die ich nicht verstehen konnte. Aber der Unbekannte sprach sogleich: ,Pardon, madame; das ist es ja; nicht Rang und Stand, denen unsereiner gern einmal entflieht, soll hier den Ausschlag geben, sondern Schönheit und gute Sitten; doch da dieselben selten beieinander sind, so wird der Zirkel nur ein kleiner sein, ein Dutzend Paare etwa. Sie wissen, in den richtig konstruierten Familien ist stets die Mutter die Schöpferin der Tugend ihrer Kinder; und nicht jede Tochter, Madame, ist so glücklich wie die Ihre!'

„,Damned scoundrel[1]!' brummte ich bei mir selber, denn mir war, als sähe ich durch die Tür ihn jetzt sein nichtsnutziges Kompliment gegen unsere Alte machen. Und wer war denn der Monsieur? — Am Ende der Versucher in eigener Person; nur in Monaco beim Pharao und beim Roulett', unter dem vornehmen nichtsnutzigen Volk war mir solche Menschenstimme vorgekommen.

„Unwillkürlich trat ich dem Guckfenster näher, denn ich hörte schon die Alte sagen: ,O, Herr Baron, wenn doch alle Ihresgleichen solche Grundsätze hätten!'

„Aber der Versucher war schon wieder da: ,Ich bitte, Madame, beurteilen Sie uns nicht voreilig! Der Präsident unsrer Gesellschaft ist von einer Strenge, daß man sich ihm gegenüber um sich selber, ja fast um unsre Damen bangen dürfte; aber — enfin, er wurde gewählt, und zwar mit allen Stimmen!'

„Ein Ruf des Erstaunens entfuhr unserem alten Tugendmöbel, als ich eben in das Fenster sah. Ein großer eleganter Herr saß beinbaumelnd vorne auf dem Ladentisch; wahrhaftig, Herr Nachbar, ich weiß noch heute, daß das Bein in perlgrauen Hosen steckte! Im übrigen alles, wie man's nur verlangen konnte: dünnes, aber modisch frisiertes schwarzes Haar, ein kleiner Schnurrbart in einem

[1] „Verdammter Schurke!"

glattrasierten Angesicht; die eine Hand, in hellem, knappen Handschuh, lag mit dem Augenglas auf seinem Knie. Er sah nicht übel aus, beileibe nicht! Aber um Mund und Augen zuckte etwas — ich kannte es wohl, Herr Nachbar — es macht die Weiber fürchten und fängt sie endlich doch, wie arme Vögelchen! Man soll nur wissen, daß nichts als böse Lust dahinter steckt.

„Die Alte stand mit übergeschlagenen Händen vor ihm und sah in dummer Anbetung zu ihm auf. Für mich, das muß ich sagen, hatte der Geselle eine verflucht konfiszierte Physiognomie! Er hatte stets nur zu der Mutter geredet; aber Anna, die dort im Winkel stand, sah mit brennenden Augen auf ihn hin. War das am Ende ihre vornehme Bekanntschaft, von der jene Mädchen gesprochen hatten?

„Ich ging zurück an die Haustüre und stieß sie zu, daß die Glocke läutete; dann trat ich in den Laden. Mein Erscheinen mochte den drinnen eben kein groß Pläsier machen: Anna kam aus ihrer Ecke und ging daran, einige Bänder und Spitzen vom Tische in einen Pappkasten zu räumen; der fremde Musjö hob sein Glas an die Augen und sah auf mich herab, als ob ich unter seinem Blick verschwinden müßte.

„Aber ich verschwand nicht, sondern setzte mich auf einen Stuhl neben der Tür und sagte: ‚Schön warm hier drinnen; guten Abend, meine Herrschaften!‘

„Das alte Weib drehte sich hin und her: ‚Unser Onkel Riewe, Herr Baron!‘ sagte sie. ‚Er wohnt bei uns im Hause.‘

„‚So?‘ erwiderte er gleichgültig und streckte das Kinn vor, und ich hörte ordentlich, wie das kleine Wort zu Boden fiel: ‚Sehr angenehm!‘

„‚Lüg' du und der Teufel!‘ dachte ich; aber ich nickte ihm zu und sagte höflich: ‚Dito, mein Herr; gleichfalls!‘

„Und damit war unsere Unterhaltung zu Ende. Und da ich nun meinen Hut auf meinen Stock hing und diesen neben mir an die Wand stellte, so mochte er zu der Meinung kommen, ich sei so leicht nicht zu verjagen; wenigstens glitt er bald vom Ladentisch herunter. ‚Madame!‘

sagte er, und mit einem langen Blick auf die Anna: ‚Mein Fräulein! Sie gestatten mir wohl, zu gelegenerer Zeit wieder vorzusprechen!' Dann, ohne mich auch nur anzusehen, war er bei mir vorbei und zur Tür hinaus, und die Alte mit: ‚Sehr angenehm!' und ‚Allzeit willkommen, 5
Herr Baron!' hinter ihm her. Anna hatte nur eine stumme Verbeugung gemacht, aber es war gut, daß ihre Augen fest saßen in ihrem heißen Angesicht.

„Als die Alte wieder eintrat, waren wir drei denn nun allein beisammen. ‚Hm', sagte ich endlich, da die andern 10
beiden schwiegen, ‚ein feiner Maat, der euch da beehrt hat!'

„Die Alte nickte: ‚Ein sittsamer, edler junger Herr! Aber ich glaube, Onkel John, Ihr habt ihn fortgetrieben!'

„‚Was hab' ich, Riekchen?' rief ich; denn so sanft sie das auch vorbrachte, solch eine Anklage hatte ich noch nie 15
von ihr gehört. ‚Ich habe ja in aller Ehrbarkeit auf diesem Stuhl gesessen!'

„‚Ja, Riew', das haben Sie wohl; aber — Sie saßen so, als wollten Sie den Herrn Baron zur Tür hinaus haben!' 20

„‚Und das wollt' ich auch, Riekchen!' rief ich, ‚und er ist denn auch gegangen; und wisset Ihr, weshalb? — Weil er ein schlecht Gewissen hatte! Weil er keinen Mann gebrauchen konnte beim Auswerfen seiner Angel, womit nur junge Dirnen und alte dumme Weiber zu ködern 25
waren! Und wenn Ihr noch etwas Mutterwitz im Kopfe habt, so beißt Ihr nicht daran!'

„Die Alte stieß einen sanften Klageton aus und ging händeringend auf und ab, ich aber war zornig geworden, Nachbar, und wollte es nicht noch mehr werden; deshalb 30
nahm ich Hut und Stock und stieg hinauf nach meiner eigenen Wirtschaft.

* * *

„Am andern Morgen mußte ich nach Lübeck, um endlich mit meinem alten Reeder rein zu werden. Er ließ, als ich ankam, nicht ab, ich mußte bei ihm Quartier neh- 35
men, in seinem großen Hause in der Wahmstraße, wo die

braun getäfelten Zimmer danach aussahen, als seien Marx Meyer und Herr Jürgen Wullenweber[1] dort noch aus und ein gegangen; der lange Hausflur stieg in das erste Stockwerk hinauf, und oben lief eine Galerie herum, 5 auf welche viele Türen, auch die von meinem Schlafkabinett, hinausgingen. Das alles hatte ein gar stattlich Ansehen.

„Der alte Herr selber war etwas gebrechlich schon, ein wenig steif im Rücken und die Finger vom vielen Schrei- 10 ben krumm; aber er saß noch immer an seinem Pult, denn er war der Letzte, er hatte keinen Sohn. Wir beide waren aber noch allzeit miteinander fertig geworden; nur etwas langsam ging es, und Geduld mußte man haben. So zog es sich denn auch jetzt wieder von einem Tag zum 15 andern. Die Sache war aber eigentlich, ihm fehlte immer noch der Kapitän für ‚Die alte Liebe'; er dacht' wohl, hätte er mich im Hause, so wär' ich noch zu halten.

„Als ich eines Morgens aus meiner Kammer getreten war und über die Galerie in den steinernen Flur hinab- 20 sah, schritt er dort eben aus einer der hinteren Stuben hervor, in seinem grauen Röckchen, das spärliche Haar zu einem dünnen Pull emporgekämmt. ‚Nun, Kap'tän Riew'', rief er hinaufblickend, ‚hat die letzte Nacht Euch bessern Rat gebracht?'

25 „‚Nein, Herr; es muß bleiben, wie es ist', rief ich hinab.

„‚Ich glaube, Riew', Ihr wollt ein Weib nehmen!' sagte er lachend.

„‚Auch das nicht; ich habe Familiensorgen ohne das.'

„Da drohte der alte Kaufherr mir schelmisch mit 30 dem Finger: ‚Ja, ja, ihr alten Kapitäne! Ihr habt Familiensorgen in aller Welt, an jedem Ankerplatz, John Riewe! Seid Ihr denn auch von denen? Das wußte ich noch nicht!'

---

[1] Wullenweber, der Führer der Volkspartei in Lübeck und der letzte tatkräftige Verfechter der Größe der Hanse. Er konnte sich auf die Dauer gegen die inneren und äußeren Feinde nicht halten und wurde 1537 schmählich hingerichtet. Vor ihm war sein kühnster Anhänger Marx Meyer dem gleichen Lose verfallen.

„‚Daß ich selbst nicht wüßte, Herr', sagte ich; ‚aber es ist ein Freundeserbe, und das hat auch sein Freud' und Leid.'

„‚So, so! Verzeihet! Aber kommt nun herunter, daß der Kaffee uns nicht kalt werde.' 5

„So gingen wir denn zum Kaffee, und der alte Mann frug mich zum Schluß noch wacker aus und klopfte mir ein paarmal nickend auf die Schulter: ‚Kann ich helfen?'

„‚Dank, Herr; das mach' ich schon allein.'

„Am Abend — es war an einem Freitag — waren 10 wir beide miteinander klipp und klar, und am andern Morgen befand ich mich wieder auf dem Weg nach Hamburg. Damals gab's aber weder Chaussee noch Bahnzug; unser Wochenwagen, in dem wir wie die Heringe zwischen Ballen und Kisten verpackt waren, rumpelte auf dem ver- 15 ruchten Knüppeldamm, daß wir mitten auf dem Weg noch beide Stengen brachen; und so war's schon gegen zehn Uhr abends, da wir endlich in Hamburg einfuhren. Hundsmüde stieg ich sogleich die Treppe nach meinem Quartier hinauf, und im Augenblick kam auch das alte 20 Rieckchen hintennach. ‚Nun, seid Ihr es?' frug ich.

„‚Ja, Onkel John; Ihr seid wohl müde? Soll ich Euch was zu essen machen oder eine heiße Tasse Tee oder ein Glas Grog? Das nehmt Ihr heut wohl lieber?'

„‚Nein, nein, Alte; geht nur und grüßt die Anna, 25 wenn sie noch die Augen auf hat! Ich muß schlafen.'

„Die Alte murmelte etwas und ging; ich kroch in meinem Alkoven unter die Decke, hörte noch, wie es von Michaelis elf schlug und wie der Wind aufkam und zwischen die losen Dachpfannen fuhr, dann hörte ich nichts 30 mehr. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, aber es mußte mitten in der Nacht sein — mir träumte, ich fahre auf einem kleinen Schmack[1] durch die norwegschen Schären, und ein Windstoß schlägt das Fahrzeug gegen einen Felsblock — wie von einem Ruck fahr' ich in die Höhe, 35 und auf einmal fühl' ich, ich liege in meinem Bett und

[1] Ein einmastiges Schiff.

will mich eben behaglich wieder in mein Deckbett wickeln, da ruckt unten vor der Haustür ein Wagen auf dem Steinpflaster, ein Kutscher klatscht mit der Peitsche und stößt einen Fluch über seine unruhigen Pferde aus; eine Art
5 Getümmel ist dabei, als würde einer vom Wagen herabgehoben.

„Da fiel's mir plötzlich ein: ‚Warum, als du heimkamst, war die Anna denn nicht da? Und die Alte, sie war um dich herum, als wollte sie das Mädchen dich ver-
10 gessen machen; am Ende ist heut der Musterball!‘

„Ich war aus dem Bett gesprungen und lief ans Fenster. Aber die Unruhe hatte sich schon ins Haus verloren, und ich sah nur noch, wie ein großer Herr im Mantel in den Wagen sprang.
15 „‚Vorwärts, Kutscher!‘ rief er, und mit Gepolter rasselte das Gefährt davon.

„Mit selbigem kam es auch schon die Treppe zu mir herauf, daß ich mir kaum die Notdurft über den Leib ziehen konnte, und wieder stand die Alte, aber mit einem
20 wahren Jammergesichte, vor mir.

„‚Nun, Rieckchen‘, rief ich, ‚was ist denn das für eine Komödie?‘

„‚Ach, Onkel John, scheltet nur nicht! Der Herr Baron hat sie selber vom Ball zurückgebracht; aber sie ist krank
25 geworden beim Tanzen, ohnmächtig, ganz ohne Besinnung; ach, Onkel John, schier wie eine Leiche sieht sie aus! Die alte feine Frau, die mitkam, ist noch unten, aber sie weiß ja hier doch nicht Bescheid.‘

„‚Da soll ich wohl den Doktor holen?‘ frug ich.
30 „‚Ach, wenn Ihr wolltet, Onkel John?‘

„‚Hol' der Teufel Eure Bälle und Barone!‘ rief ich; ‚aber geht nur hinunter zu dem armen Kind!‘ — Ich hatte mich schon völlig angekleidet, nahm meinen Hut und lief hinaus.
35 „Bald war ich auch am Doktorhause und klingelte den alten Doktor Snittger aus den Federn, der nur eine Straße von uns wohnte und mir vor Jahren einmal das Marschfieber vertrieben hatte.

„Er war sogleich auch diesmal bei der Hand und fertig. ‚Sorget Euch nicht, Kapitän', sagte er, als wir miteinander die Gasse wieder hinaufgingen; ‚ja, wenn's ein Mann wäre! Aber bei den jungen Frauenzimmern, da ist's meist erschreckender als schrecklich!' 5

„Als wir ins Haus getreten waren, ging der Doktor unten zu den Frauen, ich in mein eigen Zimmer und wanderte, Gott weiß, wie lange, auf und ab. Da endlich hör' ich unten wieder die Stubentür knarren und das Riekchen auf dem Hausflur mit dem Doktor klöhnen. Als ich die 10 Treppe hinabsteig', ruft er mir noch zu: ‚Alles in Ordnung, Kapitän; wir können schlafen gehen!' und somit ist er zur Haustür hinaus und das Riekchen zur Stubentür hinein und alles still und dunkel.

„Also ich auch wieder hinauf in meine Kabine und 15 schlafe bis in den Tag hinein. Da vernahm ich auf einmal aus meinem Alkoven, daß drinnen im Zimmer mein Kaffeegeschirr auf den Tisch gesetzt wird, und noch halb im Schlaf rief ich: ‚Bist du es, Anna?'

„Ich fuhr ordentlich zusammen, als es von drinnen ant- 20 wortete: ‚Ja, Ohm.' Aber es war, by Jove, ihre Stimme.

„‚Komm doch, mein Kind!' rief ich wieder, ‚und sag' mir guten Morgen!

„Und als sie nun kam und die Alkoventüren zurückschlug, die ich wegen des Straßenlärmes meist geschlossen 25 hatte — Herr, wie war ich erschrocken, da der Morgenschein auf das junge Gesicht fiel! — Zerstört, ja ganz zerstört schien es mir; ich suchte darin nach etwas, und ich wußte nicht wonach; die roten, vollen Lippen schienen wie zum Spott daraus hervor. 30

„‚Guten Morgen, Ohm!' sagte sie kaum hörbar; aber ihre Hände zitterten, womit sie mir die volle Tasse reichte, daß ein Teil mir auf das Deckbett floß.

„‚Kind! Anna!' sagte ich und faßte ihre Hand; ‚wo bist du gewesen? Du hast ja arge Havarie erlitten!' 35

„Sie antwortete nicht; sie zitterte nur noch stärker, und als ich in ihre sonst so fröhlichen Augen sehen wollte, schlug sie sie nieder oder wandte sie zur Seite.

„‚Anna! Anna!‘ sagte ich, ‚du gehst mir nimmer wieder auf diese Bälle!‘

„Da mußte ich nach der Tasse greifen, denn sie wollte die Hände über ihren Kopf erheben. ‚Nein, Ohm!‘ schrie
5 sie, ‚nie — nie wieder!‘ Ihre schlanke Gestalt wollte sich aufrichten; aber sie sank wie ohnmächtig an meinem Bett zusammen.

„Ich hatte meine Hand auf ihren Kopf gelegt. ‚So ist es recht, mein Kind‘, sagte ich; ‚nun gräme dich nur
10 nicht; ich gehe mit dir, wohin du willst! Und wenn's erst Sommer ist, dann reisen wir zu meinem alten Ohm, der auf dem Lande wohnt! Da sind große, stille Stuben und draußen Wald und grüne Wiesen!‘ By Jove! Ich hatte die Marder ganz vergessen!
15 „Sie hatte meine Hände an ihre Stirn gepreßt und nickte ein paarmal leise, ohne aufzusehen; dann aber richtete sie sich empor. ‚Laß mich nun, mein Ohm‘, sprach sie freundlich, ‚ich muß nach unten.‘

„Sie ging, und ich blieb, ohne meinen Kaffee anzu-
20 rühren, noch lang auf meinem Bette; ich wußte in der Sache mich nicht zurechtzufinden.

* * *

„Einige Zeit verging; das Aussehen des Mädchens wurde freilich besser, aber innerlich war das Kind verwandelt. Wenn sie sonst um Mittag so fröhlich unten an
25 der Treppe rief: ‚Ohm! Ohm John! Serviert!‘ — Du lieber Gott, wie träg' und öde klang das jetzt! Mir war auch, als ob ihr Angesicht allmählich sich verändre: sie hatte sonst noch immer wie ein Kinderspiel um Mund und Wangen; das war wie weggeblasen.
30 „Es ging mir arg im Kopf herum; von dem Herrn Baron war nicht der Zipfel seines Rockes mehr zu sehen, und als ich zu dem alten Riekchen davon sprach, erhielt ich zur Antwort, der Herr Baron habe auf seine Güter in Mecklenburg müssen und komme erst im Sommer wieder;
35 das Mädchen aber, das daneben stand, wurde bei dieser Rede wie mit Blut übergossen und ging rasch zur Tür hinaus.

„‚Ei', dacht' ich, ‚liegt da der Has' im Pfeffer? Sind die Gedanken unsres Kindes noch immer bei dem konfiszierten Kerl?' Und es fraß ordentlich in mir.

— — „Wieder waren ein paar Monate vergangen, als ich an einem Spätnachmittage im März, da schon das Dunkel in die Häuser kroch, von einem Geschäftsgange zurückkam. Als ich am Laden vorüber wollte, sah ich durch das Guckfenster, daß dort die Lampe noch nicht brannte; aber, da ich still stand, hörte ich drinnen jemand weinen. ‚Mußt einmal revidieren!' sagte ich zu mir und ging hinein. Da fand ich die Anna in einer Ecke auf dem Ladentritt, mit beiden Händen vor den Augen. ‚Bist du es, Anna?' frug ich. ‚Wo ist deine Mutter?'

„‚Ausgegangen', erwiderte sie leise.

„‚Aber du mußt ja die Lampe anzünden!'

„Sie stand langsam auf, und als die Lampe brannte, sah ich dicke Tränen über ihre Wangen rinnen.

„‚Bist du krank, Anna? Oder fehlt es dir sonst?' frug ich, während sie sich abwandte und die Fenstervorhänge herabließ.

„Sie schüttelte nur den Kopf.

„‚Aber was ist denn? Warum weinst du?'

„‚Ich weiß nicht, Ohm; es kommt nur manchmal so.'

„Da ergriff ich sie bei beiden Händen: ‚Du sollst mir standhalten, Kind! Nicht wahr, du härmst dich nach deinem Tänzer, nach dem Baron, der jetzt auf seinen Gütern ist?'

„‚Nein, nein, Ohm!' rief sie heftig.

„‚Nun, was ist's denn? Kannst du's deinem alten Ohm nicht sagen? Wir wollen sehen, daß wir Hülfe schaffen!'

„Aber ich sah nur, daß ihr die Tränen reichlicher aus den Augen rannen: ‚Ich kann nicht!' Und sie stammelte das nur so. ‚O lieber Gott! die Angst! die Angst!' schrie sie dann wieder.

„‚Aber so sag' dir's doch vom Herzen! Kind, wirf den Ballast über Bord! Oder wenn nicht mir, so sag' es deiner Mutter!'

„Sie starrte mit ihren schmucken Augen vor sich hin, als ob sie in ein schwarzes Wasser sähe, und sagte rauh: ‚Nein, nicht der, nicht meiner Mutter.'

„‚Versündige dich nicht', sprach ich; ‚du hast ja nur uns beide auf der Welt!'

„Da warf sie sich auf die Kniee und schrie: ‚Mein Vater, o mein guter Vater! Ich will zu dir!'

„Und ich kniete neben ihr und wußte mir nicht zu helfen; denn, Nachbar, die Frauenzimmer haben nicht den Verstand, daß man ihnen damit beikommen könnte. Zum Glück klingelte jetzt die Haustür, und ihre Mutter mit einem Korb voll Brot und Kohl und Rüben trat herein; und so ließ ich die beiden und ging nach dem römischen Kaiserhof und dort unten in das Gastzimmer. Aber mein Glas schmeckte mir nicht, denn immer sah ich das arme Kindergesicht in seiner Angst und Not.

— — „Sie hatte sich denn endlich doch der Mutter kundgetan, aber, Herr Nachbar, helfen konnten wir nicht; nur, wir wußten es denn nun — ein vaterlos Kind sollte geboren werden, von ihr, die ja fast selber noch ein Kind war.

„Herr du meines Lebens! Wie wurde die alte Tugendkreatur lebendig! Wie hat sie geschrieen! Den Mund hab' ich ihr verhalten müssen, daß nur die ganze Gasse nicht zusammenlief: sie wollte den Baron verklagen, von seinem Gelde wollte sie nichts; aber heiraten sollte er ihre Tochter, noch Frau Baronin sollte sie werden! Ja, das sollte sie!

„‚Ja', sagte ich, ‚Baronin! Aber wenn's nun ein Posamentiergeselle oder ein Balbierer gewesen ist!'

„Da schrie sie noch schlimmer. Und freilich, später erfuhren wir wohl: es war richtig so ein feiner Maat, ein Wasserschößling aus großer Familie gewesen, von denen, die von Schulden leben und deren Geschäft ist, anderer Leute Kinder zu verderben. Der Herrgott weiß, wo er geblieben ist; von seinen Gütern ist er nicht zurückgekommen.

„Die Anna aber wurde immer stiller. Wenn die Mutter da war, besorgte diese den Laden, und sie saß im

Hinterstübchen und nähte sich die Augen rot; war die Mutter aus dem Hause, so bediente das arme Kind die Käufer demütig und wie eine Sünderin, sprach nur, was nötig war, und ihre jungen Augen, die sonst so lustig in die Welt sahen, waren fast allezeit zu Boden geschlagen. 5

„Nur, wenn jezuweilen abends die Mutter auswärts war, kam sie die Treppe zu mir heraufgeschlichen. Dann pochte sie leise an die Tür: ‚Darf ich ein wenig bei dir sitzen, Ohm? Es ist so einsam unten.‘

„Und ich rückte ihr einen Stuhl zum Tisch; ich selber 10 las die Zeitung oder schrieb, wenn so was vorlag. Gesprochen wurde nicht viel; von dem, der ihre Jugend gebrochen hatte, hat sie nie ein Wort geredet; dagegen waren ihre Gedanken oft bei einem Toten. So sagte sie einmal und hielt ihre Nadel müßig in der Hand: ‚Ohm, 15 ich war doch schon sechs Jahre, als mein Vater starb; aber wenn ich an ihn denken will, ich kann mir sein Gesicht nicht mehr vorstellen — das ist doch wohl keine Sünde.‘

„‚Nein, Kind‘, erwiderte ich, ‚warum sollte das eine Sünde sein?‘ 20

„‚Ja, er hat mich doch so lieb gehabt; das fühl' ich wohl noch immer, aber sein Gesicht, das kann ich nicht mehr sehen!‘

„Es tat mir weh, Nachbar, als das arme Kind so sprach, ich weiß nicht mehr, weshalb; ihr Vater konnte 25 auch sein schmuckes Gesicht nicht mehr gehabt haben, als er verunglückte. Da fiel mir ein, ich bewahrte ja noch ein paar Briefschaften von ihm aus seiner besten Zeit, aus Rio einen, den anderen aus Hongkong, die waren so hell und jung geschrieben, als stünde er im Maien- 30 sonnenschein am Steuerrad und der Südwind wehte durch seine dunklen Locken. Die holte ich aus meiner Schatulle und legte sie vor ihr hin: ‚Da, Anna, hast du deinen Vater; es war, by Jove, derzeit ein herrlicher Junge!‘

„Ein heißes Rot flog über das blasse Gesicht, und ihre 35 Augen strahlten für einen Augenblick. ‚Darf ich sie lesen?‘ rief sie, und da ich nickte: ‚Darf ich sie auch mit mir nach unten nehmen?‘

„‚Gern', sagte ich, ‚wenn du sie hier nicht lesen willst.'

„Sie schüttelte den Kopf und sah mich mit ihren düsteren Augen bittend an; das hätte einen Stein erbarmen können. ‚So geh!' sagte ich.

5 „Da nahm sie die Briefe, raffte ihr Nähzeug zusammen, und ich hörte, wie sie draußen die Treppe hinabflog. Ich hörte die Stubentür im Unterhause öffnen und schließen; sie war wohl dort nicht mehr allein nun, denn die Toten — wer kann's wissen, wenn eine Kinderstimme so

10 ins Grab hinunterschreit.

— — „Es gingen wohl acht Tage hin, daß sie nicht zu mir kam; dann pochte eines Abends wieder ihre kleine Hand an meine Stubentür: ‚Darf ich hineinkommen, Ohm?'

15 „‚Gewiß, mein Kind.'

„Dann schritt sie leise herein. ‚Da sind die Briefe wieder', sagte sie beklommen; ‚ich danke dir tausendmal.'

„‚Willst du sie nicht behalten?' frug ich.

„‚Darf ich?' rief sie und bückte sich über mich und

20 küßte mich und drückte krampfhaft meine Hände.

„‚Gewiß, mein liebes Kind; aber setz' dich nun und bleib' ein wenig!'

„‚Ja, Ohm; ich will nur meine Arbeit holen!' Und dann ging sie mit den Briefen aus der Tür; aber bald

25 war sie zurück und setzte sich mit ihrer Näherei an meine Seite; du lieber Gott, ich sah wohl, daß es kleine Kinderjäckchen waren. Wir sprachen erst nicht; ich sah auf ihr liebes, vergrämtes Angesicht, und sie saß wie grübelnd, aber ihre fleißigen Finger rührten sich dabei, als gehörten

30 sie nicht zu ihr.

„‚Ohm', sagte sie endlich und atmete stark dazwischen, ‚hat mein Vater einen gewaltsamen Tod gehabt?'

„‚Ja, Kind; er ist ertrunken, hier in Hamburg, in einem von den Fleten; weißt du das denn nicht?'

35 „Sie schüttelte den Kopf: ‚Nicht recht; Mutter spricht ja nicht davon. Ohm, sag' mir: tat er das mit Willen?'

„‚Mit Willen, Anna? Was redst du denn! Er kam spät nachts nach Hause; an der Brücke, wo er vorüber

mußte, ward gebaut, und mit den Laternen war es noch nicht wie heutzutage; da ist er fehlgetreten und verunglückt.'

„Sie schwieg, aber ich sah, wie ihre Brust sich vor innerer Aufregung hob und wie sie heftiger ihre Nadel führte. ‚Ohm', hub sie wieder an und ließ nun ihre Hände ruhn, ‚hat mein Vater auch von dem Schrecklichen getrunken, was du immer abends trinkst und — wo ich auch davon getrunken habe?'

„Ich erschrak, aber ich antwortete scheinbar ruhig: ‚Das ist nicht schrecklich, Anna; das hat ja der Herrgott uns Seeleuten so recht zum Labsal gegeben! Hast du danach bei mir was Schreckliches gesehen?'

„‚Bei dir nicht, Ohm' — und sie sah mich mit ganz großen Augen an; ‚aber alle dürfen das nicht trinken: es bringt uns um den Verstand; die Bösen haben dann Gewalt über uns.'

„‚Ja, Anna', sagte ich, ‚das hat der Herrgott in der Welt so eingerichtet; wohl tut's mit Maßen und weh im Übermaß; mein alter Hochbootsmann hatte sich in starkem Kaffee den Säuferwahnsinn auf den Hals getrunken: ‚Kapitän', sagte er, als er den Atem wieder oben hatte; ‚ich bin der nüchternste Mensch; von Euerem gebrannten Zeuge habe ich fast nimmer noch ein Glas getrunken, aber Kaffee, das ist ja ein Getränk für Kinder!' — Und ich erzählte weiter und sprach wie ein Prediger, aber nur aus Angst und um der Anna ihre bösen Fragen aus dem Kopf zu schaffen. Da läutete zum Glück die Haustürglocke und sie mußte in den Laden.

„Als sie wiederkam, war davon nicht mehr die Rede, und so hatte ich ihr heilig Vaterbild nicht zu beschmutzen brauchen.

* * *

„Und endlich kam die Nacht, in der das Kind geboren wurde; ein Knabe, derselbe, der jetzt oben hier im Hause schläft. Es ist die einzige Geburt gewesen, der ich in meinem Leben so nahe beigewohnt, aber Freude war nicht

dabei. Anna freilich war gesund geblieben; nur nähren konnte sie ihr Kind nicht selber. Wenn man es ihr aufs Deckbett brachte, sah sie es jammervoll aus ihren dunklen Augen an; aber sie gab es kopfschüttelnd wieder fort, und ich sah nicht, daß sie es küßte oder nur sich zärtlich zu ihm niederbeugte. Sie lag in dem Wohnstübchen, und ihre Mutter ging seufzend aus und ein und mühte sich, das arme Kind aus einer Flasche trinken zu lehren; des Nachts nahm sie die Wiege mit in ihre Schlafkammer, welche, Sie wissen es ja, hinter dem Stübchen lag und durch eine Tür damit verbunden war.

„Es mag am siebenten oder achten Tag gewesen sein, daß ich wieder abends mein Glas in der Gaststube des Kaiserhofes trank. Sie wissen, die Gelehrten müssen ja allezeit was Neues aushecken, und damals hatten sie es mit der Vererbung vor — es war just ein solcher Artikel, den ich an diesem Abend im Korrespondenten las, und ich muß sagen, obschon es mir Phantastereien schienen, ich vertiefte mich immer mehr darin, konnte nicht davon los. ‚Dummes Zeug!' rief ich endlich laut, als es mir doch gar zu bunt wurde.

„‚Mein Gott, capitano', hörte ich eine Stimme mir gegenüber; ‚Sie lesen ja heute über alle Maßen; was haben Sie denn da?'

„Als ich aufblickte, saß der alte Doktor Snittger vor mir und nickte mir lachend zu.

„‚Ja, freilich, Doktor', sagte ich, ‚verrücktes Zeug, was der Korrespondent uns heute auftischt!'

„‚Hab's noch nicht gelesen', sagte der Alte; ‚sind zu viel Lungenfieber in der Stadt jetzt.'

„‚Auch vererbte?' frug ich.

„‚Wie meinen Sie?'

„‚Lesen Sie es selbst', sagte ich und reichte ihm das Blatt, ‚hier steht's: Alles ist vererblich jetzt, Gesundheit und Krankheit, Tugend und Laster; und wenn einer der Sohn eines alten Diebes ist und stiehlt nun selber, so soll er dafür nur halb so lange ins Loch als andre ehrliche Spitzbuben, die es aber nicht von Vaters wegen sind!'

„‚Ja so', sagte der alte Herr, nachdem er einen Blick in die Zeitung geworfen hatte; ‚es sollte wohl so sein, aber so ist es bis jetzt noch nicht.'

„Ich sah ihn an: ‚Ist das Ihr Ernst, Herr Doktor?'

„‚Ei freilich, Kapitän; den mitschuldigen Vorfahren müßte gerechterweise doch wenigstens ein Teil der Schuld zugerechnet werden, wenn auch die Strafe an ihnen nicht mehr vollziehbar oder schon vollzogen ist. Wissen Sie nicht, daß selten ein Trinker entsteht, ohne daß die Väter auch dazu gehörten? Diese Neigung ist vor allem erblich.'

„Ich wollte reden, aber er fuhr fort: ‚Ja, ja, ich weiß wohl, die Erziehung der Jugend, wenn sie mit ausdauernder Sorgfalt die Reizung dieses entsetzlichen Keimes zu verhindern weiß, kann bei dem einzelnen das Unheil vielleicht niederhalten; aber darin wird nur zu arg gesündigt. Die hübsche Anna in Ihrem Hause, das arme Mädchen, das jetzt mit einem Kinde liegt, sie hatte ja wohl nicht den Fehler ihres unglücklichen Vaters, wie das bei Frauen denn auch seltener ist; aber doch — was meinen Sie, das ihr fehlte vor nun dreiviertel Jahr, in jener Nacht, da Sie mich aus dem besten Schlaf aufklopften? — Ich will es Ihnen sagen, Kapitän — das schöne Mädchen war in jener Nacht sinnlos betrunken! — Wer weiß, ob nicht ihr Unglück . . .'

„Aber ich hörte schon nicht mehr, was der Doktor sprach, denn in mir redete es mit hundert Stimmen durcheinander; aber eine darunter war die stärkste: ‚Deine Schuld, deine Schuld!' rief sie stets dazwischen. Und das war Rick Geyers' Stimme, die ich gleich erkannte; und bald sah ich ihn vor mir in seiner schönen Jugendflottheit, die Bänder an seinem blanken Hute flatterten im Winde; bald aber mit dem gedunsenen Gesicht und den schweren Augen, die mich zornig ansahen. Dann wieder sah ich die Anna, das zehnjährige begehrliche Ding, wie sie voll Abscheu den heißen Trunk von sich sprudelte, zu dem ich so unbesonnen sie genötigt hatte; dann wieder, wie sie später mein halbes Glas mir vor der Nase wegschluckte. ‚Deine Schuld! deine Schuld!' schrie die eine Stimme wieder.

Ich sprang von meinem Stuhle auf: ‚Ja, ja!‘ rief ich; ‚aber ich will . . .‘ Ich besann mich; ich hatte das fast laut geschrieen. Zum Glück war eben jetzt nur der verständige Doktor allein mit mir im Saale; seine Hand lag 5 auf meinem Arm: ‚Was wollen Sie, Kapitän?‘ frug er ruhig.

„Ich setzte mich wieder. ‚Helfen will ich‘, sagte ich, ‚soweit eines ehrlichen Menschen Kraft nur reichen kann!‘

„‚Das tun Sie! Ich habe ja den Vater auch gekannt 10 — daß nur nicht zwei solcher Menschenkinder hier zugrunde gehen! Und wenn Sie meiner dazu bedürfen, wir sind ja Nachbarn!‘

„Ich drückte ihm kräftig seine gute Hand: ‚Good bye, Doktor; ich werd' es nicht vergessen.‘ Dann stand ich auf 15 und ging. Den Kopf voll guter Werke trabte ich über die Straße; ich begann in Gedanken schon an meinem Testament zu arbeiten.

„Als ich zu Anna in die Stube trat, lag sie mit weit gestreckten Armen und sah starr auf die ineinander ge-20 schlungenen Hände und das leise Bewegen ihrer Finger, als sei der Lebensknoten dort zu lösen; wie es Menschen machen, die ihren Kurs nicht mehr zu steuern wissen. Ich setzte mich zu ihr auf die Bettkante. ‚Anna‘, sagte ich, ‚du siehst so traurig aus; was machst du denn da?‘

25 „Sie blickte langsam zu mir auf: ‚Jetzt?‘ frug sie, und als ich nickte: ‚Jetzt denke ich nur.‘

„‚Woran denn denkst du?‘

„‚An meinen Vater, Ohm.‘

„‚Nicht an dein Kind?‘

30 „‚Mein Vater — das ist sanfter. — Ohm, bitte‘, sagte sie dann, löste die Hände auseinander und wies nach der Schatulle am Fenster, in deren Klappe ein Schlüssel steckte; ‚ich habe ja noch die Briefe, ich darf sie auch wohl noch behalten; die oberste Schublade! Wenn du so gut 35 sein willst, so gib sie mir!‘

„Ich reichte ihr die Briefe, und sie packte sie unter ihr Kissen und legte sich dann zur Seite und mit der Wange darauf. ‚Ohm‘, sagte sie, ‚wie kommt das, ich sehe jetzt

wieder ganz deutlich sein Gesicht. — Vielleicht — er war so gut, er hat wohl Mitleid . . .' Sie warf sich unruhig im Bett empor: ‚Ach, Ohm, ich darf nicht denken, nicht eine Spanne weit! Aber heute nacht, da hört' ich seine Stimme, so sanft, als wollte sie mich an sich ziehen; du kannst dir das nicht denken! Nur als ich zu ihm wollte, war er fort, und es rauschte über mir, als wenn ich in ein Meer versänke. Und dann hörte ich das Kind weinen, und meine Mutter fing an zu singen.'

„‚Das waren deine Träume, Anna', sagte ich.

„‚Ja, vielleicht, Ohm; aber' — und sie sprach das fast unhörbar — ‚ich wär' so gern bei meinem Vater!'

„‚Denk' lieber an dein Kind!' sagte ich, ‚und laß Rick Geyers schlafen.'

„Sie starrte mich geheimnisvoll an: ‚Das Kind, das ist eine Sünde', sagte sie, ‚und darum ist mir auch die Brust für ihn vertrocknet.'

„‚Ei, dummes Zeug! Sieh ihn nur mutig an. Der Junge ist wie jeder andre unsres Herrgotts Kind! Laß ihn erst ein paar Jahr älter werden; ich will dir helfen, Anna, wir wollen was Tüchtiges aus ihm machen, einen flotten Steuermann, einen Kapitän! Und wenn er dann mit seinem Vollschiff von der ersten großen Reise heimkommt: wir beide stehn am Hafen — er schwenkt den Hut — die Ankerkette rasselt — hurra für Kapitän . . . ja, Kind, wie sollen wir ihn denn taufen? Ich denke doch wohl: Rick? Was meinst du zu Rick Geyers?'

„Ein Seufzer unterbrach mich: ‚Ja, Ohm, und seine Mutter steht dann da und ist ein altes Mädchen!'

„‚Deine Schuld! deine Schuld!' schrie es wieder in mir, so laut und schaurig wie aus einem Nebelhorn; man hört's und weiß in der grauen Finsternis nicht, woher es kommt. Da fuhr's in meiner Not mir durch den Kopf, ich sagte: ‚Anna, ich weiß, ich bin nichts als dein alter Ohm, schon über sechzig, und morgen mach' ich mein Testament; was ich habe — es ist ein anständig Bürgerteil — kommt dir und deinem Jungen zu; und willst du die paar Jahr noch meine Frau heißen — denn es bleibt

trotzdem beim alten, Anna — aber ein altes Mädchen brauchst du nicht zu werden!'

„Ich weiß nicht, Nachbar, es war vielleicht was ungeschlacht; ich wußte mir nur anders nicht zu helfen; es
5 ist ja nun auch einerlei.

„Aber Anna hatte sich strack emporgerichtet. ‚Nein!' schrie sie, ‚nein, das will ich nicht! Du bist so ehrenhaft und brav! Ach, Ohm' — und ich sah, wie sie in sich zusammenschauderte —, ‚du weißt es doch — die Schande
10 ist so ansteckend!' Sie hatte krampfhaft meine Hand ergriffen und geküßt.

„‚Anna', sagte ich, ‚ich kann dich hiezu nicht drängen, aber Schande ist nur unter den Menschen und verweht in einem guten Leben. Denk' an dein Kind und daß ich
15 nichts für mich will!'

„‚Nein, Ohm, nie — nie!' Ihre Augen bewegten sich zitternd, sie hatte die Arme ausgestreckt und rang die schmalen Hände umeinander. ‚Aber — das andre, was du sagtest', begann sie schüchtern wieder, ‚mein Kind, es
20 wird zu leiden haben um seiner Mutter willen. Hilf ihm, Ohm! Kannst du es wirklich mir versprechen, mein Kind niemals, auch bei deinem Tode, nicht zu vergessen?' Die großen Augen waren angstvoll auf mich gerichtet.

„Da legte ich meine Hand auf ihr armes junges Haupt:
25 ‚Niemals, Anna', sagte ich, ‚sonst vergesse mich unser Herrgott in der letzten Stunde! Schon morgen soll dein Sohn mein Erbe sein.'

„Wie mit einem Seufzer der Erlösung sank sie zurück in ihre Kissen: ‚Ich danke dir, mein geliebter Ohm! Und
30 nun geh! Nun möcht' ich schlafen!'

„Ich stand noch eine kurze Weile und blickte auf ihr jetzt so blasses Angesicht, in welchem die Augen schon geschlossen waren. ‚Gute Nacht, liebe Anna!' sagte ich und küßte ihr die Stirn.

35 „Sie schlug noch einmal ihre Augen zu mir auf und bewegte leis das Haupt; dann ging ich.

„Als ich auf den Hausflur trat, geleitete die Mutter eben einen späten Käufer an die Tür. ‚Gute Nacht,

Frau Geyers!' sagte ich und stieg hinauf nach meiner Stube.

„Ich hörte die Haustür schließen, dann noch von nah und fern die Glocken aller Türme durcheinander schlagen; innen und außen wurde es allmählich ruhig, und ich schlief; wie lange, weiß ich nicht. Aber mich weckte etwas; ich mußte erst völlig wach werden, bevor ich's fassen konnte; der erste Dämmerschein fiel eben in die Stube. Endlich glaubte ich es zu wissen: die Kette vor unserer Haustür mußte herabgeglitten sein; aber wie? — Sie wurde jeden Abend über eine hohe Klammer aufgehakt. Ich lag noch und grübelte darüber, sogar an Diebstahl und Einbruch streiften die Gedanken; da drang noch ein zweites Geräusch vom Flur herauf: es klirrte, aber es war ein leiser Klang dabei, als käme er von einer Glocke.

„Rasch war ich aus dem Bett gestiegen und kleidete mich völlig an; dann nahm ich meinen Revolver aus der Schatulle und stieg leise in den Flur hinab. Es war nichts zu sehen, nichts rührte sich, aber als ich an die Haustür ging, fand ich sie unverschlossen; bei dem Oberlichte, das darüber war, sah ich die Glocke mit einem Tuch bedeckt, und an der einen Seite hing die Kette los herunter.

„Noch immer war Totenstille; auch das Kind schien zu schlafen. Ich faßte die Ladentür: sie war verschlossen; aber als ich mich dann wandte — die Tür der Wohnstube war nur angelehnt, und ich öffnete sie noch etwas weiter, so daß ich Annas Lager übersehen konnte. Die Nachtlampe knisterte nur noch, aber es drang schon Morgenhelle herein; das Bett war leer, die Decke hing halb herausgerissen über die Kante; aus der Kammer nebenan hörte ich das Riekchen schnarchen.

„Und im selben Augenblick, Herr Nachbar, wußte ich alles, alles! Wie ein Krach war es durch meine alten Knochen hingefahren; barhäuptig, wie ich war, den Revolver in der Hand, lief ich aus dem Hause, aus einer Straße in die andre; mir war, als ob ich fortgetrieben würde, und endlich, da lag die Brücke und das Flet vor

mir, wo einst mein armer Rick sein bißchen Leben eingebüßt hatte.

„Das trübe Wasser zog langsam nach Osten unter der Brücke durch, und der erste Dunst des Morgenrots schillerte wie Blut darauf; die Rückseiten der hohen Speicher standen rechts und links in halbem Schatten; es war ein eiskalter Frühmorgen; nur ein paar Brotträger sah ich an mir vorbeipassieren.

„Aber dort auf der Brücke stand schon eine Vierländerin[1], ein blutjunges Ding; sie hatte bei einem ihrer ersten Gänge in die Stadt wohl nichts versäumen wollen. Ich ging näher, ohne daß sie mich bemerkte; denn sie streckte ihr Köpfchen mit dem runden Strohhut weit über das Geländer und sah nur immer in das Wasser; am Arm hing ihr ein Korb, wie ihn solche Mädchen tragen, der von Maililien ganz gefüllt war. ‚Was macht das Kind?‘ frug ich mich eben; da langte sie zurück in ihren Korb und warf einen der Sträuße in das Wasser. Betroffen war ich stehngeblieben. ‚Hier ist es!‘ sprach etwas in mir; und ich sah noch, wie die kleine Hand ein zweites und ein drittes Mal in den Korb faßte, und jedesmal fiel eine Handvoll Frühlingsblumen in die Tiefe. Ich fuhr mir durch das Haar und steckte den Revolver, den ich gedankenlos noch in der Hand trug, in die Tasche; als ich dann aber zu ihr trat, da sah ich, daß zu den Blumen auch dicke Tränen aus den Kinderaugen fielen. ‚Erschrick nicht!‘ sagte ich; ‚aber wem streust du da denn Blumen?‘

„Als sie mich so plötzlich sah, hub sie dennoch laut zu schreien an: ‚Hülfe! Hülfe! O, die schöne blasse Frau; sie nickkoppte mir noch so traurig zu!‘

„‚Was sagst du?‘ rief ich, ‚sprich, Kind! Liegt sie da unten?‘

„Das Mädchen nickte heftig, und die Tränen stürzten ihr reichlicher aus den Augen.

„Ich lugte von der Brücke nach Osten aus, wohin das Wasser zog. Da, am Backbord eines Ewers, der hinter

[1] Vierlande heißt die Gegend an der Elbe südöstlich Hamburg.

einem Speicher lag, sah ich etwas schimmern; der erste Morgenstrahl hob es eben aus dem Dunkel, aber das meiste war unter dem Wasser."

Der Kapitän hielt inne und trank den Rest aus seinem Glase, indem er meine Hand faßte. „Wir wollen es kurz machen, Nachbar", sagte er; „sie war es; ihr Nachtkleid hatte sich dort verfangen und den Körper aufgehalten, damit er bald zur Ruhe komme. Es waren jetzt auch Leute herzugelaufen; wir haben sie in ein Haus getragen, einen Doktor geholt und alle Versuche angestellt, aber die junge Seele war zum armen Rick gegangen, und ich will hoffen, daß ihnen beiden Gott verziehen hat."

Er schwieg eine Weile; dann begann er wieder: „Als ich über die Brücke zurückging, stand die Kleine noch immer dort; nur daß sie aus ihrem runden Gesichtlein jetzt nach der Seite auf das Flet sah, wo wir vorhin unser liebes Kind herausgehoben hatten, wo aber jetzt nur noch der träge Zug des Wassers floß. Sie ließ sich ruhig bei der Hand fassen, als ich ihr sagte: ‚Komm mit mir; ich will dir alle deine Blumen abkaufen, die sollen mit der toten Frau in ihren Sarg!'

„So gingen wir, und als wir in unser Haus kamen, wo alles noch zu schlafen schien, nahm ich sie mit in meine Stube und gab ihr zu essen und zu trinken; eine Rauchwurst und ein Stückchen Brot waren noch im Schrank und auch ein Schlückchen süßen Weines, denn mir war, ich müsse zuerst das verklommene Kind erquicken. Dann stieg ich hinab und ging in die Wohnstube, wo alles noch lag, wie ich es vorher verlassen hatte; aber durch die offene Kammertür sah ich das Riekchen jetzt in ihrem Bette sitzen, aufrecht und geschäftig: sie wickelte das Kind und sang dazu ihr ‚Eia Popeia'.

„‚Das ist recht, Frau Geyers', sagte ich; ‚aber Ihr könnt jetzt alle Eure Tugend brauchen!'

„Sie fuhr ein wenig zusammen, denn sie hatte meinen Eintritt nicht bemerkt. ‚Ja, Ohm Riew'', sagte sie, ‚wenn wir unsere Sündenschuld abziehen, so müssen wir mit dem Rest schon fertig werden.' Und das Weib, by Jove, Herr

Nachbar, sah mich an wie ein Engel der Geduld; und mit der Trauer in meinem Herzen, die ich noch auf sie abladen sollte, ich hätt' ihr alles abbitten mögen, was ich sonst über sie geredet und gelacht hatte.

„Als ich meine Todesbotschaft ihr verkündete, legte sie das Kind mit zitternden Händen in die Wiege, die vor ihrem Bette stand. ‚Gott steh' mir armem, schwachen Menschen bei!' Das war alles, was sie sagte; und als sie Anstalt machte, aus dem Bett aufzustehen, ließ ich sie allein und ging auf mein Zimmer, wo ich die Vierländerin schier vergessen hatte.

„Da stand sie mit ihrem leeren Korbe und ihrem Rundhut mitten auf der Diele; die Maililien aber hatte sie alle in meine große Waschschale geordnet und auf den Tisch gestellt. ‚Bist du schon fertig?' frug ich.

„‚Ja, Herr; und ich dank' auch.'

„Und als ich ihr zwei Taler auf die Hand legte, lachte das ganze runde Gesichtlein.

„‚Wie heißt du?' frug ich noch, denn mir war, als dürfte ich das Kind nicht lassen, als trüge sie das letzte Lebewohl von Anna mit sich fort.

„‚Trienke!' sagte sie fröhlich.

„‚Und wo hast du denn deinen Stand?'

„‚Am Jungfernstieg, Neuen Walls Ecke.'

„Und damit nickte sie und ging; aus dem Fenster sah ich noch, wie mutig sie in das Leben hinauslief.

„Ich habe später noch manchen Strauß von ihr gekauft, und Trienke suchte immer das Schönste für mich aus, rote Nelken und Rosen, da es Sommer wurde, im Herbste weiße und violette Astern; sie wußte wohl, für welches Grab ich mir die Blumen kaufte.

— — „Schon am andern Tage aber lag unsere schöne Anna weiß und kalt in ihrem Sarge, da, wo sie gestern noch im warmen Bett geschlafen hatte, und um sie war alle Sorge aus. Die Mutter hatte das feuchte und verwirrte Haarwerk ihr getrocknet, und die langen dunklen Flechten lagen auf den feinen Linnen, worin wir sie gehüllt hatten; schon als sie noch Kind war, konnte die

Wäsche ihr immer nicht fein und sauber genug sein; das Beste aus dem Laden hatten wir ihr gegeben. So lag sie denn noch einmal in full dress, Maiglöckchen um ihr schönes stilles Angesicht und in ihren blassen Händen. In der Nacht habe ich die Wache bei ihr gehalten; ich hatte ihre Hand gefaßt, bis mir die Todeskälte in den Arm hinaufstieg, aber sie drückte meine Hand nicht mehr; die geschlossenen Augen, auf die ich lange Stunden sah, sie hatten sich rasch am Leben satt getrunken."

Der Kapitän schwieg, langte nach seinem halbvollen Glase und trank es in einem Zuge aus. „Es ist kalt geworden, Nachbar", sagte er, „und meine Geschichte ist aus. Wir wollen noch eins brauen und von anderen Dingen reden!"

„Aber Ihr wolltet mir noch sagen —"

„Was denn? — Nun ja, seit jener Nacht trinke ich mein Glas nur noch, wie wir es heute abend tun; und — ja, mein alter Ohm, zu dem ich damals mit der Anna wollte, der starb, ich war sein Erbe, und da die Anna nicht mehr zu haben war, so zog ich, nachdem wir die Hamburger Baracke verkauft hatten, mit ihrem Jungen und der Alten hier hinaus, baute aber für das alte Haus, das nicht mehr stehen konnte, erst ein neues. Die Großmutter, Sie wissen es, die haben wir neulich hier zur Ruh' gebracht; was aber aus dem jungen Rick Geyers noch werden soll — —"

„Nun, Kapitän, das beraten wir noch mitsammen! Euer Testament ist hoffentlich in Ordnung?"

„Mit allen Klammern der Gesetze."

Ich nickte. „Aber es ist spät; wir wollen heute nicht mehr trinken! Gute Nacht, Kapitän; das müßte doch mit allen Teufeln zugehen, wenn zwei Kerle wie wir nicht einen solchen Bengel nach unserm Kompaß sollten steuern können!"

Ein dankbarer Händedruck des Alten, dann war ich auf dem Heimweg.

* * *

Seit dem hier Erzählten sind fast zehn Jahre vergangen, und es ist wieder einmal Herbst; aber erst im Anfang des September, und die Laubhölzer lassen nur noch hie und da ein gelbes Blatt zur Erde fallen.

5 Mein alter Kapitän Riewe ist noch ein munterer Greis, noch jetzt ein musterhafter Gärtner: in seinem Obstviertel stehen fast lauter junge Bäume; manches Pfropfreis haben wir getauscht und mancher trefflichen, fast vergessenen Art aus alten Gärten in den unseren zu neuem Glanz ver-
10 holfen. Périnette und Grand Richard, Beurre blanc und Winterbergamotte stehen in unseren Gärten jetzt, und schon seit Jahren, mit Frucht beladen; aber bei dem Alten glänzen Stamm und Zweige wie die Rinde einer Silberweide, bei ihm muß alles sauber sein wie auf einem
15 Schiffsdeck. Er lebt allein mit einer freundlichen und verständigen Haushälterin; aber an Sommernachmittagen, zumal des Sonntags, kommt er gern zur Kaffeestunde auf unsere Terrasse, und es stört ihn auch nicht, wenn der Südost dort einmal durch seine weißen Haare fährt. „Ich
20 danke, Madame, den haben wir einstmals anders kennenlernen“, sagt er mit seiner gütigen Höflichkeit, wenn meine Frau eine Besorgnis um ihn kundgibt. — Nach dem Kaffee spazieren wir in unserem Garten und besehen die Fruchtbäume oder reden über unsere Nelken und Lev-
25 koien; denn darin sucht der eine dem andern es zuvorzutun, und die Sache ist nicht ohne Eifersucht.

Wenn die Dämmerung anbricht, begleite ich ihn nach Hause, und dann reden wir von Rick — nur von Rick, denn von diesem ist das Herz ihm doch am vollsten; aber
30 es ist auch eine Freude, über Rick zu sprechen.

Abends ist der Kapitän zu Hause und allein, außer wenn ich einmal ein Stündchen bei ihm sitze, wo mir mein Glas Madeira-Grog niemals entgeht. Sonst liest er dann seine Zeitung, den „Hamburger Korrespondenten“; am
35 aufmerksamsten und mit seinem Herzen die Schiffsnachrichten, denn er segelt mit jedem Schiffe, und auf einem von den allen fährt sein Rick.

Wir hatten Glück mit dem Jungen damals, der Alte

und ich: der tüchtige Sohn unseres Küsters hatte eben sein Examen auf dem Seminar bestanden, da fingen wir ihn ein, und für zwei Jahre wurde er der Lehrer Ricks. Es traf sich, daß bei beiden die angeborene Befähigung, man könnte sagen, eine wissenschaftliche Leidenschaft für die Mathematik vorhanden war. Das verband die beiderseits noch so jugendlichen Herzen, und auch in anderem mochte nun der lernfähige Schüler nicht zurückstehen. In freien Stunden streiften sie botanisierend durch Wald und Feld oder übten an den Stangen und Turnricken, die der Kapitän hinter seinem Hause aufschlagen ließ, die Gewandtheit ihrer Glieder. So wurden sie auch Freunde, und wenn jetzt Rick nach Hause kommt, der in unserem Dorfe angestellte junge Lehrer Fritz Oye ist seine erste Frage.

Zwei Jahre war er noch auswärts auf einer Schule gewesen, dann ließ der Alte ihn konfirmieren und brachte ihn nach Hamburg auf ein gutes Schiff. Vor zehn Monaten wurde er Steuermann auf der „Alten Liebe“, die noch immer für die Lübecker Firma in See geht. Freilich, der alte Reeder meines Freundes ist nicht mehr; ein junger Vetter desselben ist jetzt Herr des Geschäftes und des alten Hauses.

Nur eines habe ich noch zu sagen: Eben, vor einer Stunde nur, öffnete sich meine Stubentür, und unser Freund, der Kapitän John Riew', trat zitternd und bleich zu mir herein; er legte seinen Hut auf einen Stuhl und wischte sich den Schweiß aus seinen weißen Haaren.

„Was ist, Kapitän?“ rief ich erschrocken. „Ihr seht ja ganz verteufelt aus!“

Aber er ergriff meine beiden Hände und schüttelte den Kopf: „Vor Freude, Nachbar, nur vor Freude! God bless you, Sir! Der Junge ist Kapitän!“

„Alle Wetter!“ rief ich, „das geht ja wie der Wind!“

„Ja, ja; hier steht's!“ und er riß ein Telegramm aus der Tasche und hielt es mir triumphierend vor die Augen. „Sein Vorgänger starb drüben in Rio Janeiro am gelben Fieber, und nun ist er's und soll's auch bleiben — Kapitän

der ‚Alten Liebe'! By Jove! Der junge Lübecker weiß sich seine Leute auszusuchen! — Aber — warum ich komme, Nachbar! — Sie fahren doch mit mir übermorgen?"

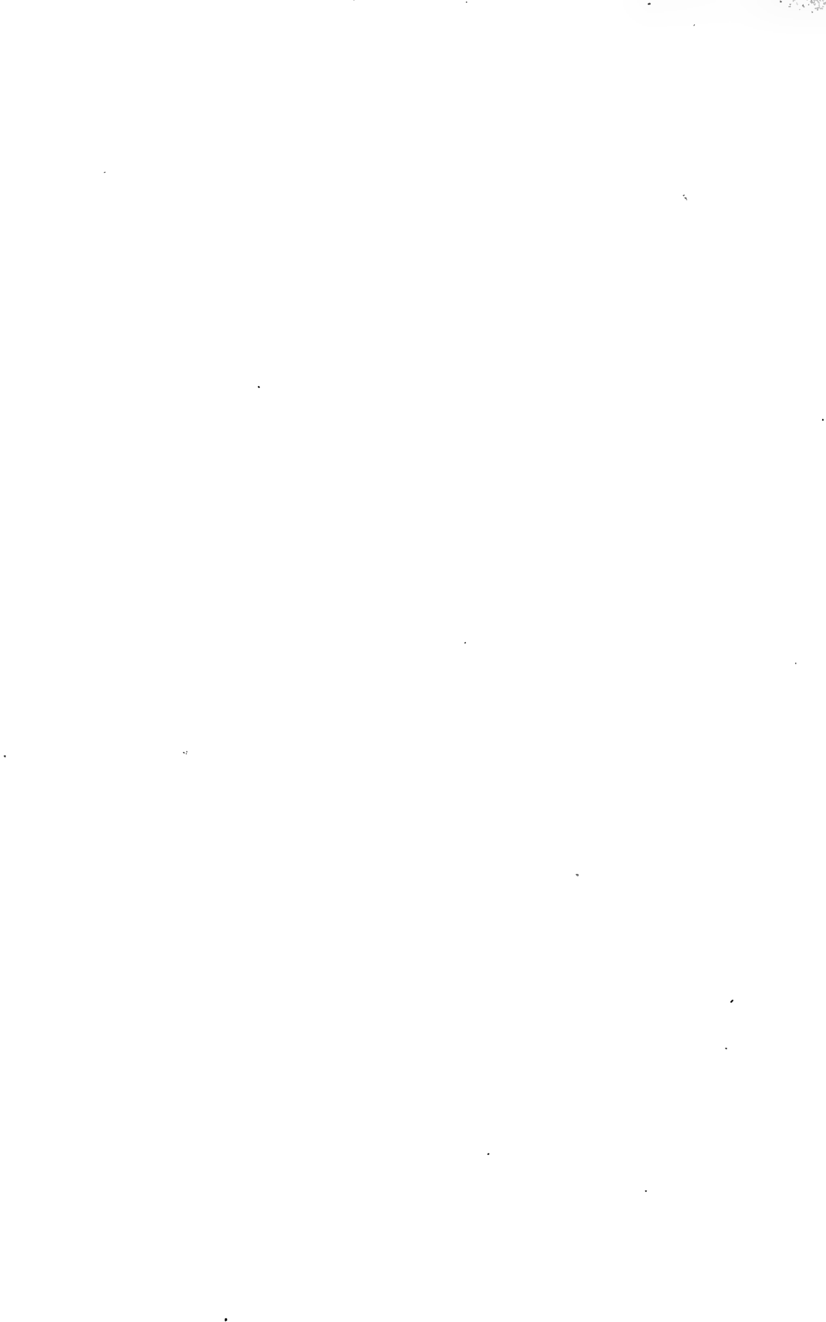
„Wohin? Doch nicht nach Rio, Kapitän?"

5 „Nein, nein!" sagte der Alte lächelnd, „nur nach Hamburg; denn da ankert dort im Hafen die ‚Alte Liebe' unter dem Kapitän Rick Geyers! — O Anna, mein liebes Kind, du hast das nicht erleben wollen!"

Er wischte sich die Augen mit seinem großen blauen 10 Schnupftuch. „Aber heute abend, Nachbar", setzte er, sich ermutigend, hinzu, „trinken wir beide in meiner Koje ein Steifes miteinander und — God dam! — von meinem alten Jamaika!"

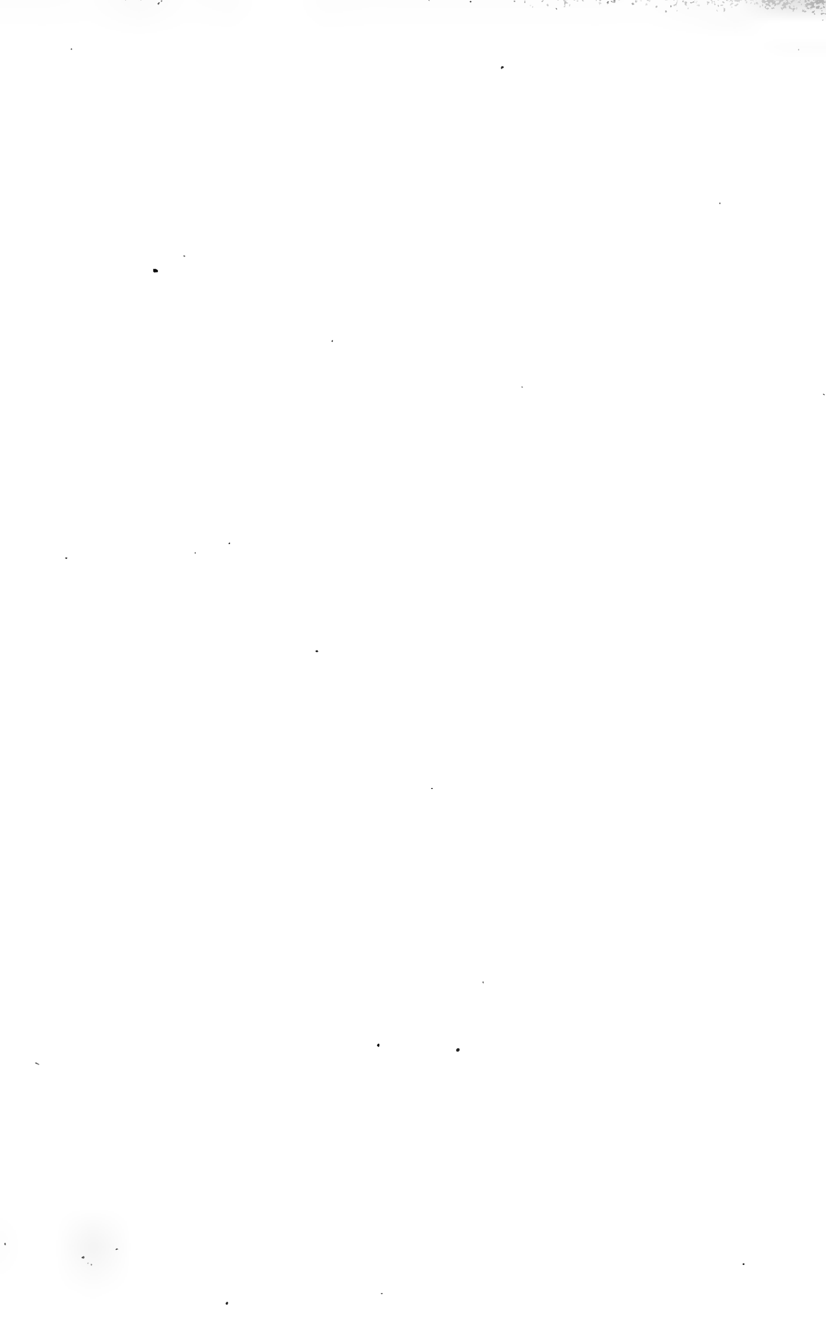
„Topp", rief ich, „Kapitän, ich trinke und ich fahre 15 mit Ihnen. Hurra für unsern Jungen!"

— — Er ging; und ich habe nichts Weiteres zu erzählen: es ist jetzt alles gut, denn wir haben die Hoffnung, freilich auch nur diese, wenn wir des alten Ricks gedenken und die Knabenstreiche des jungen nicht auf 20 Abschlag nehmen; aber die Hoffnung ist die Helferin zum Leben und meist das Beste, was es mit sich führt.



Ein Fest auf Haderslevhuus

Novelle (1885)



Einleitung des Herausgebers.

Der Stoff des Werkes „Ein Fest auf Haderslevhuus“, der letzten und vielleicht schwächsten der in ferner Vergangenheit spielenden Novellen, ist uralt. Das Verlangen des Mannes, der an ein überkräftiges, sinnliches Weib gebunden ist, nach hingebender, keuscher Frauenliebe, bildet die Grundlage der Erzählung. Im Gegensatz zu Ibsen, der denselben Stoff in „Klein Eyolf“ so tief für die Gegenwart behandelt hat, hielt es Storm für nötig, seine Geschichte aus der Gegenwart um einige Jahrhunderte zurückzulegen, in die Zeit des absterbenden Minnesanges. Der Schwerpunkt liegt für Storm nicht auf der Schilderung der Kämpfe, die der Mann an der Seite seiner Gattin durchzumachen hat, sondern auf der Darstellung des neuen Liebesverhältnisses. Der weichen Natur des Dichters kam das süße Geplauder des deutschen Minnesanges entgegen, und aus der rauhen Ehe- wurde eine glühende Liebesgeschichte, in der die Ehe des Mannes nur die Voraussetzung für das dunkle Ende gab. Die Verlegung des Stoffes in eine ferne Vorzeit bot weiterhin die Möglichkeit, einfach veranlagte Menschen in schroffem Gegensatze aufeinanderprallen zu lassen. Storm führt dieses Mal den Leser weiter in die Vergangenheit zurück als sonst. Es ist die wilde Zeit, in der die machtvollen holsteinischen Grafen aus dem Geschlechte der Schauenburger mit dem dänischen Könige Waldemar Atterdag um die Vorherrschaft in Schleswig und Jütland ringen. Der in der Geschichte dieser Jahrzehnte wirklich eine bedeutende Rolle spielende Klaus Lembeck und Frau Wulfhild gehören ganz zu den rauhen Menschen dieser kriegerischen Tage. Rolf aber ist schon durch die verfeinernde Schule der aufkommenden Fürstenhöfe gegangen, an denen gelehrte Bildung und französische Sitte ihre

Herrschaft ausüben. Und zwischen den schroffen Gestalten und dem leichtsinnigen Manne steht das zarte, kränkelnde Mädchen, das seine erste Liebe schmählich enttäuscht und sofort zerbricht. Storm hat die Gestalten scharf herausgearbeitet und sie ohne vermittelnde Übergänge nebeneinander gestellt. Dadurch erhält die Geschichte etwas Gewaltsames, fast Erzwungenes, das der Vertiefung des Stoffes nicht ganz förderlich gewesen ist. 5

Das Liebespaar selbst wirkt auch nicht entfernt so ergreifend wie Johannes und Katharina in „Aquis submersus". Das liegt vor allem daran, daß Storm, wie schon Paul Heyse herausfand, 10 wahrscheinlich ganz im Banne der mittelalterlichen Minnedichtung, vor allem Gottfrieds von Straßburg, dem süßen Liebesgeflüster zu sehr sein Ohr geschenkt und zu viel von der Minne und vom Minneleid geredet hat. Die Wärme der Liebesgefühle wird bei dem fast Siebzigjährigen zwar bewundernswert erscheinen, 15 aber trotzdem werden wir anderen Stormschen Liebesleuten den Vorzug geben. Zwar wird man kaum den Auftritt, in dem sich beide kennenlernen, bedenklich finden, wie es einst Paul Heyse tat. Denn Storm hat gerade ihn meisterlich vorbereitet und hübsch begründet, wie aus dem Spiel langsam Ernst wird. Petersens 20 Einwand gegen Dagmars frühe Liebe wird als unberechtigt abgelehnt werden müssen; das zarte Kind hat nicht umsonst von der Base aus den großen Dichtern und ihrer eigenen Vergangenheit soviel von Liebe gehört. In seiner Unerfahrenheit gibt es sich dem schönen, liederkundigen Manne hin — fürwahr eine bestrickend 25 süße Schilderung. Merkwürdig mag berühren, wie Ernst Esmarch teilweise unter Zustimmung des Dichters hervorhob, daß in Dagmar gar keine Gefühle des Widerwillens erwachen, als sie erfährt, wer der geliebte Mann ist und wie sie hintergangen wurde. Daß sie an dem Erlebnis zugrunde geht, wird mit zwingender Not- 30 wendigkeit aus ihrem Wesen entwickelt; zweifelhafter mag erscheinen, ob der düstere Ausgang auch dem Wesen des Mannes entspricht.

Man will Rolf Lembeck, der so hübsch am Prager Hofe zu tanzen und zu tändeln wußte, nicht recht glauben, daß die schmächtige 35 Dagmar ihm „die Seele ausgetrunken hat", wie er selbst sagt. Durch den Absturz Rolfs erhält der Ausgang etwas Empfindsames, das dem Geiste dieser rauhen Zeiten nicht entspricht.

Liliencron, der allerdings gerade diese Novelle bewunderte, ist bei der Schilderung solcher Liebesverhältnisse ehrlicher gewesen, wenn bei ihm die Frau als Opfer fällt und der härtere Mann ruhig weiterlebt. Die der Veranlagung der Gestalten und den
5 Zeitverhältnissen entsprechende Lösung wäre wohl die gewesen, daß Dagmars Vater den Tod seiner Tochter gerächt und Rolf sich mit allen Kräften gewehrt hätte. Ohne eine Vergewaltigung der Überlieferung wäre es dabei allerdings nicht abgegangen, denn die Geschichte kennt zwar einen Sohn Klaus Lembecks, der Ulf
10 hieß, weiß aber nichts Näheres über ihn zu sagen, und Veränderungen der alten Berichte hat Storm bei seinen Novellen „Vor Zeiten" stets vermieden.

Zu dem düsteren Ausgange kam der Dichter durch die literarische Quelle, die den Anstoß zu der ganzen Erzählung gab, eine
15 Schauerballade „Zur Hochzeitfeier" von H. Wenzel. In dieser wird erzählt, wie ein Vater eines vor Liebesgram gestorbenen Mädchens den treulosen Liebhaber zur angeblichen Hochzeit seiner Tochter einladet und diesen an der Leiche seines Kindes so zur Verzweiflung treibt, daß der Gast sich im Wahnsinn vom Turm
20 herabstürzt. Wie es selbstverständlich erscheint, hat Storm zwar die Gegensätze schärfer herausgearbeitet, leider aber die einfache Erzählung der Ballade verwickelter gestaltet. Bei ihm handelt es sich ja nicht um einen treulosen Liebhaber, der gerechte Bestrafung erhält, sondern um einen unglücklich Liebenden, den die Verhält-
25 nisse zu schlimmen Mitteln treiben. Wahrscheinlich veranlaßt durch eine bei Müllenhoff erzählte Sage, nach der sich ein Fürst mit seiner Schwester vom Turm herabstürzt, um nicht in die Hände der Belagerer zu fallen, kam Storm auf den Gedanken, den Liebhaber mit der Leiche des Mädchens fliehen und beide ein gemein-
30 sames Ende finden zu lassen. Dieser Schluß hat früh Bedenken erregt. So wenig man die Leichenfeier, wie oft ausgesprochen worden ist, als opernhaft bezeichnen wird, so sehr wird man doch Paul Heyse recht geben, der den Raub der Leiche geschmacklos fand, da ja gar keine Gefahr vorlag, daß sie irgendwie geschändet
35 oder entheiligt würde. Um den Raub wahrscheinlicher zu machen, hat Storm schon die erste Fassung der Erzählung an dieser Stelle geändert. In jener erfolgte das Ziehen der Schwerter und das Vorgehen gegen Rolf erst nach dem Raube, in der späteren hat

Storm den Angriff auf den Ritter sofort dem Kusse folgen lassen und dadurch das Vorgehen des Liebhabers wenigstens etwas begründet. Eine andere Abweichung von der Quelle zeigt allerdings den großen Künstler. Wie mit Recht hervorgehoben wurde, ist die schmerzliche Verkettung der Umstände darum erschütternd, weil, 5 wie in „Aquis submersus", der Untergang in dem Augenblicke erfolgt, als den Liebenden durch Wulfhilds Flucht und die Entdeckung des Giftmordes die Wege geebnet sind.

Der Aufbau ist einfacher und am Anfange sogar ungeschickter als man es bei Storm sonst gewöhnt ist. Ohne jede feinere, kunst- 10 volle Verknüpfung reiht der Dichter Auftritt an Auftritt. Er läßt seine Figuren nach und nach aufrücken, erst Rolf Lembeck, dann Wulfhild und, nachdem er sie vereint vorgeführt hat, Hans Ravenstrupps Familie und ihre Schicksale. Storm scheut sich nicht, den Leser von vornherein mit Wulfhilds Giftmord bekannt zu machen, 15 von dem die handelnden Personen zum Teil erst sehr spät, zum Teil gar nichts erfahren. Nachdem er seine Gestalten sämtlich auf die Bühne gebracht hat, geht die Entwicklung allerdings in der meisterhaften dramatischen Kürze vor sich, die der Leser bei dem reifen Storm, vor allem in den Novellen aus der Vergangenheit 20 gewohnt ist. Das Ganze ist in einem Stile erzählt, der zwar die sklavische Nachahmung alter Sprache nicht mitmacht, aber im ganzen doch altertümlicher geworden ist. Storm hatte wohl recht, wenn er meinte, nie unverständlich geschrieben zu haben, aber eine größere Neigung zum Altertümlichen fühlte Petersen doch 25 ganz richtig heraus. An vielen Ausdrücken läßt sich erkennen, daß die sorgfältigen Forschungen, die Storm nach seiner eigenen Angabe gemacht hat, auch auf die Sprache nachgewirkt haben. Diese Untersuchungen sind der Schilderung des Zeitlebens in hohem Grade zugute gekommen. 30

In der Tat hat sich Storm die Arbeit an der Novelle nicht leicht werden lassen. Über vier Monate, von Ende März bis Ende Juli 1885, hat er an ihr geschaffen, bis er die erste Fassung am 29. Juli an Westermann schicken konnte, in dessen „Monatsheften" sie im Oktober unter dem Titel „Noch ein Lembeck" erschien. Aber da- 35 mit war die Arbeit an der Novelle noch nicht beendet. Auf Erich Schmidts Einwände hin wurde für die Buchausgabe an einer Reihe von Stellen geändert. Abgesehen von kleinen Verbesserun-

gen erfuhr vor allem der Anfang eine gründliche Umarbeitung. Die lange geschichtliche Einleitung, die Storm selbst bockbeinig nannte, wurde gekürzt, und die Angabe, nach alten Aufzeichnungen den „Historiolae seu de quorundam in Slesvico-Holsatia nobi-
5 lium vitis atque rebus gestis" zu erzählen, fiel weg. Mit diesen Abweichungen erschien die Geschichte 1885 in dem Bändchen „John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen", dessen Probedruckbogen der Dichter im Oktober an Heyse schickte. Heyses Antwort betrübte Storm sehr; denn der jüngere Freund ent-
10 deckte, was Erich Schmidt übersehen hatte, daß die Novelle streckenweise in lauter fünffüßigen Jamben geschrieben sei. Wieder machte sich Storm an eine Durcharbeitung, die ihm fast vierzig Stunden Arbeit kostete, der Erzählung aber zusammen mit der erwähnten Durcharbeitung des Schlusses in dem Druck der Paetel-
15 schen Miniaturausgabe und der Sammlung „Vor Zeiten" sehr zum Vorteil gereichte. Nun fand auch Heyse, daß die Erzählung durch die „Entjambung" unglaublich gewonnen habe.

Die Wenzelsche Ballade ist nicht die einzige literarische Quelle, die der Dichter benutzt hat. Für die Wahl des Ortes wurden neben
20 Besuchen des Dichters bei seinem Sohne Ernst in Toftlund und in Nordschleswig bei Verwandten seiner Frau vor allem Danckwerths „Newe Landesbeschreibung" von 1652 und zwei Aufsätze eines Dr. Marcus im „Schleswig-holsteinischen Volksbuche" für 1847 und 1848 bestimmend, der eine über „Törning", das
25 alte Dorning, der andere über „Haderslevhuus", Hansburg, Haderlebenshafen", an die sich der Dichter besonders im Zeitschriftendrucke eng anlehnte. Aus dem ersten Aufsatz empfing der Dichter wahrscheinlich auch die Anregung zu der Figur des Gaspard. Es wird dort von einer Warnung berichtet, die Klaus Lembeck
30 bei einem verräterischen Anschlag des Dänenkönigs durch einen jungen Gesellen zuteil wird; dieser singt Lembeck zu: „Das Wasser ist heiß, der Eber möge kommen." Dieselbe bildliche, andeutende Ausdrucksweise ist Gaspard eigen; es ist wahrscheinlich, daß diese kurze Erwähnung der Anstoß zur Ausarbeitung der
35 Gestalt des listigen Schreibers wurde. Für das wilde Wesen Wulfhilds gab wichtige Züge eine Geschichte aus Müllenhoffs Sammlung von einer Sara Lembeck, die ihren alten, kranken Gatten dahinsiechen läßt, während sie Trinkgelage feiert und aus-

reitet. Anderen Stellen aus Müllenhoff verdankt der Dichter Einzelheiten für seine Schilderung der Pest, und die Vorliebe für prangende Leichenfeiern, die schon die „Chronik von Grieshuus“ zeigte, wird auf den Eindruck der katholischen Leichenbegängnisse zurückzuführen sein, die der Dichter 1859 einmal den Eltern schil- 5 dert. Sehr wahrscheinlich ist der Einfluß der ersten Geschichte aus Ernst von Wildenbruchs „Kindertränen“, die Storm sicherlich in der „Deutschen Rundschau“ von 1883 gelesen hat. Wie dort der schwächliche Knabe, der als einziger den drei an einer Scharlach-seuche gestorbenen Geschwistern nicht nachfolgt, von dem tief- 10 gebeugten Vater übersehen wird, so bleibt auch Dagmar Raven-strupp als letztes Kind erhalten und hat unter der Nichtachtung des Vaters zu leiden.

Im vierzehnten Jahrhundert in Nordschleswig war es, als dort im tiefen Buchenwalde der Ritter Klaus Lembeck auf seiner Höhenfeste Dorning saß. Sie war ihm nach dem Tode seines jütischen Weibes zugefallen; er hatte sein Wappen, einen Geierkopf auf rotem Felde, über die Einfahrt des Außentores nageln lassen und zog Wall und Grä en doppelt stark um sich herum. Denn Waldemar Atterdag[1], der Dänenkönig, trug heimlichen Groll gegen den gewaltigen Mann, der einst aus seinem grimmigsten Feinde sein dienstbeflissener Kanzler geworden war, dann aber wiederum ihm abgesagt und sich zu den Grafen von Holstein, den Schauenburgern, und zum Herzog Waldemar von Schleswig gestellt hatte.

Es war damals gar wilde Zeit bei uns; der König berannte, wiewohl vergebens, die Feste Dorning mit seinem Kriegsgeschwader; dann schloß er Frieden und legte, mit Untreue im Herzen, seine Hand in die des Ritters. Als dieser aber bald danach der tödlichen Nachstellung des Atterdag nur kaum entronnen war, da zog er nach der Insel Föhr, um dort sich eine Burg zu bauen, und ließ die Feste Dorning seinem ältesten Sohne. Das aber war nicht, wie ein Chronist dem anderen es nachgeschrieben hat, der Henneke Lembeck, welcher späterhin die Kieler in Not brachte, weil sie einigen seiner straßenräuberischen Burgleute den Kopf hatten vor die Füße legen lassen; es stand noch einer zwischen ihnen, von dem jede Kunde fast verschollen scheint: der älteste Sohn des vielberufenen Ritters war Rolf Lembeck und saß, wenn auch nur

[1] Atterdag = anderen Tag, weil er zu seinen Feinden sagte, wenn er sie diesen Tag nicht niederschlüge, so am anderen Tage.

wenig Monde, auf Schloß Dorning. Er war nur halb vom Eisenstoffe seines Geschlechtes, und lieber als im Harnisch ging er auf leichten Sohlen und in zierlichen Gewändern von Sammet oder Seiden; von ihm war nur ein jäh zerrissenes Minneabenteuer zu berichten, das wie Mondlicht in die Wirrnis dieser finsteren Zeiten fällt; doch damit hatten die Chronisten nichts zu schaffen. Und obschon sein Leben ein Vierteljahrhundert kaum erreichte, so war er doch ein deutscher Ritter, blauäugig und mit blondem Haupthaar, von froher, leichter Jugend und von heißer Lebenslust.

Ich aber weiß von ihm; und was ich weiß, das drängt mich heut, es zu erzählen.

* * *

Klaus Lembeck wollte keinen Gelehrten aus seinem ältesten Sohne machen; aber gleich ihm, ja besser noch sollte er Kopf und Faust gebrauchen können, und dazu mußte beides gleich geübt werden. So hielt er ihm einen Klerikus, der den leichtlebigen Gesellen in den Wissenschaften des Quadriviums[1] umherführte; so sandte er ihn danach — es war noch während der Pestzeit — auf die Universität Paris, und der Junker begann sogleich ein eifrig Studium: er lernte höfisch fechten, er lernte tanzen und die Laute spielen, auch klingende Schanzunen[2] dazu flechten, und was der schönen Künste sonst noch waren; die schwereren ließ er den anderen. Dann ward ihm noch ein fröhlich Jugendjahr auf der neuen universitas zu Prag[3], wo derzeit der deutsche König Karl[4] seinen Hof hielt. Hier lernte er die großen deutschen Dichter kennen, den „Iwein“ und den „Armen Heinrich“ Hartmanns von Aue[5], die Lieder des Österreichers von der Vogelweide,

[1] Die vier Lehrfächer an den mittelalterlichen höheren Schulen: Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. — [2] Chansons, Gesänge. — [3] Die Universität Prag wurde 1348 gegründet. — [4] Karl IV., der Luxemburger, an dessen Hof Wissenschaft und Künste gepflegt wurden. — [5] Einer der bedeutendsten Vertreter des ritterlich-höfischen Epos zu Anfang des 13. Jahrhunderts; der „Iwein“ ist sein charakteristischstes und gepriesenstes Werk.

sogar ein Stück von Wolframs „Parzival“ hatte er gelesen; was aber ganz sein Herz gefangen hatte, das war des Straßburger Meisters[1] Liebeslied von Tristan und Isolde.

Vor dem weitreichenden Namen seines Vaters tat manch edles Tor, sogar das edelste sich auf. Bei einem großen Tanzfest im Hradschin[2], das auch des Königs Gegenwart verherrlichte, war Rolf Lembeck der gewandtesten Tänzer einer und flog in den hohen, kerzenhellen Sälen von einer Schönen zu der anderen. Der König stand an einem Fenster mit der jungen Gräfin von Jülich im Gespräch; die braunen Augen der Dame aber folgten einem Tanzpaar. „Ei, Majestät, so sehet doch den feinen Junker“, rief sie, „der tanzet ja wie ein Franzos!“

Des Königs Augen waren den Tanzenden eine Weile gefolgt; dann hatte er genickt und einen Pagen abgesandt, den jungen Tänzer herzufordern.

Rolf Lembeck aber hatte bei seiner Partnerin um Urlaub gebeten und dann, sein blondes Haar zurückstreichend, mit höfischer Verneigung sich dem König vorgestellt. Der betrachtete ihn wohlgefällig; dann aber schüttelte er den Kopf, und sich zu der Gräfin wendend, sprach er: „Ihr irrt, schöne Frau! Von ferne möcht' man's glauben; doch —, nicht so, Junker, Ihr seid mir nimmer ein Franzose?“

„Da Majestät mich solcher Frage würdigen“, entgegnete Rolf Lembeck, „ich bin ein Holste, königlicher Herr; aber ich war zwei Jahre auf der Universität Paris.“ Und lächelnd fügte er hinzu: „Bonarum artium causa, der schönen Künste halber!“

„Und studieret“, sprach der König, „die bonas artes jetzt in unserem Prag?“

Der Junker machte eine schweigende Verbeugung. Dann durfte er erzählen, daß er Klaus Lembecks Sohn im fernen Schleswig sei, von dessen Händeln mit König Waldemar das Gerücht auch hieher an des Königs Hof gedrungen war.

[1] Gottfried von Straßburg, im Gegensatz zu den anderen kein Ritter. — [2] Der Stadtteil Prags, der die königliche Burg trägt.

„Ich dachte nicht“, sprach dieser, „Ihr wäret auf so hartem Stamm gewachsen; doch“ — und er winkte huldvoll mit der Hand —„tanzet jetzt weiter und erfreuet unsere Schönen durch Eure bonas artes! Ihr sollet mir später noch von Paris erzählen!“ 5

Und Rolf Lembeck flog wieder in den Tanz zurück; wie begehrend war sein roter Mund geöffnet, und seine Augen sprühten blaues Feuer, wie er nach der Schönsten im Saale ausschaute, und als er mit demütigem Neigen vor die Erwählte hintrat, schoß ein helles Freudenrot 10 durch ihre Wangen.

Der König, der einen Teil seiner Knabenjahre in Paris verbracht hatte, hörte an späteren Festen dann des Junkers heitere Geschichten, und als dieser das prächtige Prag verließ, nahm er den Ritterschlag von des höchsten Herrn 15 Hand als einen weiteren Schmuck mit auf die Heimreise. Der König aber, als später die alte Oberhofmeisterin ihn darum angegangen, warum er dem jungen Holsten solche Ehre angetan, hatte lächelnd ihr erwidert: „Bonarum artium causa, Gräfin; er hat sie trefflich ausstudiert.“ 20

* * *

Rolf Lembeck war nicht aus eigenem Willen heimgegangen, sein Vater hatte ihn gerufen; er hatte um ein ehelich Gemahl für ihn geworben, „denn“ — so hatte er gesagt — „der Vogel muß eingefangen werden, die Flüchten[1] wachsen ihm zu geile“. 25

Das Weib war die junge Witib eines holsteinischen Ritters Hans Pogwisch, der in den Kämpfen der Schauenburger Grafen wider König Waldemar vom Pferd gehauen worden; sie selbst aber war aus einem Nebenzweige der regierenden Schauenburger und mit Land und Sand 30 nicht übel angesessen. Ihr Sinn stand wohl darauf, ihr leeres Witwenbett zu füllen; aber mit Augen sehen wollte sie zuvor den jugendlichen Ritter, nicht nochmals einen Ehgespons gleich dem Verstorbenen.

[1] Flügel.

Sie hatte während des Krieges sich auf ihren holsteinischen Hof zurückgezogen, und als ihr Eheherr ihr dort sterbenswund ins Haus gebracht war, saß sie in Geduld an seinem Lager. Der Scharfrichter aus der nächsten
5 Stadt war dagewesen, hatte verbunden und mit dem Apolloniuspflaster zusammengeklebt; aber er hatte dabei den Kopf geschüttelt. Frau Wulfhild legte immer wieder nasse Binden auf; sie tat das wie ein anderes Geschäft, das sich von selbst verstand; die Ruhe auf ihrem schönen
10 Antlitz aber war nicht die sichere Hoffnung auf Genesung des Verwundeten, denn es wurde heiterer, je bleicher Tag für Tag der Kranke wurde. Sie nickte und sprach unhörbar zu sich selber: „Geduld, noch eine kurze Weile!" Denn der jetzt unmächtig vor ihr lag, er hatte in Trunk
15 und Spiel und wüstem Lärm sein Leben hingebracht; um grobhaariger Dirnen willen hatte er offen sein schönes Weib verachtet.

Nur über einzelne Worte hatte er jetzt mitunter noch Gewalt; auch die, so hoffte sie, sollten bald verstummen.
20 Harrend saß sie in dem dumpfen Krankenzimmer und hörte gleichgültig auf die Ratten, die in Scharen über ihnen auf dem Boden rannten. Aber der Sterbende wollte Ruhe haben: er griff jäh nach seines Weibes Hand und wies mit kaum erhobenem Finger nach der Zimmer-
25 decke; das Wort vermochte er nicht zu finden. Sie sah ihn ruhig an: „Soll ich sie töten?" frug sie; und nach einer Weile brachte er es zusammen; sein Kopf versuchte ein stummes Nicken: „Die Ratten!" stammelte er.

Und sie ließ Rattenkraut vom Schäfer holen, nahm ein
30 Teil davon und legte das übrige in ihre Truhe. Darauf wurde es still über dem Schlafgemach; die Ratten lagen im Todeskampfe zuckend in den Bodenwinkeln.

Aber der wunde Mann begann an einem Morgen schier verständlicher zu reden und seine Flüche wurden
35 kräftiger; da erschrak sein Weib und fürchtete, das böse Leben mit dem Gesunden könne wohl aufs neue beginnen. Darum ließ sie von dem Scharfrichter, dessen geheimes Wissen ihr solche Sorge machte, und statt seiner wurde

ein Chirurgus beigeschafft, dessen Kunst noch keinem Wunden aufgeholfen hatte. Der brachte andere Pflaster und Heilmittel, und als er wieder auf seinen Klepper stieg, sprach er mit rückgewandtem Kopf: „Seid frohen Mutes, edle Frau! Euer Ehebett soll nicht verwaiset werden! 5
Und morgen bin ich wieder da!“

Dann ritt er fort; das schöne Weib aber blieb am Torpfosten stehen und sah noch lange ihn ins Land hinausreiten. Ihr blondes Goldhaar zog sie langsam durch die Finger, und ihre weißen Zähne zerbissen einen Strohhalm, den sie aufgegriffen hatte. „Die Ratten!“ brach es plötzlich von ihren Lippen, und sie fühlte, wie jählings ihr das Blut zum Hals hinaufstieg. Aber sie wurde es nicht los; es kam ihr immer wieder: „Die Ratten!“ Es verfolgte sie auf Trepp' und Gängen, und in der Krankenkammer war es unverjagbar. Und als der Abend kam, da trieb es sie im Dunkeln zu der Truhe, und ihre zitternde Hand tappte nach dem Rest des Pulvers. In dem Trunke, den Frau Wulfhild an diesem Abend ihrem Eheherrn gab, trank er den Tod hinunter.

Zwei Tage später war in dem düsteren Hausgang die Leiche ausgestellt; doch nur Frau Wulfhild stand hoch aufgerichtet mit untergeschlagenen Armen an der Totenlade und sah mit immer größer werdenden Augen auf das harte Leichenantlitz: „Leb' wohl, Hans Pogwisch!“ sprach sie; „der Kampf ist aus, auch zwischen uns! Ich hab' deiner Hand mich schwer erwehrt! — Ein andermal . . . doch, das kümmert dich nicht mehr!“

Eine Dienerin war eingetreten mit den Trauergewändern auf den Armen; und schweigend wandte sich die Witwe von dem Toten und schritt mit ihr zur Kammer, wo noch das Ehebett für sie und den Gefallenen stand. Die Kammerfrau tat ihr das lange, mit schwarzen Tränen bestickte Skapulier[1] an und knüpfte die mönchsartige Hüftschnur um den geschmeidigen Leib; sie aber hatte dessen nicht weiter acht. Erst als die Dienerin ihr zur Beschau

[1] Ein Streifen dunklen Tuches, der Rücken und Brust bedeckt.

den Metallspiegel vorhielt, fuhr sie wie aus Träumen auf: „Das sei Gott geklagt, der mich zur Witwe machte!“ rief sie. „Ich habe darum doch nicht den Tod gefreit!“ Dann, mit rascher Hand den Gürtel lösend, schleuderte sie ihn von sich und zerriß das feierliche Gewand in einem Ruck von oben bis fast zum untern Saume: „Bring' mir mein braunes Wollenkleid, das mag genügen!“ Und die erschrockene Dienerin schritt schweigend aus der Kammer, um den Befehl der strengen Herrin zu erfüllen.

Des Toten Sippe, da solches kund ward, sah die Witib drob mit scheelen Augen an; Klaus Lembeck aber hatte zu sich selber gesprochen: „Das ist das Weib für Rolf Lembeck; die wird den flüggen Vogel halten!“ Er sah wohl, daß erst jetzt die Lebensfülle dieses Weibes sich völlig auszuwachsen begann: die blauen Gluhaugen ließ sie froh umherschweifen, und das wellige Goldhaar fiel ihr frei über den stolzen Nacken; doch so viele ihrer auch begehrten, sie sah noch keinen, dem sie sich jetzt ergeben mochte.

Da, an einem Frühlingsmorgen, trat Rolf Lembeck mit seinem Vater zu ihr ins Gemach. Die Stunde war vorher bestimmt, und lange, mit steigendem Herzschlag, war sie auf und ab geschritten; doch als die jugendlichen Gestalten sich jetzt gegenübertraten, fehlte nach der feierlichen Verneigung beiden das Wort der Anrede; wie erschrocken über ihre Schönheit schauten sie sich an.

Klaus Lembeck lächelte in seinen Bart: „Mein Sohn Rolf Lembeck, edle Fraue!“ sagte er, „dem, wie ich sehe, der Anblick Eurer Schöne schier den Mund verschlossen hat.“

Sie atmete tief auf: „Ihr scherzet, Herr Marschall; Euer edler Sohn hat der Frauen wohl schönere gesehen zu Paris und draußen in dem Reich!“

Aber Rolf Lembeck rief: „Verzeihet, viel schöne Frauen; doch keine Schauenburgerin!“ Und beider Blicke sanken ineinander.

Dem alten Ritter gefiel es wohl, daß er eine Weile schier vergessen dastand. Dann aber sprach er: „Ich seh'

schon Euren Willen; nur des Schreibers Kunstwerk ist noch vonnöten!"

Frau Wulfhild langte nach einer Schelle, die auf dem Tische stand.

„Was wollt Ihr, Fraue?" frug der Ritter. 5

„Euch den Schreiber rufen", sprach sie lächelnd, „denn einen Vater möcht' ich, wie Ihr seid, Ritter!"

„Dank, holde Fraue!" rief der Alte. „Nun, Rolf, willst du dieses Weib aus deines Vaters Hand?"

Rolf hatte schon die schöne Frauenhand an seinen 10 Mund gezogen und sein beteuernd „ja" gesprochen, als Klaus Lembeck ein beschrieben Pergament hervorzog: „Wir brauchen keinen Schreiber", sagte er, behaglich nickend; „ich gehe nicht ohne Rüstung auf so zweifelhaftes Feld! Was Euch an Gütern eigen ist, Frau Wulfhild, 15 weiß ich; was ich dem Sohne gebe, mögt Ihr hieraus sehen! Nun leset, ob ich nach Eurem Sinn geschrieben habe!"

Sie rollte das Blatt auf und sah hinein; gelesen hat sie nichts davon; es war auch nicht vonnöten, denn Klaus 20 Lembeck suchte in derlei Dingen niemanden zu hintergehen. Sie tauchte eine Feder in ihr Tintenfaß und schrieb in großen Zügen unter das Schriftstück: „Wulfhild von Schauenburg, Hans Pogwisch' Witib."

Und als zu zweit auch Rolf mit flüchtiger Hand den 25 Entwurf der Eheakte unterzeichnet hatte, da war der Verspruch getan, und Klaus Lembeck sagte wohlgefällig: „Mögen gräflicher Notarius und der Priester nun das Letzte tun!"

Frau Wulfhild stand mit geröteten Wangen und glän- 30 zenden Augen inmitten des Gemaches, zwei Finger ihrer weißen Hand in der des jungen Ritters; als aber itzt die Männer sich verabschieden wollten, neigte sie sich zu dem jungen und sagte leise: „Den Kuß nun, den Verlobungskuß, Rolf Lembeck!" Als aber der Kuß gegeben und ge- 35 nommen war, ergriff sie heftig seine beiden Hände, und sich aufrichtend, fast mit ihm zu gleicher Höhe, sah sie mit ihren brennenden Augen in die seinen: „Ihr war't im

Reich, Rolf Lembeck!“ rief sie, und wie aus heißer Leidenschaft klang es herauf: „Der Frauendienst soll dort noch umgehn; ich aber will den Gemahl allein! Verflucht die Lippen, die ein ander Weib berühren!“

Rolf Lembeck war schier erschrocken; doch als er sie in ihrer wilden Schöne vor sich sah, da riß er sie an sich und küßte sie inbrünstiglich und rief: „Das mag ums Leben gehen, Wulfhild!“

Der Alte aber sprach in sich selber: „Das Werk ist wohlgefestet.“

— — Die Männer hatten sich verabschiedet; die Frau war im Gemach zurückgeblieben; sie stand und horchte den Schritten nach, die in dem Saal verhallten, der vor ihrem Zimmer lag; dann konnte sie's nicht lassen, die Tür zu öffnen, als wolle sie die Spuren des ihr eigen gewordenen schönen Mannes noch auf den Dielen suchen. Als sie sich umblickte, sah sie auf einem Schemel, hart an der Tür, den Schreiber Gaspard sitzen; seine braune Gugelkappe[1], die hinten mit dem gleichfarbigen Rock zusammenhing, war ihm von dem kurzen Schwarzhaar abgeglitten, so daß sie mit Schwanz und Kugel ihm im Nacken hing; er saß mit gekreuzten Beinen und sah mit schief herabgesenktem Kopfe auf die Dielen, als wolle er dort etwas mit seiner spitzen Schnabelnase aufpicken. Es war ein seltsamer Gesell mit einem scharfen, ältlichen Gesicht; er mischte sich gern in anderer Leute Sachen und war voll Lied- und Spruchweisheit; das Gesinde aber nannte ihn „Gaspard den Raben“, und der Rabe galt viel bei seiner Herrschaft.

„Du bist es?“ sprach die schöne Frau. „Was hast du hier Geschäfte?“

„Keine, Herrin; ich dachte sie bei Euch zu finden“, entgegnete er, ohne aufzusehen.

„Sie waren beschafft“, sagte sie; „es gab nichts mehr für dich.“

„Ich weiß, ich weiß!“ Dann sang er mit seiner scharfen Stimme leise vor sich hin:

[1] Kapuze.

Der gülden Hahn mit sieben
-- Darum ist er der Hahn —
Er geht mit sieben Hühnern,
Mit Scharren und mit Dienern,
Das kann er gar nicht lan! 5

„Laß nur den Narren, Gaspard!" rief die Herrin. „Was treibst du hier?"

„Das Lauschen ist ein undankbar Geschäft!" sagte er.

„Und hast es doch getrieben?"

„Für Euch nur, edle Herrin!" 10

„Warum siehst du vor dich auf die Dielen?" frug sie wieder.

„Auch für Euch, edle Herrin!" sprach er. „Ich sah dort guten Rat; aber ich seh' itzt, es lohnt nicht mehr, ihn aufzuheben." 15

Sie lachte: „Hab' Dank; ich habe ihn selber schon gefunden! Das aber ziemt dir nicht, daß du die Schauenburgerin den Hühnern beizählst; dank' es meinem Glück, daß ich dir die Strafe schenke!"

Gaspard zog Nase und Mund herunter, als müsse er 20 eine neue Weisheit niederschlucken; dann sprang er mit rascher Bewegung in die Höhe, um seiner Herrin das Gewand zu küssen.

* * *

Als die Hochzeit auf dem Hof der Braut gehalten war, zog Klaus Lembeck nach der Insel zu seinem Burgbau; 25 der Baumeister hatte ihn gerufen, denn zwischen den Werkleuten, da die dortigen Männer meist auf Seefahrt waren, befand sich viel fremdes und wüstes Volk, so daß des mächtigen Bauherrn eigene Person vonnöten war; auch stand das Werk so weit gediehen, als dieser den Plan 30 genehmigt hatte. Die jungen Ehesponsen aber zogen in der Frühe eines heiteren Aprilmorgens mit einem Gefolge von Dienern, Amtleuten und Frauen zu Wagen und zu Rosse nordwärts hinauf durch Schleswig nach dem Schlosse Dorning. Sie saßen nicht in weichen Kissen: 35 nebeneinander, aber jeder auf eigenem Rosse — Frau

Wulfhild auf ihrem lichten Schimmel, auf seinem schwarzen Hengste Rolf — waren sie an der Spitze des Zuges geritten; doch oftmals drängten die Tiere sich zusammen; dann warf das Weib sich mit der Brust zu ihm hinüber, 5 daß Rolf nur kaum den Hengst bezwingen konnte.

Der Tag war heiß geworden, und es war schon Nachmittag, als sie den Weg zur Burg hinauf zogen. Als sie oben durch den ersten Mauerring geritten waren und die Hufen ihrer Pferde auf die Zugbrücke schlugen, die über 10 den tiefen Zwinger herabgelassen worden, sah Frau Wulfhild unter sich hinab auf das Heer von spitzen Pfählen, womit der Graben angefüllt war: im selben Augenblick drang von drunten hinter einer Pforte ein wild Geheul herauf. „Was ist das?" frug sie den jungen Ehegemahl.

15 „Da drunten, Wulfhild? Das sind meines Vaters liebste Hunde; er läßt sie nachts im Graben laufen, sobald die Brücke aufgezogen ist. Wir wollen sie töten lassen; denn es sind grimme Wölfe, und statt der Spitzpfähle ein Würzgärtlein mit Blumen pflanzen!"

20 „So?" sprach sie sinnend. „Nein, nein, laß mir die Wölfe! Ihr habt einen weisen Vater, Rolf!"

„Nach Eurem Willen, hohe Herrin!" rief der Ritter fröhlich.

Aber vor ihnen vom Pfortenturm blies itzt der Wächter 25 immer mächtiger, und drunten aus der weit offenen Torfahrt drang Getöse und Waffenschall; da spornten sie ihre Rosse und sprengten ihrem Geleite voran hinein. In der Mitte des Hofes, um die schon grünende gewaltige Linde, standen Burgleute und Gesinde und begrüßten sie mit 30 lautem Zuruf: „Heil Ritter Lembeck, unserem Herrn! Heil seiner schönen Fraue, Heil!" Sie zügelten ihre Rosse, und Wulfhilds Auge flog wie herrschend über die dichte Schar; als aber die Leute jetzt zurücktraten, wurde ein Brunnen bloß, in dessen steinernem Überbau der Eimer 35 hing. „Ha, Wasser!" rief sie. „Wer reicht mir zum Willkomm einen Trunk dort aus der Tiefe?"

Da stürzten Männer und Weiber an den Brunnen, und sie hätten den Eimer abgerissen; aber er hing zum

Glück in Ketten und fuhr rasselnd in die Tiefe. Bald trat der Burgwart mit einem Glaspokale aus dem Schloßtor, und nachdem er mit dem klaren Quell gefüllt war, bot der Alte ihn der Herrin dar.

Sie hob ihn auf, daß die Sonnenstrahlen hindurchblitzten; dann trank sie und rief: „Das Wasser ist gut hier auf der Burghöh'; aber, ihr Leute, Frau Wulfhild wird auch sorgen, daß es an Met und Fleisch nicht fehle!" 5

Da erhub sich neuer Zuruf, und dazwischen scholl von draußen das dumpfe Geheul der Wölfe. Rolf Lembeck aber flüsterte zu seinem Weibe: „Du wirst gefährlich, Wulfhild; du willst alles, mich und meine Leute!" 10

Sie lächelte nur; doch als sie drinnen im Gemach den schönen Mann allein hatte, umschlang sie ihn mit ihren festen Armen: „Dich will ich, dich, Rolf! Was kümmert mich das andere!" 15

Der junge Eheherr sah ihr in die zärtlichen Augen, als ob er Rätsel lösen solle.

Im Hofe draußen war es allmählich leer geworden; nur Gaspard der Rabe, den die Herrin nicht zurückgelassen hatte, saß noch unter der Linde auf der Steinbank, die um ihren Stamm herum lief. Sinnend saß er; er kannte seine Herrin: es war vom Blut des großen Gerhard[1] in ihr; die Kunkel[2] war ihr nicht genug. Mitunter fuhr ein dünnes Lachen durch seine schmalen Lippen; dann, wie mißbilligend, schüttelte er den Kopf: „Hüt' dich, Frau Wulfhild!" — leis, doch in scharfen Akzenten rief er es gegen das Burgtor hin — „der Vogel ist noch nicht dein eigen!" 20 25

* * *

Der Rabe hatte gekrächzt; ein Hauch des noch verborgenen Wetters mochte ihn gestreift haben; woher es kommen sollte, wußte er nicht. Ich aber will es jetzt erzählen. 30

Eine Meile von Dorning gegen Osten, hinter dem

[1] Graf Gerhard von Holstein, der Größte aus dem Geschlechte der Schauenburger, der die Dänen aus Schleswig und Südjütland verdrängte. — [2] Spinnrocken.

Dorfe Hammelef, lag das später im sechzehnten Jahrhundert abgebrochene Schloß Haderslevhuus; man nannte es auch eine Bergfeste, denn wie jenes lag es in diesem höhenarmen Lande auf einem Hügel von wenig über achtzig Schuh. Alter Buchenwald bedeckte diesen und begrub fast das Schloß in seinen Wipfeln; aber auch nach Osten breitete er sich aus, doch so, daß dort ein schmaler Sandweg dicht an der jäh abfallenden Hügelwand vorüberführte und den Hinaufblickenden den oberen Teil des stumpfen Schloßturms sehen ließ. Wer etwas weiter ging, gelangte an eine von den ältesten Bäumen überwölbte Auffahrt, die in Windungen zum Schloß emporführte; wer nicht dahin gehörte oder dort nichts zu schaffen hatte, den brachte der Weg, um tausend Schritte weiter, in die Stadt hinab. — Vor Beginn jenes Sandweges aber führte ein anderer, breiterer Weg zu Westen in weitem Bogen um den Schloßhügel und durch die freie Landschaft nach demselben Ziele. Dies war der gewöhnliche Stadtweg; denn in dem anderen war vor Jahren ein Bauersch vom Wolf zerrissen worden, und die Leute gingen dort nicht gern.

Die feste Burg, von deren Ursprung schon derzeit keine Kunde gewesen zu sein scheint, war mit den Wäldern und sonstigem Landbezirk seit Jahren im Pfandbesitz des Dänenkönigs Waldemar Atterdag, wenngleich sie zu dem Leibgeding der Witwe des Herzogs Erich[1] gehörte. Ein schleswigscher Ritter, Hans Ravenstrupp, saß als Schloßhauptmann des Königs dort, ein Mann von gewaltigem Körperbau. Halbwüchsig war er einst ein wilder Gesell gewesen und von rascher Faust; er hatte den eigenen Bruder einmal fast im jähen Zorn erschlagen. Doch je mehr seine mächtige Gestalt sich auswuchs, je mehr er gefürchtet, ja als überlegener Streitentscheider aufgerufen wurde, um so milder wurden seine Sitten; dazu half ihm auch sein froh und gut Gemüt, das ihm der Herr mit auf die Welt gegeben hatte. So war er ein glücklicher und fester

[1] Herzog Erich von Schleswig, der mit Hinterlassung eines unmündigen Knaben Waldemar starb. Seine Gattin war eine Schauenburgerin.

Mann geworden. In einigen Händeln seines Königs hatte er grimmig und mit Glück gefochten; kam er dann heim mit seinen Burgleuten, so standen vor der offenen Torfahrt sein zartes, dunkles Eheweib, drei Söhne und zwei Töchter, alle voll Kraft und Wohlgestalt, und schwenkten grüne Buchenzweige in den Händen; dann sprang er von seinem Streithengst, und sie gingen über den Hof in das große Tor der unteren Halle, das erst vor wenigen Jahrzehnten von der Herzogin hier gebrochen war; und Glück und Frieden gingen mit. Zogen an Sommerabenden dann Wanderer oder Reiter unten durch den Sandweg, so hörten sie manches Mal ein Lachen oder Rufen von frohen Kinderstimmen über sich; dazu wohl eine tiefe Männerstimme, die beruhigend dazwischen sprach. Die gehörte dem Ritter Hans Ravenstrupp, der hier seine Abendmuße mit Frau und Kindern teilte; denn der Burggarten, den ausnahmsweise dieser fürstliche Bau besaß, lag dort hinter starken Mauerzinnen. Die Hügelwand freilich fiel hier steil und kahl hinab; aber hart daran war eine italische Pappel, derzeit eine Seltenheit hierzulande, so hoch hinaufgewachsen, daß sie die Mauer wohl um zwanzig Schuh noch überragte. An einem ihrer oberen Zweiglein flatterte jetzt an leichtem Faden ein Kunstschmetterling aus bunten Hahnenfedern, den die ältere Schwester Heilwig angefertigt und den der Vater dort befestigt hatte. Der älteste Knabe stand hinter den Würzebeeten an dem Taxusbusche, seine gespannte Armbrust in der Lage; die Jüngste, die kleine süße Dagmar, hatte die Mutter auf den Arm genommen, damit sie alles sehen könne. Nun kam aufs neu' ein Lufthauch, der den Sommervogel flattern machte. „Schieß!“ rief der Vater, und der Bolzen flog von des Knaben Armbrust; eine Feder stob aus dem Schmetterling und wurde von dem Winde hoch in die Luft getragen. Da klatschten alle in die Hände, der Vater und die Mutter auch, und die süße Dagmar schlug ihr Kinderlachen auf und ließ nicht ab, sich ihre Händchen rot zu patschen.

* * *

— Es wurde alles anders. — Einige Jahre später, es war an einem Nachmittage des Septembers 1349, da der Ritter mit seinem Schreiber an der Arbeit saß, kamen die damals elfjährige Dagmar und der um ein Jahr ältere
5 Bruder Axel mit erschreckten Gesichtern zu ihm hineingestürzt. Etwas unwillig blickte er auf: „Was ist? Was habt ihr, Kinder?"

Sie waren fast außer Atem; aber Dagmar, das schmächtige Ding, war, wie um Furchtbares zu erzählen,
10 mit erhobenen Armen vor ihn hingetreten.

„Nacht!" rief sie. „Es wird Nacht, Vater!" und aus dem schmalen Gesichtlein sahen die schwarzen Augen zu ihm auf.

Der Ritter blickte um sich: sie hatte recht, die Sonne
15 war erloschen; die Wände des Gemaches standen öd und lichtlos.

„Ja, Herr", sagte der Schreiber; „es fällt wie Asche auf die Schrift."

„Nein, Ringang, nicht wie Asche!" rief der Knabe;
20 „ich sah es: im Norden, weit hinaus, stieg schwarzer Nebel aus der Erde und schwimmt wie eine Wolke auf uns zu; seht nur, es wird ganz finster hier! Kommt, kommt mit hinaus!"

Die Kinder faßten beide die Hand des Vaters; und er
25 ließ sich von ihnen aus dem Gemach und nach dem stumpfen Turm hinaufziehen; auch die Mutter mit der älteren Tochter und die beiden älteren Söhne stießen auf dem Wege aus Hallen und Gemächern zu ihnen. Als sie die Platte des Turms erstiegen hatten, stand schon ein Teil
30 des Gesindes dort und wich ehrerbietig an die Seite; alle schwiegen, nur die alte Schaffnerin flüsterte mit ihrer heiseren Stimme zu dem einen oder anderen: „Die Zeichen des Herrn erfüllen sich! Wißt Ihr noch, da um das Julfest dreizehn Kühe jählings wild geworden! Und da
35 wir nach dem Backen das erste Gerstenbrot anschnitten, schnitten wir nicht in schwarzes Blut? Des Herrn Gericht! O alle Heiligen, seid unsere Helfer!" — Aber niemand antwortete ihr.

Die Schloßfrau hatte die Hand ihres Mannes ergriffen, und bald lagen alle Kinderhände in der seinen; denn schon hatte das schwarze, von Norden kommende Dunstgespenst sich über sie gebreitet und sank in furchtbarem Schweigen auf die Erde.

„Kommt!“ sprach der Ritter leise, indem er mit den Seinen zuerst die Treppenstufen hinabstieg. Und alle folgten ihm nach unten zu der kleinen Burgkapelle, deren Torklinke nur noch mit tappender Hand zu finden war. Drinnen aber zogen schwarze Nebelflocken unter der gewölbten Decke und verbargen das Antlitz des Kruzifixus über dem Hauptaltar; und von dem Bilde der Mutter Gottes scholl die zerrissene Stimme der alten Schaffnerin: „O heilige Jungfrau, deine Augen! Wo sind deine Augen?“ Alle lagen auf ihren Knieen in den Stühlen und beteten stumm und schrieen mit gerungenen Händen zu Gott und allen seinen Helfern.

Sie hätten es sich sparen können; denn der schwarze Tod war gekommen, der die Welt leer fraß und gegen den nichts half als sterben.

In selbiger Nacht noch blies er den jüngsten Knaben an, und sein Eingeweide brannte, seine Lippen wurden wie Ruß, und am dritten Tage war statt des schönen Knaben ein schreckhafter blauschwarzer Leichnam auf dem in Todesqual zerwühlten Bette; dann griff er nach der schönen, ältesten Tochter; dann nach den beiden anderen Söhnen; und sie starben alle, alle. Hallen und Gemächer dufteten Tag für Tag nach frischem Gras und Thymian, das gegen die böse Pestluft überall gestreut wurde; aber die Mutter Erde und ihre Kräuter hatten keine Heilkraft mehr; es war, als ob selbst Gott der Herr die Macht verloren habe auf seiner Erde.

Ein paar Monde schien dann das Sterben im Schlosse aufzuhalten; da eines Tages trat die Schloßfrau zu ihrem Eheherrn in sein Gemach, gekrümmten Leibes, mit entstelltem Antlitz. „Benedikte!“ schrie er.

„Ja, Hans, ich muß nun auch von dir!“

„Du nicht! Du nicht, Benedikte!“ und er streckte seine

Arme nach ihr aus. „Herr Gott, wo bist du? Herr, schütze deine Menschen!“

Aber bevor er sie berührete, war sie mit ihrer letzten Kraft entflohen. „Ade, du mein Herzenstrauter! O süße
5 Dagmar!“ So rief sie noch zurück.

Er hatte ihr folgen wollen, aber ein bewußtloser Schrecken hatte ihn festgehalten; dann ging er taumelnd nach ihrem Ehegemach; aber es war leer, und seiner Sinne unmächtig, sank er auf das große Bett.

10 Die Schaffnerin, die noch lebte, fand ihn am anderen Tage; aber sie erkannte, daß das große Sterben ihn nicht ergriffen habe.

Während sie ihn pflegte, war sein Weib verschwunden, und Dagmar, um die sich niemand kümmerte, das blau-
15 schwarze Haar wirr um ihr blaß Gesichtchen, lief, nach der Mutter weinend, durch Hall und Gänge. Da wollte eine der Dirnen ein Gewandstück aus einer entlegenen Kammer holen; aber schreiend stürzte sie zurück, denn auf einem alten, dort stehenden Bette lag ein schwarzer Leich-
20 nam, dem die Abendsonne das Gesicht beschien. Da die anderen Dirnen hinzukamen, sahen sie, es sei die Schloßfrau, die einsam hier gestorben war.

Als der Ritter aus seinem Wirrsal aufwachte, war sein Weib nicht mehr im Hause. Die Kinder lagen drunten
25 auf dem nahen Kirchhof; der aber hatte lang schon keine Erde mehr für neue Tote; seitwärts vom Walde war eine Niederung, dort hatte man mit Pfählen ein Viereck ausgeschlagen, wohin nun alle gebracht wurden, die der Tod erschlug. Draußen auf dem „Pestacker“ war auch des
30 Ritters Weib vergraben worden; so erzählete man ihm jetzt.

Er erwiderte kein Wort auf diese Kunde; aber er erhob sich bald von seiner Bettstatt. Den Gürtel lose um den grauen Leibrock geschlungen, die Otterkappe in die Augen gedrückt, schritt er langsam durch alle Hallen und sich kreu-
35 zenden Gänge des ganzen Baues, treppauf und -ab; mitunter riß er eine Tür in ihren schweren Angeln auf, er stand wie hintersinnig[1] auf der Schwelle und blickte in

[1] Blöde.

das düstere Gemach; aber die Zellen waren alle leer und totenstill; wo die Älteste geschlafen hatte, lag in der Fensterbrüstung noch das verhungerte Rotkehlchen, das der kleine Axel ihr einst gefangen und jubelnd heimgebracht hatte; niemand hatte die Zellen öffnen dürfen, seitdem die jugendlichen Gestalten als furchtbare Leichen dort herausgehoben waren.

Das Leben und die Arbeit lag danieder, alle Ordnung und Geschäft war aufgelöst; aber jeden Tag, morgens und wenn die Sonne niedersank, machte der Ritter seine düsteren Gänge durch die Burg; er rechnete nicht mit sich, weshalb; es war auch Sonstiges nicht für ihn zu tun. Ein paarmal war Dagmar ihm leise nachgeschritten, aber er sah nicht rückwärts; auch als sie in Angst und Sehnsucht stärker auftrat, schlossen nur seine Hände auf dem Rücken sich fester ineinander, und ohne sonstige Bewegung schritt er weiter. Da blieb sie stehen, legte die Finger auf ihre zitternden Lippen und verschluckte ein paar Tränen, die ihr aus den Augen fielen; dann kehrte sie um und suchte bei der alten Schaffnerin ihren stillen Unterschlupf.

Nur einmal, da bei seinem Vorübergehen das blasse Gesichtlein ihn so stumm und flehend angesehen hatte, ging er auf seinem Totengang nicht weiter. Er gedachte plötzlich einer Base seines toten Weibes, die einst in ihrer Jugend am Thüringer Hofe auf kurze Zeit zu den gelehrten Frauen gezählt worden sei; denn sie verstand zu lesen und zu schreiben, hatte sogar den Virgilium[1] studiert; auch Paramentenstickerei[2] und derlei Künste hatte sie verstanden. Sie war nun alt und lebte in einer kleinen Stadt von einem Rentlein, welches ihr die Sippe gab.

Der Ritter ging in sein Gemach; er setzte sich an seinen Schreibtisch und lud die Base ein, zu Zucht und Lehre Dagmars in sein Haus zu kommen. Und nicht lange, so war sie mit ihrem kleinen Hausrat eingerückt; darunter fanden sich ein Päckchen Pergamentrollen und beschriebener Blätter, eine sauber geschnitzte Mutter Gottes und

[1] Der Dichter der „Äneis" wurde im Mittelalter als der größte Vertreter der alten Dichtung verehrt. — [2] Kunststickerei für kirchlichen Gebrauch.

eine kleine Anzahl von Glasscheiben, für welche man auf ihr Verlangen das sonst nur mit dünnen Därmen bespannte Fenster ihrer Kammer zurichtete.

Seitdem lebte und schlief Dagmar mit der Base. „Wir wollen es gut mitsammen haben, Kind!“ sagte die Alte, da sie zum ersten Male sich neben dem Mädchen in ihren breiten Sessel setzte.

Und Dagmar ergriff ihre beiden alten Hände.

„Aber du zitterst, Kind!“ rief die Base.

„Ja, Bas', ich war hier so allein!“

Und die alten guten Augen sahen zärtlich auf das blasse Ding; aber Dagmar zitterte noch immer, sie war der Liebkosungen zu lang nicht mehr gewohnt. Allmählich, erst nach Monden, brach wieder ein zartes Rot durch ihre Wangen, und der süße Augenschein war wiederum darüber; und wenn noch so alt, sie hatte itzt doch eine, zu der sie gehörte, die keine andere in ihren Arm nahm als nur sie.

Der Ritter aber war am Ende ein finsterer Mann geworden; die Lust und Güte seines Herzens war bei den Toten; gegen die Lebenden war seine Hand von Eisen.

So ging die Zeit um ein paar Jahre weiter. Der König hatte harte Abgaben auferlegt, die härteste war der Viehzehente, und für falsche Angabe des Viehbestandes waren schwere Bußen ausgeschrieben. Der Schloßhauptmann saß den Vögten auf dem Nacken, daß alles pünktlich eingetrieben werde: „der König will es“, war seine einzige Antwort, wenn sie dagegen über des Volkes Unmacht klagten. Warfen dann die Armen sich ihm selber in den Weg, so wandte er schweigend ihnen den Rücken und schritt davon, bis der Schrei des Elends hinter ihm verhallt war.

Da eines Herbsttages, als schon der Duft des gefallenen Laubes durch das offene Tor der unteren großen Halle wehte, war ein Weib hier eingedrungen, als eben der Ritter in das Freie treten wollte. Sie war eine Witwe, tief verschuldet, und um Verschweigung zweier Rinder

schwer gebüßt[1] worden. Da sie unversehens ihm in den Weg trat, herrschte er sie an: „Was willst du? Geh mir aus dem Wege!“

Das Weib erschrak; sie vermochte nicht zu antworten, aber ihre Augenlider öffneten sich weit, als gebe sie dem zornigen Blick des Mannes ihre Seele preis. „Erbarmen!“ lispelte sie kaum hörbar und warf sich auf die Fliesen nieder.

Der Ritter wollte an ihr vorüberschreiten, aber der Aufschrei einer Kinderstimme machte ihn stille stehen. Als er sich umblickte, sah er sein Kind; sie stand mit einem Fuß noch auf der letzten Stufe der aus dem Treppenturm herabführenden Stiege; die schmalen Händchen, die unter dem schwarzen Ärmelsaum des weißen Kleides hervorsahen, hingen schlaff herab; ihre dunklen Augen blickten erschreckt zu ihm hinüber.

„Du bist es, Dagmar?“ sprach er; er hatte vielleicht in Jahresfrist kein Wort an sie verloren. Sie aber, da sie seine Stimme hörte, war an seinen Hals geflogen und drückte weinend den Kopf an seine Brust.

Der starke Mann bebte und frug mild: „Was willst du denn, mein Kind?“

Da sprach auch sie, doch ohne aufzusehen: „Erbarmen, Vater!“

Er aber hob die Faust gen Himmel und rief: „Fand ich Erbarmen? — Die Hände hab' ich im Gebet zerrungen! Gott schwieg, und so tu' ich's auch.“

Da hob das kleine, dunkle Haupt sich zu ihm auf, und aus den Kinderaugen drang so gramvoll süße Bitte, daß er verstummte und den zarten Leib, als müsse er ihn zermalmen, mit beiden Armen an sich preßte: „Mein Kind! . . . Du lebst! . . . Du lebst!“ und seine Augen tranken den Jugendglanz der ihren. „O, doch ein Glück auf Erden — Gott sei mir gnädig!“

Das arme Weib lag noch auf ihren Knieen und hatte wortlos diesem Vorgang zugeschaut; jetzt streckte eine Hand sich gegen sie: „Bist du noch hier, Weib?“

[1] Bestraft.

„Ja, Herr!“ und ihre Stimme bebte in Erwartung.

„So gehe heim! Die Buße, ich zahle sie für dich!“ — Und noch einmal, da sie schon hinausgeschritten war, rief er sie an: „Was ist dein Name, Weib?“ und als sie es
5 ihm gesagt hatte, sprach er: „So gehe heim, Trin Harders, und herze deine Kinder! Du sahest, unser Gott hat auch mit seinem armen Knechte wiederum Erbarmen.“

Dann hob er sein Töchterchen auf seine Arme und trug sie in sein Gemach. „Dagmar, mein Kind“, sprach er,
10 indem er sie sanft zu Boden ließ, „es ist so hell hier heute, und scheint doch keine Sonne von dem grauen Himmel!“

— — So war nun Dagmar zwischen dem schweigsamen Vater und ihrer fast siebzigjährigen Base und sah nimmer ihresgleichen. Ihre Welt war die düstere Burg
15 und, wenn Frühling und Sommer kamen, der Garten, der dahinter lag, wo außer ihr dann nichts war als das Summen der Bienen und Hummeln und drüben jenseit des tiefen Sandweges das Rufen der Drosseln aus dem Walde. Der Ritter hatte seit seines Weibes Tod ihn
20 nimmer wieder betreten; denn seitwärts, vorbei an den Wipfeln des Waldes, schimmerte der graue Fleck des Pestackers. Dagmars Augen aber sahen gern dort hinüber, oder sie saß auf einer Bank, neben der die hohe Pappel ragte, und unter dem Summen und dem Gesang der
25 Vögel sah sie wie einst den Bruder nach dem Sommervogel schießen.

Meist saß sie freilich droben bei der Base in dem Gemache mit den Butzenscheiben; sie nähte und stickte; auch lernte sie lateinische Vokabeln oder schrieb mit der Feder
30 nach, was ihr die Base vorgeschrieben hatte. Dazwischen kam wohl einmal der Vater, strich sanft über ihr dunkles Haar und ging dann schweigend wieder fort. Als er ihr dabei eines Tages einen Silberreif ums Haupt gelegt hatte, trug sie ihn ferner an jedem Tag.

35 Später holte die alte Dame auch ihre Schriftrollen aus der Truhe; und eines Abends, eigener Jugendstunden denkend, griff sie nach Hartmanns von Aue „Armem Heinrich“ und begann zu lesen, indessen Dagmar mit offe-

nem Munde ihr zu Füßen saß. Wie kristallene Tröpflein fielen die lichten Worte zu ihr nieder: Der junge, unheilbar sieche Burgherr im Schwabenland hatte auf seinem Vorwerk bei dem Meier sich verborgen; die Menschen sollten nicht sein Elend schauen, aber mit seinen noch immer schönen Augen streifte er einmal traurig seines Wirtes junge Tochter. Da ließ das Herzeleid um ihren Herrn sie nimmer schlafen; und als an einem Tage ein weiser Meister zu dem Herrn sprach: „Ich will Euch heilen; aber schaffet eine Jungfrau, die um Euch den Tod erkieset und aus der Brust sich das lebendige Herz will schneiden lassen!" da, während der Herr und ihre Eltern sich entsetzten, rief das Kind: „Die Jungfrau bin ich! Nehmt nur das Messer, daß mein Herr genese!"

Ein schwerer Seufzer rang sich aus Dagmars Brust; sie griff nach ihrer Base Hand, als müsse sie den Strom der Dichtung hemmen. Dann aber brach ein so erhaben Leuchten aus des Kindes Augen, daß die Base die Schriftrolle hinwarf und sie mit Hast in ihre Arme zog: „Kind, Kind! Ich glaub' fürwahr, du wärst zu solchem auch imstande!"

„Ja, Bas'! — War das die Minne?"

„O Kind, Gott behüt' dich vor der Minne!" Und die Base packte erschreckt das Schriftwerk an die Seite.

— So war Dagmar fast sechzehn Jahr geworden, und noch immer war sie zarteren Leibes, als sonst die Menschen sind. Da sie eines Tages eine Handvoll weißer Anemonen dem Vater in einen Krug ordnete, sah er ihr zu wie einem Wunder: „Du bist wie deine Mutter", sprach er dann; „mein Vater, als ich zuerst die Braut ihm zuführte, weigerte mir lächelnd seinen Segen; die sei der Elbinnen eine und würd' nicht bei mir bleiben!" Und als er das gesagt hatte, riß er heftig das Kind an seine Brust.

Einer, der sie noch selber sah, soll einst geäußert haben, ihr Körper sei gewesen, als habe ihre anima candida[1] ihn selber sich geschaffen.

* * *

[1] Reine Seele.

Flitterwochen, in denen die Jungfrau sanft zum Weibe reift, hatte es auf Dorning nicht gegeben; die gehörten dem Toten, der mit zerhauenem Schädel in der Grube lag. Statt dessen war die Leidenschaft des Weibes; doch nur in den Stunden der Minne war Frau Wulfhild ihrem Manne untertan; zu anderer Zeit war ihr eigener Wille schwer zu beugen. Wie kampfgerüstet ging sie schon in der ersten Woche zwischen Gewappneten über alle Teile der Feste; dann schritt sie zu ihrem Eheherrn: „Traust du dem Atterdag? Ich nicht!“ und verlangte hier ein Tor oder Fallgitter, dort einen weiteren Graben.

In manchem tat er ihr den Willen, in anderem blieb er hart und sprach dagegen: „Meinem Vater ist's so recht gewesen! Nimm deine Kunkel und sorg' für Kinderhemde!“ Dann ward sie zornig, und es gab üble Worte; kam es, daß es auch ihm wie Funken aus den Augen sprühte, dann konnte sie sich jäh in seine Arme werfen: „Halt, Rolf! Du bist zu schön! Da hast du mich; ich will nichts mehr!“

Dann ward wohl Friede; aber dem Ritter wurde nicht warm in seiner Ehe; es schien, als sei die Freude ihm verlorengegangen.

— — Es war zu Nachmittage im Anfang Juni, und die Luft war lieblich; stundenlang waren Frau Wulfhild und ihr Ehgemahl durch ihr Gebiet geritten; aber für ihn war es kein leichter Ritt, denn ihre raschen Augen flogen weit umher, und unter ihrer gewölbten Stirn arbeitete es dabei von neuen Plänen: wo Wald war, wollte sie Ackerfeld, und wo das Feld zu dürre schien, da wollte sie Kiefern- oder Tannenwälder. „Wir müssen Schatten säen!“ rief sie, da sie eben in einen Waldbezirk hineinritten; „fühl' nur, wie wohl das tut!“ Der Pfad war so schmal, daß die Pferde nur einzeln schreiten konnten; sie ritt voran, der Schreiber Gaspard, den sie als Berater mitgenommen hatten, war der letzte. Das Klopfen der Spechte oder unsichtbar über ihnen der Schrei eines Raubvogels war außer dem Tritt der eigenen Rosse alles, was sie hörten; und über Mann und Weib kamen

die Gedanken, die nicht laut werden; aber ihre Wege gingen nicht zusammen.

Der Wald hörte auf, und sie ritten aus dem beklommenen Bodendunst wieder in das Freie. Am Westhimmel war schon ein sanftes Rot erglommen; das Geißblatt, das voll Blüten an den Wällen hing, erfüllte die Luft mit Wohlgeruch, daß sie wie in ein wollüstig Meer von Duft hineinzogen. Rolf blickte nach seinem Weibe, das jetzt ein Stück zurückgeblieben war; dann wandte er wiederum den Kopf und sah ins Abendrot; da sprengte sie plötzlich an seine Seite und drängte ihren Schimmel hart an seinen Hengst; als aber Rolf die Schwere ihres Hauptes an seiner Brust fühlte, fuhr ein Sporenstich dem Hengste in die Weichen, daß er mit einem Satz zur Seite sprang. „Verzeih, Wulfhild!“ rief der junge Reiter, indem er das Tier zusammendrückte, „der Hengst ist Menschenminne nicht gewohnt!“ Das Weib ritt wieder zu ihm und faßte mit ihrem kräftigen Arm um seine Hüfte, mit ihren funkelnden Augen nach den seinen suchend; vor ihm aber stieg die zierliche Gestalt eines böhmischen Schätzchens auf, deren Lippen er einst gestreift und das er kaum vergessen hatte, und grollend sprach er zu sich selber: „Die du freitest, ist kein Weib zum Minnen; und wenn nicht dazu, wozu denn anders?“

Hinter ihnen ritt schweigend Gaspard der Rabe; er sah mit seiner Schnabelnase schief zur Erden und spielte mit der Kugel seiner Mütze, als ob er an einer Schellenkappe läutete.

Die Pferde gingen jetzt ruhig, und wieder nordwärts lag ein Wald vor ihnen. Das Dunkel kam nicht nur von seinen Schatten; die Dämmerung war stark herabgesunken, und im Osten begann der Mond den letzten Tagschein zu besiegen. Da fuhr es vor ihnen von einer schwarzen Tanne mit einem Satz zu Boden, daß Rolf Lembeck sich jäh aus seinen Träumen aufhob. „Hallo! Was war das, Gaspard?“ rief er und riß seine zierliche Armbrust von dem Rücken.

„Eine Wildkatz', Herr! Seht nur, am Stamme sitzt

sie noch, der Breitschwanz, und faucht Euch mit ihren spitzen Zähnen an!"

„Ein edel und ein übel Wild!" sprach der Ritter leis und sprang von seinem Hengste. „Nimm ihn am Zügel, 5 Gaspard!"

Frau Wulfhild griff nach seiner Hand: „Laß doch die Katze! Daheim ist besserer Zeitvertreib!"

Es trieb ihn dennoch fort: „Reitet nur heim!" rief er; „ich komme früh genug!" Damit entriß er seine Hand 10 der ihren.

Als aber die Dame, rot vor Zorn, den Weg nach Dorning eingeschlagen hatte, sprengte Gaspard mit den beiden Rossen ihr zur Seite: „Ereifert Euch nicht, edle Herrin! Die Wildkatz' ist nächtens nicht zu jagen; lasset den 15 Ritter daheim ein edler Wild im Lager finden!"

— — Sie ritten fort. Rolf Lembeck aber drang in den dunklen Wald, aus den Tannen kam er in den Buchenforst; er stand an jedem starken Baum und lugte nach allen Ästen, ob nicht die Lichter des Raubtieres irgendwo 20 herunterfunkelten, aber über ihm war so schwere Waldnacht, daß nur wie Tropfen das Mondlicht hier und da hindurchfiel; zu hören war nichts als nur das Knicken des Unterholzes, das er durchschritt, auch wohl das Zirpen einer Eulenbrut. Er blieb stehen und warf die Armbrust 25 wieder auf den Rücken: „Du warst ein Narr; hier ist kein Jagen in der Finsternis!" Seine Gedanken flogen heim zu seinem Weibe; doch er schüttelte den Kopf: „Nein, nein, Frau Wulfhild" — er sprach es laut in die einsame Nacht hinaus — „eine Schlachtjungfrau wärst du wohl 30 eher; und hat auch schon ein wundgehauener toter Mann an deinem Leib gehangen!"

Fast erschrak er über die eigenen Worte, die die Stille um ihn her durchbrachen; aber er kehrte nicht um, er schritt weiter auf seinem nächtlichen Irregang. Da, von 35 unweit vor ihm, drang es an sein Ohr, so süß, als wollt' es alle Sehnsucht wecken, die in ihm schlief. „O Nachtigall, selige Singerin!" rief er, seine Arme in das Dunkel streckend.

Schon flog der Mai
Vorbei, vorbei
Und brachte nicht, was minnewert!
Willst du sie künden,
Soll ich sie finden, 5
Die Fraue, die mein Herz begehrt?

Bald stand er, bald ging er vorsichtig weiter, und immer nur dem Schalle nach. „Was hätt' ich bessere Führerin!“ sprach er zu sich selber.

Der Wald ging zu Ende, und durch die Stämme sah 10 er auf einen Sandweg, auf den der Mond seinen Schein herabwarf. Jenseit, in gleicher Helle, stieg eine jähe Hügelwand empor, und eine Zinnenmauer streckte sich auf ihr entlang. Rolf Lembeck betrachtete das genau; als aber seine Augen hinter Baumwipfeln den Oberteil eines 15 runden Turmes gewahrten, da wußte er, das sei die Gartenseite von Haderslevhuus, auf dem der Schloßhauptmann des Königs sitze.

Der Ritter schaute starr hinauf, als müsse er ein Wunder hier erwarten; aber nur der Nachthauch rührte dann 20 und wann das Laub der Bäume, und in kurzen Pausen schlug am Waldesrand die Nachtigall. Doch wie ein jäher Schreck durchfuhr es ihn: dort oben zwischen den Zinnen lehnte jetzt ein Weib; nein, nicht ein Weib; ein Kind — er wußte nicht, ob eines, ob das andere. Den Arm mit 25 einem weißen Mäntelchen verhüllt, neigte sie sich tief hinab; denn der Kehle der Nachtbeleberin entquollen jetzt jene langgehaltenen Töne: sehnsüchtig, nicht endenwollend, wie ein heißer Liebeskuß.

Rolf Lembeck stand unten im Waldesschatten, unbe- 30 weglich, mit verhaltenem Atem. „O Stunde, bist du da!“ Seine Lippen flüsterten es nur; das sanfte Rauschen weiblicher Gewänder berührte von oben her sein Ohr; ein Atmen, mehr ein Seufzen kam herab; und nun hob sich ein Antlitz, schmal und blaß, und legte sich auf das 35 gestützte Händchen; das Mondlicht schimmerte auf einem Silberreife, der das dunkle Haar umfing.

Da befiel den Mann am Waldesrand die sehnende

Schwere[1], die allein nicht mehr zu tragen war; es drängte ihn hinaus ins Helle, und die Arme ihr entgegenstreckend, rief er: „O Schöne, Selige! Gott woll' ein süßes Leben so süßem Geschöpfe geben!“

5 Sie erschrak und bog sich von der Mauer weg; doch dann besann sie sich: die Worte waren ja aus Meister Gottfrieds Tristan, nur daß sie in Frankreichs Zunge dort geschrieben waren! Sie hatte sie eines Tags gelesen; aber die Base hatte ihr voll Angst das Buch entrissen; so etwas 10 sei noch nicht für ihre Jugend! Nun kam der Reiz, zu zeigen, was sie wisse: „Das ist kein Landfahrer, der ist nicht zu fürchten!“ sprach es in ihrem Inneren; und als sie wieder sich erhob, erblickte sie drunten den schönen Jungherrn in blitzendem Gewande und sah das Mondlicht 15 auf seinem goldenen Blondhaar spielen; denn er hatte sein Haupt entblößt und hielt die Kappe mit der Reiherfeder in einer seiner Hände, die er wie anbetend ihr entgegenstreckte. Da faßte sie Mut und rief ihm aus demselben Buche ihre Antwort: „Dé te bénie! Gott segne 20 dich! Et merci, gentil Sir!“ Aber ihre Stimme zitterte und wehte nur wie ein Hauch hernieder.

Gleichwohl, da er seine Kappe wie zum Gegendanke schwenkte, fügte sie zaghaft noch hinzu: „Seid Ihr ein Sänger, Herr?“

25 „Ein wenig, selig Fräulein!“ rief er ihr entgegen. Aber eine Antwort kam nicht mehr herab, denn zu den Füßen des Kindes regte es sich und hob sich auf; vergebens mühte sie sich, den Kopf der ungestümen Dogge niederzuhalten, die schlafend dort gelegen hatte. Zwar neigte Dagmar 30 sich und drückte den Mund an das rauhe Ohr des Tieres: „Still, Heudan, still! Darfst auch zur Nacht vor meiner Kammertür schlafen!“ Es wollte nicht verschlagen; die Dogge drängte die kleinen Hände fort, dann sprang sie mit den Vordertatzen auf die Mauer, und ein hallendes 35 Gebell scholl in den Weg hinunter.

Als der Hund sich wieder knurrend zu ihren Füßen

[1] Sehnsuchtsschmerz.

gestreckt hatte, wagte auch Dagmar hinabzuschauen; aber es war nichts da, als nur der lautlose Mondschein und in Pausen noch der Schlag der Nachtigall. — Trunken, als habe ein Zauber ihn berührt, schritt Rolf Lembeck indes am Waldesrande seinem Hause zu. 5

* * *

Es war auf Dorning schon nach Mitternacht. In der hochgelegenen, aber geräumigen Kemenate lagen die Seidendecken von Arras noch unaufgeschlagen auf dem Ehebette; unweit desselben aber auf einem Tischchen war ein lecker Mahl gerichtet; vor zwei Plätzen — nicht sich gegen- 10 über, sondern Seit' an Seite — stand je ein silberner Pokal; ein Kränzlein früher Rosen hing an jedem und erfüllte das Gemach mit Duft. Doch die Speisen waren kalt und unberührt, der eine der schmalen Sessel leer; auf dem anderen saß Frau Wulfhild wie ein steinern Bild, 15 den Kopf auf ihren vollen Arm gestützt. Sie wußte nicht, wie lange sie so gesessen hatte; so ruhig der Leib schien, die Ungeduld des Wartens zehrte in ihrem Inneren, und ihre Augen glühten dunkel über den heißen Wangen; wie sonder Gedanken hob sie eine Silberkanne und schenkte 20 roten Wein in die Pokale, und mit der anderen Hand sich müde in ihr Goldhaar greifend, nahm sie den ihren und rührte klirrend an den Rand des anderen. „Komm! Komm, Rolf! Verschmäh' nicht deine Rosen!" rief sie leise. 25

Sie war emporgesprungen, sie stieß ein Fenster auf und bog sich weit hinaus, in der hellen Nacht über die Wipfel der absteigenden Wälder schauend; aber kein Menschentritt, kein Wächterruf erscholl; nur der Nachthauch wehte ihr kühl entgegen und trug von unten aus dem 30 linken Flügel einen Schall vorüber: ein Waffenklirren, ein Stampfen wie mit vollen Krügen, dazwischen heisere Männerstimmen und dann und wann das Lachen eines Knaben. Ein sechzehnjähriger Junker, Gehrt Bookwald, war am Morgen angelangt, um bei dem kaiserlichen Ritter 35

„Reiterei und Gottesfurcht“ zu lernen; der Lärm kam unten aus der Gesindestube. Frau Wulfhild lauschte: „Die Knechte bringen ihm den Willkomm!“ sprach sie, und das blonde Antlitz des Knaben, der nun ihr Diener
5 war, zog an ihr vorüber. Es schien wüst herzugehen drunten, und eine Stimme klang ihr gleich der des ersten Eh'gemahles, wenn er unter Zechbrüdern in seiner Freude saß; sie schauderte, und das Knabenbild erlosch.

Allmählich ging der Tumult zu Ende; es wurde toten-
10 still, ein Kauz nur schrie von einem Turm herunter. Plötzlich warf sie jäh das Fenster zu und sah sich wild im Zimmer um: das Haupt des Toten, dem sie hatte sterben helfen, hatte aus der Nacht sie angestarrt. Doch es war nicht hereingekommen; die Kerzen brannten hell und ruhig.
15 Und wieder saß sie unbeweglich, und die Qual vergebenen Harrens war nicht mehr zu tragen. Da gedachte sie eines Wundergürtels, den eine uralte Muhme ihr zum ersten Ehefeste mitgegeben hatte. „Es ist derselbe“, hatte sie gesagt, „den einst der Ritter an Ginevra[1] gab; so du
20 ihn umlegst, kommt dir nimmer ein Leid!“ Aber die stolze Braut hatte derzeit Zaubermittel nicht vonnöten und warf den Gürtel achtlos von sich. Doch nun war andere Stunde; sie kniete bald vor dieser, bald vor jener Truhe und warf um des verschmähten Kleinods willen
25 ihre Kostbarkeiten durcheinander; da endlich hielt sie den goldgewebten Gürtel in der Hand, und dort saß der Rubin, vor dessen Schein alles Ungemach verschwinden sollte. Sie legte ihn über ihr weißes Nachtgewand, und er schmiegte sich leicht um ihre Hüften; aber vergebens sah
30 sie auf den milden Glanz des Steines: der mußte gegen andere Schmerzen sein.

Noch eine Weile trug sie es; dann, wie in Scham ob ihrer Schwäche, riß sie das Zauberstück vom Leibe und warf es von sich, daß der Stein heraussprang. Zornig
35 zog sie das Gewand von ihrem schönen Leibe und bestieg das Ehebett, aber auch die Seidendecke wollte ihr keine

[1] Ginevra ist die Gemahlin des keltischen Königs Artus, von dessen Tafelrunde das höfische Epos des Mittelalters zu singen wußte.

Ruhe bringen. „Komm nun! Du sollst! Du sollst!“ rief sie, als könne sie durch ihren Willen den Eh'gemahl in ihre Arme zwingen. Aber er kam nicht; und das Bild des schönen Mannes, der doch ihr eigen war, peinigte sie wie ein Gespenst; und die Kerzen, die noch auf der Tafel brannten, wurden ihr unheimlich, als sei es zum Begräbnis.

Zitternd stieg sie von ihrem Lager und löschte alle bis auf eine; dann nahm sie ein Stundenglas vom Kamingesimse und stellte es in den kargen Schein. „Nichts anderes will ich sehen!“ sprach sie zu sich selber; „nur wie das Leben rinnt!“ Und so lag sie gestützten Armes auf ihrem Kissen und blickte unablässig auf den rieselnden Sand; und war das letzte Korn hindurchgefallen, so stand sie langsam auf, das Glas zu wenden. Erst als im Dämmerscheine draußen der Wald erwachte und unter ihrem Fenster der Trupp der Arbeiter auf das Feld hinausging, war der schöne Leib in Schlaf versunken.

— Der Mann, um den sie solches litt, war längst auf einem Schleichweg in die Burg gekommen; keine Brücke hatte sich um ihn gehoben, kein Tor geöffnet; aber zu seinem Weibe zu gehen hatte er nicht vermocht. Im äußersten Winkel des einen Flügels war eine fast leere Kammer, die er als Haussohn einstmals innehatte; dort auf einem harten Faulbett lag er unausgekleidet, den blonden Kopf auf beiden Händen; das Baumrauschen vor seinem Fenster hatte ihn selig eingewiegt.

* * *

Die Zeit war fast um eine Tagfrist weiter gerückt; es war wieder Abend. Frau Wulfhild saß in ihrem Wohngemache, wo dunkelgemusterte Teppiche an den Wänden hingen; auch hier waren kleine Glasscheiben in den beiden Fenstern, und das Mondlicht, das hindurchfiel, mischte sich mit dem Schein der Kerze, die auf dem Tische stand. Das schöne Weib saß unbeweglich mit gestütztem Haupte. Da öffnete sich die Tür, und Gaspard der Rabe trat herein.

„So kommst du endlich?“ sprach sie und warf ihre müden Augen auf ihn.

„Wohl, Herrin.“

„Dein Kopf hat sich verrechnet“, sprach sie wieder. „Dein Herr schlief unter einem Dache mit mir; doch fern, in einer Bodenkammer; er hat das Edelwild verschmäht, das seiner wartete.“

„Ich weiß das, Herrin“, antwortete der Schreiber; „er hat das Raubtier nicht erjagen können; es wird ihm nur die Wildkatz' vor seinen Augen noch gesprungen sein.“

„Laß deine Narreteidung!“ sprach Frau Wulfhild finster. „Ich sagte dir einstmals, ich sei keine Henne; nun willst du mich gar reuen lassen, daß ich keine Wildkatz' sei! — Ich fürchte wohl, hier ist ein ander Tier im Spiel!“

„Was sagt Ihr, Herrin?“ und Gaspard richtete seine spitzen Ohren auf.

„Sieh meine Hand, Gaspard; — und fühl' sie auch!“ rief Frau Wulfhild und legte ihre weiße Hand an seine gelbe Wange. — „Nun, schauderst du noch nicht?“

„Nein, Fraue; lasset sie nur immer liegen!“

Aber sie nahm sie fort. „Dann“, sprach sie, „stößt nicht meine Hand ihn fort; dann ist es eine andere, die ihn zu sich zieht!“

„Sprecht weiter, Herrin! Mein Witz[1] ist nicht so fein wie Frauensinn.“

„Du sahst doch“, sprach sie, „wie er gestern auf dem Weg mir seine Hand entriß! Es tat nicht sanft; aber vorhin in der Dämmerung, er wollte fort, der Wildkatz' wegen; als ich nach seiner Hand griff —“

Sie war aufgestanden und ging mit starken Schritten durch das Zimmer. „Sieh her!“ rief sie und streckte ihm ihre linke Hand entgegen: „Der Blutriß ist von seinem Ehering! Ich hatte, mein' ich, genug der Wunden aus meinem ersten Ehebund!“ Sie warf den Kopf zurück und begann mit geschlossenen Fäusten wieder auf und ab zu schreiten.

---

[1] Mein Verstand.

Gaspard sah dem eine Weile zu; dann sprach er: „Und, Herrin, wie dien' ich Euch?"

Da stand sie still und sah auf ihn herab; sie mußte erst der Frage nachsinnen. „Er wird auch heut nicht zu mir kommen", sprach sie heimlich, doch ihre Stimme bebte vor Zorn; „er wird auf seine Bodenkammer schleichen und im Traum mit seinem Luftbild buhlen; aber du weißt es, Gaspard, der Mann, so stolz und wild er ist — er ist ein Kind; nimm ihm sein Spielzeug, und er vergißt es! Und du — sollst mir die Puppe suchen helfen!"

Gaspard blickte schief zu Boden und zog mit einem leisen Pfiff den Atem durch die Zähne. Dann hob er langsam seine Schnabelnase und sprach mit scharfem Lächeln: „Kopf und Hände sind nur meiner Herrin!"

* * *

An demselben Abend, nur etwas früher, saß zu Haderslevhuus die alte Base in ihrem stillen Gemache; an einer Wand stand das schmale Bettchen Dagmars, an einer anderen das der alten Dame mit dem große. Himmeldach; daneben hing ein Gefäß mit Weihwasser, darüber die geschnitzte Mutter Gottes; in einer Wandnische lagen handschriftliche Dichterwerke, an denen sie sich einstmals in der Jugend die Wangen heiß gelesen hatte. Sie selber saß an einem Tischchen vor dem Fenster mit den Butzenscheiben, durch das der Abendschein hereinfiel; ihr gegenüber Dagmar, und beide mit einer heiligen Arbeit in den Händen: denn bei der letzten Firmelung hatte der Bischof dem Reliquienschrank der Kirche zu Haderslev[1] eine Anzahl Schädelknochen der zehntausend Jungfrauen zum Geschenk gemacht, und die Alte wie die Junge waren jetzt damit beschäftigt, sie mit rotem und weißem Sammet und mit Goldstickereien zu überziehen.

Es war ganz still im Gemach; nur das Sticheln der Nadeln wurde hörbar und das eintönige Geräusch eines Dompfaffen, der in seinem Bauer innerhalb des Fensters

[1] Das jetzige Hadersleben.

unaufhaltsam auf und nieder hüpfte. Das junge Kind führte heute ihre Nadel nicht mit gewohnter Sicherheit, und die Blättchen hingen oft nicht richtig an den goldenen Ranken; sie schaute nach jedem zehnten Stiche hastig durch
5 das Fenster, das nach Osten lag, aber der Mond war noch nicht da. Ihr Atem wurde kürzer; in ihrem Inneren war heute eine fremde Kraft, die ihr die Nadel aus der Richte stieß.

Endlich legte die Alte ihr besticktes Schädelstücklein auf
10 den Tisch. „Fertig!“ sagte sie. „Guck her, Dagmar! Ob wohl dieser Kopf im Leben solchen Schmuck getragen hat?“

Das Kind hatte nicht gehört: der Mond war eben über den Bäumen aufgegangen.

„Dagmar!“ rief die Base. „Was ist dir? Du glühest
15 ja wie Purpur!“

Mit verschleierten Augen sah das Mädchen auf die Alte.

„Du hast wohl in deinen Truhen gekramt, Bas'“, erwiderte sie; „es ist so schwüler Duft hier; es hemmet mir
20 die Luft!“

Aber die Alte hatte ihr die Stickerei aus der Hand genommen und wiegte jetzt den Kopf, indem sie sorglich darauf hinsah. „Ei ja, Dagmarlein“, sagte sie, „du hast noch eine Kinderhand; aber doch nicht allemal so sehr!
25 Ich sagt's dir schon: was wollten deine Finger bei dem Totenbein! Schelle nach der Grete, daß sie die Kerze bringt; der Tag ist aus, und der da draußen“ — sie zeigte mit ihrem mageren Finger nach dem Mond — „der leuchtet nur Verliebten, aber nicht Kindern und alten
30 Frauen!“

Ein heißes Rot schoß über das junge Antlitz; aber die Alte gewahrte es nicht. „So schelle doch, Kind!“ wiederholte sie; „du kannst dann deinen Silbergürtel weiter sticken! Ist der erst fertig zu dem weißen Seidenkleide,
35 da wirst du aussehen wie die heidnische Diana; es fehlt nur noch der Silbermond an deiner Stirn!“

Sie bog sich über den Tisch und streichelte die zarten Mädchenwangen. „Wart' nur ein Jährlein, Dagmar!

Da nimmt dein Vater dich mit hinaus, nach Wordingborg[1], nach Kopenhagen! Da kommen die jungen Erbensöhne und werden um einen Blick der keuschen Göttin werben; auch einer, wohl so schön als wie der junge Ritter Lembeck, der letzthin auf Dorning eingezogen ist?" 5

„Auf Dorning?" frug Dagmar achtlos. „Der Ritter Klaus ist ja schon alt!"

„Ei, Kind! Sein Sohn, sein ältester! Und mit einem schönen, stolzen Weibe; gar einer Schauenburgerin!"

„So? Einer Schauenburgerin?" 10

„Ei freilich: aber doch nur einer Witib — ein Pfirsich, dran schon ein anderer seine Lippen setzte!"

„Pfui, Bas'! Aber ich kenne sie ja gar nicht; was kümmern mich die fremden Menschen!"

Dagmar war schon mit der Schelle an die Tür gegangen, kehrte aber zurück, ohne sie geöffnet zu haben. „Nein, Bas'", sagte sie mühsam; „mir ist das Herz bedrückt; ich muß hinaus, in die Luft!" 15

„Ei, Kind, es wird ja Nacht, und du weißt, der alte Joseph sagt, die Unholden schauen dann aus dem Boden!" 20

„Nur in den Garten, Base; da gibt es keine!"

Die Alte wurde unruhig; sie rückte an dem Kinntuch, das sie über ihr schwarzes Käppchen gebunden hatte. „Du weißt, sieh mich nur an!" sagte sie; „das dumme Kopfreißen; ich darf nicht in die Abendluft. Wenn dich was ankäme! Dein Vater ist in Wordingborg!" 25

„O Bas', ich nehme Heudan, die Dogge, mit!" rief Dagmar beklommen; „sie war auch gestern abend bei mir!"

Die Alte nickte: „Ja, ja, Dagmar, die Dogge; ja, das geht! Du zogst ihr neulich auch den Dorn aus ihrer Tatze, wie Androklus dem Löwen[2]! Du kennst doch die Geschichte?" 30

Sie sah sich um; aber da war Dagmar schon hinausgeschlüpft, und die Glocke stand wieder auf dem Tische.

[1] Eine der Residenzen des Dänenkönigs. — [2] Androklus, der in der Wüste einem Löwen hilfreich einen Dorn aus der Tatze entfernte, wurde später von demselben Löwen verschont, als er bei der Christenverfolgung unter Kaiser Tiberius in der Arena den wilden Tieren vorgeworfen wurde. Er erhielt Begnadigung.

„Ei ja“, sagte die Alte seufzend, „da läuft sie mit dem Hunde in die Nacht hinaus, und ich kann hier im Mondschein meine lieben Schatten zu mir laden; wir brauchen keine Lichter!“

5 Der Nachtschein fiel durch die kleinen Scheiben; und mitten im Gemache saß die alte Dame und sah mit geisterhaften Augen in die Dämmerung: nur mitunter eine leise Handbewegung, als sei es ein Willkommen.

— — Dagmar aber war hoch aufatmend die Treppen 10 hinabgeflogen; unten in dem großen Flur erhob sich die Dogge und sprang freudig ihr entgegen. „Heudan, mein Hund, komm, komm mit mir!“ rief sie ängstlich, und das Tier drängte sich an die schmächtige Gestalt, daß sie dem Ungestüm kaum wehren konnte.

15 Sie schritten aus einem hinteren Tore durch einen weiten Hof, an dessen Ende ein Gelaß zur Absonderung bissiger oder neuer Hunde war; und Heudan sah verwundert zu dem Mädchen auf, als sie dort eingetreten waren. Dagmar aber schlug das Herz bis in den Hals hinauf, da 20 sie eine der ledig hängenden Ketten faßte und das Halsband des Tieres daran befestigte. Es war nur Liebes von der jungen Hand gewohnt und leckte mit der roten Zunge nach ihr hin; da schlug sie die Arme um seinen rauhen Nacken: „O Heudan, ich bin treulos, aber — du, 25 du bellst auch gar zu schreckbar!“ Und eilig lief sie hinaus und schob den Riegel vor; dann ging sie durch eine Pforte in den Garten, durch Lindengänge und zwischen düsteren Taxusbüschen; da kam vom Hof ein Winseln, und einen Augenblick stand ihr der Atem still; aber sie drückte beide 30 Hände vor die Ohren, und als sie auf den Platz hinaustrat, wo die Würzebeete waren und wo das volle Mondlicht ihr entgegenquoll, da hörte sie nur noch die Nachtigall, die drüben am Waldesrande schlug. Der Atem ging heftig durch ihre offenen Lippen; sie setzte sich auf die 35 Bank und blickte vor sich auf den Wipfel der hohen Pappel, deren Blätter im Nachthauch sich bewegten. Doch aus den beklommenen Atemzügen wurden Worte: „Was wolltest du hier, Dagmar?“ sprach sie leise. „Die Nachti-

gall?“ — Sie horchte eine Weile, und der Vogel sang, als müsse er den Preis ersingen — aber Dagmar schüttelte das Köpfchen, und ihre Lippen flüsterten, indem sie die Hände vor die Augen schlug: „O heilige Jungfrau, wenn du mir hold sein wolltest!“ 5

Da rauschten neben ihr die dichten Pappelzweige; und ehe sie es fassen konnte, schwang ein Mann sich auf die Mauer und hinab dann in den Garten. Ein Schrei rang sich aus ihrem Munde, aber sie erstickte ihn; denn schon lag er ihr zu Füßen, jung und schön, und sah mit flehenden Augen zu ihr auf: „Seid milde, Fräulein! O, wie hold seid Ihr! Ich sah noch nimmer Euresgleichen!“ 10

Sie sagte nichts; mit kindisch weit geöffneten Augen blickte sie ihn an, erschreckt und doch entzückt, als wollte sie die Worte ihm von den Lippen lesen. Doch das Winseln der Dogge scholl vom Hof herüber durch die Büsche, und des Ritters Hand fuhr jäh nach einem Jagdstahl, der an seinem Gürtel hing. 15

Aber sie schüttelte nur leise mit dem Köpfchen, da ließ er die halb gezogene Waffe wieder fallen. „Wer seid Ihr?“ frug er. „Wollet Ihr mir's sagen?“ 20

Und sie antwortete: „Ich bin Dagmar, des Hauses Tochter; und wer seid Ihr?“

Er erschrak und wollte schon eine Mär erzählen, wie er zu anderen Zeiten wohl getan, doch da er in dieses Kinderantlitz blickte, so konnte er es nicht; er sagte nur: „Ich, süße Fraue, bin ein selig unseliger Mann, seitdem ich Euch gesehen habe!“ 25

„Aber, Herre, das ist nicht rechte Antwort!“

Da hob er die Hände bittend zu ihr auf: „Verlanget nicht Weiteres; es wär' auf Nimmerwiederkehr!“ 30

„So redet nicht!“ rief sie hastig; aber ein Zug der Angst flog dennoch über das zarte Antlitz, und sie setzte bei: „Nur, um der Gottesmutter Leiden, schweigt nicht zu lang; es täte mir weh!“ Und wie durch körperlichen Schmerz getrieben, drückte sie die Hand auf ihre linke Brust. Da er sorgvoll mit den Augen folgte, sprach sie: „Ihr wisset, das große Sterben, als das ins Land kam ... 35

aber" — unterbrach sie sich — „wo waret Ihr denn damals?"

„In Paris", sagte er leise, als wolle er den Laut ihrer Stimme nicht verlieren; „in Prag dann später; auch dort 5 am Königshof."

Sie sah ihm in sein schönes Antlitz, auf den gestickten Sammetrock und wie die goldenen Knöpfe im Mondlicht blitzten. „So wisset Ihr nichts von uns — o herzliebe Mutter! Süße Schwester Heilwig!" rief sie; „o meine 10 Brüder — alle sind sie gestorben!" Plötzlich ergriff sie seine Hand: „Kommt!" rief sie und zog ihn mit sich auf eine kleine Höhe, von wo man seitwärts bei dem Walde in das flache Land hinaussehen konnte. Er glaubte eine Niederung zu gewahren und einzelne Pfähle, durch dun- 15 stigen Nebel schimmernd, der dort umzog. „Dort!" sprach sie kaum hörbar und zeigte mit ausgestreckter Hand dahin.

Er schwieg: er wußte, das sei der Pestacker, wohin sie gewiesen hatte. — Ein Nachthauch kam und hob ihr dunkles Haar ein wenig von dem schmalen Antlitz und wehte 20 das Gewand um ihren zarten Körper; ihm war auf einmal, als sei auch sie unhaltbar auf der Erde. „Wenn dort Eures Blutes einer ruht, so gönnet ihm die Ruhe!" sprach er zitternd.

Doch sie streckte die Arme aus und rief: „Mein Vater! 25 Mein armer Vater! Wir werden nimmermehr vom Tod geheilet!"

„Das klang hart von Euren jungen Lippen!" sprach der Mann.

Da wandte sie ihr Haupt und sah den Schmerz in 30 seinen Augen. „Ich wollte Euch nicht Leid tun!" sprach sie bittend; „nur sagen: von all dem Sterben habe auch ich mein Teil behalten!" — und sie faßte wieder mit der Hand nach ihrem Herzen — „des Königs Arzt, der spanische Jude, ich hörte ihn einst zur Base sagen, es sei 35 zu groß, ich könnte einmal so hingehn; stark Leid und Freude könnte ich nicht ertragen. Und die gute Bas', will sie mir lieb tun, so sagt sie, ich hätte weiße Rosen auf den Wangen!"

Sie schwieg, und er antwortete ihr nicht; aber sie sahen sich in die Augen, und drunten aus der Tiefe schlug die Nachtigall. „Frühling!“ sprach er leise und öffnete die Arme ihr entgegen. Da lag sie an seiner Brust, die Augen geschlossen, die Hände um seinen Hals gestrickt; 5 und für die Worte, welche ihnen fehlten, sang die Nachtigall, als müsse ihr die Brust zerspringen — und nun ein Ton, lang ausatmend, ohne Ende. „Sie stirbt!“ rief Dagmar, warf das Haupt zurück und schaute in des Mannes Augen. „O, kann man auch vor Liebe sterben?“ 10 — Er aber, in dem Törichttun der Minne, hob ihre leichte Last gegen den Silberschein des Mondes und küßte ihre Wangen: „O meine weißen Rosen! O heilige Jungfrau, beschütze mir mein ganz unfaßlich Glück!“

Da scholl vom Schlosse her das Klirren einer Pforte, 15 und sie wand sich jäh aus seinen Armen. „Scheiden!“ rief sie schmerzlich; dann nahm sie seine Hand, doch nur für eines Atemzuges Dauer. „Nein, fort! — fort!“ rief sie in Schrecken. „O, vergiß nicht mein; ich müßte sterben!“

Sie fühlte einen heißen Kuß auf ihrem Mund; dann 20 rauschte es in den Pappelzweigen, und sie war allein. Sie stand, als wäre sie nicht lebend; ihre Wangen waren blaß, von ihren Lippen aber schimmerte es rot: das war die Minne, die dort des anderen Paares harrte. „O Herzliebe, o sehnende Not!“ seufzte das Kind und sank auf 25 ihren Sitz. „Und wie heißet er denn nun? — Er? Er —?“ und lächelnd antwortete sie sich: „Das weiß ich nicht ... o heilige Jungfrau!“

Da kamen Schritte näher, und aus den Büschen sprach ein altes Stimmchen: „Nein, nicht dorthin; hier, Grete; 30 hier bei dem Taxus! O heilige Mutter Gottes!“ Und die Base in ihrem Marderpelz, den Kopf mit einem dicken Tuch vermummt, trat mit der alten Grete in den Mondschein hinaus. „Kind, Kind, wo bleibst du!“ rief sie. „Muß deine alte Base dich suchen gehen!“ 35

„O Bas', es ist so schön hier!“

„Und“ — die Alte sah sich um — „du bist ja ganz allein; wo ist der Hund, der Heudan?“

„Der Hund?“ sprach Dagmar hastig. „Ist der nicht hier?“

„Ei, Kind, das mußt du ja doch selber wissen!“

„O Bas', du hättest die Nachtigall nur hören sollen!“
5 Und wie gerufen drang der Vogelschall von neuem aus der Tiefe, und das Mondlicht glitzerte auf den Blättern der Hülsen und den Nadeln des Taxus; von Düften schwamm es in der Luft. Einen Augenblick stand die Alte, das Ohr geneigt: „Ja, ja; du heil'ger Gott, das wäre ein
10 Plätzchen für die Minne hier!“ sprach sie murmelnd vor sich hin. „Vor Zeiten; ach, vor langen Zeiten!“ Dann aber trieb sie zu rascher Rückkehr in das Haus, denn ein Abendwind hob sich und rauschte durch die Wipfel der Bäume.

15 Dagmar ging mit unhörbaren Schritten, da sie dem Gelaß vorbeikamen, worin sie Heudan, die Dogge, eingesperrt hatte. „Morgen, mein Hund“, sprach sie leise gegen die verriegelte Tür; „ich hol' dich früh!“ Aber der Hund schien zu schlafen; es blieb alles still.

20 Und bald lag sie in dem schmalen Bettchen in der Kemenate der Base: aus dem großen Himmelbette scholl bald das gleichmäßige Atmen einer ruhig Schlafenden; von dem jungfräulichen Lager hob sich in dem zweifelhaften Mondlicht noch ein blasses Köpfchen, das schwarze
25 Haar in ein weißes Seidennetz gehüllt. „O Mutter der Gnaden“, flüsterte das Kind, „ich habe sie beide belogen, Heudan erst, den Hund, und dann die gute Base! Ach, Heilige, aber wenn man erst so alt ist! Sie verständen das doch beide nicht!“ Dann legte sie die Hände über die
30 junge Brust, und sanft wie eine Wolke kam der Schlaf.

— Rolf Lembeck wanderte indessen mit langsamen Schritten heimwärts; er wußte wohl, auf Dorning erwartete ihn auch ein schönes Weib, und sie war sein mit allen ihren Wonnen; aber ihn überfiel es, als fürchte er
35 die starken Weiberarme, und ging den Weg hinab wie in ein Tal des Todes.

* * *

Durch alle Gefahren aber fand die Minne ihren Weg. Rolf, der Leichtlebende, wie das schuld- und truglose Kind, sie waren beide plötzlich klug geworden und reich an Plänen und an Listen; denn Minne schärfte ihre Sinne und gab ihnen zum Schild die träumerische Vorsicht. Und alles fügte sich, als ob es helfen sollte: die Base hatte bei dem Nachtgang ihren Fluß im Kopf verschlimmert; den Schloßhauptmann hielt der König noch in Wordingborg. Rolf Lembeck zwar erkaufte sich bei seinem Weibe nur durch erzwungene Zärtlichkeit die flüchtigen Stunden seines echten Minneglückes; und mitunter, wenn er sie umfangen wollte, setzte sie ihre schöne Faust gegen seine Brust und sah ihm prüfend in die Augen, ob seine Seele auch dabei sei; und so geschah es unterweilen, daß sie plötzlich seine Arme von sich warf und schweigend aus der Tür schritt. — Und als zu Haderslevhuus der Schloßhauptmann aus Wordingborg heimkam, da trug ihm wohl die Tochter ein schweres Herz entgegen, und als er ihr die Wangen strich und frug: „Was ist mit meiner Dagmar?" da schüttelte sie nur den Kopf und sah zu Boden und nicht wie früher in das geliebte und gefurchte Antlitz über ihr; und zu sich selber sprach sie: „O brennend Leid! Wem soll ich reden, wem soll ich schweigen?" Doch es ward nicht laut; sie schwieg nur für den fremden Mann, und ein Weh durchflog sie wie einstmals in der Pestzeit, als sei sie nicht mehr ihres Vaters Kind; doch war es heute nicht ihres Vaters Schuld.

So schien die Heimlichkeit geborgen; aber ein Durchblick von eines Sandkorns Umfang konnte sie verraten. Schon mehrmals hatte Frau Wulfhild ihren Schreiber angehalten: „Nun, Gaspard, wo bleibt die Puppe?" und er hatte geantwortet: „Verzeihet, Frauenwünsche sind schneller noch als Mannesarbeit!" Gleichwohl trug er schon etwas in seinen Sinnen; nur wollte er es unreif nicht herausgeben. Er hatte auch einmal vom Wege aus des Schloßhauptmanns Tochter über die Gartenmauer lehnen sehen; und auch zu ihm hatte die Dogge, die mit den Vordertatzen zwischen den Zinnen stand, das ge-

waltige Gebell hinabgesandt. „Hm, ein Kind noch!“ hatte
er bei sich gemurmelt; „ein Kind mit einem Hunde! Und
doch — auch bald nicht mehr; wer weiß?“

Und eines Morgens sprach er zu dem Ritter: „Wisset,
5 Herr, drunten in Haderslev hat ein junger Schmidt, der
eben aus dem Reich gekommen ist, ein neues Schießwerk
heimgebracht: es ist ein eisern Rohr und wird mit einem
Pulver draus geschossen! So's Euch gefällt, wir könnten
einmal hinüberreiten!“

10 „Heiliger Hubertus!“ rief Herr Rolf; „kümmert Gaspard der Rabe sich auch um Schießzeug?“

Der Schreiber warf von unten seine scharfen Blicke
auf den Frager: „Wenn ich nur treffen könnte!“ sagte er.

Da lachte Rolf Lembeck: „So komm! Ich kenne die
15 Feuerröhre schon von Prag; wer weiß, ob nicht dein Treffer
drin sitzt!“

„Vielleicht“, erwiderte Gaspard, und da der andere
nach dem Reitstall schritt, sah er ihm nach, als sähe er
auf seine Beute.

20 In kurzem ritten sie auf Haderslev. Es war zu Ende
Juni; Rolf hatte sein Mäntelchen schon auf des Rappen
Hals gelegt, denn die Sonne brannte; Gaspard warf die
Gugelkappe in den Nacken. So ritten sie in dem goldenen
Staub der Heerstraße durch das Kirchdorf Hammelef; die
25 Bauernkinder lagen im Sande vor den Hütten und wiesen
mit den Fingern auf den schmucken Reiter. Von da führte
der Weg durch den Wald, und die Rosse traten vorsichtig
zwischen die Eichen- und Buchenwurzeln. Der Ritter
blies den Atem von sich: „Ah, Gaspard, das ging schier
30 ums Gesottenwerden!“

Der Schreiber nickte nur; er hatte Gedankenarbeit.
Der Wald hörte auf, und wieder kam der Sonnenbrand;
nach einer Weile ein Hügel mit hohen Bäumen, an dem
zur Linken sich eine andere Hölzung hinzog; oben aus den
35 Wipfeln sah die Krönung eines stumpfen Turmes. Wie
eine Gabel teilte sich der Weg nach rechts und links; und
Gaspard, als ob es sich von selbst verstehe, spornte seinen
Fuchs zur Linken in den Waldweg; er wollte an der

Gartenwand vorüber, um dort des Ritters Mienen und Gebaren zu erforschen; doch da er umblickte, sah er sich allein; der Ritter war schon nach Westen auf dem Wege durch die freie Landschaft.

Gaspard wandte sein Pferd und ritt bald wieder neben ihm. „Ei, Herr“, sprach er, „was meidet Ihr den Schatten und reitet den weiteren Weg hier in der Sonnenglut?“

Der Ritter sah lachend von seinem Hengst auf ihn herab: „Ich wußt' nicht, Gaspard, daß du die Sonne fürchtetest!“

„Ich bin kein Ritter, Herr“, sprach Gaspard und zog sich seine Gugelkappe in die Stirn. „Ist in dem Schlosse droben etwas, das Euer Auge haßt?“

„Meinst du“, erwiderte Rolf Lembeck fröhlich, „daß man nur meidet, was man haßt?“ Doch, als besänne er sich plötzlich, fügte er hinzu: „Wohl seh' ich lieber das freie Land hier als auf des Dänenkönigs Burgen; mir ist, er spinne wieder Unheil!“ Der Zusatz kam zu spät, denn als er auf den Schreiber blickte, sah er dessen Kopf sich seitwärts drehen und mit der Nase nach der Erde fahren, daß ihm der Kappenzipfel um die Schulter schwenkte. „Holla, Rabe!“ rief er. „Wonach trachtest du?“

„Ihr wisset, Herr“, entgegnete der Braune; „ich sehe bisweilen Dinge, die nicht da sind.“

„Und was Beute sahst du denn dorten auf dem Sande?“

„So Ihr es wissen wollet — nur eines Fädleins Ende! Ich dachte töricht, es sei schier mitzunehmen; doch — Ihr habt recht, warum sollen wir die Königsburg betrachten!“

„Ei, Gaspard!“ rief der Ritter, „wozu der Faden! Hier ist kein griechisch Labyrinth!“ Doch plötzlich überkam es ihn, als stehe er mit Dagmar vor aller Welt auf offenem Markt, und aus dem Haufen glühten seines Weibes Augen auf das arme Kind.

Gaspard blinzte mit verkniffenem Lachen auf den jungen Herrn und ließ dann seinen Fuchs nach hinten gehen. So ritten sie, jeder in eigenen Gedanken, in die Stadt.

— Was mit dem Feuerrohr geworden, vermag ich nicht zu sagen; aber ein anderes. In Holstein, in einer engen Gruft, mußten die Würmer sich durch einen Sarg gefressen und von dem gemunkelt haben, was sie in dem
5 toten Mann gefunden hatten, der, als er oben ging, Hans Pogwisch hieß.

Am Nachmittage, da Rolf Lembeck mit dem Schreiber das Haus des Schmidts verlassen hatte, saß in der Gaststube des „Schwarzen Stiers" zu Haderslev ein wüster
10 Holstenkerl; er wollte zum König Waldemar, der wieder einmal Kriegsleute sammelte; ein paar Gesellen, die ihm nicht ungleich sahen, hielten ihn trunkfrei, denn er war ebenso maulfertig im Trinken wie im Reden. „Ihr habt das Weibsstück nun nahebei!" rief er; „die macht nicht viel
15 Federlesens, und schmuck ist sie, daß sie den Teufel verführen könnte!" Er stützte den schweren Kopf in seine Hand und streckte die andere breithin auf den Tisch: „Die Königlichen hatten ihr den Mann, der seinem Weib die ganze Ehefröhlichkeit verdorben hatte, zu ihrer Freude
20 so verhauen, daß schon der Gottseibeiuns am Bettende saß, um mit der Seele abzufahren. Aber — das wissen wir selber! Unkraut und Disteln vergehen nicht so leicht; und eines Tages wurde seine Nase wieder rot und kreuzfidel!"

25 Der Kerl lachte und nahm sein Glas: „Ein Satansweib! Möge der Teufel ihr weiter helfen!" Und die Gläser der drei Halunken klirrten aneinander.

An einem anderen Tische saß ein Herr, jung und im goldgestickten Rock; er war schon aufgesprungen und hatte
30 die Hand am Schwertgriff, um die Kerle abzufuchteln; denn er wußte, es war sein Weib, das ihre schmutzigen Mäuler schändeten. Aber er setzte sich schweigend wieder: er mußte hören; das war besserer Gewinn.

Und mit heimlicherer Stimme begann auch schon wie-
35 der der Bettelgast am anderen Tische; aber er hatte sich zuvor noch erst sein Stück gelacht: „Der wunde Ritter, ich sagt's euch schon, hub an, seine Fäuste wiederum zu fühlen; da" — und der Kerl stieß mit seinem Becher auf

den Tisch — „da hatte sie auf einmal Ratten zu vergiften! — Ich glaub', es ist auch wohl eine Ratte mit krepiert; aber es glückte wunderbar: am anderen Morgen war sie eine frohe Witwe!"

„Mordbrand!" rief einer von den anderen; „gar eine Rittersfrau und hier? Wie heißt sie denn?"

Aber der Kerl wischte sich den Mund und hob mit trunkener Feierlichkeit die flache Hand: „Das bleibt bei mir! Ich bin von ihrem Hof; ein Hundsfott, der seinen Herrn verrät! Möchte nur der Folgmann des armen Vorwirts[1] nicht geworden sein!"

Er leerte sein neu gefülltes Glas und stand taumelnd auf; als er an Rolf Lembeck vorüberkam, sah er ihn mit verglasten Augen an und strebte taumelnd nach der Tür.

Gleichzeitig war Gaspard in das Gemach getreten, der auf Einkauf für seine Herrin in der Stadt gewesen war, und Rolf drängte zur Heimfahrt. Auf dem Rückweg ließ er den Schreiber vor sich reiten: er wollte weder seine noch eines anderen Menschen Rede hören; ihm war's, als wenn das Hirn ihm friere und gössen Eisstrahlen sich hinab durch seinen Rücken! Nicht seines Weibes dachte er zunächst; nein, Dagmars; und daß zu ihr ein furchtbarer Rettungsweg sich aufgetan.

Als er zu Dorning ins Gemach trat, kam Frau Wulfhild mit ausgestreckten Armen ihm entgegen; aber er griff sie an beiden Handgelenken und hielt sie von sich; mit entsetzten Augen sah er auf ihr Antlitz.

Sie erschrak. „Was ist dir?" rief sie auffahrend; „bist du auch toll geworden?"

Da ließ er schweigend ihre Hände fahren und schritt in den Hof hinab. Das Weib aber stand plötzlich ohne Regung: „Was war das?" stammelte sie kaum hörbar.

* * *

[1] Nachfolger des ersten Herrn.

Nach einigen Tagen stand der Schreiber in Frau Wulfhilds Kemenate.

„Hast du die Puppe?“ frug sie hastig.

Er wiegte seinen kleinen Kopf: „Ich habe sie und habe
5 sie auch nicht.“

„Das heißt?“

„Ich wette, es ist das Fräulein von des Königs Burg.“

„Des Schloßhauptmanns Tochter? — Ein Kind!“

Er spreizte seine Finger: „Erlaubt, das pflegt sich beim
10 ersten Kuß zu wandeln; und überdies — das Neue ist ein Dämon!“

Sie war vom Sessel aufgesprungen und schritt mit funkelnden Augen auf und ab; ihre Finger griffen in ihr Sacktuch, als sei's ein lebend Wesen, das sie würgen müsse.

15 „Das Spielzeug könnt Ihr nicht nehmen“, sagte Gaspard wieder; „doch wenn das Spielzeug nicht vom Kinde kann, so muß das Kind vom Spielzeug!“

„Was heißt das? Rede deutlich!“

„Sind hier die Wände sicher?“

20 „Das weißt du selber“, erwiderte Frau Wulfhild und warf sich in den Sessel. „Nun rede!“

Und Gaspard setzte sich zu ihren Füßen auf den Schemel, den sie ihm gewiesen hatte. „Ihr habet, edle Herrin“, begann er leise, mit Fingerspiel sein Wort be-
25 gleitend, „meine Maulwurfsarbeit nicht gesehen, aber ich habe sie getan. So leiht mir nun ein hörend Ohr! — Die unruhigen Herren in Holstein spinnen einmal wieder etwas gegen den König Atterdag“ — er sah sich um; dann fuhr er fort: „Sie hatten Euren Schwäher auch zum Rat
30 berufen; Ihr wisset, der gewaltige Herr hat etwas von der Fledermaus: beim Wolfe heut und morgen bei den Falken; und so wollten sie seiner diesmal sicher werden. Aber er bauet die Burg dort auf der Insel und kann nicht fort von dem wilden Bauvolk.“ Gaspard senkte seine
35 Nase: „Wollet nicht fragen, wie ich das erfahren habe; aber ich suchte einen klugen Boten und schrieb an Herrn Klaus Lembeck, daß bei Euch ein treuer Mann entbehrlich sei, wenn anders Treue im nächsten Blute liege; ich schrieb

auch, es komme Eurem Wunsch entgegen, des Ehegemahls auf eine Weile zu entraten."

„Mich will bedünken", rief das Weib, „du bist noch eigenwilliger als klug! Und Klaus Lembeck" — setzte sie hinzu — „wie lautet seine Antwort?" 5

Der Schreiber nestelte an seinem Rock und reichte ihr zwei Papiere. „Solange", sprach er, „der alte Ritter nicht des Königs ist, sind die Wünsche der Schauenburgerin ihm Befehl! Hier ist ein Brief für Euch, und nebenbei, wenn Ihr sie wollet, die Berufung für Herrn 10 Rolf Lembeck!"

Die Frau griff nach den Briefen und las sie. „Du nimmst mir den Gemahl und solltest ihn mir doch wahren!" sprach sie seufzend.

„So lasset mich schreiben, daß Ihr ihn nicht missen 15 könnt!"

Da war sie aufgestanden; den Kopf emporgeworfen, die eine Hand an ihren Lippen, stand sie da, wie in die Weite schauend; dann reichte sie dem Schreiber ihre andere Hand: „Mein weiser Rabe! Ich bin zufrieden, schick' 20 mir deinen Boten; ich werde an Klaus Lembeck schreiben, Rolf wird diesem Vater nicht zuwiderhandeln."

„Ich wußt' es, Herrin; Ihr seid nicht wie die anderen." Er küßte ihr Gewand; dann wurde er entlassen.

— — Am Abend dieses Tages schritt Rolf Lembeck 25 nach der Gartenmauer zu Haderslevhuus, und Gaspard der Rabe schlich unmerklich hinterdrein; er wollte nähere Bestätigung für einen neuen Anschlag, den er im Kopfe trug.

Spärlicher Nachtschein zitterte durch die Buchen- 30 kronen; nur wenn der Ritter durch eine Lichtung ging, huschten wie blaue Funken die Johanneskäfer um ihn her, und die Nacht war lau und still. Sein Weib hatte nicht versucht, ihn zu halten; dennoch ging er langsam und in schwerem Sinnen, und er hörte nicht auf den Schritt, der 35 in den seinen trat. Nicht nur was er im „Schwarzen Stier" erfahren hatte, ein anderes noch war ihm gekommen! Ein Wort, das er als Knabe von seinem Vater

vernommen hatte. Ein Graf von Orlamünde hatte derzeit von seinem Weibe wollen, um eine Schönere zu freien; aber kein Laie hatte zwischen den beiden Eheleuten den gemeinsamen Blutstropfen finden können, der fähig war, den Bund zu lösen. Da machte der Graf ein gut Teil seiner Habe zu Gold und zog nach Rom; und bald auch kam er mit heiterem Antlitz heim: zwar ohne Gold, aber mit dem Pergament des heiligen Vaters in der Tasche, das wegen zu nahen Blutes die Ehe aufhob. „Beim heiligen Bart“, hatte Klaus Lembeck da gerufen, „der Teufel konnt' es nicht; der Papst hat es herausgefunden!“

Der Knabe Rolf hatte das Wort gehört und nicht geachtet; jetzt kam es aus der Tiefe, wo das Gedächtnis die Schätze für die Zukunft hütet. „Und wenn dem Orlamünder, warum nicht mir?“ rief es in ihm. „War meiner Großmuhme Gemahl doch ein Vetter von den Schauenburgern!“ Dann dachte er des anderen: „Wenn ich es brauchen müßte, das bricht die Kette!“ rief er laut, und mit kräftigeren Schritten ging er weiter.

Der Rabe Gaspard war auf seinen Fersen; und als nach einer Weile der Ritter sich droben aus den dichten Zweigen in die zarten Arme schwang, da war der Laurer an dem Waldrand und sah, was keines Menschen Auge hätte sehen sollen. Denn in dem Ritter war alle ungestüme Liebesnot und Hoffnung aufgesprüht; „Rolf, Rolf! Du tötest mich!“ rief Dagmar, als er sie in seine Arme preßte.

Da ließ er sie plötzlich und starrte über die Mauer in den Grund hinab. „Hörtest du es, Dagmar? Da drunten lachte was!“

Sie aber wandte das süße Antlitz zu ihm: „Fürchtest du dich, Rolf?“

„Ja, — Dagmar; wer dich im Arm hält, muß sich fürchten!“

„Doch nicht vor Ringeltauben! Ich hörte es auch, es kam dort aus der Buche.“

Er warf noch einen Blick hinab, dann zog er sie auf die Bank, wo vom Weg herauf kein Auge sie erreichen

konnte. Die Nachtigall hatte ausgesungen; fast keines Atemzuges Regung war in der Nacht; wie müde legte Dagmar den feinen Nacken auf seinen Arm, und ihre dunklen Augen wollten nichts als ihn. Dämmerung war es, denn der Mond war rund und wieder schmal geworden und stand mit seiner Sichel über den Bäumen in Südost. Rolf Lembeck sah grübelnd in die Nacht hinaus.

„Nimm! So nimm doch, liebster Mann!“ hauchte das Kind und bot ihm ihre roten Lippen.

Aber er drückte wie in Angst ihren Kopf an seine Brust: „Nicht mehr, o Süße, Selige!“

Da lachte sie und riß das dunkle Köpfchen wieder gegen ihn auf: „Um was? So nimm doch, was dein ist!“

Aber der Mann stöhnte, in Wonne halb und halb in Schmerz: „O Dagmar, ein Feuer ist die Minne; es soll dich nicht verbrennen!“

Sie verstand ihn nicht; sie frug auch nicht, nur als seine Lippen jetzt flüchtig ihre Stirn berührten, klagte sie: „Das ist ja nicht der Weg zum Herzen! Zürnst du? Was hab' ich dir getan?“

„Du, Dagmar!“ rief er und seine Augen leuchteten wie blaue Sterne, „du fülltest mir das Herz mit Wonne; soll ich Todesnot in deines bringen? Hör' mich, du Schöne, Unirdische! Mir ist es oft ein Wunder, daß meine Hände dich berühren können; mir ist, als seiest du mein holder Schattengeist, von dem die alten Mären sagen, zwischen Lilien aus dem Mondscheinsee zu mir emporgestiegen; mir träumt zu Nacht, daß Flügel an deinen zarten Schultern sprießen, daß du mich fortträgst, weit aus dem Wirrsal meines jungen Lebens!“

„O nein, nicht so, nicht so!“ Flehend bat sie ihn, und ihre Hände legten sich auf seinen Mund; „du täuschest dich; ich bin nur ein Erdenkind, o Rolf, die sterben vom Hauch der Luft; ich weiß es!“

Anbetend sah der Mann sie an.

Da glitt sie ihm zu Füßen, ein gespenstischer Glanz brach aus ihren Augen: „O Liebster, kein Leben, kein Sterben ohne dich!“

Er zog sie sanft zu sich herauf: „Erst leben, Dagmar! Wir zusammen — möchtest du das nicht?"

Sie nickte nur; aber der Atem stand ihr still, als ob sie Wunder hören solle.

5 „So muß ich dich um Urlaub bitten!"

„Urlaub?" rief sie erschreckt. „Du willst fort? — Ganz fort?"

„Nur auf zehn Tage, Dagmar! Am Abend nach Mariä Heimsuchung[1] bin ich wieder bei dir!"

10 „Zehn Tage! — O, das ist lange!"

Er strich ihr liebkosend das lose Haar unter ihren Silberreif: „Ja, Dagmar, lange! Aber ich muß zu meinem Vater!"

Sie blickte ihn plötzlich wie verwundert an: „Hast du 15 auch einen Vater?" frug sie zaghaft.

„Hast du doch einen, Liebste!" sprach er. „Und meiner soll uns helfen, daß ich mit ihm durchs Schloßtor zu dem deinen trete und dich zum Ehgemahl begehre!"

Ein selig Lächeln überflog das Angesicht des Kindes: 20 „O Rolf, welch ein Glück!"

Es fiel ein Regentropfen, ein langer Donner rollte über ihnen. „Gott hat's gehört!" sprach er.

„Sag' noch einmal", bat sie, „wann kommst du wieder?"

25 Er neigte sich und flüsterte es noch einmal in ihr Ohr.

„Gewiß?"

„Glaubst du, ich könnte den Weg vergessen?"

„Nein, nein!" — Sie waren aufgestanden, Dagmar hing an seinem Halse; aber die Donner rollten stärker, und 30 die Blitze flammten, vom Turme herab scholl das Wächterhorn. Noch einen Kuß, noch einmal, als wie auf ewig, Brust an Brust; dann war nichts als Nacht und Wetterschein auf diesem Platze.

— — Bevor Rolf Lembeck sein Haus erreichte, war 35 Gaspard heimgekommen, und Bericht und Anschlag waren zwischen der Herrin und ihrem Diener schon zu Ende; als

[1] Der 2. Juli.

der Ritter in das eheliche Gemach trat, lag Frau Wulfhild wie schlummernd auf ihrem Lager. Doch obschon sie in voller Weibesschöne dalag, ihres Mannes Augen sahen an ihr vorüber, und seine Hand griff nur nach einem Schreiben, das auf einem Tischchen lag, auf dem er seines 5 Vaters Hand erkannt hatte. Als er es hastig aufgerissen, flog es wie Schrecken halb und halb wie Staunen über des Weibes Antlitz, und ihre Augensterne blinzten heimlich durch die Lider, denn Rolf Lembeck hatte zufrieden vor sich hingenickt. Dann streckte er sich ruhig auf sein Lager. 10

* * *

Einige Tage, nachdem der junge Ritter seine Fahrt nach Burgsom[1] auf der Insel angetreten hatte, saß Frau Wulfhild in ihrem Gemache. Allerlei Schriften lagen vor ihr auf dem Tische, aber ihre Gedanken schienen nicht bei solcher Arbeit; ihr seiden Blondhaar hatte sie rückwärts 15 über die Schulter geworfen, und es glänzte wie Gold gegen das dunkle Muster der Teppiche, die an den Wänden hingen. Inmitten der schönen Stirn des Weibes war eine Falte, die immer tiefer zu werden schien; sie drängte die Augen aneinander, als könne sie sicherer so das eine 20 Ziel verfolgen, das vor ihren Sinnen stand.

Da wurde die schwere Tür zurückgestoßen. Sie fuhr empor: „Wer ist da?“

„Der Herr Schloßhauptmann von Haderslevhuus!“ erwiderte der junge Bookwald, der hereingetreten war. 25 „Ihr, Herrin, hättet seinen Besuch erbeten.“

„Er ist willkommen! — Doch warte noch, Gehrt! Rück' erst den Sessel hier zum Tische!“ Sie hatte sich in ihrer ganzen stattlichen Gestalt erhoben und begann im Gemache auf und ab zu schreiten, während der Knabe das 30 Aufgetragene besorgte und sich dann entfernte.

Nach einigen Augenblicken war ein grauhaariger Mann in dunkler Tracht und von gewaltigem Körperbau hereingetreten. „Euer Gemahl, edle Frau“, sprach er, nachdem

[1] Heute ein Ort auf der Südwestseite von Föhr.

die Grüße gewechselt waren, „scheint nicht daheim zu sein; Ihr selbst wünschtet mich!“

„Mein Gemahl, Herr Schloßhauptmann“, erwiderte Frau Wulfhild, „würde zu Euch gekommen sein; Ihr 5 müßt diesmal Euch an mir genügen lassen!“

„Wollet mich nicht beschämen, edle Frau! Ich kam, um Euch zu hören!“

Sie setzte sich und lud ihn mit der Hand zum Niedersitzen; eine kurze Weile lagen ihre Augen auf seinem Antlitz, 10 das er geduldig ihr entgegenhielt. „Mit Klaus Lembeck“, hub sie an, „saß hier ein dänisch Weib; ich bin aus dem Geschlecht der Schauenburger; wir beide sind Landsleute —“

Er unterbrach sie: „Ein Schleswiger bin ich und jetzt des Königs Mann!“

15 „Ich weiß es, Ritter; Ihr waret auf Fünen in der Schar, von der mein seliger Gemahl von seinem Hengst gehauen wurde[1]!“

„Er war mein Feind derzeit; ich aber habe ihn nicht gefällt“, erwiderte er ruhig.

20 Sie schwieg einen Augenblick. „Mag sein! Ich habe den Schaden ausgeheilet und bin itzt Herrin hier auf Dorning; wir sind Nachbarn, Ritter, und also . . .“

„Wollet Ihr mir etwa Nachbarrat erteilen?“

„Ei nun, wie Ihr es nehmen wollt!“ und da er nickte: 25 „Ihr wisset, hinter Eurem Garten, dort, wo es so jäh hinab zu Boden schießt, steht hart daran eine italische Pappel und streckt ihre Zweige an die Mauerzinnen, so dort den Garten abschließen. Man sagt, es soll dort fast achtzig Fuß in die Tiefe gehen! Was ich Euch sagen 30 wollte . . . den Baum, Ihr müßt ihn fällen lassen!“

„Die Pappel?“ rief der Schloßhauptmann. „Was wirret Euch, edle Frau! Die ist des Königs Liebling; sein Ahn Christoffer hat sie gepflanzt, da er Südjütland gegen Abels Söhne in Besitz genommen hatte[2]!“

[1] Um die Insel Fünen haben die Schauenburger Grafen lange siegreich mit den Dänen gekämpft. — [2] Abel war Herzog in Schleswig und nach der Ermordung seines Bruders Erich zugleich dänischer König. Nach seinem Tode erbte sein jüngerer Bruder Christoph Dänemark, seine Söhne Schleswig. Christoph zwang seine Neffen vorübergehend zur Räumung des Herzogtums.

„So habet Ihr wohl keine Tauben oder sonstig edles Geflügel in der Feste“, fuhr sie achtlos fort, „und ist Euch desgleichen nicht zerrissen worden? Denn aus dem Wald genüber laufen Iltis oder Edelmarder an den Baum hinauf und springen aus dessen Zweigen in den Garten!“ 5

„Was wollet Ihr, edle Fraue“, sprach der Ritter; „ich verstehe Eure Rede nicht; ich hatte niemals kostbares Geflügel, und wäre solches mir zerrissen worden, ich würde darum doch nicht des Königs Baum versehren!“ 10

Sie sah ihn an; aber da er ruhig mit der Hand auf seinem Schwerte dasaß, hob sie eine Glocke vom Tisch und schellte, und da der Knabe eintrat, bedeutete sie ihn: „Gaspard soll kommen!“ Dann sah sie wieder auf ihren Gast und frug, als sei's nur, um die Minuten hinzubringen: 15 „Ihr habt wohl schöne Frauen in der Feste?“

„Wie meint Ihr, edle Frau?“

„Nun, ich hörte auch nur so.“

Der Mund des ernsten Mannes lächelte fast: „Wer hat Euch so berichtet? Die Dienerinnen gehen alle an 20 ein halb Jahrhundert, und unsere Base ist noch weit darüber. Ich hab' gelitten, Fraue; das Lachen der Jugend tut meinen Ohren weh!“

Die kräftigen Lippen des Weibes zuckten, als wisse sie doch besseren Bescheid in seinem Hause als er selber. Dann 25 öffnete sich die Tür, und der braune Mann mit der Gugelkappe war leisen, aber sicheren Schrittes eingetreten und blieb nun an der Schwelle stehen.

„Wer ist der Mann?“ frug der Ritter.

„Es ist mein Schreiber“, sprach sie; „er mag Euch 30 selbst berichten, was er nachts gesehen hat, da ihn der Weg an Eurem Schloß vorbeiführte.“

Der Schloßhauptmann wandte sich in seinem Sessel und blickte auf den Schreiber. „So sprich denn, Mann“, sagte er, „was du mir zu sagen hast!“ 35

Gaspard der Rabe hatte von unten einen vorsichtigen Blick auf den finsteren Herrn geworfen. „Ich weiß nicht eben“, begann er, „ob es Euch gefallen mag! Wenn man

die Füße seiner Worte nicht mehr hört — wer weiß, ob
sie Dank oder Undank holen!"

Auf des Gastes Stirne furchten sich die Zeichen der
Ungeduld: „Lasset Euren Mann seine Rede tun, edle
5 Frau, um die Ihr mich geladen habt; mir ist nicht Zeit
für andere Weisheit!"

„Sprich ohne Umschweif, Gaspard!" rief Frau Wulf-
hild.

„Ja, Herr", hub dieser an, „es war eine helle Nacht,
10 vor kaum acht Tagen, da ich von Haderslev den Weg zwi-
schen Eurem Garten und dem Buchenwald herunterkam;
da stob aus dem Baumschatten ein Gewild — es mochte
ein Marder oder Iltis sein — mir vor den Füßen quer
über den Weg der großen Pappel zu, und ich hörte, wie
15 es zwischen den Zweigen in den Baum hinaufklomm.
Ich stand — ich sah hinauf und dachte: Itzt wird's bald
oben sein und auf den Mauerzinnen tanzen!"

„Nun — und?"

„Ja, Herre, es kam weder ein Marder noch ein Iltis!"

20 Der Schloßhauptmann fuhr auf: „So sitzt es wohl
noch heute in dem Baum!"

„Das wäre möglich", sagte Gaspard; „auch möglich,
daß ein Zauberspiel dabei gewesen ist. Ihr hörtet wohl
schon sagen: es springt ein Wolf, auch eine rote Maus
25 uns in den Weg, und faßt man's mit dem rechten Wort,
so hat man ein altes Weib oder gar einen jungen Knecht
in seiner Hand!"

Der Ritter warf einen forschenden Blick auf den Spre-
cher: „Was soll das hier? Deine Nas' und Augen sind mir
30 zu scharf für solche Kunkelweisheit!"

Aber in Gaspards Augen, die ihm begegneten, war
kein Arg zu lesen. „Herr", sagte er, „der eine spricht's,
der andere widerspricht's; doch so viel haben meine Augen
selbst gesehen: ein Marder war unten in den Baum ge-
35 sprungen, und oben schwang sich ein junger Fant aus
seinen Zweigen auf die Mauerzinnen; ich sah die goldenen
Knöpfe an seinem Leibrock funkeln, und der Nachtschein
des Mondes leuchtete auf ein goldblond Haar."

Der Schloßhauptmann hatte sich vorgebeugt: „Und dann?"

„Dann sprang er in den Garten."

In der Brust des alten Ritters erhob sich eine Stimme, die sprach: „Einer der Diener war es, der sich beim lustigen Trunk verspätet hatte; du mußt dein Hausrecht brauchen, und es soll nicht mehr geschehen!"

Er sprach das dann auch laut; doch Gaspard erwiderte: „Ich weiß nicht, Herr, ob Ihr so fein Gesinde haltet; auch schien der Fant seine Lust noch vor sich zu haben, und seine Glieder waren sicherer als ich nach dem Trunk es sonst gesehen habe. Vor allem: hinter der Mauer war ein Weib; noch kaum ein Weib! Ein schmächtig unschuldig Ding; denn ihr Gewand war weiß, gar ungeschickt zu geheimem Minnetreiben; der Mond blitzte auf einem Silberreif, der ihr dunkel Haar zusammenhielt!"

„Und weiter? — Was sahst du weiter?" stieß der Ritter wie in Angst hervor.

„Ich sah nichts weiter, Herr."

Das Weib hielt den schönen Kopf in ihre Hand gestützt und sah des Ritters Antlitz sich unter seinem grauen Bart mit Todesfarbe decken. Da winkte sie dem Schreiber, und er verließ das Zimmer. „Nun, Herr Schloßhauptmann", sprach sie leise; „werdet Ihr den Baum des Königs fällen lassen?"

Er wandte den Kopf, aber aus seinen Augen waren die Gedanken nach anderswo entflohen; er frug: „Was spracht Ihr, edle Frau?"

Und als sie ihre Worte noch einmal gesprochen hatte, frug er weiter: „Wißt Ihr von diesem Abenteuer mehr zu melden, als ich eben hörte?"

Doch sie erwiderte: „Nein, Herr; Ihr müsset nun so zufrieden sein!"

Er warf seine düsteren Augen auf sie und sprach zu sich selber: „Was will das Weib? Denn nicht deinetwegen hat sie dich geladen; sie weiß, um wen die Pappel fallen soll!" Laut aber sprach er und richtete in seiner mächtigen Gestalt sich auf: „Ihr drücktet ein Beil in meine Hand!

Gott mög' mir raten; und mög' er auch bei Euch sein, edle Frau!"

Er hatte sich gewandt und war aus dem Gemach geschritten. Unten im Hofe führte ein Knecht sein Roß umher; er rief ihn und schwang sich in den Sattel; dann suchte das Tier durch Wald und Felder sich selber seinen Weg. Ob hoch am Himmel die Lerchen sangen, ob Falken und Elstern um ihn schrien, er hörte es nicht: gleich einem gebrochenen Manne hing er im Sattel; vor seinen Augen war immer nur sein schmächtiges Kind in eines Fremden Armen, dessen Antlitz er nicht erkennen konnte.

Erst als das Roß unter den Bäumen des Schloßberges hinantrabte, fuhr er empor und zog den Zügel an. Aber er wandte sein Tier und ritt zurück, er wußte selber nicht wohin; in seinem Kopfe war zu schmerzlich Wirrsal, das er weder schlichten noch zur Ruhe bringen konnte. Es dunkelte schon, da er zum zweiten Male heimkam und jetzt langsam in den Schloßhof einritt. — Nachts von seinem Bette, wo er mit gestütztem Kopf lag, trieb es ihn wieder auf: er fand sich plötzlich die Turmtreppe hinabsteigend; dann stand er hinten in dem Garten, den er seit Jahren nicht betreten hatte, und sah bald auf den Wipfel der großen Pappel, bald hinunter in die Tiefe. Ja, ja; sie drängte ihr mächtiges Gezweig hart an die Bergwand und oben an die Zinnen, er hatte sie lang' darauf nicht angesehen; auch der König konnte dort den Baum nicht dulden!

Dann stieg er zurück in seine Kemenate und warf sich wieder auf sein Lager; als aber im Zwielicht der Ton des Wächterhorns an sein Ohr drang, sprang er auf und holte drunten selbst ein Dutzend Knechte aus den Betten. Und da die Sonne aufgestiegen war, hallten donnernde Schläge durch die Burg und rissen alle aus den Betten, die noch in Morgenträumen lagen. „Baſ'! Baſ'! der Feind kommt!" rief Dagmar, jäh vom Kissen fahrend; und die alte Dame lallte, noch halb vom Schlaf befangen: „Bete, Kind! Bete! Wir sind arme Frauen!" Als aber Dagmar jetzt vor ihrer Bettstatt auf den Knien lag, richtete sie

sich mühsam auf und strich mit ihrer sanften alten Hand das wirre Haar von der Stirn ihres Lieblings: „Ei, Kind“, sprach sie, während die Schläge immer lauter dröhnten, „das ist die Holzaxt, es ist ja nimmer Krieg!“

Ein Rauschen wie von hundert Adlerflügeln, der Donner eines furchtbaren Sturzes machte in diesem Augenblick die dicken Scheiben des Gemaches klirren. Dagmar war totenbleich, und ihre Hand zitterte in der der Base; die aber lächelte: „Es ist ja nichts, Kind; sie haben einen Baum gefällt!“

Aber in Dagmars großen Augen stand der Schrecken: „Einen Baum? O Bas', ich dachte, der Himmel falle ein!“

Die Base schüttelte den Kopf: „Es kam ja von der Gartenseite; hörtest du das nicht?“

Dagmar griff plötzlich nach ihren Kleidern und begann sie über sich zu werfen. „Ja, Bas', ich glaub'; ich will hinab!“

„Du töricht Ding!“ rief die Base. „Was kümmert dich der Baum? Die Vögel sind ja kaum vom Nest geflogen!“

Aber das Kind, dem der Atem stockte, war selber schon hinabgeflogen; und die Alte faltete zum Morgengebet die Hände; durch das kleine Fenster fielen die ersten Morgenstrahlen.

— — Nicht lange danach trat der Schloßhauptmann in den Garten; die Dogge Heudan folgte ihm. Als sie bei den Zinnen hinaustraten, stand der Hund und schaute wie verwundert vor sich hin: die Pappel, wo war sie denn? Dann wandte er den Kopf und lief plötzlich in Sprüngen ein Stückchen seitwärts auf die Mauer zu.

„Dagmar?“ rief der Ritter. „Du hier? so früh?“

Sein Kind stand reglos an den Zinnen und starrte in die Tiefe: sie schien ihn nicht zu hören; ihre Händchen hielt sie übereinander auf die Brust gedrückt, als müsse sie den Tod gefangen halten.

„Dagmar!“ rief er angstvoll. „Was ist dir? Bist du krank geworden?“

Da wandte sie sich und sah ihn an.

„Kennst du mich nicht? Ich bin's, dein Vater!" rief er und zog sie mit sanften Händen zu sich.

Ein Schrei entfuhr ihr: „O, er kommt nimmer wieder!" Dann brach sie in ihres Vaters Arm zusammen.

5 Ratlos blickte er auf das schmale Antlitz: die Wimpern der geschlossenen Augen lagen ruhig auf den blassen Wangen; aber das Herz schlug so gewaltsam, als wollte es die kleine Brust zersprengen. Leis neigte er sich an ihr Ohr: „Dagmar, mein Kind, wer wird nicht wieder-
10 kommen?"

Ihre Lippen regten sich, aber ein Wort war nicht zu hören. „Wer, mein vielliebes Kind?" wiederholte er. „Ich will ihn suchen helfen!"

Da flog ein selig Lächeln über das blasse Antlitz:
15 „Rolf!" hauchte sie; und noch einmal wieder: „Rolf!"

„Weiter!" rief er hastig. „Wie weiter? Der Name läuft auf allen Gassen!"

Aber sie vermochte nur leis den Kopf zu wiegen, als sei das alles, was sie wisse.

20 „Rolf? Wer ist Rolf?" frug sich der Ritter. Zorn gegen den, der seinem Kinde das getan hatte, brauste betäubend in ihm auf; aber er durfte jetzt nicht schelten, was sie liebte: ihr Leben hing daran. Des Schreibers Gaspard Nachricht tauchte in ihm auf: ein Junker, ein
25 ritterlicher Mann doch mußte es gewesen sein! Da schlug ein furchtbarer Gedanke ihm durchs Hirn: „Dagmar", sprach er bebend, „besinne dich! Nicht wahr, er trug einen Rock, einen Gürtel mit Stickereien? War kein Wappentier, zahm oder Gewild, darauf gestickt?"

30 Er starrte lang' vergebens auf ihr Antlitz; dann bewegten sich ihre Augen unter den geschlossenen Lidern: „Ein Geier!" sprach sie leise.

Wie von jähem Stoß getroffen fuhr der Ritter auf: „Rolf Lembeck!" schrie er. „Verfluchter! Das gilt dir
35 deinen Tod!"

Das Kind aber schlang die Arme fest um seinen Hals: „Vater! mein Vater!" schrie sie. „O, ich sterbe!"

Der Augenblick, den des Königs Arzt vorhergesehen

hatte, schien gekommen. Zwiefach gespitzt hatte der Pfeil ihr Herz getroffen; sie sprach nicht mehr; erbarmungslose Gichter warfen den jungen Körper in ihres Vaters Armen hin und wieder.

Still trug der Ritter sein Kind ins Schloß zurück; 5 Heudan, die Dogge, folgte mit gesenktem Haupt.

„Mariä Heimsuchung!“ murmelte der Mann. „O, heilige Mutter, nimm mein Kind in deinen Schutz!“

— — Aber die Mutter Gottes war nicht die Hüterin der Minne. — Ein Bote auf schnellstem Rosse ritt nach 10 Schleswig, um einen sicheren Medikus zu holen; inzwischen legte die Base mit zitternder Hand kühle Binden um das Herz des Kindes, und ein Chirurg aus Haderslev ging ihr dabei zu Hülfe; am Fuß des Bettes stand der Schloßhauptmann: „Die Tränen helfen nicht!“ sprach er 15 leis und biß die Zähne aufeinander.

— — Als aber die Dämmerung herabfiel, brachen jenseit des Gartens junge, mutige Schritte aus dem Holz hervor; doch sie stockten plötzlich, da sie den Waldesrand erreichten. Es war lautlose Stille weit umher; nur eines 20 war anders, als es sonst gewesen: im Wege vor des Anschreitenden Füßen lag der gestürzte Baum, und droben über der Mauerzinne, wo sonst die Pappelblätter flüsterten, stand jetzt die leere Luft.

Dem drunten mochte bald wohl alles anders erschei- 25 nen; denn statt des dunklen Köpfchens mit dem Silberreife sah er plötzlich die Gestalt eines starken Mannes dort oben an der Mauer. „Rolf Lembeck!“ hörte er es wie im Traume herunterschallen; ihm war, als führe die Hand des Mannes nach dem Schwerte; es kümmerte ihn nicht, 30 es war nur wie Gespensterspiel vor seinen Augen. Wie es geworden, wann er von dort gegangen sei, er wußte später nichts darüber.

— — An manchem Tage noch, im Mondlicht und im Sonnenscheine, stand Rolf Lembeck unten an dem Waldes- 35 rand. Die Tage wurden kürzer, der September begann das Laub zu färben, und nur Krähen und Falken schrieen noch im Walde; aber fortan sah er droben nie ein anderes

als die kahlen Mauerzinnen, und kein Weg, keine Kunde war zwischen ihm und ihr.

Das waren Minnequalen, wie er noch nicht empfunden hatte, und sie gruben ihre Spuren in sein hoffnungs-
5 frohes Antlitz und löschten den Glanz in seinen blauen Augen.

O Minneleid, o sehnende Not,
Euch will ich tragen
Sonder Klagen
10 Vom Morgen- bis zum Abendrot;
Nur nicht, wovon zu sagen:
Kein Leben und kein Tod!

So klagte er. Aber sie, die eine, hörte es nicht; ein anderer war es, der ihre Hand zu fassen kam.

* * *

15 In der Kemenate der Base lag Dagmar; die Alte hatte ihrem Kinde den Platz geräumt und sich woanders hingebettet. Die Kranke war am Abend mit den Sterbesakramenten versehen worden; jetzt brachen die ersten Morgenlichter in das Zimmer.

20 „Mein Vater!“ rief sie.

„Ich bin bei dir, Kind!“ sprach der Schloßhauptmann, der die Nacht am Bette gewacht hatte.

„Hör'!“ sagte sie und hob einen Finger ihrer bleichen Hand. „Über uns, da oben auf der Hausfirst, sang die
25 Amsel!“

Er schüttelte den Kopf: „Du irrst dich, Dagmar; im Oktober singt keine Amsel; die Blätter fallen schon.“

„Ja, horch nur!“ sagte sie wieder. „Ich hör's; sie singet mir den Tod an!“ Und sie streckte sich lang auf
30 ihrem Lager und faltete die Hände unter ihrer Brust.

„Mein Kind, du weißt, sie singt auch dem Leben; aber ich höre keine Amsel.“

Sie antwortete nicht; nur ihr Haupt, das mit geschlossenen Augen auf dem Kissen lag, bewegte sich wie
35 verneinend.

Der Ritter sah auf sein Kind, und wie in schweren Zügen die kleine Brust sich hob und senkte; dann ward es stiller. Da streckte sie plötzlich wie in heftigem Gebet die Arme vor: „Nein, nein! O, noch nicht!“ rief sie angstvoll; „nur noch ein Weilchen!“ Dann wandte sie das Haupt, und mit weit aufgerissenen Augen blickte sie auf ihren Vater. 5

Er fuhr zusammen, denn er kannte diesen flimmernden Schein; die Seele schien ihn nur mühsam festzuhalten. „Sprich, mein Kind!“ sagte der Ritter sanft.

„Ich sterbe, noch heute!“ sprach sie hart, und ihre kleine Hand erfaßte mit festem Griff des Vaters Arm. „Ich hab' noch einen Erdenwunsch: Rolf Lembeck — zürne nicht!“ rief sie zagend. 10

Aber der verhaßte Name, den sie nimmer noch gesprochen hatte, war gleich eines giftigen Wurmes Stich ihm in das Herz gedrungen. „Nenn' den Verruchten nicht! Die Minne, die dich betörte, verwest mit deinem Leib im Grabe!“ 15

„Wer sagt das?“ rief sie heftig.

„Nicht ich, mein Kind; die heiligen Bücher sagen es, die Kirche! Du weißt es ja!“ 20

Ein Seufzer, wie ein Abschied von aller Erdenseligkeit, entrang sich ihrer Brust. Dann aber kam ein hastig Sinnen in ihre Augen, und ihre Hände strichen das wirre Haar sich von der Stirn. „Nein“, rief sie laut und richtete sich jäh empor, ein geisterhaftes Leuchten flog aus ihren Augen, „ich weiß es, Vater: die Minne ist stärker als der Tod!“ 25

Ein Lachen voll Verzweiflung scholl aus des Ritters Kehle: „Gott wird euch scheiden!“ rief er. „Dich wird er zu der Mutter seines Sohnes weisen; ihn, den Verfluchten, zum tiefsten Grund der Höllen. Tu' dein Gebet, daß Gott sein Bild aus deiner Seele reiße!“ 30

Da antwortete sie nicht mehr; aber ihre Hände hob sie betend auf, und flehend, daß kein Menschenherz ihr hätte widerstehen können, sprach sie: „Hilf du mir, lieber Herrgott! Nimm ihn mir nicht! Ich könnte sonst nicht in deinem Himmel leben!“ 35

Der starke Mann fiel nieder auf seine Knie: „Sprich, Kind! — Alles, was du willst!“

Sie hatte sich mit beiden Armen aufgestemmt, mit aufgerissenen Augen sah sie ihren Vater an: „Rolf Lembeck!“ flüsterte sie heiser. „Weiter nichts!“ Sie hatte dem Tod die Worte abgerungen; nicht Dagmar war es, nur ein Gespenst von Dagmar saß an ihrer Stelle. „Lad' ihn zu meiner Leiche, Vater! Sein Auge soll auf mir ruhen; noch einmal! Dann“ — die Stimme brach ihr plötzlich — „laß ihn ziehn in Frieden!“

Ihr Mund war stumm; sie sank auf ihre Kissen.

Die Base war inzwischen leis hereingetreten und kniete neben ihr. „O Kind, und in solcher Törnis[1] willst du uns verlassen!“ murmelten die alten Lippen; aber die Kranke regte sich nicht mehr. Der Ritter sprach zu sich: „Es ist alles aus, mein Leben mit dem deinen!“ Er legte lind die Hand auf Dagmars Stirn und sagte: „Es soll geschehen, wie du es willst, mein Kind!“ Und wie ein Lächeln flog es noch einmal über ihr Antlitz, sie lebte noch.

Aber da ihr Odem schwächer wurde und er sah, daß ihre Seele fliehen wollte, ging er zu einem Lädlein, darin geweihte Kerzen lagen, noch von dem großen Sterben her. Er nahm eine heraus und entzündete sie an dem Lämplein, das noch brannte. „Für mein Letztes!“ sprach er und trat wieder zu seinem Kinde; dann faßte er ihre feinen Hände und schloß sie um die brennende Totenkerze und legte die seinen sorgsam noch darüber, daß nicht ein Tröpflein heißen Wachses sie von ihrem letzten Pfad zurückschrecke. Still harrend saß er auf der Kante des Bettes; die neben ihm knieende Base sprach: „Gott hat dir ein Lichtlein geben; das leucht' dir ins ewige Leben!“ und beide sahen, wie die Flamme von dem Odem der Sterbenden immer schwächer bewegt wurde. Da plötzlich flackerte die Kerze und erlosch; ein leichter blauer Qualm zog durchs Gemach. „Dagmar, mein Kind! O süße Dagmar!“ rief der Mann; aber Dagmar hatte sanft ihr Haupt

[1] Betörung.

geneigt, und eine schöne Tote lag jetzt auf den Kissen. Die Base sprach: „Auf Wiedersehn in Gottes Himmelreich!"

Der Schloßhauptmann, der die erloschene Kerze fortgelegt hatte, sah jetzt finster auf die Leiche seiner Tochter: „Sein Name war dein Letztes." — Er ging zur Tür und schellte.

Eine alte Dienerin war eingetreten. „Meine Tochter Dagmar ist nicht mehr auf Erden", sprach er und schwieg dann plötzlich; das Knochengespenst des Todes, der ihm sein Kind genommen hatte, stand vor seinem inneren Auge, aber statt des nackten Schädels trug es den schönen Kopf des jungen Ritters Lembeck auf den Schulterknochen. Und aus der lang' verschlossenen Falte seines Herzens schoß der Jähzorn ihm ins Hirn und fegte es leer von Verzweiflung und Leid, die es erdrücken wollten. Und in ihm sprach es: „Es soll geschehen; ich hab' mein Wort gegeben; doch — umsonst, Rolf Lembeck, sei auch nicht der ärmste Tropfen deines Minneglücks!" Dann wandte er sich wieder zu der Dienerin: „Versteh' mich, Sine[1], und künd' es auch den anderen: drei Tage lang, bis ich eure Zungen löse, geht über den Tod nicht Kunde aus unseren Mauern! Das Zügenglöcklein[2] soll nicht läuten; bestelle mir sogleich Ambrosius, meinen alten Diener; laß den Priester in meinem Gemache unten mich erwarten!"

* * *

Im Hofe zu Dorning saß gegen Abend des nächsten Tages der Ritter Rolf Lembeck unter der Burglinde. — Er war allein; noch am Tage seiner Rückkunft, als vorher die Pappel und sein Glück gefällt worden, hatte Frau Wulfhild eilig nach ihrem Hof in Holstein müssen: zwischen Meier und Gesinde, so hatte sie gesagt, sei Unfriede ausgebrochen und die Gegenwart der Herrin nötig worden. Aber es lag wohl Tieferes am Grunde; im Augenblick der Abreise hatte Rolf einen Zug wie von versteiner-

[1] Abkürzung für Gesine. — [2] Sterbeglöcklein.

tem Entsetzen in ihrem Antlitz wahrgenommen; die Leidenschaft zu ihrem Eheherrn schien völlig ausgelöscht. Nach ihrer Abfahrt hatte der Junker Bookwald ihm geplaudert: es heiße, Hans Pogwisch, des Ritters Vorwirt,
5 sei nicht durch seine Wunde, er sei durch Gift vom Leben in den Tod gekommen; so werde in der Gesindestub' geredet; woher es komme, wisse er nicht; als aber die Schürzenmagd[1] es an die Frau vertragen, sei die zum Tod erschrocken worden und habe ihr zornig Schweigen auf-
10 erlegt, was doch nicht habe helfen wollen.

Darüber grübelte der Ritter, und seine Augen folgten achtlos, wie der Abendschatten allmählich den Brunnen und den ganzen Hof bedeckte. „Darum auch!“ sprach er leise; „sie wollte keinen mit sich haben; nicht mich, nicht
15 Gaspard — den am wenigsten!“ — Dann flogen die Gedanken mit ihm nach dem Inseldorfe Borgsum; was er mit seinem Vater dort am Bau geredet hatte, kam ihm zurück: er hörte wieder das Lachen des alten Herrn bei der Geschichte von dem Orlamünder: „Geduld, mein
20 Sohn! Was dies Weib dir wert ist, wirst du erst sehn, wenn dich der Däne überfällt! Und — mit den Schauenburgern muß man sachte gehen!“ Als aber der Tod des Pogwisch dann zur Sprache kommen, war er still geworden; einen Stein hatte er vom Boden gehoben und in
25 den Bau geworfen. „Herrin auf Dorning und eine Gifthexe?“ hatte er überlaut gerufen. „Nein, Rolf, das soll sie nicht, und wenn sie des großen Carol[2] Tochter wär'! Ich helfe dir, mein Sohn; aber — Geduld! denn stumpfe Pfeile erlegen dir kein Wild!“

30 Er fühlte noch, wie ihm der Atem derzeit bei diesen Worten frei geworden, wie lind die Nachtluft durch sein Haar gestrichen, da er sie später und vergebens ihr entgegentrug. — Leis und in Qualen rief er ihren Namen.

Es dunkelte mehr und mehr, und der Ritter war auf-
35 gestanden, um in die Burg zurückzugehen; da drang ein dröhnender Ton vom Außentor herein, das schon ge-

[1] Die jüngere Magd. — [2] Karls IV., des deutschen Kaisers.

schlossen war; dort hingen Schalltafel und Hammer in Ketten an dem Pfosten; es hatte jemand angeschlagen, um Einlaß zu begehren. Dann knarrte das größere Tor, und bald schritt aus der Einfahrt einer der Wächter über den Hof und meldete: „Ein Bote vom Schloßhauptmann zu Haderslevhuus!“

„So spät?“ Rolf Lembeck war es, als habe er unsichtbar einen Schlag erhalten. „Laß ihn hieher kommen!“

Es ritt dann einer in den Hof, und als er näher kam, erkannte der Ritter bei dem Mondlicht, das über den Seitenbau hereinschien, daß er bunt und lustig gekleidet war: von der Achsel hing ihm ein lichtrot Seidengeschnür, auch solche Feder von der Haubenkappe. Als er aber schwerfällig von seinem weißen Pferd gestiegen und, das Tier dem Knechte übergebend, mit entblößtem Haupte vor den Ritter getreten war, sah dieser, daß es ein alter Mann sei, dessen weißer Knebelbart über einem zahnlosen Munde hing.

Der verneigte sich und begann eine lange, kaum verständliche Ansprache; doch der Ritter fiel ihm in die Rede: „Ich hab' keine Lust am Überflüssigen; mach' es dir bequem, sag's kurz, was dein Herr von mir begehrt! Mir klang's, als sollt'st du mich gar zur Hochzeit laden?“

„Ihr habet recht gehört, Herr Ritter“, sprach der Bote; „ich aber dank' Euch für den Richtsteig.“

„Zur Hochzeit?“ frug Rolf Lembeck sinnend. „Man pflegt sonst solche Ladung am hellen Morgen zu bestellen!“

„Verzeihet, Herr! Ich bin nur der älteste der Knechte und bin geritten, wie der Herr mich ausgesandt.“

„So sprich denn, wessen Hochzeit gilt es? Will Euer Herr der Witwenschaft Valet geben?“

Da schien der Bote sich mühsam aufzuraffen, und erst nach einer Weile sprach er: „Die Jungfrau Dagmar, des Herrn letztes Kind ist es, zu deren Festtag ich Eure Gegenwart erbitten soll.“

Der Ritter schwieg, in seinem Hirn erstickte er den Schrei: „Du lügst!“ Nur sein Antlitz wurde braun und wieder blaß; aber der Bote sah es nicht, denn der Ritter

saß im tiefen Lindenschatten. Mit trockener Stimme sprach er endlich: „So sag' mir, wie heißt der Mann, dem solch Glück gefallen ist?"

„Herr", erwiderte der Alte, „ein schneller Freier ist es gewesen! Ich sah ihn nicht, und ward sein Name mir nicht genannt; doch soll er weit in der Welt bekannt sein. Es fehlt an ritterbürtgen Zeugen; drum wollet der Jungfrau die erbetene Ehre antun! Wenn Ihr mit Mondesaufgang kommet, wird es recht sein!"

Wieder schwieg der Ritter, und der Bote stand harrend vor ihm. Einzelne Knechte mit trüben Hornleuchten gingen über den Hof, und wenn im Flügel die Tür nach der Gesindestube aufging, flog ein Lichtschein durch die Mauerschatten; im Brunnen fielen die Tropfen von dem Eimer tönend in die Tiefe. Da kam ein junger Schritt vorüber. „Gehrt, bist du es?" rief der Ritter.

„Ich bin es, Herr!"

„So nimm den Boten mit dir und laß ihm guten Trunk geben!"

„Und was für Kunde", frug dieser, „bring' ich meinem Herrn?"

„Geh nur! Wo Jungfrau Dagmar hochzeitet, darf ich nicht fehlen!"

Sie gingen, und der Ritter saß wieder auf der Lindenbank. Vergebens bohrte sein Verstand an diesen Rätseln; aber in seinem Inneren kochte es vor Weh und Grimm.

* * *

Am nächsten Tage, da schon die Abendschatten fielen, stand in einem Burggemache Gaspard der Rabe vor seinem Herrn; die Augen des klugen Gesichtleins blickten fast ermüdet. „Du siehst übel aus; was ist dir?" sprach der Ritter, der mit aufgestütztem Arm am Tische saß.

„Herr, für uns ist üble Zeit", erwiderte der Schreiber und sah dem anderen in die verwachten hohlen Augen. „Wenn Ihr's erlaubt, Ihr gleichet selber kaum einem Hochzeitsgast!"

Ein schweres Atmen war die einzige Antwort. „Herr!“ rief Gaspard plötzlich, „gehet nicht, wohin man Euch geladen hat!“

Wie abwesend sah ihn der Ritter an: „Meinst du? Weshalb nicht, Gaspard?“ 5

„Verzeihet, wenn ich von Euren letzten Tagen mehr weiß, als Ihr denket“ — und Gaspard ließ den Kopf auf die Seite sinken — „Ihr seid doch unschuldig in Eurem Herzen! Herr, trauet nicht den Dänen!“

„Du weißt, mich hat kein Däne geladen!“ 10

„Er ist des Königs Mann.“

Tonlos erwiderte der Ritter: „So sprich, wenn du Unholdes von ihm wahrgenommen hast!“

„Herr!“ sprach Gaspard und legte die Hand auf seine schmale Brust; „soweit unsere Herrin nicht meinen Dienst 15 begehrt, der er vorab gehöret, sind Kopf und Hand die Euren! Ich bin noch in der Nacht dem Boten nachgegangen und habe bis zum Morgenrot die Burg umschlichen, dann noch von Vormittag bis Mittag: es ist, als sei sie zugemauert; kein Tor, kein Schlupfpförtlein hat sich auf- 20 getan; ich hab' nichts wahrgenommen. Doch — was soll Euch die Hochzeit? — Der Schloßhauptmann wird einen dänischen Junker sich geholet haben und mit dem das arme Kind zusammenschmieden lassen. Euch aber wird man aus den Hochzeitsbechern Hohn und Weh zu trinken geben! 25 Wer weiß, Ihr trinket wohl den Tod daraus! Bleibt, geht nicht, lieber Herr!“

Er wollte ihm zu Füßen fallen; aber Rolf ergriff ihn bei den Schultern und sah mit blitzenden Augen in die seinen: „Da du es ehrlich meinst, so hör' mich, Gaspard!“ 30 Er schrie es, daß es in dem weiten Raume von den Wänden hallte: „Und wenn auch in den Tod, ich muß! Dies Kind hat mir die Seele ausgetrunken!“

„Ruf' mir den Junker!“ fuhr er nach einer Weile fort. „Er soll mein schwarzes Gewand bringen; das ziemt mir 35 bei dieser Hochzeit! Und auch — mein allerschärfstes Schwert! — Ihr beide, wenn's euch gelüstet, dürft mich begleiten!“

— — Um ein paar Stunden später ritten sie dahin, und schon trabten die Pferde in dem Sandweg und im Schutz des dunklen Waldes. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, und Wolken zogen über den Mond; über 5 ihnen rauschte es in den Wipfeln. Rolf Lembeck, der voranritt, hatte auf dem Weg kein Wort verloren; als sie der Burg sich nahten, drückte er die linke Faust auf seine Brust, als müsse er dem Blute wehren, sie zu sprengen. Auch Gaspard hatte genug an Sorg' und Neubegier und 10 ließ die Zunge ruhen; nur Junker Gehrt stieß mitunter seiner Stute die Sporen in die Weichen, daß sie wild emporstieg; er mußte seinem inneren Jauchzen Luft geben, denn er dachte an den Reigentanz mit holdgeschmückten Jungfräulein, dem er entgegenreite.

15 „Gaspard!" rief er; „mir ist — hört Ihr die Flöten und Geigen von der Burg herunter?"

Doch Gaspard lachte verdrossen: „Euch Jungen ist leicht gepfiffen; ich hör' die Wetterfahnen auf den kleinen Türmchen kreischen."

20 „Ei was! Ihr habt doch feine Ohren!"

Aber er blieb ohne Antwort. Sie wandten die Pferde in den finsteren Baumgang und trabten den Anberg[1] zu der Burg hinauf. Ein heller Schein drang durch zwei offene Tore und über der Ringmauer ihnen entgegen. 25 „Joseph und heilige Jungfrau!" rief der Junker; „da brennt das Wachs von einem ganzen Sommer!"

„Ja, Junker", sagte Gaspard, „Eure Jugend wird nicht verborgen bleiben."

So ritten sie über die Brücke durch die Torfahrt in 30 den inneren Hof, wo der gewaltige Bau vor ihnen aufstieg; aus seinen vielen kleinen Fensterhöhlen schoß eine Flut von Kerzenstrahlen auf sie zu, nur links am Flügel ragte der stumpfe Turm lichtlos in die Sternennacht. Ihren geblendeten Augen war der Hof bis an die Mauern 35 voll von Menschen; aber ein hochzeitliches Treiben schien es nicht; es war, als ob sie nur die Köpfe wandten und leise zueinander raunten.

[1] Anhöhe.

Als die Reiter von ihren Rossen gesprungen und Diener vorgetreten waren, die ihnen die Tiere fortführten, stand ein großer Mann mit todblassem Antlitz unter grauem Haupthaar vor dem Ritter; zwei Diener mit Windlichtern, deren Flammen im Nachtwind wehten, waren ihm zur Seite. Da die Herren sich im Fackelscheine sahen, stutzten sie einen Augenblick, ein jeder über des andern schwarze Tracht; dann sprach der graue Mann: „Nehmt Dank, Herr Ritter, von mir und für mein Kind! Ihr durftet hier heut nicht fehlen!“

„So dacht' ich auch“, erwiderte der andere beklommen. „Doch wollet mich nun führen, Herr Schloßhauptmann, auf daß ich Wunsch und Ehrerbietung der Braut zu Füßen lege!“

Der alte Ritter, der seinen Gast mit starrem Aug' gemustert hatte, neigte das Haupt und faßte dessen Hand; die Diener mit den Lichtern schritten ihnen voran, durch die schweigenden Menschen dem Treppenturm im Hochbau zu. Als sie hineintraten, blickte Gaspard, der mit dem Junker folgte, durch eine offene Tür, die seitwärts in die untere Halle ging; es brannten viele Kerzen dort, sonst war es leer; nur mitten auf den Fliesen schlief ein großer Hund.

Aber der Hausherr führte sie die Wendelstiege zum oberen Stock hinan. Da sprach Rolf Lembeck im Emporsteigen: „Der Hof ist voll Menschen, Herr; was ist es so totenstille hier?“

Der Schloßhauptmann aber warf das Haupt zurück: „Mein Kind hat viel Leid gelitten“, sprach er; „es bedarf der Ruhe.“

Sie waren in eine große Halle eingetreten, an deren einer Seite sich viele Türen, im Grunde ein geschlossenes Doppeltor befand; vor diesem war ein niedriger Aufbau, mit weißem Sammettuch behangen; an beiden Seiten der Halle standen Männer und Frauen, alle in feierlicher Ruhe und in schwarzen Gewändern; nur an dem Doppeltor stand ein Priester in weißem Meßkleid.

Dem jungen Ritter, da er sich umsah, ward der Atem

schwer. „Herr Schloßhauptmann“, sprach er wieder, „wollet mir sagen: ich sah noch nimmer eine Hochzeit mit so dunklen Gästen!“

Der aber erwiderte: „Seit drei Tagen hat mein Kind
5 sich Schwarz zur Leibfarbe angenommen; es ist wohl seltsam, doch es ist mein letztes — so muß ich ihr den Willen tun. Geduldet Euch, die Braut wird bald erscheinen!“

Rolf Lembeck schwieg, und unter all den Menschen war es wieder lautlos still.

10 Da nahte sich ein Rauschen hinter den geschlossenen Toren, ein Zug von langsamen Schritten wurde hörbar, und indem die Tore sich öffneten, scholl, von jungen Frauenstimmen gesungen, ein „De profundis“ wie von den Sternen nieder.

15 Ein Schauer schlug Rolf Lembeck durch die Glieder; aber schon hatte der Zug der Jungfrauen die Schwelle überschritten. Er streckte sich und hob den Kopf; so stand er wie erstarrt, und nur sein Auge wurde wie das eines Raubvogels. Er sah die singenden Jungfrauen eine Toten-
20 lade von den Schultern heben und sie auf die Sammetbühne niederlassen; er sah in weißen Sterbegewändern ein Weib — nein, nicht ein Weib; aus weißen Binden sah ein totes Kinderantlitz — da ließ der Bann von ihm: ein furchtbarer Schrei scholl durch die Halle. Der Gesang
25 riß ab, und mit erhobenen Armen brach Rolf Lembeck durch die Menschen; er stürzte sich über den Sarg und preßte seine Lippen auf das tote Antlitz seiner Liebe: „O Dagmar, das ist unsere Hochzeit!“

Da ging ein Rauschen durch die Menge, die Schwerter
30 flogen aus den Scheiden, und Schrei und Rufe schollen durcheinander: „Wer ist's? Der Lembeck? Packt den Tollen, den Leichenschänder! Schlagt ihn nieder!“ Der Priester aber streckte die Hände nach dem Kühnen und schrie: „Anathema!“ Nur der jungen Sängerinnen eine, die der Blick
35 aus seinem blauen Aug' gestreift hatte, sank in die Knie und betete: „O Gott der Liebe, erbarm' dich ihrer beider!“

Rolf Lembeck regte sich nicht, sein scharfes Schwert hing ruhig in der Scheide. Plötzlich drang ihm die Stimme

Gaspards in das Ohr: „Flieht! Flieht, Herr! Der Junker und ich versperren hier den Weg!"

Er riß das Haupt empor; er sah die Schwerter glitzern, und wie Gespenster drangen die schwarzen Gestalten auf ihn ein; schon fiel Gaspard neben ihm zu Boden; da fuhr 5 es wie düsterer Wetterschein ihm durch das Hirn: noch eines Atemzuges Dauer, dann hob er mit jähem Griff die tote Liebste aus ihrer Lade und entfloh. Durch den tobenden Lärm, der sich erhob, klang die mächtige Stimme des Schloßhauptmannes: „Zurück! — mein Kind — mein 10 Fest — und auch der Verfluchte!"

Aber Rolf Lembeck war nicht mehr in der Halle. Die Tote an sich pressend, die Augen wie im Wahnsinn auf das süße, starre Antlitz heftend, war er durch den dahinter liegenden Saal geflohen; die Tür genüber warf er eben zu. 15

Der Saal war leer: die Kerzen flammten; Rolf aber floh, er wußte nicht wohin; nur irgendwo allein, in Sicherheit mit ihr! Nur eine, noch eine stille letzte Stunde mit der Toten! Ob jemand folge, daran dachte er nicht; er kam durch eine Tür in kleine, düstere Gemächer, wo 20 nur ein Mondstreif auf das stille Antlitz fiel; eine Treppe tiefer öffnete er eine große Tür, da schlug der Kerzenglanz aus einer weiten Halle ihm entgegen; von der Mitte des Fußbodens erhob sich ein gewaltiger Hund und rannte mit heiserem Knurren auf ihn zu. Rolf schloß die Tote 25 fester an sich und hatte schon die Hand am Schwert, da sprang das große Tier mit zärtlichem Winseln an ihm auf. „Heudan, du bist es, Heudan!" rief er und stand einen Augenblick und legte die Hand liebkosend auf den Kopf des Tieres. 30

Aber drüben von der Turmtreppe aus trat die furchtbare Gestalt des Schloßhauptmannes ihm entgegen; ein Wutschrei flog zu ihm hinüber, da floh er durch dieselbe Tür zurück und warf sie hinter sich ins Schloß. Noch einen finsteren Raum, dann stieß sein Fuß an eine Trep- 35 penstiege; er klomm hinauf, da kam es hinter ihm — nein, es war nur der Hund. Die Treppe wand sich höher, nur hier und da ein Mauerloch, durch das die Nachtluft

zog, dann ihm zu Häupten eine offene Luke. Er stieg hindurch und warf sie zu.

Es war die Platte des stumpfen Turmes, die er erklommen hatte; vom Hofe drunten kam kein Laut herauf,
5 es schien dort alles leer geworden. Sanft rauschte der Lindenwipfel aus der Tiefe, denn der Abendwind war fast entschlafen; über ihm flammte der Himmel in seinen Millionen Sternen, und von Süden schimmerte die Bucht des kleinen Beltes; über die Wasser hatte der Mondschein
10 eine Brücke von Licht geworfen.

Rolf lag auf beiden Knien, die Liebste in seinem Schoß. „Weg mit den Totenbinden!" sprach er leise und löste die breiten, weißen Bänder, die das zarte Haupt umschlossen hielten: wie traurige Freude flog es durch
15 seine Augen, als jetzt das schwarze Seidenhaar hervorquoll: „Ja, du bist es, süße, heilige Dagmar!"

Da schollen Schritte von der Wendelstiege her; rasch und zornig kamen sie herauf. Er sprang empor, er lief zur Brüstung und hielt die Tote auf beiden Armen in
20 den weiten Himmelsraum hinaus: da war noch Platz für sie und ihn; auf Erden nicht mehr! — Plötzlich wandte er den Kopf, die Falltür war aufgeschlagen, und mit halbem Leibe ragte die Gestalt des Schloßhauptmannes daraus hervor. Aber er stieg nicht weiter; mit entsetzten
25 Augen streckte er die Arme aus und rief in bitterem Flehen: „Rolf! Rolf Lembeck, gib mir mein Kind! Was gilt dir noch der tote Leib?"

Der aber wandte seine Augen wieder zu dem bleichen Antlitz: „O Dagmar!" rief er; „Süße, Selige! Breit'
30 deine Flügel nun und nimm mich mit dir!" Er schlang die Arme fest um ihren Leib; da war mit einem Satz der greise Mann ihm in dem Rücken; er stürzte vor und griff nach ihm, doch seine Faust fuhr in das Leere. Ihm war, als flög' ein Schatten ihm vorüber; er sah jenseit der
35 Brüstung, wie droben in der Sternennacht, die Sterbekleider seines Kindes wehen; dann nichts mehr, nur von untenauf der Nachhall eines schweren Falles. Der Abendhauch fuhr über die leere Turmdecke; der Hund stand

mit den Vordertatzen auf den Zinnen und sah winselnd in die Tiefe.

Da war sein Zorn als wie ein Rauch verflogen; er fiel auf seine Knie und faltete die Hände: „Herrgott, so nimm sie beide gnädig in dein Reich!“ Und über ihm flimmerten die Nachtgestirne in ihrer stummen, unerschütterlichen Ruhe. 5

— — So endeten zwei schöne Menschenblüten, und so endet diese Märe; es war, wie es in unserem alten Liede[1] heißt: „daß Liebe stets nur Leiden am letzten Ende gibt“. 10

* * *

„Und die anderen?“ fragt ihr, „was ward aus denen?“

— Die anderen? — Ich habe von ihnen weiter nichts erkunden können; es gab ja Klöster derzeit, in die hinein sich ein beraubtes, auch ein verpfuschtes Leben flüchten konnte! Was liegt daran? Die Geräusche, die ihre Schritte machten, sind seit Jahrhunderten verhallt und werden nimmermehr gehört werden. 15

[1] Dem Nibelungenlied.

Zerstreute Kapitel

(1870—76)



Einleitung des Herausgebers.

Die Sammlung der „Zerstreuten Kapitel“ ist erst nach und nach aus einzelnen Stücken zusammengesetzt worden, die in den Jahren 1870—76 entstanden sind. Der Plan, der wohl dem erneuten Lesen von Heines „Reisebildern“ seinen Ursprung verdankt, taucht zuerst im Frühling 1870 auf; seit dem Jahre 1867, in dem die Erzählungen „In St. Jürgen“ und „Eine Malerarbeit“ entstanden, war es der erste, den Storm zu einer selbständigen Arbeit entwarf. Der Dichter glaubte damals, zu mehr reiche seine Kraft nicht mehr aus. Am 30. April schrieb er an seinen Sohn Ernst, daß der Gedanke des neuen Buches anfange, Fleisch zu werden. „Hier und dort wird eine kleine Partie zu Papier gebracht“, und in vierzehn Tagen hoffte der Dichter ein Kapitel senden zu können. Aber erst am 14. Juni konnte er sein Versprechen erfüllen; er schickte den „„Amtschirurgus“ und „Heimkehr“, meinte aber, eine Umarbeitung sei nötig, weil er in dem zweiten Stücke mehr in die Erinnerungenschreiberei hineingeraten sei, als sich zu dem Anfange reimen wolle. „Es ist eine größere Aufgabe, als ich erst dachte“, schrieb er dem Sohne. „Noch weniger als ein geschlossenes Dichtungswerk erträgt diese Art auch nur einen bedeutungslosen Satz.“ Mit großer Strenge gegen sich selbst strich er daher in der Abschrift schon nach dem Gedicht „Kruzifixus“ manche Worte und Sätze, über deren Umfang und Bedeutung nur die verlorengegangene erste Niederschrift selbst Auskunft geben könnte. Die zwei Stücke erschienen 1871 ohne besonderen Titel als erste der „Zerstreuten Kapitel“ im Februarheft von „Westermanns Monatsheften“.

Die nächsten Stücke, die wahrscheinlich nebeneinander entstanden, waren „Zwei Kuchenesser der alten Zeit“ und das im Frühjahr 1871 ausgearbeitete Stimmungsbild „Eine

Halligfahrt“. Während beide im Oktober 1871 in „Westermanns Monatsheften“ erschienen, machte sich Storm, „so sauer es mir wird“, wie er am 29. September 1871 an Ernst schrieb, von schweren Nahrungssorgen bedrückt, an den sittengeschichtlichen Abschnitt „Wie den alten Husumern der Teufel und der Henker zu schaffen gemacht“. Dieses im Februar 1872 in den „Monatsheften“ veröffentlichte Stück fand in der Buchausgabe der „Zerstreuten Kapitel“, die Anfang 1873 bei Paetel in Berlin herauskam, keine Aufnahme und ist erst wieder 1913 in dem Nachtragsbande zu der „Neuen Ausgabe der Sämtlichen Werke“ von Fritz Böhme ans Licht gezogen worden. In dem Bändchen der „Zerstreuten Kapitel“ standen neben den Kapiteln: „Der Amtschirurgus“, „Heimkehr“, „Zwei Kuchenesser der alten Zeit“ auch „Eine Halligfahrt“, „Draußen im Heidedorf“, Gedichte und „Die neuen Fiedellieder“.

Während des Sommers 1872 schrieb der Dichter an „Lena Wies“, einem Stücke, das er am 1. September an Emil Kuh schickte und zur Veröffentlichung der „Deutschen Jugend“ überließ. Die Stelle über die Freigläubigkeit Lenas wurde in dem Druck in dieser Jugendzeitschrift weggelassen. Ein Jahr später folgte im Oktober- und Novemberheft von „Westermanns Monatsheften“ ohne den späteren Titel und ohne Kapitelüberschriften das aus vier Teilen bestehende Stück „Von heut und ehedem“, das, wie Storm seinem Freunde Brinkmann berichtete, am 25. Februar 1873 bereits über dreiviertel fertig war. Zusammen mit „Lena Wies“ und anderen Novellen bildet es den Inhalt des 1874 erschienenen und Paul Heyse gewidmeten Bändchens der „Novellen und Gedenkblätter“. Nachdem 1876 „Von Kindern und Katzen“ als letzter Teil entstanden und der „Deutschen Jugend“ zur Veröffentlichung überlassen war, folgte die ganze Reihe „Amtschirurgus“, „Heimkehr“, „Lena Wies“, „Von heut und ehedem“, „Zwei Kuchenesser der alten Zeit“, „Von Kindern und Katzen und wie sie Nine begruben“ zum ersten Male gemeinsam 1877 im achten Bande der Gesamtausgabe.

Die ganze Sammlung ist eine seltsame Mischung von Wahrheit und Dichtung, von anmutig erzählten sachlichen Angaben, von Jugenderinnerungen und novellistisch zurechtgestutzten Nachrichten aus der Vergangenheit, die auf Erzählungen der Groß-

mutter beruhen, von anmutiger Heiterkeit und tiefer Schwermut. Heyse hatte recht, wenn er meinte, „man kann den kompletten Storm nirgend so bequem in die Tasche stecken, wie in diesem Büchlein“. Allerdings werden nur dichterische Feinschmecker mit
5 diesen abgerissenen Stücken etwas anzufangen wissen, und nicht jeder wird die Mühe zu würdigen verstehen, die sich Storm gerade mit ihnen gegeben hat. Emil Kuh, der nur das Fehlen deutlicher Abschnitte zu tadeln hatte und die Ein- und Ausgänge schärfer gekennzeichnet wünschte, wurde an Kerners „Reise-
10 schatten“ erinnert. Bei Storm spiele, wie er am 28. August 1873 an seinen norddeutschen Freund schrieb, die Erinnerung dieselbe Rolle wie die Einbildungskraft bei Kerner. Mit Recht betonte er die wundersam zarte Wirkung und gestand, daß die Sammlung Stellen von unvergleichlicher Schönheit enthalte. Auf die
15 Verwandtschaft mit Dickens wies Ferdinand Tönnies hin, und ganz gewiß läßt sich eine Ähnlichkeit mit Thackeray und Washington Irvings „Skizzenbuch“ feststellen, die ebenfalls von Tönnies bemerkt wurde.

„Der Amtschirurgus“, an dem Mörike seine besondere Freude
20 hatte, gibt eine geschichtliche Gestalt, einen Amtsbader Kaufmann, wieder, der seinen Laden am Husumer Markt hatte und von Storm mit einem Schulfreunde wirklich einmal auf dem Husumer Rathaus besucht wurde. Ganz seiner eigenen Kindheit entnahm Storm die Schilderung der Redefeierlichkeit. Von dem jüdischen Handels-
25 freunde und dem Rathauswirte, deren Namen Kobes festgestellt hat, bis auf den Klarinette blasenden Doktor Kühlmann erscheinen Persönlichkeiten Husums. Mit Vergnügen liest man diese anmutigen Schilderungen und erfährt von Storms frühesten dichterischen Versuchen. Das trutzige Gedicht zeigt einen Wende-
30 punkt an. Statt der Heiterkeit herrscht eine tiefe Traurigkeit, statt breit ausgeführter Bilder folgen kurze Erinnerungsstückchen ohne Übergang. Alle diese Erinnerungen sind wehmütiger Art, und was sie zusammenhält, das ist das schmerzliche Lied von der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Nie hat Storm dieses Lied,
35 das Wilhelm Jensen aus dem ganzen Werke am meisten gefiel, voller gesungen, ja die paar Seiten von der „Heimkehr“ gehören zu dem Schwermütigsten, was er überhaupt geschrieben hat. Storm selbst meinte am 25. Februar 1873 zu Brinckmann, durch

sein schmerzliches Sinnen über die Unlösbarkeit des Lebensrätsels sei eine nicht zu verachtende Hymne auf die Vergänglichkeit entstanden. Ob er einer Jugendliebe gedenkt oder eines anmutigen Mädchens, das er als vertrocknete Jungfer wiederfindet, ob er sich des Jugendfreundes Georg Friedrich von Ritell erinnert, der bei Idstedt schwer verwundet wurde und im Lazarett auf Schloß Gottorf starb, oder ob er seine trübe Betrachtung über die Rolle der Redlichkeit in der Welt anstellt, überall dieselbe Vergänglichkeitsstimmung. Mörike und der alte Prediger Jobst Sakmann werden zu diesem Zwecke herangeführt und ebenso alte Kirchhofssprüche mit ihrem traurigen Inhalte.

Ganz auf dem Boden nüchterner Lebensweisheit steht das Denkmal, das Storm der Lena Wies gesetzt hat. In dem Abschnitt „Theodor Storms Leben und Werken" (Bd. 1, S. 10*) ist auf die Bedeutung dieser Märchenerzählerin für den Knaben hingewiesen worden, die in Wirklichkeit Magdalene Jürgens hieß und 1797 bis 1868 lebte. Storm hat Emil Kuh gestanden, daß die Schilderung buchstäbliche Wahrheit sei, die er nur in seiner Weise niedergeschrieben habe; 1868, kurz vor ihrem Tode, hat er der Schwerkranken jenen Besuch abgestattet, den er in seiner Schilderung erwähnt. Der alte, ungebrochene Handwerkerstand, der Hüter guter Sitte und berechtigten Herkommens, erhält hier ein schönes Denkmal. Ein ganz anderes Gepräge trägt „Von heut und ehedem", bei dem sich Storm, nach seinem brieflichen Geständnis zu Emil Kuh, nicht ganz sicher fühlte. Eigene Erlebnisse werden als Rahmen für die novellistische Wiedergabe einiger Abschnitte aus der Geschichte der mütterlichen Vorfahren, der Familien Feddersen und Woldsen benutzt. Die Einleitung gibt die Schilderung einer Reise zu den Hamburger Verwandten Scherff, bei der Storm die Wiedergabe eines Erlebnisses Konstanzens auf einer Fahrt von Husum nach Heiligenstadt mit einem düsteren Stücke verknüpft, das an „Heimkehr" erinnert. Ehe der Dichter die Bilder aus der Vergangenheit entrollt, kann er sich nicht versagen, einige Worte gegen Frömmelei voranzuschicken. Dann aber folgt an der Hand des Buches mit den Schattenbildern der Mitglieder der freundschaftlichen Gesellschaft, das noch heute im Besitz der Stormschen Familie ist, die reizvolle Schilderung der alten Zeit; die einzelnen Mitglieder sind zum Teil auch sonst bekannt; so

schildert der gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Husum weilende Schulmann G. F. Schumacher in seinen „Genrebildern aus dem Leben eines siebenzigjährigen Schulmannes“ den holländischen Arzt Jan de Bocq Tholen mit denselben Farben wie Storm. Das
5 Haus, in dem die Gesellschaft tagt, gehörte einem Urgroßvater des Dichters, es lag am Husumer Hafen und ist noch heute in einem Hinterflügel erhalten. Die einzelnen Familienmitglieder hat der Dichter getreu geschildert. Vom Großvater teilt er einen alten, echten Brief mit, den der Kaufmann der Verlobten aus
10 Frankreich schickte. In der Schwägerin, die bald dem Tode verfallen sollte, wird der Leser die Tante Fränzchen oder Fritzchen, wie sie in Wirklichkeit hieß, aus der Erzählung „Im Sonnenschein“ wiedererkennen. Wie dort hat Storm auch hier das unglückliche Mädchen älter gemacht, als es war; ihr Liebeserlebnis
15 fällt in die Zeit nach der Hochzeit des Bruders. Das Haus, das der Vater dem jungen Manne baut, ist das Haus, in dem Storm seine Jugend verlebte und später noch Tag für Tag eingekehrt ist. Über all diesen Schilderungen liegt ein Hauch anmutiger Verklärung, der bei den Erinnerungen des Großstädters Schu-
20 macher aus seiner Husumer Zeit fehlt. Wilhelm Jensen, der sich so gern in vergangene Zeiten vergrub, hat dies Zerstreute Kapitel besonders gefallen. An dem Dichter Storm zeigt es keine neue Seite; es ist aber sehr beachtenswert, daß er Erinnerungen, die er schon mehrmals dichterisch gestaltet hatte, nach
25 zwanzig Jahren wieder hervorholte und sich ganz in sie versenkte. Und nicht nur diese lose aneinandergefügten Blätter entstanden damals; fast gleichzeitig mit ihnen brachte es Storm fertig, in der herrlichen Erzählung „Beim Vetter Christian“ die Vergangenheit noch einmal in einem abgerundeten Bilde herauf-
30 zubeschwören.

Der letzte Teil ist wichtig für Storms Jugendgeschichte. Man erfährt aus ihm, wie früh das Grauen vor der Vergänglichkeit der irdischen Dinge den Dichter beherrscht hat und erfreut uns im übrigen durch hübsche Einzelzüge. Den Stoff für „Zwei Kuchen-
35 esser aus der alten Zeit“ soll Frau Friedlieb geliefert haben, die Gattin des Kieler Professors, eines geborenen Husumers, der von Seite seiner Mutter der Woldsenschen Familie entstammte. Nicht mit Unrecht ruft der Dichter am Schluß der Schilderung

E. Th. A. Hoffmann an; Hoffmannsche Gestalten sind die zwei Männer in der Tat.

Das letzte Stück hat Storm fast ganz dem eigenen Leben entnommen. Seine Tierliebe ist aus der Rolle, die Tiere in seinen Novellen spielen, genugsam bekannt; die Anhänglichkeit an Katzen zeigt das hübsche Gedicht „Von Katzen“ und zahlreiche Stellen aus den Briefen an die Braut. In dem Briefe vom 26. April 1876 an Heyse gesteht Storm, daß der erste Teil der Schilderungen fast buchstäblich, der letzte ganz der eigenen Kinderwelt entnommen ist. Der Taubenschlag wird noch jetzt in Storms damaligem Husumer Haus gezeigt, und das Begräbnis schildert er ganz ähnlich seinem Berliner Freunde Eggers am 21. März 1857 in einem Briefe aus Heiligenstadt.

Die Quellen für die „Kulturhistorischen Skizzen“ hat Storm getreu angegeben. Wir sehen, daß es sich ausschließlich um Husumer Verfasser handelt, die er sehr anmutig, aber in den Abschriften nicht immer ganz wortgetreu auszieht. Für die vorzeitlichen Novellen sind diese „alten Tröster“, wie Storm sie in einem Briefe an seinen Sohn Ernst nennt, später sehr wichtig geworden.

Der Amtschirurgus. — Heimkehr.

Allerlei Seltsames war in der alten Stadt. In der alten, sage ich; denn seit der große Brand ihre Treppengiebel verzehrt und die Eisenbahn den Arm nach ihr ausgestreckt hat, ist sie jünger geworden, als sie es in meiner Jugend war.

Damals, wenn Unwetter in der Luft drohte, ließen wir uns das nicht, wie anderwärts, durch ein Wetterglas prophezeien, auch nicht durch einen Laubfrosch, der die Leiter in seinem Glase hinabkletterte, sondern durch einen alten Amtschirurgus, der die Treppen der drei Rathausböden hinaufstieg und dann aus der obersten Giebelluke über die Stadt hinausprophezeite. Zwar betrafen seine Worte nicht zunächst das Wetter; vielmehr pflegte er sich dann als Kronprinzen von Preußen zu proklamieren und hinterher allerlei Verwünschungen über die höchsten Würdenträger der Stadt herabzurufen; aber wir Eingeborenen wußten Bescheid, ein Sturm aus Nordwest war gewiß im Anzuge. Oft habe ich aus dem engen Steinhofe eines Nachbarhauses hinaufgeschaut, wenn das breite, rubinrote Gesicht mit dem weißgepuderten Haarschopf droben aus dem Rathausgiebel hinausfuhr, und mit Wonne die ungeheueren Aufrichtigkeiten eingesogen, die der aufgeregte Redner mit beiden Armen aus der Bodenluke hervorarbeitete. Es war dies allerdings nicht das geeignetste Mittel, um in einem jungen Herzen den Respekt vor den Autoritäten des Staatskalenders großzuziehen, und ich habe später oft darüber nachdenken müssen, was der Mann nicht alles in mir zerstört haben mag. — Ob im Grunde genommen nicht der Amtschirurgus klarer sah

als die Leute unten in der Stadt, die ihn für einen Narren hielten? — Nur so viel ist gewiß: auch wir Gesunden sehen die Dinge nicht, wie sie sind; uns selber unbewußt webt unser Inneres eine Hülle um sie her, und erst in dieser Scheingestalt erträgt es unser Auge, sie zu sehen, unsere Hand, sie zu berühren.

Ich glaube nicht, daß unser Amtschirurgus der Kronprinz von Preußen war; aber er war vielleicht ein Prinz jenes weit entlegenen, aber viel größeren und schöneren Reiches, in welchem Aschenbrödel einst den Thron bestieg. Bestimmtes über seine Herkunft kann ich nicht berichten; denn er war lange vor meiner Geburt aus der Fremde eingewandert. Seit seine Denkweise von der der anderen guten Bürger in so Anstoß erregender Weise abzuweichen begonnen hatte und, wie es hieß, sogar die Kehle eines hohen Beamten unter seinem Schermesser in Gefahr geraten war, hauste er, ich weiß nicht infolge welches Abkommens, auf den wüsten Böden des Rathauses, die er weder sommers noch winters verließ. — Dennoch konnte man sein Leben kein ungeselliges nennen; nur etwas seltsam mochte, wenigstens dem oberflächlichen Beobachter, die Gesellschaft erscheinen, die er bei sich sah. Da er nämlich auf menschlichen Besuch nicht eingerichtet war, so hatte er dafür desto traulichere Beziehungen mit den großen Ratten der benachbarten Brauerei angeknüpft; und er stand sich dabei vielleicht um nichts schlechter.

Die meisten Leute in der Stadt kannten von dem Amtschirurgus nur noch die Stimme, wie sie an düsteren Novembertagen in der Luft über ihren Köpfen laut wurde; mich aber hatte schon lange die Neugierde geplagt, dies geheimnisvolle Leben einmal in unmittelbarer Nähe zu betrachten; auch wußte ich von meiner dicken Freundin, der Ratskellerwirtin, daß der Amtschirurgus, wenn die Geister des Sturmes ihn nicht beunruhigten, ein gar wohlanständiger alter Herr sei. Und so schlich ich denn an einem sonnigen, schulfreien Nachmittage die engen Wendelstiegen hinauf, bis ich endlich durch die Bodentür in den untersten der weiten, unbenutzten Räume eintrat.

Es war totenstill, von dem Wirtschaftsleben drunten im Keller drang kein Laut herauf; überall jene bekannte Bodendämmerung; nur hie und da durch die kleinen Dachfenster fiel ein Lichtstrahl mit emsig tanzenden Sonnenstäubchen. Dort hinten in der dunkeln Ecke sah ich eine Stiege, die durch einen Ausschnitt in der Decke zu einem weiteren Boden führte, der, wie ich wußte, noch nicht der letzte war. Eine seltsame Beklommenheit befiel mich, und ich wollte schon ganz leise meinen Rückzug nehmen; da hörte ich hinter mir eine Tür aufklinken, und als ich mich umwandte, stand eine aufrechte, breitschulterige Gestalt vor mir, und ein stattliches Burgundergesicht mit vollem weißen Haarschopf schaute aus kleinen, zugeschnürten Augen gelassen auf mich herab. „Nun, mein Söhnchen" — er sprach es aber: Sehnchen —, „was hast denn du zu bestellen?" Diese Worte wurden mit einer auffallend zarten Tenorstimme an mich gerichtet, und ich wollte eben wohlgemut eine Antwort geben, als zum Unglück mein Blick in die offene Tür einer Kammer fiel und ich drinnen eine ganze Reihe halbgeöffneter, spiegelblanker Schermesser an dem Balken hängen sah. Aber schon legte sich beschwichtigend eine große Hand gar sanft auf meinen Kopf: „Warte nur, mein Sehnchen; wir sollen wohl meine Haustierchen einmal zu Gaste laden!"

Ich blickte auf, vermochte aber nur durch ein stummes Nicken mein Einverständnis zu erkennen zu geben; der Mann sah mir so altertümlich vornehm aus, und es war plötzlich, ich weiß nicht wie, in meinem Knabenhirne fertig, daß der Amtschirurgus, wenn auch kein Prinz, so doch wenigstens ein in Ungnade gefallener Kammerherr sein müsse. Der blaue Kleidrock mit dem aufrechtstehenden Kragen und den blanken Knöpfen, zwischen dessen Schößen der goldene Schlüssel[1] nicht übel gepaßt hätte, mochte ein Wesentliches zu dieser Vorstellung beitragen. Freilich, en grande tenue habe ich ihn auch später nie gesehen; seine hellgrauen Pantalons waren über den Knöcheln

[1] Als Abzeichen des Kammerherrn.

zugebunden, und seine Füße steckten immer in großen Lederpantoffeln, wenn er, die Hände auf dem Rücken, in seinem öden Reiche promenierte.

Damals war übrigens zu langen Betrachtungen keine Zeit gelassen; denn der Amtschirurgus begann jetzt in scharfem Tempo den Marsch des alten Dessauer zu pfeifen. Unter dieser Musik stieg er die Treppe zu dem zweiten Boden hinan, und während ich ihn so immer weiter bis unter das Dach hinauf pfeifen hörte, wurden über mir alle Böden nach und nach lebendig, überall hörte ich es rascheln und an dem Holzwerk herunterhuschen, kleine Kalkstückchen fielen mir vor die Füße, und hie und da zwischen Pfannen und Sparren fuhr ein grauer Rattenkopf hervor und lugte wie suchend mit den blutschwarzen Augen umher, während an der anderen Seite der kahle Schwanz herabhing. Meine Gegenwart schien hier keinen Zwang zu tun; denn bald begann es dicht neben mir immer emsiger auf den Fußboden herabzuplumpen, bis endlich ein ganzer Haufen von glatten, grauen Pelzen durcheinander wimmelte. Und jetzt verbreitete sich auch der eigentümliche Dunst, den die Ratte an sich hat, so daß ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Mittlerweile hatte der Amtschirurgus seinen Marsch vollendet und war mit einer Brotschnitte in der Hand herangetreten. Einen Augenblick wurde es ruhig, und die sämtlichen Köpfchen hoben sich empor; sobald aber der erste Brocken zwischen sie fiel, fuhr alles wieder quieksend und beißend in einen Haufen zusammen. Nur eine Ratte mit lichtgrauem Fell, es mochte eine junge sein, war nicht unter dem Wirrsal; sie hob sich auf den Hinterfüßchen, ließ die Vorderpfötchen hängen und sah erwartungsvoll zu ihrem Meister auf. Alsbald auch begann dieser eine neue musikalische Figur zu pfeifen; die Ratte huschte über den Fußboden und saß im Nu in derselben zuwartenden Stellung auf der Lehne einer zerbrochenen Holzbank; und der Amtschirurgus trat dicht an sie heran. — Sie kannten sich wohl, das fremde, unheimliche Tier und der einsame alte Mann; sie blickten

sich traulich in die Augen, als hätten sie in deren Tiefe den kleinen Punkt gefunden, der unterschiedslos für alle Kreatur aus dem Urquell des Lebens springt. Und jetzt nahm der Alte ein Krüstchen Brot zwischen seine Lippen, 5 und sein Lieblingstier lief an ihm herauf, erfaßte es mit den zierlichen Pfötchen und saß gleich darauf wieder auf der zerbrochenen Bank, behaglich knuspernd und dann und wann einen Blick auf seinen großen menschlichen Freund werfend, der lächelnd daneben stand.

10 Ehe ich fortging, führte der Amtschirurgus mich noch in seine Kammer, wo die blanken Schermesser mich nun nicht mehr erschreckten. — Es war nur ein Bretterverschlag, den man von dem großen Boden abgeteilt hatte; darin stand ein Stuhl, ein Tisch und ein Bett; das war 15 alles. Ein Ofen war nicht darin; und wenn im Januar die „hahnebüchene" Kälte bei uns einzog, so mußte der Amtschirurgus auch den Tag über im Bette bleiben, und er lag dann, wie mir die Ratskellerwirtin später erzählte, so tief darin vergraben, daß nur die bläuliche Burgunder- 20 nase und die kleinen Augen über der rotkarrierten Bettdecke hervorsahen. — Allein es war auch dann so übel nicht in seiner Kammer; denn die Wände waren ganz mit jenen hübschen Bilderbogen bedeckt, wie wir Älteren sie in unserer Kinderzeit für einen Schilling uns beim 25 Krämer holen konnten. Derzeit, vor der Erfindung des Steindrucks, war noch jeder Bilderbogen ein illuminierter Kupferstich und zum mindesten ein halbes Kunstwerk, und der Amtschirurgus wußte wohl, was er tat, als er mit dieser Tapete seine Bretterwand bekleiden ließ. Da sah 30 man außer dem Affen- und dem Ritterspiel jenen berühmten Bilderbogen von der verkehrten Welt, wo die Bauern von den Ochsen auf die Weide getrieben werden und der Schulmeister von den Schuljungen die Rute bekommt; da war ferner ein Bogen mit kleinen Landschaften 35 in runden Schildern, hier eine Heuernte, über der so lustig die gelbe Sommersonne schien, dort ein Vogelherd mit dem alten Vogelsteller im tiefen grünen Walde; lauter trauliche Orte für den Amtschirurgus; denn ich zweifle

nicht, daß er sich dieselben Bilder ausgesucht hatte, für welche einst in seiner Knabenzeit seine ersparten Dreier zum Krämer gewandert waren. Und so, während draußen auf den wüsten Böden die Bretter im Froste krachten, während das Trinkwasser vor seinem Bett gefror und durch die bereiften Dachfenster das kalte Dämmerlicht des Winters in seine Kammer fiel, führte er seine Augen an den Wänden spazieren und wandelte vergnügt in seinem Kindheitsgarten, wo er einst gewandelt, da er noch nicht der Kronprinz von Preußen und der Wetterprophet unserer grauen Stadt gewesen war.

* * *

Aber es gab noch andere Unterhaltungen für den alten Herrn. — Unter seinem ersten Bodenraum befand sich der große Rathaussaal, in welchem nicht nur unsere heimischen Komödianten zuweilen ihre Gerüste aufschlugen, sondern wo auch wir Primaner alljährlich um Michaelis von einem hohen Katheder herab mehr oder minder selbstverfertigte Reden hielten. Von allem diesem bekam der Alte seinen stillen Anteil. Denn wenn unten — und das geschah unfehlbar jedesmal — die Begeisterung die Luft allzusehr erhitzt hatte, dann wurde in der Bretterdecke des Saales eine Luke ausgehoben, und alsbald vom Rande der Öffnung glänzte das rote Gesicht des Amtschirurgus teilnehmend zu uns herab.

Es war immer ein großer Tag, diese „Redefeierlichkeit". Wir konnten damals noch nicht am eignen Tische frühstücken und in Hamburg zu Mittag essen; alles blieb deshalb hübsch zu Hause, und was wir dort hatten, das würzten wir uns und machten es schmackhaft und kosteten es aus bis auf den letzten Tropfen. — An jenem Tage standen die Häuser der Honoratioren wie der kleineren Bürgersleute leer; der Rattenfänger von Hameln hätte sie nicht leerer fegen können. Frauen und Töchter in Flor und Seide saßen dicht gereiht vor dem weißen Katheder mit der grünsamtenen, goldbefransten Bordüre; den Män-

nern blieben nur die hintersten Bänke, oder sie standen an der Wand unter den großen Bildern vom jüngsten Gericht und vom Urteil Salomonis. Wer hätte auch zu Hause bleiben können, wenn wir Primaner uns nicht zu
5 vornehm hielten, die gedruckten Einladungen in eigener Person von Haus zu Haus zu tragen! Freilich war auch diese Pflicht, besonders für die älteren Schüler, nicht ohne allen Reiz; denn die „Stellen", welche nach einem Maßstabe von Wein und Kuchen in „fette" und „magere" zer-
10 fielen, wurden von dem Primus Classis streng nach der Anciennität verteilt. Die Einladungen selbst enthielten nur unsere Namen und die Thematen unserer Vorträge; aber dessenungeachtet waren es keine öden Listen, wovon es heutzutage an allen Enden wimmelt; unser alter Rektor
15 — möge der allverehrte Greis noch lange seiner fruchtbringenden Muße genießen! — wußte durch eine feine Abtönung auch diesen Dingen einen munteren Anstrich zu geben. Denn während der erste nur „redete", suchte der zweite schon „auszuführen", der dritte „vertiefte sich
20 in", der vierte „verbreitete sich über"; und so arbeitete jeder in seinem eigenen Charakter. Was blieb endlich mir übrig, der ich schon damals in einigen Versen gesündigt hatte? Ich, selbstverständlich: „besang" — „Matathias, der Befreier der Juden", so hieß meine Dichtung, welche
25 der Rektor mir ohne Korrektur und mit den lächelnd beigefügten Worten zurückgab, er sei kein Dichter. Ich will nicht leugnen, es überrieselte mich so etwas von einer exklusiven Lebensstellung, und ich mag in jenem Augenblick meinen Knabenkopf wohl um einige Linien höher
30 getragen haben. — Freilich, unser Schultisch war derzeit nur mit geistiger Hausmannskost besetzt: wir kannten noch nicht den bunten Krautsalat, der — „Friß Vogel oder stirb!" — den heutigen armen Jungen aufgetischt wird. Ich habe niemals Kaviar essen können, und — Gott sei
35 Dank! — ich habe ihn auch niemals im Namen der „Gleichmäßigkeit der Bildung" essen müssen; diese schöne Lehre beglückte noch nicht unsere Jugend; der Fundamentalsatz aller Ökonomie: „Was kostet es dir, und was

bringt es dir ein?" fand damals, freilich harmlos und unbewußt, auch für die Schule noch seine Anwendung. — Leider muß ich bekennen, daß auch die deutsche Poesie als Luxusartikel betrachtet und lediglich dem Privatgeschmack anheimgegeben war; und dieser Geschmack war 5 äußerst unerheblich. Unseren Schiller kannten wir wohl; aber Uhland hielt ich noch als Primaner für einen mittelalterlichen Minnesänger, und von den Romantikern hatte ich noch nichts gesehen als einmal Ludwig Tiecks Porträt auf dem Umschlage eines Schreibbuches. — Nichtsdesto- 10 weniger dichtete ich den „Matathias".

Und endlich kam der große Tag. Während draußen vor der Kirche die Buden zum Michaelis-Jahrmarkte aufgeschlagen wurden, war oben in unserem Rathaussaale die Redefeierlichkeit schon in vollem Schwunge. Die an 15 den Fenstern entlang postierte Liebhaberkapelle hatte schon einige Pausen mit entsprechenden Walzern und Ekossaisen ausgefüllt; nun aber begann ein feierlicher Marsch, und mir klopfte das Herz, denn ich hatte ihn bestellt als Ouvertüre zum Matathias. Dort stand auch 20 mein würdiger Freund, der Doktor, derzeit Primaner und Mitglied des „Dilettantenvereins", und noch hübscher, als er redete, blies er die Klarinette; heute aber leistete er das Außerordentliche[1]. Da plötzlich, noch ein heroischer Akkord, und oben auf dem Katheder stand ich 25 in dem lautlosen Saale, die erwartungsvolle Menge unter mir. Wie durch einen Schleier sah ich noch die Dilettanten ihre Klarinettenschnäbel mit den Taschentüchern putzen; ein Blick nach oben zeigte mir am Rande der Deckenöffnung das leuchtende Gesicht des Amtschirurgus, der 30 wie ein umgekehrter sixtinischer Engelskopf zur Erde statt zum Himmel blickte; dann:

O Söhne Judas, rächt der Väter Schmach!

— — Zum Unglück für den Leser ist das Gedicht verlorengegangen, und mein Gedächtnis vermag dem Scha- 35

[1] Dr. Kuhlmann, Arzt in Husum.

den nicht mehr abzuhelfen; doch kann ich versichern, daß es ohne Anstoß zu Ende gebracht wurde. Und das war keine Kleinigkeit; denn unter den Zuhörerinnen hatte ich ein Paar wohlbekannte, vergißmeinnichtblaue Augen ent-
5 deckt, die mit dem Ausdruck zarter Fürsorge auf mich gerichtet waren. Ich kannte solche Klippen nur zu wohl; war es mir doch in meiner vorjährigen Rede „Über den Untergang der Staaten“ begegnet, daß ich in denselben Augen eine ganze Weile, alle Feierlichkeit vergessend,
10 hängen blieb, wodurch denn eine allen übrigen Zuhörern unbegreifliche Kunstpause entstanden war. Diesmal aber, und das von Rechts wegen, half mir der Gott Israels. Denn dort hinten, unter dem Urteile Salomonis, erschien mein Freund, der jüdische Handelsherr aus unserer Nach-
15 barstadt, und nickte mir zu und lächelte mich an; und der Geist meiner heutigen Sendung erfüllte mich wieder, ich sah nicht mehr in die vergißmeinnichtblauen Augen, sondern auf die goldenen Uhrberloques, die an dem behäbigen Leibe des jüdischen Mannes funkelten; und für ihn eigent-
20 lich habe ich diese Rede gehalten.

Dein Stern ging unter, Judas Stern
Erglänzt in neuer Pracht und brennt
An deiner Gruft die würd'ge Todesfackel.

Das waren meine letzten Worte für den Matathias.
25 Als ich das Katheder verlassen und mich nach dem alttestamentarischen Bilde durchgedrängt hatte, nahm der Urenkel desselben schweigend und mit sanftem Druck meinen Arm in den seinen, und wir stiegen miteinander die schmale Wendeltreppe hinab bis unten in den Ratskeller
30 und tranken dort in altem Madeira auf das Gedächtnis des unsterblichen Matathias und auf die Gesundheit seines jungen sterblichen Dichters. Dann, da die Redefeierlichkeit für den Vormittag beendet war, gingen wir auf den Markt hinaus und setzten uns im Lindenschatten vor einem
35 Hause auf den Beischlag. Uns gegenüber im Sonnenschein wurde eine Bude nach der anderen aufgeschlagen; aber der sonst so eifrige Handelsmann, obgleich er noch nicht einmal sein herkömmliches Tuchgeschäft mit meinem

Vater gemacht hatte, wandte kein Auge auf dieses werktägige Treiben. Von meiner Rede ausgehend, hatte er mich, wie er es liebte, in allerlei religiös-moralisches Gespräch verwickelt: „Was soll's!" rief er mit den scharfen Akzenten seines Volkes, „ich sage bloß: Tue recht und scheue niemand!" — Bald darauf schien er indessen durch den jetzt vom nahen Kirchturm tönenden Schlag der Viertelsglocke an die Kostbarkeit der Zeit erinnert zu werden; denn als wolle er alle grauen Theorien von sich schütteln, stand er plötzlich auf und klopfte mich zärtlich auf die Schulter. „Komm nun!" sagte er schmunzelnd; „woll'n wir gehen und woll'n noch betrügen ein bißchen den Alten!"

Aber das war nur dein Scherz, mein alter Freund; ich kann nicht anders, als es dir in dein Grab nachsagen, worin du nun seit lange auf dem kleinen Judenkirchhof der Nachbarstadt ruhst, daß du meinem Vater gewiß gutes niederländisches Tuch zu den christlichsten Preisen verkauft hast. — Wer weiß, ob nicht die Freundlichkeit, die du dem Knaben einst erwiesest, den Keim jener Zuneigung gelegt hat, die ich deinem Volke stets bewahrte, und die mir auch der schmutzigste Schacherjude nicht hat stören können. Habe ich doch aus jener Sympathie heraus noch vor wenigen Jahren die nachstehenden Verse gedichtet, welche freilich von meinem Freunde Alexander[1], da ich sie ihm noch warm aus dem Herzen vortrug, mit der kurzen Kritik: „Auch eine Auffassung!" ganz und für immer abgefertigt sind:

Crucifixus.

Am Kreuz hing sein gequält Gebeine,
Mit Blut besudelt und geschmäht;
Dann hat die stets jungfräulich reine
Natur das Schreckensbild verweht.

Doch, die sich seine Jünger nannten,
Die formten es in Erz und Stein,
Und stellten's in des Tempels Düster
Und in die lichte Flur hinein.

[1] Wahrscheinlich Alexander von Wussow, Storms Freund in Heiligenstadt, der Landrat des Kreises.

So, jedem reinen Aug' ein Schauder,
Ragt es herein in unsre Zeit;
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit.

* * *

5 Aber ich kann so nicht weiter schreiben. Durch das offene Fenster weht der Primelduft aus dem Garten, und draußen unter dem sprießenden Syringenbaum steht plötzlich meine Muse, die ich so lange nicht mehr sah. Sie legt den schönen, ewig jugendlichen Kopf zurück und sieht 10 mich an; schimmernd liegt die Frühlingssonne auf ihrem goldig blonden Haar. Soll ich noch einmal deine träumerischen Wege wandeln? — Aber, wenn du mich zur Höhe führst, und nun dein Fuß von der festen Erde auf die rosigen Wolken hinaustritt? — Zwar meine Seele hat 15 noch ihre Flügel; aber manche der rauschenden Schwungfedern sind schon gebrochen, und mächtiger als sonst fühl' ich die Erde mich zu sich niederziehen. — Doch wer könnte diesen Augen widerstehen? So gehen wir denn! Streich' mit deiner Götterhand das graue Haar von meinen 20 Schläfen und dann sage mir: wie war es doch?

— — Ich war wieder in der kleinen Küstenstadt, in der ich einst die Tage meiner Jugend lebte. Weit dahinter lag jene Zeit, unabsehbar weit; denn es gibt Gräber, über die hinweg der Blick in die Vergangenheit unmög- 25 lich wird. Dennoch hatte es mich dahin zurückgezogen; in allen Jahren, die ich in der Fremde lebte, war immer wieder das Brausen des heimatlichen Meeres an mein inneres Ohr gedrungen, und oft war ich von Sehnsucht ergriffen worden, wie nach dem Wiegenliede, womit einst 30 die Mutter das Tosen der Welt von ihrem Kinde ferngehalten hatte. — Nun hörte ich es wieder, das Wiegenlied des Meeres; am Tage wanderte ich hinaus an seine Küste und ließ die Wellen zu meinen Füßen rauschen, des Nachts klang es hinüber in die schlafende Stadt, nur 35 unterbrochen von dem tönenden Flug der Wandervögel, die in großen Zügen unsichtbar unter den Sternen dahin-

rauschten. Wie oft stand ich jetzt im Dunkel meines Gartens, blickte hinauf zu der lichten Sternenhöhe und ließ mein Ohr von diesen Akkorden des Schöpfungsliedes erfüllen!

Ich entsinne mich eines Spätherbstnachmittages; so ungestört war ich seit meiner Heimkehr nicht durch die Stadt gewandert; denn der erste Novembersturm hatte die Gassen leer gefegt. Ich sah mir die Häuser an und gedachte ihrer einstigen Bewohner. Hier auf der Bank unter den Linden, von deren Zweigen jetzt die letzten Blätter wehten, saß einst der lustige Herbergsvater, der uns Schülern stets das griechische „Heureka“ zum Gruß entgegenrief. — Heureka — Gefunden! — Ob man wohl das Wort auf seinen Sarg geschrieben hat?

Und drüben jenes Giebelfenster mit den zertrümmerten Scheiben; — die Donner des Frühlingsungewitters sind längst verhallt, die ich in lauer, düfteschwerer Nacht dort über meinem Haupte rollen hörte; aber wo ist sie geblieben, die ich so fest in meinen Armen hielt? — Ich habe das blasse Gesichtchen nie vergessen können, wie es beim Schein der Blitze aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verschwand. — Hu! Wie kommen und gehen die Menschen! Immer ein neuer Schub, und wieder: Fertig! — Rastlos kehrt und kehrt der unsichtbare Besen und kann kein Ende finden. Woher kommt all das immer wieder; und wohin geht der grause Kehricht? — Ach, auch die zertretenen Rosen liegen dazwischen.

Ich will zum Kirchhofe gehen; es stillt die Unruhe, in den Blättern dieses grünen Stammbuches zu lesen. Auf dem Wege dahin sieht hie und da ein übriggebliebener Treppengiebel vertraut auf mich herab. Ob droben in der Tertia der nun abgesetzten „Gelehrtenschule“ das halbzerschnittene Pult noch steht, vor dem ich einst „Üb' immer Treu und Redlichkeit“ so weltvertrauend deklamierte? Mir ahnte damals noch nicht, daß die Redlichkeit nur so weit geübt werden dürfe, als sie nicht verboten ist. Jetzt weiß ich es und begreife nur nicht, warum man die Kinder Dinge lernen läßt, die ihnen später so gefährlich werden können.

Äußerst schmucklos waren jene alten Räume; höchstens daß hie und da eine aus Strafgeldern zusammengesparte Landkarte an der Wand hing. Wir kannten weder die Schöne griechischer Götterbilder, noch andererseits jenes cäsarische Wesen, in dem Bilde des jemaligen Herrschers der aufstrebenden Jugend ein drohendes Symbol der Gewalt entgegen zu halten. Aber jenseits der schmalen Straße in dem Hofe der damaligen Propstei stand derzeit ein mächtiger Kastanienbaum, dessen Zweige zu den Fenstern der Tertia und der danebenliegenden Sekunda hinüberreichten. Wie oft, wenn es draußen Frühling war, flogen meine Gedanken über den Nepos oder später über den Ovid hinweg und schwärmten drüben mit den Bienen um die weißen, rotgesprenkelten Blütenkerzen, die aus den jungen, lichtgrünen Blättern emporgestiegen waren. Aber weiter, — weiter! Hier noch den kurzen Baumgang hinab, und schon sehe ich die Totenkränze an den Kreuzen wehen und die weißen Bänder flattern. Die Ulmen an der Seite des Kirchhofes ächzen und schlagen ihre nackten Zweige aneinander, wie der Sturm ihnen die letzten Blätter abreißt und sie weithin über die Gräber wirft. Wie wüst dort im Nordwest das Meer am Horizonte aufsteigt! Ich lese die Inschriften der Leichensteine: „Du warst, wirst sein, wirst nie vergehen, nie Todesraub.“

Überall dies unheimliche Wehren gegen die Vernichtung; nur hier der alte, aufrechte Stein trägt einen anderen Spruch:

> Het Liden hier geleden,
> Het Striden hier gestreden,
> Ick was het Leven möd;
> Ick zegg Adies min Vrienden,
> Sy zelt mi niet mer vinden;
> — — — — — — — — —

Das übrige bedeckt die Erde.

Es ist sehr einsam hier; — doch nein, da stehe ich ja an deinem Grabe, alter, ehrlicher Georg, candidatus der Gottesgelahrtheit. Wie lange ist es her, daß wir unter

den blühenden Apfelbäumen deines elterlichen Gartens auf dem widerspenstigen Esel Schule reiten wollten! Mir ist, als sei das nur ein Kapitel aus einer sonnigen Idylle, die ich in schöner Jugendzeit gelesen. Etwas später war es — wir waren schon Studenten — da wir am lauen Frühlingsabend über den Hamburger Wall schlenderten. Als in der Dämmerung die Frösche aus dem Graben ihre Stimme erhuben, legtest du die Hand auf meinen Arm und sagtest andächtig: „Horch nur, wie lieblich doch die Nachtigallen girren!“ Freilich, du warst ein Sohn unserer Küste, und selten und nur zu flüchtigem Besuche kehrt Philomele bei uns ein; denn sie weiß es wohl, daß ihre Liebesklage von dem Brausen der großen Naturorgel verschlungen wird, die Boreas hier so meisterlich zu spielen weiß. Aber daß dir auch der Frosch, der Sänger unserer Marschen, plötzlich fremd geworden war, das mußte mich billig wundernehmen, und ich komme nachträglich auf den Verdacht, daß du die seltsamen Worte nur gesprochen hast, damit ich jenen Abend nicht vergäße, an dem sonst nichts war als Frieden in der Natur und in unseren jungen Herzen. — Das Pfeifen ganz anderer Vögel war es, die dir bei Idstedt dein letztes Schlummerlied gesungen haben, und mit Andacht lese ich auf deinem Grabe den Spruch aus dem Evangelium Johannis, den, wie ich anderswo berichtet habe[1], auch der alte Landschullehrer auf seines Knaben Grabstein hauen ließ: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.“ Für seine Freunde; möge das dein Los gewesen sein!

Und hier stolpere ich über den Hügel unseres Amtschirurgus; der Nordwest, der jetzt den Sand von seinem Grabe bläst, beunruhigt ihn nicht mehr. Ich war ihm noch begegnet nach meiner Heimkehr; aber schon damals hatte er seine großen Räume verlassen und begnügte sich mit einem Winkel in dem städtischen Krankenhause. Seine Seltsamkeiten hatten abgeblüht, und er war nur noch ein

[1] In der Weihnachtsidylle „Abseits“.

müder, abgebrauchter Mensch, gleich allen übrigen, die dort der Ewigkeit entgegenträumen. Hier auf der Bank am Kirchhofssteige saß er und wärmte seine Glieder in der Frühlingssonne. Als ich ihn begrüßte, stand er auf, 5 und ich sah, wie das Alter seine hohe Gestalt gebeugt hatte. „Und was ist aus Ihren trefflichen Ratzen geworden?" So fragte ich, nachdem die üblichen Reden eines ersten Wiedersehens zwischen uns gewechselt waren. Ich hatte eine unverharschte Wunde berührt; aus seinen kleinen 10 Augen blickte er wehmütig auf mich herab, indem er mit seinem Stock im Sande scharrte: „Sie wissen ja; die große Brauerei nebenan; — vergiftet! alle vergiftet!" Und er schlich von dannen mit einem Seufzer über die schöne alte Zeit; denn wie Freund Mörike sagt:

15 Doch besser dünkt ja allen, was vergangen ist[1].

Aber wo bist denn du, Ludwig? Ich lebe noch, und schon finde ich dein Grab nicht mehr. Wir waren gute Kameraden; hab' ich doch einst, da wir auf dem Lübecker Gymnasium unserer Schulbildung die letzte Politur geben 20 ließen, meine goldene Uhr zum Pfandverleiher getragen, damit du in der Rolle des dottore Bartolo die Maskerade im Schauspielhause besuchen konntest! Mit dem Bambusrohr und der Pillenschachtel stapftest du wacker im Saale umher; und als der spanische Grande dich wegen der 25 Donna Ines konsultierte, die zart und schmächtig an seinem Arme hing, da versichertest du mit großer Innigkeit, daß die Dame nur an den Würmern leide, was dir seltsamerweise mehr Entrüstung als Dank von dem Gemahl der hohen Patientin eintrug. — Auch eine Maskerade 30 war es, die wir beide wenige Jahre später in unserer grauen Küstenstadt veranstalteten. Dein Name stand neben dem meinigen auf dem Einladungsbogen; aber als der Abend des Festes herangekommen war und die Masken sich durcheinander drängten, die du mit mir berufen, 35 da hattest du dich so tief vermummt, daß dich niemand

[1] Aus Mörikes Gedicht „Ach, nur einmal noch im Leben!": „Im Fenster jenes alt verblichnen Gartensaals".

zwischen ihnen zu finden vermochte; und auch später bist du niemals wieder zum Vorschein gekommen. — —

Aber es wird schon dämmerig; mir ist, als höre ich zwischen dem Brüllen des Sturmes das gewichtige Wort des alten Jobst Sackmann, das bei jeder Wiederkehr immer dröhnender ins Gehör fällt: „Wo is he bleven? — Wo is he bleven? — Mortuus est[1]!“

Ich will nach Hause gehen. Die eiserne Kirchhofstür fällt klirrend hinter mir ins Schloß; die lange Straße, die nach meiner Wohnung führt, ist noch so öde wie zuvor. Aber dort sehe ich eine weibliche Gestalt mit dem Winde kämpfen; und wie wir uns einander nähern, bemerke ich mit Verwunderung, daß sie einen maigrünen Sonnenschirm in der Hand hält. Unter einem lila Seidenhütchen mit Blumen hängen lange braune Locken auf die Schultern herab. Und jetzt erkenne ich sie! In meiner Erinnerung taucht ein Erkerfenster auf mit Reseda- und Geranienstöcken, hinter denen ein junges Mädchen an einer Stickerei zu sitzen pflegte. Wie tief zogen wir Primaner unsere Mützen, um einen Aufschlag dieser Augen, ein Erröten dieses frischen Antlitzes zu erhaschen! — Auch jetzt ziehe ich den Hut. Ein ältliches, maskenartiges Gesicht verzieht sich zu einem verbindlichen Lächeln, und mit altjüngferlichem Knix geht die Gestalt an mir vorüber.

* *
*

O meine Muse, war das der Weg, den du mich führen wolltest? Die sommerlichen Heiden, deren heilige Einsamkeit ich sonst an deiner Hand durchstreifte, bis durch den braunen Abendduft die Sterne schienen, sind sie denn alle, alle abgeblüht?

Es ist ein melancholisches Lied, das Lied von der Heimkehr.

[1] „Er ist gestorben!“ Das Wort steht in einer plattdeutschen Leichenpredigt auf den Küster und Schulmeister zu Limmer in Hannover. In dieser Gemeinde hat Jobst (Jakob) Sackmann von 1680 bis 1715 gewirkt. Wie damals viele andere Prediger auf niederdeutschem Sprachgebiet, verschmähte er das Plattdeutsche durchaus nicht.

Lena Wies.

Aber an deinem niedrigen Häuschen kann ich nicht so vorübergehen, du liebreiche Freundin meiner Jugend, die du wie Scheherezade einen unerschöpflichen Born der Erzählung in dir trugst. — Ich will eine Gänsefeder nehmen; die weiße Fahne soll nicht gestutzt werden, und das gesellige vogelartige Gezwitscher, das sie, ihres Ursprungs eingedenk, beim Schreiben hören läßt, soll mich an vergangene Zeit gemahnen, während ich dies zu deinem Gedächtnis niederschreibe.

Noch stehen die steinernen Bänke vor dem Hause, noch die gemalten Schwarzbrode, das Zeichen des Betriebes, auf dem einen Fensterladen; und wenn man die Haustür mit den dicken grünen Glasscheiben aufstößt, so schellt die Glocke, und hinten im Backhause läßt „Perle“ seine Stimme erschallen; denn — der Hund ist tot; es lebe der Hund! der Hund stirbt nicht! — Aber es ist nicht mehr der „Perle“ meiner Jugend.

Wie manchen Herbst- und Winterabend bin ich nach diesem kleinen Hause gegangen. — Gegangen? — Nein, gelaufen, gerannt! — Es gab damals in unserer Stadt noch keine Straßenbeleuchtung; aber desto mehr Gespenster; „es übte vor[1]“, es „jankte[2]“ draußen im „Austrom“, im Schlosse wurde nachts eine kleine braune Frau gesehen. Und das alles wurde mit jedem Abend bei mir lebendig, und meine kleine Handlaterne warf zweifelhafte Lichter auf die unbewohnte Plankenstrecke, die in jener Straße zu passieren war. Hatte ich glücklich das Haus

[1] Es spukte vor. — [2] Ein winselnder Ton ließ sich hören.

erreicht, so stürzte ich fast die Tür ein; die Glocke läutete, hinten im Backhause riß Perle an der Kette und erhob ein wütendes Gebell.

Atemlos stand ich vor dem kleinen hitzigen Gesellen, der nun freudewinselnd an mir aufstrebte. Kräftig duf- 5 teten die frischen Roggenbrode, welche reihenweise auf den Wandgestellen lagen; und nebenan in der offenen Kammer stand die alte Mutter Wies am Backtroge, mit dem Ansäuern des Teiges für den morgenden Tag be- schäftigt. Im Backhause selbst drängte sich eine Schar 10 von Nachbarskindern, welche, mit irdenen Schüsseln in der Hand, auf die Austeilung der Abendmilch warteten; denn auch eine Milchwirtschaft wurde hier mit vier oder fünf schweren Marschkühen betrieben.

„Lena noch nicht fardig?“ fragte ich auf Plattdeutsch; 15 und die alte Frau hielt im Kneten inne, und ihre noch immer schönen Augen blickten mit großmütterlicher Zärt- lichkeit auf mich.

Nein, Lena und Vater Wies waren noch im Stall beim Melken. 20

Schnell war meine Handleuchte ausgeblasen und auf den Tisch gestellt; dann ging's über den dunklen Steinhof und in den alten niedrigen Stall hinein, durch den übri- gens im Sommer der Weg zu einem seltsam stillen Garten voll roter Zentifolien und kleiner süßer Stachelbeeren 25 führte. — Wie ein kleiner Privilegierter dünkte ich mich den armen Nachbarskindern gegenüber, die beim Schein des dünnen Talglichts ruhig auf ihrem Platze bleiben mußten, bis sie ihr herkömmliches Quantum Milch zu- gemessen erhalten hatten. 30

Unter dem Boden des Stalles hing eine Hornleuchte; aber es war kein Licht, sondern nur eine Art leuchtenden Dunstes, den sie in einem engen Kreise um sich her ver- breitete. Und doch, für welch trauliche kleine Welt war sie der Mittelpunkt! 35

Aus dem Dunkel, wo die Kühe an ihren Raufen wiederkäueten, klang es mir leibhaftig wie der alte Volks- reim entgegen:

Stripp, strapp, stroll —
Is de Ammer nich bald voll?

Ich rief ihn denn auch lustig in das Dunkel hinein, und: „Geduld überwindet Schweinebraten!“ kam sogleich von dort her die heitere Stimme meiner Freundin Lena an mich zurück, und unter einer anderen Kuh heraus scholl als Begleitung im Grundbaß das behagliche Lachen von Vater Johann Wies.

Lena regierte mich mit scherzenden Worten, ja bloß mit ihren klugen Augen sicher genug; und so warf ich mich geduldig neben der Tür auf einen Haufen Heu, während seitwärts auf der Hühnerleiter der Hahn mit seinen Hennen im Traume kakelte und von den Kühen her der Strich des Melkens eintönig hervorklang, nur mitunter durch einen Zuruf unterbrochen, wenn die Bläß oder die Schwarze etwa nicht ordnungsmäßig standhielten.

Endlich mit schwerem Eimer und heißem Gesicht trat Lena in den Leuchtkreis der Laterne und bot mir freundlich guten Abend. Sie war von kleiner Statur; ihre Gesichtszüge — sie mochte in meiner Knabenzeit etwas über dreißig Jahre zählen — ließen erkennen, daß sie einst ungewöhnlich wohlgebildet gewesen sein mußten; aber die Blattern hatten das Kindergesicht auf das Unbarmherzigste zerrissen, als wenn, nach dem Volkswitz, der Teufel Erbsen darauf gedroschen hätte. Sie selber meinte freilich, am Ende müsse sie noch eitel werden; denn: „So'n Bildhauerarbeid ward nu nahgrad wat Rares!“ — Nur die schönen braunen Augen blickten unversehrt; und sie gehören mit zu den Sternen, die über meiner Kindheit standen, und mitunter in dunklen Stunden glaube ich sie noch jetzt zu sehen, obgleich auch sie erloschen sind. — —

Während nun Lena den Milchverkauf besorgte, hatte „Vader“ den Kühen ihr letztes Futter vorgeworfen, „Moder“ in ihrem Troge den Teig zusammengeballt und sorgsam zugedeckt; ich selbst war schon vorher in die Wohnstube gewiesen, in jenen engen, aber traulichen Raum, in welchem ich die schönsten Geschichten meines Lebens gehört habe. Fast immer, so wenigstens scheint es mir

jetzt, blühten hier auf den Fensterbrettern die roten Winterlevkoien; meine Blicke aber gingen nach dem eisernen Beilegerofen, der an der Wand gegenüber zwischen den beiden verhangenen Alkovenbetten stand und für mich einen Gegenstand der anziehendsten Betrachtung bildete; 5
denn nicht allein daß sich auf der vordersten Platte, wie nach einem Dürerschen Holzschnitt, die Verkündigung Mariä dargestellt zeigte, daß er an den Seiten und oben an beiden Ecken mit blankpolierten Messingknöpfen geziert war, welche ich, aller Warnung unerachtet, nicht unter- 10
lassen konnte, vielfach abzuschrauben und mir fast ebensooft auf die Füße zu werfen; er strömte auch, was nicht jeder Ofen von sich sagen kann, einen leckeren Duft aus, welcher, mit dem der Levkoien vermischt, noch jetzt in meiner Erinnerung diesen Raum erfüllt, und war überdies allezeit 15
von einer sanften Hausmusik umgeben. Das erstere hatte seinen Grund in einer Schüssel, je nachdem mit Waffeln, Pfeffernüssen oder Bratäpfeln gefüllt, die unfehlbar unter dem blanken Messingstülp auf der Ofenplatte warm gehalten wurden; und da von der dem Backhause nahen Küche 20
aus geheizt wurde, so mangelte es von dort her nie am Gesange der Heimchen, der gesellig in das Zimmer hineinklang.

Ich muß hier, obgleich es einen nicht zu beseitigenden Vorwurf für ihn enthält, bekennen, daß mein alter Freund Johann Wies, ich weiß nicht weshalb, ein unerbittlicher 25
Verfolger dieser musikalischen Tierchen war. Oft, wenn er mit seinem ehrwürdigen Gesicht unter der blauen Zipfelmütze, mit den friedlich gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl saß, habe ich ihn darauf ansehen müssen, wie doch der gute alte Mann so grausamer Dinge fähig sein könne. 30

Aber jetzt dachte Johann Wies an keine Heimchenjagd; unter dem Schutze der Dunkelheit sangen sie sicher in ihrem warmen Backhause; und während ich ihnen und der alten Wanduhr zuhörte, die bescheiden dazu den Takt schlug, war auch schon Lena hereingetreten, von der Arbeit 35
gesäubert, in frischer weißer Mütze mit schmalgefälteltem Strich, und setzte Teegeschirr und Abendbrot auf den mit Wachstuch überzogenen Tisch, der dicht unter Mariä Ver-

kündigung und den blanken Messingknöpfen seine Stelle hatte; bald kamen auch die beiden Alten und nahmen je zu einer Seite des Ofens ihren Platz. Mutter Wies, die vom Lande war, trug ihr graues Haar unter ein Käppchen 5 zurückgestrichen, wie man es früher bei unseren Bäuerinnen sah; ihre fleißigen Hände waren, wovon an unserer Küste das Alter selten verschont bleibt, mit Gichtknoten besetzt und zitterten, wenn sie die Tasse an den Mund führte; gleichwohl, sobald wir unsere Mahlzeit beendigt 10 hatten, holte sie ihr Spinnrad aus der Ecke, und dem Tagewerk folgte nun noch das Werk des Abends. — Dann wurde der duftende Teller aus seinem Versteck unter dem Messingstülp hervorgezogen, und Johann Wies lehnte sich behaglich in seinen Lehnstuhl zurück. Auch ich saß oder 15 vielmehr ritt auf einem solchen; denn es war eine von jenen nun verschwundenen Raritäten, die dem Sitzenden die eine Ecke entgegenstrecken; und zwar war er, mir unvergeßlich, mit einem bunten Flickenpolster ausgestattet.

Und dann — ja, dann erzählte Lena Wies; und wie 20 erzählte sie! — Plattdeutsch, in gedämpftem Ton, mit einer andachtsvollen Feierlichkeit; und mochte es nun die Sage von dem gespenstischen Schimmelreiter sein, der bei Sturmfluten nachts auf den Deichen gesehen wird und, wenn ein Unglück bevorsteht, mit seiner Mähre sich in den 25 Bruch hinabstürzt, oder mochte es ein eignes Erlebnis oder eine aus dem Wochenblatt oder sonstwie aufgelesene Geschichte sein, alles erhielt in ihrem Munde sein eigentümliches Gepräge und stieg, wie aus geheimnisvoller Tiefe, leibhaftig vor den Hörern auf. Oftmals griff die 30 alte Mutter in ihr Rad und ließ es stillestehen, oder nickte aus seiner Ecke Johann Wies behaglich blinzelnd herüber; und dazu tickte die Uhr und sangen aus der Ofenwand die Heimchen; mitunter an Herbstabenden — und dann war es am allerschönsten — rauschten auch noch von fern 35 die Lindenbäume, die drüben jenseit der Gasse hinter einer Gartenplanke standen; — wie weit dahinter lag dann die ganze Alltagswelt! In den Pausen wurden zwar auch die Pfeffernüsse und die Bratäpfel keineswegs

verschmäht; aber lange hielt ich doch nicht Ruhe, und Lena war ebenso unerschöpflich, als ich unersättlich war; sie legte wieder die Hände ineinander, und den Kopf ein wenig übergebeugt, begann sie eine neue Geschichte, wobei sie langsam die Daumen umeinander bewegte. — Später, als ich selbst dergleichen Dinge ersann und niederschrieb, sandte ich ihr wohl das eine oder andere Buch; und sie hat dann lächelnd geäußert, das hätte ich von ihr gelernt.

Aber nicht nur die Kunst des Erzählens, auch die Achtung vor ernster, bürgerlicher Sitte lernte ich in diesem guten Hause. — Ein kleiner Vorfall ist mir unvergeßlich geblieben. Die Tochter aus einer angesehenen Familie hatte sich mit einem Kavalier verlobt, dessen Aufführung man nicht das beste Zeugnis geben wollte; die kleine Stadt war voll davon, in und außer den Häusern wurde in Ernst und Spott darüber geredet, und auch an unserem Teetisch kam das Gespräch darauf. Da, in knabenhafter Unbedachtsamkeit und da es mich drängte, doch auch mein Teil dazu zu geben, entfuhr mir ein wenig sauberes Wort, das ich, Gott weiß wie, von der Gasse aufgelesen hatte. — Augenblicklich stockte die bisher lebhafte Unterhaltung, Lena sah auf den Tisch und fegte ein paar Pfeffernußkrumen mit der Hand zusammen, und erst nach einer längeren Pause blickte sie wieder auf und sprach, als sei nichts vorgefallen, von anderen Dingen. Ich glaube kaum, daß ich jemals so beschämt gewesen bin, und noch später als erwachsenen Mann überkam mich, wenn ich daran dachte, das unbequeme Gefühl einer empfangenen und wohlverdienten Züchtigung.

Dergleichen Zurechtweisungen beeinträchtigten indessen weder meine Zuneigung noch das sichere Gefühl, der Liebling des Hauses zu sein; war doch die zweite sehr geliebte Tochter, welche derzeit in einer fernen Großstadt in guten Verhältnissen verheiratet war, die treue und langjährige Pflegerin meiner Kinderzeit gewesen. Viel zu früh erschien jedesmal der Kutscher meiner Eltern, um mich nach Hause zu holen, oder schlug es, als ich später meinen Weg allein finden mußte, von der alten Wanduhr zehn. Ich weiß noch wohl, wie ich in der letzten Viertel-

stunde mit Lena kämpfte, ob nicht noch Zeit sei für wenigstens eine ganz kleine Geschichte, und wie es dann plötzlich in der Uhr einen Ruck tat und die Warnung vor dem Stundenschlage alle meine Hoffnung zunichte machte. Dann aber galt es, nach Hause zu kommen; und das „Vorüben“ und das „Janken“ drüben in der Au, alles konnte mir unterwegs begegnen; dazu waren die Lichter in den Häusern schon ausgetan, denn die Straße wurde meist von sogenannten kleinen Leuten bewohnt, welche, wenn der Tagelohn verdient war, früh zur Ruhe gingen. So legte ich mich denn aufs Betteln und ließ nicht nach, bis Lena die Kommodenschublade aufgezogen und ihr Umschlagetuch herausgenommen hatte. — Wenigstens bis an das Ende der bösen Plankenstrecke mußte sie mich begleiten; aber auch dann noch ließ ich sie nicht los; zum mindesten mußte sie stehenbleiben und hinter mir her, und zwar recht laut, ein paarmal „gute Nacht“ rufen, bis ich spornstreichs, mein flimmerndes Laternchen in der Hand, um die nächste Straßenecke schwenkte; denn von hier aus waren es nur noch wenige Schritte bis zum Hause meiner Eltern. — Alles dies hat viele Jahre so gedauert; und frisch und erquickend ist mir die Erinnerung an jene Menschen geblieben, denen ich so viele glückliche Stunden meiner Jugend verdanke. Allmählich aber ging die Zeit dahin; ich verließ unsere Stadt, um die Studien für meinen künftigen Beruf zu beginnen; sie blieben in ihrem Häuschen und trieben es in alter Weise fort.

Dann eines Tages kam der Tod, nahm Vater Wies aus seinem Lehnstuhl und legte ihn in ein noch bequemeres Ruhebett; und als ich nach Jahren heimgekehrt war und schon mein eigenes Haus begründet hatte, ergriff er auch die arbeitsame Hand der alten Mutter, zog sie von ihrem Backtroge und ihrem Spinnrad fort und hieß uns sie auf dem schönen grünen Kirchhof zur Ruhe legen, wo von der See her die kühlen Lüfte über die Gräber wehen. —

Lena war nun allein; aber sie nahm eine junge Verwandte ins Haus und setzte mit deren Hilfe den elterlichen Betrieb fort. Oftmals in der schönsten Sommerzeit, wenn

hinten in ihrem Gärtchen die Zentifolien blühten, kamen aus der großen Stadt die Schwester oder deren Kinder auf Besuch; dann wurde es lebendig in dem niedrigen Häuschen; Kammern und Herzen, alles voll Sonnenschein. — Aber auch diese jüngere Schwester sollte sie überleben. Als ich auf die Todesnachricht zu ihr ging, fand ich sie eben beschäftigt, aus Schubfächern und Kästchen ihre Barschaft zusammenzusuchen; es sollte heute noch alles an ihren Schwager abgesandt werden, damit — so sagte sie — die Überlebenden außer der Trauer nicht etwa noch mit der kleinen Not des Lebens zu kämpfen hätten.

Dann kam die Zeit, daß die Dänenherrschaft mich aus dem Lande trieb, und ich sah meine Freundin nur, wenn ich, in oft mehrjährigen Zwischenräumen, zum Besuch bei meinen Eltern einkehrte. Voll gesunden Zornes hoffte sie fest auf den endlichen Sieg der deutschen Sache. Dies und die Kränkungen, die sie dort von dem Übermut der feindlichen Nation erdulden mußte, gaben uns jetzt den Stoff zur Unterhaltung. Als endlich bei uns die deutsche Schmach ihr Ende erreicht und ich in meiner Vaterstadt wieder einen Platz gefunden hatte, traf ich Lena Wies noch rüstig an Körper und Geist, und mit der vollen Freude der Genugtuung trat sie bei unserem Wiedersehen mir entgegen. Sie hatte es gut in ihren alten Tagen; ihre Pflegetochter hatte geheiratet, und die jungen Leute, die nun die Wirtschaft übernahmen, hegten und verehrten sie wie eine Mutter. Und wieder saß ich jetzt behaglich an ihrem Teetisch, die roten Levkoien dufteten von den Fensterbrettern noch wie sonst, sogar der leckere Kuchenteller fehlte nicht unter dem blankpolierten Messingstülp; nur daß statt des alten Ehepaares jetzt ein junges da war und statt des aufhorchenden Knaben ein schon dem Alter entgegengehender Mann. Aber die Sitte, die geistige Luft des Hauses war dieselbe geblieben, und Lenas braune Augen blickten noch so klar und klug wie immer.

Sie hatte noch die Freude, aus den beiden Töchtern ihrer Schwester zwei wohlangesehene Predigerfrauen und aus ihrem einzigen Neffen einen der angeseheneren Ärzte

jener großen Stadt werden zu sehen. Wiederholt und dringend wurde sie zu diesen eingeladen; aber sie meinte, sie passe nicht dahin, die Kinder könnten zu ihr kommen. Und so geschah es auch.

5 Der Ausgang des Lebens sollte ihr nicht leicht werden. Eine jener Krankheiten ergriff sie, die sich an den Menschen anhaften wie ein fressendes Tier, das er nicht abschütteln, noch ausreißen kann, sondern jahrelang mit sich umhertragen muß, bis er ihm endlich erlegen ist. In 10 ihrem letzten Lebensjahre war ich als einer der dazu erforderlichen Zeugen bei der Niederschrift ihres Testamentes zugegen. Sie hatte sich zu dieser feierlichen Handlung aufs sorgfältigste kleiden lassen und empfing uns ernst und ruhig; ihr Antlitz schaute noch unverstellt aus der 15 weißen Haube mit dem lila Seidenband; nur ihre Gestalt war jetzt zusammengesunken. Vorher nahm sie mich in eine Nebenkammer und sprach über ihren bevorstehenden Tod und die jetzt vorzunehmenden Verfügungen; nicht ihrer Leiden, sondern nur mit Dank der Liebe gedenkend, 20 die sie während derselben von den Ihrigen empfangen hatte; nur eine Besorgnis äußerte sie dabei: sie fürchte, ihr sonst noch kräftiger Körper möge sie noch lange auf das Ende warten lassen.

Und lange hat es gedauert. Ihr wurde keine Qual, 25 kein Entsetzen jener furchtbaren Krankheit erspart; aber sie blieb bis zu Ende aus dieselbe, die sie in gesunden Tagen gewesen war, ruhig in sich selbst, fürsorglich für andere. „Lena Wies stirbt wie ein Held!“ pflegte ihr Arzt von ihr zu sagen. — Um das Hauswesen der jungen 30 Verwandten nicht gar zu sehr mit ihrem Leid zu stören, begehrte sie in der letzten Zeit wiederholt, in eine kleine, nach dem Hofe hinaus liegende Kammer gebracht zu werden. Aber freilich, für „Tante“, so lange sie noch da war, durfte nichts zu gut sein; und so blieb sie denn bei ihren 35 Blumen, in der freundlichen Stube, wo die Erinnerung aller guten Stunden ihres Lebens bei ihr war.

Mitunter während ihrer Krankheit empfing sie auch den Besuch des Ortsgeistlichen; aber Lena Wies hatte

über Leben und Tod ihre eigenen Gedanken, und es lag nicht in ihrer Art, was sich durch lange Jahre in ihr aufgebaut hatte, auf Zureden eines Dritten in einer Stunde wieder abzutragen. Still und aufmerksam folgte sie den Auseinandersetzungen des Seelsorgers; dann, mit ihrem klugen Lächeln zu ihm aufschauend, legte sie sanft die Hand auf seinen Arm: „Hm, Herr Propst! Se kriegen mi nich!“ — Und er, in seinem Sinne, mag dann wohl gedacht haben: „Wehre dich nur! Die Barmherzigkeit Gottes wird dich doch zu finden wissen.“ — —

Als ich zum letztenmal in ihre Stube trat, erschrak ich bei ihrem Anblick; denn ihr Gesicht war ganz entstellt. Meine Bewegung entging ihr nicht; aber selbst dem Tode suchte sie mit ihrer guten Laune zu begegnen. „Ja, kiek man mal! Wo seh ick ut!“ rief sie, scheinbar mit der alten Munterkeit, mir entgegen. — Als ich mich kaum gesetzt hatte, entstand ein Lärmen draußen vor den Fenstern. „Da hebb't se all wedder de arme Jung tom besten!“ sagte sie; und krank und sterbend, wie sie war, ging sie aus der Stube und hinaus auf die Gasse. — Es war ein blödsinniger Knabe aus der Nachbarschaft, der sich vergebens gegen ein Rudel übermütiger Jungen zu wehren suchte. Bald aber hörte ich draußen vor der Haustür die gelassene Stimme meiner Freundin und sah durchs Fenster, wie still und beschämt die Ruhestörer auseinanderschlichen.

„Se hebben noch immer so väl Respekt vör Tante“, sagte, nicht ohne einen gewissen Stolz, die junge Frau, die neben mir am Fenster stand. — —

Das war das letztemal, daß ich Lena Wies gesehen habe. Noch einige, schwerste Leidenswochen folgten; dann hat auch sie das trauliche Häuschen mit dem engen Kirchhofsgrab vertauscht, in dem sie jetzt bei ihren Eltern ruht.

— — Mitunter an stillen Sommervormittagen besuche ich die alten Freunde meiner Jugend und lese die Inschrift auf ihrem Grabkreuze. Auch hier singen dann die Grillen; aber es sind nicht die Heimchen des häuslichen Herdes, und Geschichten werden bei ihrem Gesange nicht erzählt.

Von heut und ehedem.

1.

Auf der Reise.

Unser Freund, der kleine muntere Bahnhofsinspektor,
5 ging neben mir auf dem Perron. „Besorgen Sie den Herrschaften einen guten Platz!“ rief er mit einer seiner resoluten Handbewegungen; und der Schaffner, an den diese Worte gerichtet waren, schlug eine Tür des hintersten Wagens auf. „Hier“, sagte er; „es schaukelt nur ein
10 wenig.“

„Dafür“, erwiderte der Inspektor nicht ohne einen gewissen Nachdruck, „ist der Wagen hier aber auch der sicherste.“

„Der sicherste?“ — Wer hatte an eine Unsicherheit
15 gedacht! — Auch bei einer Eisenbahnfahrt gilt also die alte Geschichte: „Es ging ein Mann im Syrerland[1].“ — Ich äußerte indessen nichts dergleichen; wir stiegen ein und saßen bald bequem genug. Wir, sage ich; denn auch unsere beiden Freundinnen ließen es darauf ankommen,
20 in meiner Gesellschaft dritter Klasse zu fahren. Freilich, vor einer etwas vertraulichen Höflichkeit des Schaffners vermochte ich sie nicht ganz zu schützen, und ebensowenig vor einem kleinen impertinenten Blick, mit welchem sie von einem elegant gekleideten Backfisch bestrichen wur-
25 den, der an einer der nächsten Stationen mit einer laut redenden Badegesellschaft ein Coupé erster Klasse in Besitz nahm.

[1] Anspielung auf die Parabel Rückerts, in der er schildert, in welche Lebensgefahr ein Mensch jederzeit kommen kann, auch wenn er ein anscheinend geduldiges Tier, wie das Kamel, mit sich führt.

Ich mußte dabei eines Vorfalles gedenken, den mir vor Jahren eine dir sehr bekannte edle Frau erzählte. — Die Familie, deren Glück und Stolz sie war, hatte, während die Dänen in unserer Heimat wirtschafteten, im mittleren Deutschland einen Unterschlupf gefunden. Die Einkünfte waren klein, die Kopfzahl groß; desungeachtet wurde Jahr um Jahr ein Besuch bei den zurückgebliebenen Eltern ermöglicht; nur freilich, bescheiden mußte gereist werden; aber sie entbehrte nichts dabei; denn, wie du weißt, ihr schönes, sicheres Wesen bedurfte äußerer Stützen nicht. — Bei einer solchen Heimatsreise vermochte sie einst auf einem größeren Bahnhofe das verlassene Coupé nicht wiederzufinden und irrte, nur von einer Magd begleitet, mit ihrer Kinderschar auf dem weiten Perron umher, als ein junger Offizier sich zu ihnen fand und mit gutmütiger Höflichkeit ihr seine Hülfe anbot. Sie nahm das dankend an; als sie jedoch bemerkte, daß er sein Augenmerk nur auf die zweite Wagenklasse richtete, wandte sie sich gegen ihren höflichen Begleiter und sagte: „Wir fahren dritter Klasse!“

Auf dieses Wort hin sah sie zu ihrem Erstaunen den jungen Mann spurlos und auf Nimmerwiederkehr im Gewühl verschwinden; und erst später kam es ihr zum Bewußtsein, daß es denn doch wohl gegen die Standesehre sein müsse, im Dienste einer Frau gesehen zu werden, welche dritter Klasse fuhr.

Sie hat mir lächelnd dies kleine Abenteuer erzählt; und du weißt es, wie schön und mild einst dieser Mund gelächelt hat.

Doch das sind nur Gefahren, die aus der ersten Wagenklasse kommen; und — halsgefährlich sind sie eben nicht. Der arme junge Offizier; was soll denn einer machen, der zufällig seine Persönlichkeit nicht in sich selber, sondern in der Regimentsrangliste stecken hat! — —

Am Nachmittage verließen mich meine beiden Damen, die ein anderes Reiseziel hatten; unverkennbar übrigens mit einer kindlichen Genugtuung über den gesparten blanken Taler, den sie durch den Sieg ihrer Demut im Knipptäschchen behalten hatten.

Es war kühl geworden; als der Zug weiter klapperte, vermummte ich mich in meinem Plaid und gab meinen Gedanken Audienz. Die Reisestimmung wollte noch nicht kommen. Weshalb hastet denn im Mittsommer alles von 5 Hause fort? — Um Genesung für irgendein Übel zu finden, das vielleicht eben dort sitzt, wo es am leichtesten zu tragen ist? — Ich fürchte, der arme Solitaire[1] hat nicht unrecht mit seiner Warnung:

> Drum sei nur still, trag' jeden Kummer gerne;
> 10 Das Leiden, das dich quält, hält andre Leiden ferne!

Die schlimmsten aus dieser dunklen Genossenschaft, die kleinen schwarzen Dinger mit den Fledermausflügeln, die Sorgen, machen es doch wie unser heimischer Hausgeist, der treffliche Niß Puk; sie setzen sich hinter uns auf 15 den Karren und rufen ganz vergnügt mit ihren schrillen Stimmchen: „Wir ziehen um[2]!"

Es war heute gerad' ein Wetter, in dem sie sich besonders lustig fühlen; denn es regnete; es klatschte oben auf die Wagendecke, wie zornig schlug es mitunter gegen die 20 aufgezogenen Fenster; an den Scheiben rieselten einförmig die Tropfen und zeichneten kleine Ströme auf dem beschlagenen Glase.

Ja, das war das rechte Wetter; und schon hörte ich ihr emsiges Gesumme. Die von heute mochte ich selber 25 unversehens mitgenommen haben; wie die anderen, die ich doch zu Hause lassen wollte, in den festverschlossenen Wagen kamen, weiß ich nicht. Aber sie kamen, eine nach der anderen; und nicht bloß die von morgen und übermorgen und vom nächsten Jahr; in ganzer Kette schwärm-30 ten sie aus; es war, als hätte die eine immer die andere

---

[1] Waldemar Nürnberger (1818—69), ein hochbegabter, aber wenig erfolgreicher Dichter, den traurige Lebensschicksale zu einer trostlosen Lebensverneinung führten. — [2] Von dem vor allem in der Husumer Gegend heimischen Hauskobold, einem der „Unterirdischen", der „Zwerge", die den Menschen bald freundlich, bald feindlich gegenübertreten, erzählt man sich folgende Geschichte. Eine Familie, die durch eigene Schuld von ihm gequält wurde, suchte ihm durch Flucht aus dem Hause zu entkommen. Der Kobold aber setzte sich in den Besen der Magd, die als letzte das Haus verließ, und rief höhnisch: „Wir ziehen um".

herbeigerufen; ganz aus dem Nebel der Zukunft, vom Ende des Lebens kamen sie herangeflogen, und ich fühlte es jedesmal an einem Ruck an meinem Herzen, sowie eine neue zu mir heranflog und sich mit ihren Klammerzehen an mich anhing; zuletzt kamen sogar die von jenseit des Grabes. Auch die kamen; und es war etwas Fürchterliches dabei. Kleine süße Kindergesichter, mir die trautesten auf der Welt, drangen lächelnd auf mich ein, und auch der Sonnenschein war da, den ich immer um ihre Häupter sehe; aber unmerklich verwandelten sie sich; bleich, mit kranken Augen, wie um Hülfe flehend und ohne Sonnenschein sahen sie mich an; dann verschwand alles, und ich sah nur eine Menge blutdürstiger Augen, die aus der Finsternis auf mich zublitzten. Nun wußte ich es, das waren die von jenseit des Grabes, die furchtbaren, vor denen kein Entrinnen ist; und ich würde vielleicht zum Erstaunen meiner Reisegenossen einen lauten Schrei ausgestoßen haben, wenn von dem Verwesungsdunste, den sie mit sich führten, mir nicht die Kehle wie zugeschnürt gewesen wäre.

Da tat es in den Spuk hinein plötzlich einen gellenden Pfiff, der unleugbar aus der Welt von heute kam; und nicht lange, so scholl die tröstliche Menschenstimme des Wagenmeisters: „Hamburg! Station Klostertor! Alles aussteigen!“

Ich schüttelte mich, griff nach Schirm und Reisegepäck und stolperte auf den Perron hinaus.

Es war inzwischen dunkel geworden, und der Regen strich noch immer ebenmäßig vom Himmel herab. Aber der Vetter war zur Stelle, und am Arme eines Mannes, der allzeit erster Klasse fährt, fühlte ich den Boden noch um eins so fest unter meinen Füßen. Leider hatte er bei solchem Wetter seinen Einspänner zu Haus gelassen; die Droschken waren alle schon vergriffen; auf der Pferdeeisenbahn trabte es wohl vorüber, aber drinnen war alles besetzt. So marschierten wir denn unter unseren Schirmen noch eine halbe Stunde, bald durch ein Wirrnis überschwemmter Straßen, bald auf durchweichten Kieswegen

unter tropfenden Alleen, bis endlich ein hellerleuchtetes Zimmer und bekannte freundliche Gesichter dem heutigen Reisetage ein Ziel setzten.

Aber mitten im heitersten Plaudern überfiel's mich 5 wieder; denn ich hatte einen Schatten an den Wänden huschen sehen. Er kam wohl nur von einer Amaryllisblüte, die neben mir aus einem Blumenkorbe ragte und jetzt von einem Zugwind hin und her bewegt wurde. Ich bemerkte das sofort; als ich aber durch die offen stehende 10 Stubentür auch die Haustür offen sah, sprang ich hastig auf und schloß dieselbe zu.

„Was fällt dir ein?" rief die junge muntere Base; du weißt, der alte Musikmeister nannte sie einst so allerliebst: „Das Rotkehlchen".

15 „Was mir einfällt?"

„Ja, dir! — Hast du Angst vor Fledermäusen?"

Ich starrte sie an. „Vor Fledermäusen? — Nein, so eigentlich nicht; ich hoffe auch, sie fliegen nicht in diesem Schlackerwetter; aber ich hatte eine Gesellschaft unter-20 wegs; ich möchte lieber, daß sie draußen bliebe."

„Du! — Was sprichst du komisch!" sagte das Rotkehlchen und sah mich lustig mit ihren hellen Augen an. „Dahinter steckt eine prachtvolle Geschichte; nimm dein Glas, setz' dich in die Sofaecke und erzähle!"

25 „Ja", stimmte nun auch der Onkel bei, indem er bedächtig einen Zug aus seiner langen Pfeife tat; „erzähle; du weißt doch, daß sich das nicht schickt, solch unverständliches Zeug vor anderen Leuten reden."

Der Onkel sah mich schelmisch an; aber ich erzählte die 30 „prachtvolle Geschichte" nicht.

2.

In Urgroßvaters Hause.

Ja, es war eine Trompete, nur eine; und es war ein Choral, der von ihr geblasen wurde! — Ich sprang aus 35 dem Bette und weckte den neben mir schlafenden Vetter,

und wir stellten fest, daß in dem dritten Nachbarhause links geblasen wurde.

Bald hatten wir uns angekleidet und saßen unten im Familienzimmer am Kaffeetisch; und die Trompete blies noch immer fort; wenn der Choral aus war, wurde sogleich mit einem neuen weitergeblasen; und so blies die eine Trompete zwei Stunden lang Choräle. Dann wurde sie vermutlich durch ein Glas Wein erfrischt; denn die Musik schwieg, und bald darauf — wir waren alle in die Veranda getreten — sahen wir den Bläser aus dem Hause kommen; er hatte seine Trompete in ein schwarzes Tuch gewickelt; aber das blanke Mundstück, das daraus hervorsah, verriet ihn. — Dann fuhr eine Kutsche vor; von einer Bonne wurde ein festlich weißgekleidetes Wickelkind herausgetragen, dem ein geistlich aussehender Herr mit weißer Halsbinde folgte. Das alles, von einer kleinen, behaglichen Matrone an den Droschkenschlag bekomplimentiert, stieg ein und fuhr davon.

Diese Sache ist mir höchst verdächtig. Was mag das Wickelkind zu der furchtbaren Musik gedacht haben? — Am Ende hat es gar nichts dazu denken sollen! denn wir wohnen hier im Quartier der Frommen; wie der Berliner Pastor zu unserer Freundin Rosa[1] sagte, als er in einer Abendgesellschaft beim ragoût fin an ihrer Seite saß: „Und wo wohnen Sie denn, mein wertes Fräulein?“ — „Ich? Ich wohne in der Matthäikirchstraße.“ — „In der Matthäikirchstraße! Ei, das ist ja eine liebe Gegend, eine herrliche Gegend! Eine liebe Seele bei der andern! Und die Glo—cken, sie lo—cken!“

— — Es ist mir in diesem Augenblick eine seltsame Erquickung, daß ich aus dem Fenster, an welchem ich dieses schreibe, den Blick auf die Hamburger Abdeckerei habe, die drüben mit ihrem braunroten Ziegeldach aus grünen Bäumen hervorschaut. — —

Als wir uns, nicht ohne Anstrengung, von der Trompete erholt hatten und wieder — denn es war am Sonn-

[1] Wohl Rosa Stein, Konstanzens Freundin in Potsdam.

tagmorgen — ruhig um den runden Tisch saßen, kündigte ich meine mitgebrachte Rarität an.

„Hm!“ machte der Onkel und rauchte erst ein paar Gedankenstriche in die Luft, „das wird wohl wieder so etwas vom poetischen Tandelmarkt sein, wofür wir hier keinen Absatz haben.“

Ich aber ließ mich das nicht anfechten, sondern legte meinen kleinen Pergamentband auf den Tisch.

„Nun, das sieht denn doch wenigstens solide aus.“ Und während Tante Friede die Augenbrauen in die Höhe zog und über die Brillengläser weg zu mir herüberblickte, schlug ich das Büchlein auf und las: „Regeln der vereinigten freundschaftlichen Gesellschaft, sammt eigenhändiger Einschrift derselben Mitgliedere Namen.“ — Du weißt, es sind darin nicht nur die Namen, sondern auch die Schattenbilder der alten Herren, samt deren voraussetzlich nicht minder wohlgetroffenen Haarbeuteln und Zopffrisuren.

Nun ging das Buch von Hand zu Hand; die Groß- und Urgroßväter und -onkel wurden aufgesucht und gefunden und mit kleinen, über dem Sofa hängenden Miniaturbildchen zusammengehalten; zuletzt verglichen wir noch unsere eigenen lebendigen Familiennasen mit den Nasen der armen Silhouetten.

Schatten von Schatten! — Über ein halbes Jahrhundert bestand diese freundschaftliche Gesellschaft; aber endlich mußte doch auch sie sterben, wie sie so viele ihrer Mitglieder hatte sterben sehen; trotz ihrer fürtrefflichen Gesetze: Paragraph 5, daß kein Rangstreit Platz haben solle, so wenig als ein unerlaubter handgreiflicher Spaß, bei Vermeidung von 2 Schilling Lübisch Straffe; Paragraph 6, daß derjenige, so übermäßig und vorsätzlich fluchet, für jeden Fluch bezahlen solle 1 Schilling; und Paragraph 7 — der weiseste von allen —, daß die Gesellschaft jedesmal nicht länger als höchstens bis eilf Uhr abends beisammen bleibe, und zwar für jeden bei Strafe von 1 Mark. —

„Ist mir doch mitunter“, sagte ich, „als wäre ich selbst einmal dabei gewesen!“

„Oho!“ rief der Onkel; und das Rotkehlchen warf die Lippen auf und sah ganz spöttisch nach mir hin.

„Nein, nein; ich meine nicht zur Zeit der Gründung Anno 1747 —“

„Nun, das wollte ich doch auch nur sagen!“ unterbrach mich die Tante und lachte ganz befriedigt.

„Nein, Tante Friede; nicht Anno 1747, wo noch beliebet war, daß kein Kaffee und beim Weggehen kein hitziges Getränke außer Wein gereicht werden solle; vielmehr ist mir, als sei es an einem heiteren Julitage in den achtziger Jahren gewesen, wo allerdings noch der Großvater ein Bräutigam war; und zwar im Hause des Urgroßvaters großmutter-mütterlicherseits. Hier ist das Schattenbild dieses kleinen, behaglichen Mannes, der leider schon lange vor meiner Geburt sein darunterstehendes ‚obiit[1]‘ erhalten hat!“

Damals aber war auch ein Tag! — Das Haus mit der Sandsteinvase auf dem spitzen Giebel, welches zu Pfingsten seinen frischen, sandgrauen Ölanstrich erhalten hatte, schaute aus den blankpolierten Fenstern wie die lachende Gegenwart auf die Schiffe des gegenüberliegenden Hafens, deren Wimpel regungslos an den heißen Masten hingen. Auch drinnen der weißgetünchte, durch zwei Stockwerke hinauf reichende Flur des Hauses war voll von Sonnenschein, der durch die beiden übereinanderliegenden Fenster freien Eingang hatte. Aber alles war still und feierlich. Der Riesenschrank, welcher, die Leinenschätze des Hauses enthaltend, über die Hälfte der einen Wand einnahm, war augenscheinlich frisch gebohnt, die krausen Messingbeschläge blitzten; stattlich erhoben sich auf seiner Bekrönung die großen, blau und weiß glasierten Vasen. Aus der offenstehenden Tür des schmalen Wohnzimmers zogen Blumendüfte auf den Flur hinaus; denn drinnen im Ausbaufenster blühten Reseden und die Blume der alten Zeit, die düftereiche Volkameria.

Und jetzt erscholl ein Schritt vom Hinterhause her; be-

[1] Gestorben.

gleitet von seinem Mops Fidel, der pflichtgemäß hinterher watschelte, erschien der Urgroßvater, ein wackerer Fünfziger, zierlich bezopft, im schokoladefarbnen Rock; und nicht von ungefähr spielten seine Finger mit der emaillierten Festtagsdose: er erwartete „die vereinigte freundschaftliche Gesellschaft“! — Da schlug es draußen drei vom Turm der alten Marienkirche — sie ist jetzt längst schon abgebrochen — und der Urgroßvater zog seine goldene Uhr hervor, schälte sie aus zwei Gehäusen und stellte dann die Weiser nach der Kirchenuhr; denn ihm als Wirt lag heut die Sorge für die Beobachtung der Gesellschaftsregeln ob; und wer allererst nicht vor einem Viertel nach drei Uhr erschien, der mußte Strafe zahlen. Und fast wünschte der gutherzige Mann, die Uhren der übrigen Mitglieder möchten heut nicht allzu richtig gehen; war er für dieses Jahr doch auch der Rechnungsführer der Gesellschaft und hatte für seine Kasse zu streben, die statutengemäß um Weihnachten unter geheim Bedürftige verteilt werden sollte! Mit ein paar lebhaften Schritten trat er in das Wohnzimmer und griff nach der blechernen Büchse, die dort hinter dem Vorhängsel des nach der Außendiele liegenden Guckfensters stand. Er wog sie in der Hand; sie war schon recht gewichtig; aber auch der armen Leute waren ja so viele! Und hastig, damit von den Gästen ihn niemand über diesem heimlichen Tun ertappe, nahm er eine Anzahl kleiner Münzen aus seiner Börse und ließ sie in den Spalt der Büchse fallen.

Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein[1]!

Unwillkürlich summte er das Lied seines lieben Wandsbecker Boten, welches die Gesellschaft am Abend der Weihnachtsverteilung bei einem Gläschen echten Rüdesheimer anzustimmen pflegte. Singend war er ans Fenster getreten, und im Nacken schlug der Zopf bescheidentlich den Takt dazu; vergnüglich blickte er durch die Blumen über die sonnige Straße nach dem Hafen hinab, wo eben eine

[1] Aus dem „Rheinweinlied“ von Matthias Claudius.

Menge größerer und kleinerer Tonnen in ein Helgoländer Schiff verladen wurden. Der Urgroßvater schmunzelte; sie enthielten freilich nicht jenen „Labewein" vom Rhein, wohl aber das berühmte Gutbier aus seiner eigenen Brauerei, das derzeit weit und breit versandt wurde. 5

Jetzt aber rief das plötzliche Schellen der Türglocke ihn wieder nach dem Hausflur, wo ihm zu seinem Erstaunen ein friesländischer Seemann in Jacke und Hose vom gröbsten blauen Wollenzeug, mit kurz geschorenem Haar und einer Pelzmütze auf dem Kopf, entgegentrat. 10 Der Urgroßvater schaute etwas unsicher auf die unerwartete Erscheinung; als ihm aber sogleich unter lebhaften Gestikulationen eine Begrüßung, aus wenigstens vier lebenden Sprachen zusammengemischt, entgegensprudelte, da wußte er freilich, daß er es mit einem Mit- 15 gliede der „freundschaftlichen Gesellschaft" zu tun habe, mit seinem trefflichen Hausarzte, dem vielberufenen holländischen Doktor, der gleich vielen anderen „Patrioten[1]" nach der Wiedereinsetzung der Prinzessin von Oranien seine Heimat verlassen und in unserer guten Stadt sich 20 rasch zum Modearzt emporgeschwungen hatte. Lachend schüttelte er ihm jetzt die Hände.

„Alle Tausend, Doktor! Was habt Ihr da nur wieder ausgeheckt!"

Der Doktor aber tat gar nicht, als ob was Auffälliges 25 an ihm zu sehen sei. Hatte er doch kurz zuvor in blausamtner Husarenuniform, mit Säbel und goldbequasteten Stiefeln, und ein andermal im schwarzseidenen Kostüm eines französischen Abbé dem Publikum der kleinen Stadt mit Glück zu imponieren gewußt. — So ließ denn auch 30 der Urgroßvater es bei seiner einmaligen Verwunderung bewenden und verschwand mit seinem, übrigens grundgelehrten, Gaste in dem Hinterhause, wo im oberen Stockwerk der Gesellschaftssaal belegen war.

---

[1] Eine Partei in den Vereinigten Niederlanden im 18. Jahrhundert, die die Abschaffung der Statthalterwürde der Oranier erstrebte, aber 1787 von preußischen Truppen unterdrückt wurde, bis sie 1795 mit Hilfe der französischen Republikaner ihr Ziel erreichte.

—— Von droben, durch das über der Tür des Wohnzimmers befindliche Kammerfenster, hatten zwei blaue Mädchenaugen aus einem blonden, leichtgepuderten Köpfchen neubegierig und lachend auf den Flur hinabgeblickt.
5 Es war das Haustöchterchen, meine Großmutter, die dort noch bei ihrer Toilette säumte. Sie hatte keine Eile; denn auf den liebsten Gast, den Großvater, dem sie, sobald die Astern blühten, ihre Hand am Altare reichen sollte, hatte sie heute nicht zu hoffen, da ihn Geschäfte
10 in der benachbarten Handelsstadt zurückhielten. Aber wußte sie ihn doch auch dort bei guten Freunden wohlbehalten!

Wieder schellte es unten; und eine breite, untersetzte Gestalt mit fleischigen, stark geröteten Wangen, in Zopf-
15 perücke und leberfarbnem Rock, schob sich zur Tür hinein. Es war der Herr Zoll- und Schloßverwalter; er stützte sich auf sein langes Rohr und pustete mächtig, während er mit dem Schnupftuch den Schweiß sich von der Stirn trocknete. — Das Großmütterchen lächelte: der Mann
20 hatte einen so seltsamen Beinamen — der „Ballenfräter“ hieß er — sie hatte als Kind ihn selbst einmal danach gefragt.

Und wieder läutete die Türglocke. Ein stattlichere Erscheinung, ihr Großonkel, der alte Herr Ober- und Land-
25 gerichtsadvokat, war eingetreten, der allein von allen Mitgliedern noch die große Lockenperücke auf seinem schönen ausdrucksvollen Haupte trug. Das Großmütterchen liebte ihn sehr, diesen Helfer der Bedrängten; und fast hätte sie ihn angerufen. Aber eben legte er lächelnd seine Hand
30 auf die Schulter des kleinen Schloßverwalters, und beide schritten nun dem Hinterhause zu.

Droben am Fenster war der hübsche Mädchenkopf verschwunden; die Inhaberin desselben hatte sich in die Tiefe der Kammer zurückgezogen. Sie saß mit aufgestütztem
35 Arm vor ihrem Toilettentischchen und blätterte in einem winzigen pergamentnen Goldschnittbändchen, das ihr vor kurzem der Bräutigam gebracht hatte. Es war der mit Höltys Bildnis geschmückte Jahrgang des Vossischen

Musenalmanachs[1]. — Wie ernst und früh gealtert erschien ihr das Antlitz des so jung verblichenen Dichters; und welche Friedhofsstille war in seinen Liedern! — — Doch jetzt geriet sie in die vielgerühmte Ballade Friedrich Stolbergs: „Hört, ihr lieben deutschen Frauen, die ihr in der Blüte seid!“ — Zu grausam war es doch, und ihr junger Busen wallte von Mitgefühl, daß die treulose Ritterfrau so Tag für Tag aus dem Schädel ihres getöteten Buhlen trinken mußte! Aber — ja so! — sie wurde doch, dem Himmel Dank, von ihrem beleidigten Eheherrn noch zur rechten Zeit zu Gnaden wieder angenommen! — Dem Großmütterchen fiel es im Traum nicht ein, daß auch sie selber zu den deutschen Frauen gehöre, denen der ungalante Dichter diesen Schädel zum Exempel aufgestellt hatte; sie wäre arg erschrocken, hätte ihr jemand das gesagt. Es ging sehr schön zu lesen; aber es war ja doch nur eine Geschichte, weit ab von ihr und ihrer Welt! — Dagegen ein paar Seiten weiter, wo der lila Seidenfaden eingelegt war: „Blühe, liebes Veilchen“, das kleine süße Lied von Overbeck, das sie schon selbst an ihrem grün lackierten Klavier gesungen hatte; das freilich, das war wie nebenan im Nachbargärtchen nur gewachsen[2]! —

Oftmals hatte indessen unten im Hausflur die Türschelle geläutet; immer neue Gäste waren eingetreten, geistliche und weltliche, gelehrte und ungelehrte, Träger von Namen, die durch viele Geschlechter an der Spitze des städtischen Lebens gestanden hatten, und welche jetzt die neue, rasch lebende Zeit spurlos hinweggefegt hat.

Und nun knarrte auch oben die Kammertür; ein kleiner Schritt klapperte die Treppe herab, und da stand es unten auf dem Flur, das Großmütterchen; eine zierliche Gestalt, hausmütterlich ein weißes Schürzchen vorgebunden, das

---

[1] Storm meint den „Musenalmanach für 1778“, herausgegeben von Joh. Heinr. Voß in Hamburg. Die Ballade ist von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750—1819), der in seiner Jugendzeit Mitglied des Göttinger „Hains“ und ein Freund Goethes war. Christian Adolf Overbeck (1755—1821) aus Lübeck ist der Vater des Malers; er war ebenfalls Mitglied des Göttinger Dichterbundes. — [2] In dem genannten Liede „Der Knabe an ein Veilchen“ denkt der Knabe an sein Lottchen, das einst seine Braut werden soll.

Brusttuch mit einer Rosenknospe zugesteckt. — Schon trat sie auf die Falltür des Kellers, welche den Auftritt zum geräumigen Pesel* bildete; da schellte es noch einmal, und zugleich auch hörte sie von dort her ihren Namen rufen.

5 Ein alter Herr in dunkler Kleidung, mit feinem, weißem Jabot, war eingetreten; der Vater ihres Bräutigams, ein hochangesehener Kaufherr und Ratsverwandter dieser Stadt. Wenn unter den starken Brauen nicht die schönen blauen Augen gewesen wären, der strenge Mund hätte 10 leicht ein junges Wesen zurückschrecken können; aber sie wußte wohl, daß sie sein Liebling war; und schon hing sie an dem Arm des alten Mannes.

„Nicht wahr, Papa, Sie haben mir etwas mitgebracht?“

15 Er zog schweigend die goldene Tabatiere aus der Schoßtasche seiner Weste und bot ihr eine Prise.

„Aber, fi donc, Papa! Sie wissen besser, was ich meine!“

Der alte Herr lächelte. „Seit wann ist deine Fran- 20 zösin entlassen, Tochter? Du hast dein vocabulaire noch nicht vergessen.“

„Papa, Sie dürfen mich nicht necken!“

„Aber du, eines Kaufherrn Braut; und weißt noch nicht, daß heut kein Posttag ist!“

25 „Ach!“

„Nun, Geduld nur, Töchterchen, und Köpfchen in die Höh'! Wer weiß, was mit Gelegenheit geschehen kann! Unser Herr Stadtsekretär soll ja heut noch von der Reise kommen.“ — Und er streichelte die Wange seines Lieblings.

30 Da schlug draußen vom Turme die Viertelsglocke.

„Papa, machen Sie rasch; sonst setzt es Strafe!“

Der alte Herr aber hielt sein Schwiegertöchterchen an der Hand zurück. „Laß nur, mein Kind; wir wollen doch deinem Papa sein Späßchen nicht verderben.“

---

* In den älteren Häusern das die ganze Breite einnehmende Gemach, gewöhnlich nach hinten belegen und mit steinernem Fußboden, worin die Feste gefeiert wurden und die Toten ausstanden. Später wurde vielfach noch ein Flügel für Gesellschaftsräume angebaut.

Langsam durchschritten sie den düsteren, mit Fliesen ausgelegten Pesel, dessen hohe Fenster nach einer engen, sonnenlosen Twiete hinaus lagen; einem so alten Gäßchen, daß nach der Chronik ein dort einstmals verübter Mord noch durch die Mannbuße war gesühnt worden; 5 dann traten sie durch eine Flügeltür in den Flur des Hinterhauses. Schon ehe sie hier die Treppe hinaufstiegen, hörten sie von droben den lebhaften Diskurs der versammelten Gesellschaft. Oben angekommen aber, ließ das hübsche Kind den Herrn Schwiegerpapa allein in 10 den Saal gehen; sie selbst, während von dort neben dem Scharren der Kratzfüße auch das Rasseln der unerbittlichen Blechbüchse erscholl, trat gegenüber in die offene Tür der Geschirrkammer, wo sie auf einem der Binsenstühle ein verwachsenes Männlein in zeisiggrünem Rocke 15 hatte hucken sehen. Jetzt sprang es mit devotem Bückling auf, schüttelte sein dürftiges Zöpflein und fuhr dabei mit den langen Fingern säubernd über seine breiten Ärmelaufschläge.

„Mach' Er nur keine Umstände, Meister", sagte das 20 Großmütterchen; „ich wollte mich nur nach Seiner kleinen Stina bei Ihm erkundigen."

Und während das Männlein ihr ein Breites über sein kümmerlich Würmchen vorklagte, hatte sie, wehleidig wie sie war, sich abgewandt, indem sie eifrig in ihrem Täsch- 25 chen suchte. Und bald zog auch der Meister ein mageres Lederbeutlein hervor und schob zwei blanke Silbermünzen zu der darin befindlichen kupfernen Gesellschaft. Dabei hatte er ein feines Scherchen auf den Tisch gelegt; denn er betrieb außer seiner Flickschneiderei auch noch eine 30 höhere Kunst; er war ein beliebter Silhouetteur und auf heute bestellt, um den kleinen Stadtwagemeister, ein neues Mitglied, für das Buch der Gesellschaftsregeln auszuschneiden. Das gute Meisterlein wollte durchaus zum Beweise seiner Dankbarkeit auch die Silhouette der lieb- 35 wertesten Demoiselle anfertigen; und wirklich ist sie später von seiner Hand als einziges Damenkonterfei unter die Mitglieder der freundschaftlichen Gesellschaft aufgenom-

men; für jetzt aber entschlüpfte ihm das Großmütterchen und trat gegenüber zu den Gästen in den Saal.

Es war ein besonders tiefes, geräumiges Gemach; die Decke mit schwerer Stuckatur verziert, die weißen Wände mit Kupferstichen in den verschiedensten Manieren und einzelnen Pastellbildern fast bedeckt. — Der kunstliebende Hauswirt hatte sich soeben den hagern Propsten eingefangen und demonstrierte mit ihm vor dem neu erworbenen Chodowiecki: „Zieten, sitzend vor seinem Könige". Daneben unter Berghemschen Landschaften[1] sah man zwei schöne Stiche nach Guercino[2]: „Abram ancillam Agar dimittit" und „Esther coram Asuero supplex." Unweit davon, in Rotstiftmanier, hing ein Blatt, dem gewiß keine gefühlvolle Seele vorbeiging, die je bei Millers[3] berühmtem Siegwart Trost in Tränen gefunden hatte. Von zwei grimmig blickenden Mönchen wird eine in spanischer Männertracht entflohene Nonne in ihr Kloster zurückgeführt; die in zierlichen Schleifenschuhen steckenden Füßchen schreiten wie in Todesangst; entsetzt unter dem breiten Federhut blicken die Augen aus dem Bilde heraus. — „Und nun soll sie lebendig eingemauert werden!" So hatte oft das Großmütterchen ihren Freundinnen das Bild erklärt. „Seht nur, dort wird schon an dem Glockenstrang geläutet!" — Doch was hier erregt wurde, war nur das Grauen vor den Menschen. Dort neben dem Ofen aber, wohin bei Tagesabschied zuerst die Schatten fielen, befand sich ein kleineres Bild, dem selbst die heiteren Augen des Großmütterchens nicht gern begegneten, wenn sie um solche Zeit allein das abgelegene Festgemach betreten mußte. Die jugendliche Frauengestalt in der düsteren Kammer schien wie unbewußt vom Schlafe auf das Ruhe-

[1] Nicolaus Berghem, berühmter niederländischer Maler und Kupferätzer des 17. Jahrhunderts, der sich besonders in Landschaften mit Tieren und in Hirtenstücken hervortat. — [2] Giovanni Francesco Barbieri, genannt Guercino da Canto, italienischer Maler des 17. Jahrhunderts. „Abraham entläßt seine Magd Hagar" und „Esther als Bittende vor Ahasver". — [3] Johann Martin Miller, ein schwäbischer Pfarrer, als Student Mitglied des „Hains", errang mit seinem dreibändigen Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte", der den „Werther" übertrumpfte, einen gewaltigen Erfolg bei allen empfindsamen Seelen.

bett hingeworfen; der Kopf mit dem zurückfallenden Haar hängt tief herab. Auf ihrer Brust huckt der Nachtmahr mit großen, rauhen Fledermausflügeln. Sie vermag kein Glied zu rühren; vielleicht geht ein Stöhnen aus ihrem geöffneten Munde; hülflos in der Einsamkeit der Nacht ist sie ihm preisgegeben. Nur durch den Vorhang sieht der wild blickende Kopf eines Rappen, der ihn hierher hat tragen müssen, der selbst nicht von der Stelle kann. — Zwar dem Großmütterchen war dergleichen niemals widerfahren; aber des Bräutigams Schwester hatte erzählt, wie einmal von ihrem Nachttisch solch Unwesen im Traum ihr auf die Brust gesprungen sei; und auch von den Brauknechten hatte sie gehört, daß mitunter der Nachtmahr die Pferde auf den Weiden reite, wo es denn tausend Not mache, die verfilzte Mähne wieder aufzulösen, in welcher er beim Ritt sich mit den Krallen festgehalten. Jedenfalls, die Sache hatte ihren Haken!

Doch heute war Gesellschaft und fröhliches Leben in dem großen Saale; und der Nachtmahr hing ganz unbeachtet in seiner Ofenecke. Die beiden Fenster zwar gingen, wie unten die des Pesels, auf die enge Twiete; aber es war trotzdem nicht unfreundlich hier; ein Sonnenstreifchen, das durch die höchste Eckscheibe des einen Fensters hereinglänzte, erinnerte an den Sommertag da draußen und ließ hier innen die Kühle doppelt labend empfinden.

Jn der Tiefe des Zimmers war der Kaffeetisch serviert. Daneben stand die Urgroßmutter, eine noch immer hübsche Frau, deren feiner Kopf jedoch heute einen fast zu hohen Bau aus Spitzen und Gaze zu tragen hatte. Jhre eine Hand ruhte auf dem Griff der Porzellankanne, aus der sie schon die runden Täßchen vollgeschenkt hatte, mit der anderen drohte sie, nicht gerade gar zu ernsthaft, dem eben eingetretenen Töchterchen.

Ein überfliegendes Rot machte ein paar Sekunden lang die jungen Augen dunkeln. „Verzeihen Sie, Mama!“ Dann nahm sie geschickt das große Präsentierbrett, auf dessen schwarz lackierter Fläche sich ein Muster von kleinen

Rosenbuketts zeigte, und bot mit wohlgeschultem Knicks einem jeden Gast sein Schälchen dar, wobei sie auf die zierlichen Scherze der älteren Herren über das nun bald erwünschte Ende ihrer Brautschaft eine noch zierlichere
5 Erwiderung nicht schuldig blieb.

Und alsbald, unter den belebenden Duftwolken des javanischen Trankes, erscholl das gesellige Klirren der Tassen und Löffelchen; wäre ein Kanarienvogel hier gewesen, er hätte jetzt unfehlbar seinen Sang erschallen
10 lassen. Selbst der Herr Zoll- und Schloßverwalter erhob sich von dem Tokadilletische[1], an dem er, den Würfelbecher in der Hand, bis jetzt sich ausgeruht hatte. Das derzeitige Thema des Stadtgesprächs kam aufs Tapet. Stimmen waren laut geworden, welche die Baufälligkeit des hohen
15 Kirchturmes behaupteten, ja den Abbruch der ganzen Kirche forderten, und schon zirkulierte der erste Spottreim, gleichsam die Überschrift zu den vielen anderen, womit nachmals die kleine Stadt ihr eigenes Tun verhöhnte, als sie mit unsäglicher Mühe ihr ältestes Bau-
20 denkmal zerstörte.

De Tönninger[2] Torn is hoch un spitz;
De Husumer Herrn hemm Verstand in de Mütz!

Wo kam das her? Wer hatte es gemacht? Niemand wußte es. Aber es traf; ein lebhaftes Für und Wider
25 erhob sich und wogte durch den Saal.

Inzwischen war, fast ungesehen, noch ein letzter Gast eingetreten, nach welchem unter Herzklopfen und — es ist nicht zu verschweigen — ganz unbekümmert um den alten Kirchturm schon längst zwei junge Augen ausgeblickt
30 hatten. Zierlich, wie immer, obgleich eben von der Reise kommend, begrüßte der galante Herr Stadtsekretär die versammelte Gesellschaft. Zum Leidwesen des Hauswirts war seine Verspätung schon im voraus entschuldigt worden; und jetzt nahte er sich mit höflicher Verbeugung der
35 Tochter des Hauses, die eben allein am Kaffeetische stand.

---

[1] Tokadille ist ein dem Puff verwandtes Brettspiel. — [2] Tönningen, die bedeutendste Stadt in der Landschaft Eiderstedt südlich Husum.

„Mamsell Lenchen!“ flüsterte er und legte leise etwas vor ihr auf die Damastserviette; „ein Billettdoux vom Herzallerliebsten; alles wohl und munter!“ — Und als sie glücklich lächelnd aufblickte, sah sie die dunklen Augen ihres Schwiegervaters auf sich gerichtet. Ihr freundlich zu- 5 nickend, hielt er einen Brief empor, den auch er soeben durch den gefälligen Reisenden erhalten hatte. Aber sie schüttelte den Kopf: „Ich tausche nicht, Papa!“ Und sorgsam barg sie ihren Brief unter der Rose ihres Brusttuchs.

— — „Ei der Tausend! Der grüne Schneider drau- 10 ßen wäre ja fast vergessen!“ Der Hauswirt rief es, und sofort auch holte er ihn herein; und bald saß der Stadtwagemeister mitten im Zimmer auf einem Stuhl, daneben auf einem anderen der grüne Künstler, mit Eifer an seinem Werke arbeitend. Es wollte indessen nicht wie 15 sonst gelingen; schon zum zweiten Male wurde ein frisches Papierblättchen hervorgezogen.

„Aber Herr Wagemeister!“ rief der Hauswirt, der teilnehmenden Blicks der kleinen Schere folgte, „Sie bekommen eine doppelte Nase, wenn Sie nicht ruhig sitzen!“ 20

„Freilich, freilich! Bitte submissest!“ akkompagnierte der arme Künstler, indem er unruhig die Beine unter seinem Stuhle kreuzte.

Der Herr Wagemeister räusperte sich verlegen; er hatte gegen den bösen Fluß eine getrocknete Kröte auf der Brust 25 sitzen, die plötzlich an zu rutschen fing.

„Nur Kontenance, Meister!“ rief der Hauswirt. „Herr Stadtsekretarius! Ei, helfen Sie mir doch, hier unseren Freund ein wenig festzuhalten!“

Der Herr Stadtwagemeister protestierte lebhaft und 30 wollte solches Beginnen als einen „unerlaubten handgreiflichen Spaß“ und als den Regeln der freundschaftlichen Gesellschaft ganz zuwiderlaufend angesehen wissen. Aber der muntere Hauswirt berief sich auf den Entscheid der Gesellschaft, und als diese die Sache außer allem Spaß, 35 ja es sogar für die ernsteste Pflicht eines jeden Mitgliedes erklärte, ein naturgetreues Konterfei in das Buch der Gesellschaftsregeln zu liefern, da biß der kleine Wage-

meister die Zähne zusammen, hielt sich baumstill und ließ die Kröte rutschen. Saßen doch die Knieschnallen fest genug, daß sie nicht etwa dort zum Vorschein kommen konnte! — Das freilich wäre fürchterlich gewesen; denn ihm gegenüber, sein Kaffeeschälchen in der Hand, die Pelzmütze noch immer wie festgenagelt auf dem Kopfe, saß der holländische Doktor, ein Mensch ohne alle Egards[1] und Lebensart. — Freilich war es um mehrere Jahre später, als er bei Gelegenheit der jährlichen Schulreden im gefüllten Rathaussaale das Katheder beschritt, im Leidner Redekostüm, in Frack und Schuhen, mit dem Degen an der Seite und dreieckigem Hute auf dem Kopf, um, wie er sich unhöflicherweise ausdrückte, „den dummen Tieren" in puncto der Jennerschen Vakzine einige Wahrheiten einzuimpfen. Soviel aber wußte schon damals der Herr Stadtwagemeister, daß dieser Holländer alles, was ihm beliebte „medizinischen Aberglauben" zu titulieren, mit einer schauderhaften Rücksichtslosigkeit verfolgte.

So nahm er sich denn zusammen, bis der grüne Künstler das wohlgelungene Bildchen mit zweien seiner langen Finger stolz dem Tageslicht entgegenhielt; und so ist denn, wie der Urgroßvater zu sagen pflegte, auch „das Hammelgesicht" dieses kleinen Mannes für die Nachwelt gerettet worden.

Aber das Großmütterchen! Wo war das Großmütterchen indes geblieben? —

3.

In Großvaters Hause.

Während bei dem Urgroßvater sich das Leben in die kühle Tiefe des Hauses zurückgezogen hatte, saßen die Bewohner der Nachbarhäuser im Schatten wohlgestutzter Linden vor der Tür auf ihren Bänken. Beim Nachbar Krämer saß der Nachbar Schlachter; sie hatten mit Stahl und Feuerschwamm eben ihre Kalkpfeifen in Gang ge-

[1] Rücksichten.

bracht und den Kopf derselben sorgfältig mit einem Draht-
hütchen versichert und schauten nun ohne viel überflüssige
Worte auf das Treiben am Hafen und auf die jenseits
liegende Schiffswerfte, von wo die taktmäßig herüber-
schallenden Hammerschläge ihnen die beruhigende Ver- 5
sicherung gaben, daß doch die Zeit nicht ungenützt ent-
fliehe. — Daneben lag das Bäckerhaus; die Heißewecken
und Eiermahne[1] waren ausverkauft; die Bäckerfrau und
ihre dicke Schwester mit dem runden, roten Gesicht in der
schneeweißen Mützenkrause, „Fru Nawersch“ und „Jung- 10
fer Möddern“, saßen sich gegenüber auf den vorspringen-
den Beischlägen; aber das emsige Nadelklirren ihrer gro-
ßen Strickzeuge verstummte allgemach; denn, von Som-
mermüdigkeit übernommen, waren die Hände der guten
Frauen in den Schoß gesunken, während der Kopf über 15
den vollen Busen nickte. — Vor dem Wohnkeller des
Hauses, zwischen den schwarzen jütischen Töpfen, welche
auf der niedergeklappten Schlußluke feilgestellt waren,
saß spinnend die weiße Katze des Kellermanns; mitunter
bog sie den Kopf zurück und rieb ihr rosiges Näschen an 20
den gesalzenen Stockfischen, die vom Rande des Vorbaues
herabbaumelten. Kinder waren nicht zu sehen; die kleinen
hielten Sommerschlaf in ihren Bettchen, die größeren
waren noch in der Schule; nur drüben vom „Helling[2]“
tönten ununterbrochen die gleichmäßigen Hammerschläge. 25

Da ging ein junger, flüchtiger Schritt am Hause vor-
über. „Fru Nawersch“ und „Jungfer Möddern“ erwach-
ten, die Stricknadeln fingen mechanisch wieder an zu klir-
ren; Jungfer Möddern hob ihre schwere Last ein wenig
von dem Beischlag auf und ließ sie wieder sinken, indem 30
sie tief schmunzelnd einen Gruß auf die Straße hinaus-
nickte. „Mamsell Feddersen!“ flüsterte sie ihrer Schwester
zu, die mit kleinen Augen zu ihr hinüberstarrte.

Und richtig! Es war das Großmütterchen; in leichter
Kontusche[3] eilte sie vorüber. — — 35

Nebenan in der Gasse, die kaum hundert Schritte wei-

---

[1] Ein ringförmiges Brot aus Mehl, Eiern, Korinthen und Safran. —
[2] Von der Werft. — [3] Mantelartigem Überwurf der Frauen.

ter von Norden her in den Hafenplatz ausmünde., lag das neuerbaute Haus des Großvaters, in welchem zur Zeit noch eine Schwester ihm die Wirtschaft führte. Anders als das gegenüberliegende seines Vaters und die übrigen alten Giebelhäuser in der Stadt, kehrte es der Straße eine breite Fassade zu, aus deren Mitte über dem Kellergeschoß eine mächtige Steintreppe vorsprang. Kein düsterer Pesel, keine entlegenen Kammern befanden sich darin; die Fenster gingen entweder auf die helle Straße oder hintenaus ins Grüne, auf den Hof und den danebenliegenden Garten; auch die Räume der beiden unteren Hausböden empfingen ihr Licht durch stattliche Fensterreihen des Giebels, der mit seiner geschnörkelten Sandsteinbekrönung in der Mitte des Hauses aufstieg. Hart daran lag das Packhaus mit Fahrpforte und Eingangstür. Der Urgroßvater drüben hatte im vorletzten Sommer alles für den Sohn vollenden lassen, während dieser zu seiner kaufmännischen Ausbildung die Handelsstädte Frankreichs besuchte und entzückte Briefe über den milden Himmelsstrich nach Hause schrieb; ja, auf den Promenaden von Bordeaux, wo er derzeit weilte, hatte er einmal die linde Sommernacht auf einer Gartenbank verschlafen.

Aber jetzt war er wieder in der Heimat; sein Haus stand aufgerichtet und harrte nur der jungen Frau. Und eben war diese, für jetzt zwar eine Braut noch, von hinten durch die Hoftür eingetreten. Sie hatte in den unteren Zimmern vergebens ihre junge Stellvertreterin gesucht; jetzt ging sie oben in den hellen Saal, an dessen tapezierten Wänden schon mancherlei Geräte für die junge Wirtschaft aufgestellt war. Flüchtig sah sie ihr frisches Antlitz in den Spiegelscheiben des Mahagonischrankes vorüberwandeln, dessen Aufsatz mit vergoldeten Vasen und Girlanden geschmückt war; dann trat sie in das Nebenzimmer, wo Reiseerinnerungen ihres Bräutigams, die Vernetschen Ansichten der französischen Hafenplätze[1], an den Wänden hingen. Aber auch hier fand sie die Gesuchte

[1] Claude Joseph von Vernet malte neun Jahre lang im Auftrage Ludwigs XIV. alle französischen Seehäfen.

nicht. — Als sie in den Saal zurücktrat, wäre sie fast erschrocken; eine lebensgroße weiße Gestalt, in der ausgestreckten Hand eine Schale haltend, stand ihr gegenüber auf dem zierlichen Untersatz des Ofens, der auf breiten Marmorfliesen ruhte. Sie mußte lachen; es war ja die Hygiea, welche man, wie ihr wohlbekannt war, gestern erst hier aufgestellt hatte; an der sie vorhin, ohne umzublicken, vorbeigegangen war.

Sie stand auf gutem Fuß mit dieser Göttin der Gesundheit, „der schönaugigen Beisitzerin des Apollo, ohne welche niemand glücklich ist“; sie war eine der Auserwählten, die aus ihrer Schale einen vollen Trunk getan. — Hoch aufatmend in Glück und Lebensfülle trat sie an eines der Fenster und blickte in den Sommertag hinaus. Jenseit der Stadt, wohinaus der Blick über die niedrigen Häuser der vorliegenden Nebengasse frei war, zwischen dem grünen Festlande und der Nachbarinsel, breitete sonnenfunkelnd sich die Reede aus; kaum erkennbar aus dem Geflimmer ragten die Masten eines großen Schiffes, einer Brigg ihres Schwiegervaters, die, von glücklicher Fahrt zurückgekehrt, seit kurzem dort vor Anker lag. Die junge Frau des Kapitäns hatte die Reise mitgemacht; und lebhaft wünschte sich das Großmütterchen das große Teleskop von der Bodenkammer ihres Schwiegervaters, um einmal nach ihr auszuschauen. Denn sie kannte sie wohl, die schlanke, grauäugige Insulanerin; hatte sie doch letzte Woche erst mit Bräutigam und Schwiegerin einen Besuch an Bord gemacht; und welch ein angenehmer Nachmittag war das gewesen! Vorüber an der Schiffswand hatten sie den Tümmler tauchen, durch den Tubus des Kapitäns die Robben auf dem fernen Sande schlafen sehen; zuguterletzt hatten sie auf Deck, während die Seeschwalben über ihnen gaukelten, nach der Violine des Leichtmatrosen einen English-Shake getanzt. — Wo waren hier noch Schatten?

Und doch, das Geschenk der Hygiea ist ein verhängnisvolles; wer zu tief aus ihrer Schale trinkt, der muß alle Augen brechen sehen, die ihm in süßer Jugendzeit gelacht.

Aber auch dann noch zeigt sich die Gunst der milden, jungfräulichen Göttin. Sie selbst, die das erfahren müssen, haben ihre heiteren Augensterne auf die Gegenwart gerichtet; die Gespenster der Zukunft haben keine Macht
5 über sie.

Das Großmütterchen stand noch am Fenster; sie blickte jetzt hinunter in die Straße nach dem vorspringenden Ausbau des schwiegerelterlichen Hauses; aber sie sah hinter den spiegelblanken Fenstern nicht das Leilach wehen, das,
10 wie bald! durch seinen Schatten den Sarg eines gütigen und für das Leben selbst geschaffenen Mädchens mit jener herzerdrückenden Dämmerung umgeben sollte, die auf die Nacht des Grabes vorbereitet[1]. — Sonnig und schweigend lagen die Räume um sie her, in denen, weit über ein zwei-
15 faches Lebensalter hinaus, alles Menschengeschick über sie ergehen sollte; aber kein unheimlicher Nebel kroch aus den Ecken, kein Schrei hallte vorspukend durch das Treppenhaus hinauf. Lachend nickte sie dem neu erhobenen Götterbilde zu und flog dann die Treppen hinab, leicht,
20 wie sie gekommen war.

Im Kellergeschoß kam hinten aus der Gesindestube die Köchin im buntgestreiften Wollenrock und berichtete von unten herauf, daß die Mamsell „nur ein Gewerbe ausgegangen“ und bald wieder da sein werde. — Das Groß-
25 mütterchen ging wieder aus der Hoftür, dann rechts ein Steintreppchen hinauf in den Garten, wo zwischen gefälligen Partien im Jasmingesträuche das in Holz geschnitzte Bildnis einer Flora stand. Eine weitere Treppe, deren Geländer auf buntfarbigen Stäben ruhte, führte
30 sie in den Obergarten. Hier waren noch die steifen, gradlinigen Rabatten, der breite Steig dazwischen mit weißen Muscheln ausgestreut; perennierende Gewächse mit zarten blauen oder weißen Blumen und leuchtend gelben Staubfäden, andere mit feinen rötlichen Quästchen oder
35 mit Blumen wie aus durchsichtigem Papier geschnitten,

[1] Hinweis auf den frühen Tod der Schwester des Großvaters, deren Schicksal in „Im Sonnenschein“ geschildert ist.

dergleichen man nur noch in alten Gärten findet, daneben gelbe und blutrote Nelken blühten hier zu beiden Seiten und verhauchten ihren süßen Sommerduft.

Zu Ende des Steiges in der jungen Lindenlaube saß jetzt das Großmütterchen. Sie zog unter ihrem Brusttuche den dort verwahrten Brief hervor, den sie freilich schon daheim im Kämmerchen erbrochen und gelesen hatte. Aber das war ja nur das erstemal.

„Mein teures, liebes Lenchen!“ — so lasen ihre Augen, und leise sprachen es die jungen Lippen nach —

„Den besten Dank für Ihre liebe und wärmevolle Zuschrift! Noch nie ist mir bei Eröffnung eines Briefes so wohl gewesen, und nie las ich mit mehrerer Begierde einen Brief als diesen.

„Meine gütige Wirtin hatte mir soeben ein Gläschen eingeschenkt, das auf unser beiderseitiges Wohlergehen geleeret werden sollte; und da wir uns just von Ihnen, meine Liebe, unterhielten, ich mein Glück und meine erwünschte Wahl so mit vollen Empfindungen schilderte, da trat Vetter Asmus herein, nach dem ich mich schon verschiedentlich erkundigt hatte, und brachte mir Ihren so werten Brief.

„Siehe da — es wurde eine Stille — ich erbrach ihn; ein jeder hielt sein Gläschen in der Hand und erwartete das Ende, um sich nach Ihrem Wohlbefinden zu erkundigen.

„Mit voller Freude rief ich aus: Mein gutes Mädchen ist, dem Himmel sei gedanket, wohl! — So lebe denn Ihre liebe Braut! — Wir klingten an; und es wurde Jubel um uns her.

„Heute bin ich wahrlich so recht seelenvergnügt, da mir die Nachricht von Ihrem Wohlbefinden noch so neu ist. — Wenn ich gleich, meine Beste, die Abende niemalen in der Einsamkeit zubringe, so fühle ich doch immer, daß mir Ihre schätzbare Gegenwart fehlt. Doch die Hälfte der Zeit ist verflossen, und binnen wenig Tagen sehen wir uns wieder und genießen in einer unzerstörbaren

Ruhe die echten Freuden dieses Lebens, wogegen alles andere hienieden doch — — — und glauben Sie, daß ich ewig bin

Ihr zärtlich liebender — —“

Lächelnd und immer tiefer senkte sich der Kopf der jungen Leserin auf das Blatt in ihrer Hand, als hätten die lieben Worte sie zu sich herabgezogen. Sie hörte nicht den jugendlichen Schritt, der jetzt über die knirschenden Muscheln sich ihr nahte, nicht das rasche Zuschlagen eines Fächers; erst als ein Arm sich um ihren Leib legte, blickte sie tief aufatmend in die ernsten Augen ihrer Schwiegerin.

Das Großmütterchen wollte ihren Brief verbergen; aber es gelang ihr nicht. „Mädchen, springe mir nicht so um den Busch!“ rief die Schwester; und schon hatte eine kleine resolute Hand die ihre eingefangen. — Bald saßen die Mädchen, Wang' an Wange lehnend, und studierten nun gemeinschaftlich den Brief des ihnen beiden teuren Mannes. Standen doch auch praktische und sehr zu erwägende Dinge darin; denn wie viele Aufträge hatte der Gefällige nicht bei der Abreise in seinem Promemoria notieren müssen, für deren manchen ein männlicher Verstand nicht einmal reichen wollte! Zwar die Hummer für die liebe Frau Wirtin waren richtig angekommen, und den Fuhrlohn und das Futtergeld für unterwegs hatte er sofort mit dem Fuhrmann abgemacht; auch der kirschrote Taffet sollte mit Vergnügen besorget werden; aber wie sich die „florenen Fomeln[1]“ in dem letzten Briefe zu den zwei Ellen Milchflor in seinem Promemoria verhielten, das war selbst dem Scharfblick der Liebe unentwirrbar geblieben.

Ein Lächeln mitleidiger Überlegenheit flog über das Gesicht der Mädchen. Wie man nur so was nicht verstehen konnte!

Der Brief war ausgelesen. — Auf dem ein wenig schärfer umrissenen Antlitz der einen, unter den dunklen

[1] Kleine Besatzstücke aus Flor für Kopfputz.

Brauen in ihren klugen Augen lag es plötzlich wie scheidender Abendstrahl; wie aus dunklem Antrieb schlang sie ihren Arm noch fester um die jüngere Freundin. So saßen sie schweigend, jede ihren eigenen Gedanken lauschend.

Und leise über sie hin strich die Zeit. Sie wehte den Puder aus ihren blonden Haaren; sie blies unmerklich, aber emsig von dem einen jungen Antlitz das Rot des Lebens, um es einer frühen Vergessenheit zu überliefern. Aber die Augen der Braut lachten voll Seligkeit.

* * *

„Ja", sagte der Onkel — denn wir befinden uns noch immer an dem runden Tisch des Onkels —, indem er die Pfeife absetzte und wie zu plötzlich vertraulicher Mitteilung sich gegen den geduldig zuhörenden Vetter neigte. „Hat er uns doch nicht richtig angeführt! Was habe ich euch gesagt? Lauter Dunst und Phantasie!" — Ich hatte die Briefstellen vorhin aus dem Gedächtnis angeführt; jetzt zog ich das dir bekannte „Promemoria" des Großvaters aus der Tasche, in welchem noch ein Teil des großelterlichen Briefwechsels aufbehalten ist. Wie in dem fahlen Gelb des seidenen Umschlages das einstige Rosa, so läßt sich in dem darauf gestickten Tempel mit dem flatternden Taubenpaare die zärtliche Bestimmung nicht verkennen, welche die Verfertigerin einst dieser Arbeit gab.

Mit gespannten Augen blickte Tante Friede über ihre Brillengläser nach dem verblichenen Kunstwerke, mir zugleich, in richtiger Erkenntnis meines Vorhabens, ihre freundliche Parteinahme zunickend. Ich aber hatte indes aus den auf rauhem Papier geschriebenen Blättern, an welchen noch überall die kleinen roten Familiensiegel haften, den vergilbten Liebesbrief des Großvaters hervorgesucht und legte ihn jetzt schweigend vor dem Onkel auf den Tisch.

Da mußten alle Respekt haben; das war heiliges Papier. — — —

4.

Staub und Plunder.

Ich saß im Obergarten in der Lindenlaube; sie war von dem alljährlichen Kappen jetzt so verästet, daß es kaum noch des Laubes bedurfte, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Die alte Zeit war aus; die einst fast mit der Stadt zugleich entstandene Kirche, vor meiner Geburt schon, glücklich abgebrochen; an Stelle des altehrwürdigen Baues stand jetzt ein gelbes, häßliches Kaninchenhaus mit zwei Reihen viereckiger Fenster, einem Turm wie eine Pfefferbüchse und einem abscheulichen, von einem abgängigen Pastor verfaßten Reimspruch über dem Eingangstore, einem lebendigen Protest gegen alles Heidentum der Poesie[1]. Die Denkmäler und Kunstschätze der alten Kirche waren auf Auktionen verkauft oder sonst verstreut; die schöne Kanzel war zertrümmert, den Altar aus Hans Brüggemanns Schule[2] hatte ich selbst als Knabe in dem Pesel einer Branntweinschenke stehen sehen, wo er unbeachtet allem Unfug preisgegeben war, bis er schließlich noch in einer Dorfkirche Unterkommen fand; die einst zur Seite des Altars befindliche Monstranz, ein kostbares Schnitzwerk von des großen Husumer Meisters eigner Hand, war spurlos verschwunden; nur das Muttergottesbild derselben war fast ein halbes Jahrhundert nach dem Abbruch der Kirche zwischen staubigem Gerümpel eines Hausbodens von einem kunstsinnigen Dänen aufgefunden und dann für immer der Vaterstadt des Meisters entführt worden. Keine Spur seines Lebens war in ihr zurückgeblieben, keine Spur jener Kunst, die besonders in unserem Lande sich einst zu einer Hauskunst ausgebildet hatte.

Das war eine pietätlose, nüchterne Zeit gewesen, von allem Segen der Schönheit und der Kunst verlassen; und

---

[1] Hier ist Gottes Haus! Tritt ein,
Andachtsvoll doch mußt du sein!

[2] Hans Brüggemann, der große Holzschnitzer des beginnenden 16. Jahrhunderts, als dessen bestes Werk der Altar im Schleswiger Dom bezeichnet werden muß, stammt wahrscheinlich nicht aus Husum, sondern aus dem Hannöverschen.

wir haben noch daran zu leiden. Aber die alten Herren der „vereinigten freundschaftlichen Gesellschaft“ hatten sie nur von fern am Horizonte aufsteigen sehen, bevor sie alle schlafen gegangen waren.

Auch das einst vom Urgroßvater so stattlich für den Sohn errichtete Haus hatte dieser Zeit seinen Tribut entrichten müssen. Die einst so behaglich in die Straße vorspringende Steintreppe war auf Anordnung der modernen Polizei verschnitten und verhunzt; den hohen Giebel hatte man selbst herabgenommen, die steinerne Bekrönung sollte das Haus zu schwer gedrückt haben; sogar die hölzerne Flora hatte den ihr einst geweihten Garten mit Gott weiß welchem düsteren Winkel vertauschen müssen.

Dort lag das Haus hinter dem mächtigen Ahornbaum, der mit seiner Krone fast das hohe Dach bedeckte. Es war jetzt ein altes, ein Familienhaus geworden; in allen Winkeln und auf allen Dielen lagen die Schatten vergangener Dinge; von allen, die einst darin lebten und starben, war eine Spur zurückgeblieben; uns, die wir ihres Blutes waren, trat sie überall entgegen und gab uns das Gefühl des Zusammenhanges mit einer großen Sippschaft; denn auch die Toten gehörten mit dazu. Ja einige von uns wollten wissen, daß das Leben jener noch nicht ganz vorüber sei, daß es zuweilen in Nächten oder in einsamer Mittagsstunde sich den Enkeln kundzugeben ringe; droben in der Stube hinter dem Saal, wo noch die Vernetschen Kupferstiche des Großvaters hingen, sollte es zuzeiten recht „unruhig“ zugehen.

Unter dem Dach auf den drei übereinanderliegenden Hausböden war alles Gerümpel aufgespeichert, das während eines zwei Menschenalter überdauernden Zeitraumes allmählich aus dem Gebrauch des Tages zu verschwinden pflegt; was man als abgenutzt beiseite setzt, weil man den Mut nicht hat, es fortzuwerfen, und was man vielleicht nie wieder berührt, es sei denn, daß das Leid oder die Leere der Gegenwart uns antreibt, zu den Zeichen einer reicheren Vergangenheit zu flüchten.

Der zunächst über dem unbewohnten zweiten Stock-

werk belegene Boden mit seinen Winkeln und Treppchen und der gleich einem großen Kasten hineingebauten „Gewürzstube“ war ein besonders heimlicher Ort, an dem ich manche Stunde meiner Knabenzeit verbracht habe. —
5 Schon der Duft der Hagebutten und Lavendelsträuße, die hier auf den Fensterbänken getrocknet wurden, erregte meine Phantasie; es roch fast wie in einem Garten, aber wie in einem Garten der Vergangenheit. Zwar mit dem grauen Schranke, in dem die Großmutter ihr Sterbehemd
10 bewahrte, mochte ich nichts zu schaffen haben; auch wurde es mir zuweilen unheimlich, daß dort unter der Dachschräge der große Ohrenlehnstuhl, in welchem einst der Großonkel seinen letzten Seufzer getan hatte, immer so unverrückt auf seinem Platze stand, als warte er darauf,
15 daß sich endlich wieder einer in ihn hineinlege; aber gegenüber der altmodische buntfurnierte Schrank mit dem hohen Aufsatz ließ mich diese widerstrebenden Gefühle überwinden. Auch er stand in feierlichem Schweigen und wie zur ewigen Ruhe gestellt; allein ich respektierte dieses
20 Schweigen nicht; ich wußte die Schubladen zu öffnen — noch höre ich dabei das Klirren der vergoldeten Messinggriffe — und mit lüsternem Grauen durchstöberte ich das in ihnen eingesargte Spielzeug einer vergangenen Zeit. Da lagen Perücken und schwarzseidene Haarbeutel; da
25 war ein Kästchen mit den Fächern der Großmutter, ein anderes mit den Bräutigamsmanschetten des Urgroßvaters; da war vor allem ein höchst ergötzliches und nützliches Instrument, ein sauber aus dunklem Mahagoni gearbeiteter „Buckelkratzer“, und endlich — sollte auch der
30 Großvater sie gegen das Rheuma angewandt haben, oder war es nur ein Vermächtnis des kleinen Wagemeisters? — eine große getrocknete Kröte, die Beine wie zum angestrengten Fortstreben ausgestreckt, in der Mitte des warzigen Leibes das Loch des Nagels, der es verhindert hatte,
35 und an dem sie, zur Gewinnung stärkerer Heilkraft, einst hatte krepieren müssen. — Lange und nachdenklich habe ich oft, vor der aufgezogenen Schublade knieend, dieses Ding betrachtet. Mitunter auch ergriff der Dunst der

Vergänglichkeit, der aus all den Raritäten aufstieg, mich so beängstigend, daß ich plötzlich fortrannte und die Treppe hinabsprang, oder lieber noch am Geländer hinabrutschte, um nur bald wieder in die Region der Lebendigen zu gelangen. 5

Doch das geschah nur selten; meistens wurde auch der Inhalt der oberen Fächer einer behaglichen Musterung unterzogen; der schöne Tafelaufsatz aus mattem Porzellan, ein sitzender Apoll nebst seinen Musen, welchen letzteren freilich schon hier und da eines der zarten Fingerchen abhanden gekommen war; das Reiseglas des Großvaters mit der Eigenschaft eines „Staamantjes[1]" und der Inschrift: 10

Trink' mich aus, leg' mich nieder!
Steh' ich auf, füll' mich wieder! 15

die gläsernen Pokale mit dem roten Gewebe in den Stengeln, mit eingeschmolzenen Schaumünzen oder auf dem Kelche eingeschliffenen Schäferszenen; insbesondere zwei greuliche chinesische Pagoden —, alles wurde behutsam herabgenommen und demnächst ebenso wieder an seinen Ort gesetzt. 20

Zwar sehr einsam war es hier und an den Seitenräumen fielen tiefe Schatten überall; der hinter der Gewürzstube befindliche Teil des Bodens lag, da die Luken dort fast stets geschlossen waren, auch bei Tage im Dunkeln; von den nach der Gartenseite aus dem Dache vorspringenden kleineren Fenstern war das eine hinter großen Kisten versteckt, vor dem anderen verbreitete die Laubkrone des Ahorns eine grüne Dämmerung; so dicht drängte sie sich heran, daß ich an Sommerabenden, wenn die Vögel zur Ruhe gegangen waren, mehrmals, wiewohl vergebens, versucht habe, einen schlafenden Sperling von den Zweigen abzupflücken. Selbst das um die Mittagszeit mir stets so traulich klingende Mörserstoßen aus der im Kellergeschoß liegenden Küche drang nicht herauf. Deutlich genug aber hörte man das Hämmern der Holz- 25 30 35

[1] Stehaufmännlein.

käfer in den morschen Schränken, oder von den Packhausböden, die dort hinter den verriegelten Flügeltoren lagen, den behutsamen Tritt einer Katze, die einsam die steilen Treppen auf und ab spazierte. — Freilich, nach Westen
5 an der Straßenseite befanden sich zwei größere Fenster in dem hier aufsteigenden Giebel des Hauses — die Gewürzstube schloß das dritte ein —, durch welche man über die Dächer auf die grüne Marsch und darüber hinaus auf das Meer sah; doch alles, was sich dem Auge darbot, die
10 weidenden Rinder, das vorüberziehende Schiff, die Mühle, welche jenseits am Horizonte auf der gleich einem Nebelstreifen oberhalb des Wassers hingestreckten Insel ihre Flügel drehte, — es war so fern, daß es nur wie ein Bild dalag und kein Laut von dort herüberdrang.

15 In dem freundlichen Raum vor diesen Fenstern, durch welche schon früh die Nachmittagssonne hereinschien, befand sich eines der Hauptstücke der ganzen Bodenwirtschaft: das „Gesundheitspferd“ meines Großvaters. — Daß er auf diesem Pferde die entflohene Gesundheit
20 wieder eingeholt habe, ist kaum anzunehmen; denn der Tod, der dem ganzen Lebensritt ein Ende macht, hatte diesen liebreichen Mann schon während meiner frühesten Kindheit aus dem Kreise der Seinen fortgerissen. — Übrigens war es eigentlich gar kein Pferd, sondern nur ein
25 auf Sprungfedern ruhender, schön ausgenähter Sattel mit einem vierbeinigen Holzgestell darunter. Allein, ging die Bewegung auf demselben auch nicht vorwärts, so ging sie doch auf und ab, und manchen ebenso ungefährlichen als vergnüglichen Spazierritt habe ich darauf gemacht;
30 denn vorn befand sich eine Krücke zum Festhalten, und an den Seiten hingen ein paar Steigbügel, in deren Riemen ich die Füße steckte, bis meine Beine allmählich zu ihnen hinabgewachsen waren. Nicht zu begreifen vermag ich jetzt, wo mir im sicheren Lehnstuhl schon mitunter die
35 Buchstaben nicht standhalten wollen, wie ich, auf diesem Gesundheitspferde reitend, Spindlers dreibändige Romane[1],

[1] Karl Spindler (1796—1855) errang mit seinen zahllosen geschichtlichen Romanen, wie „Der Jude“, „Der Jesuit“, große Erfolge.

untermischt mit Schillerschen Dramen, eins hinter dem anderen weg zu lesen vermocht habe.

Auch alles dies ist lange nun vergangen. Jetzt, wo auch die Gespenster meiner eigenen Jugend in ihnen umgehen, betrete ich nicht gern mehr diese Räume.

— — Neben mir in der Lindenlaube saß eine uralte Frau; es war meine Großmutter, die ich in den milden Septembersonnenschein hinausgeführt hatte. Noch vor einigen Jahren war sie rüstig genug gewesen und hatte es sich nicht versagen können, mit mir in die Familiengruft hinabzusteigen, welche an jenem Morgen zur Aufnahme eines jüngeren Familiengliedes geöffnet worden war. — Der mit schwarzem Tuch überzogene Sarg des Großvaters war noch wohlerhalten. Sie betrachtete ihn lange schweigend; dann suchte sie nach ihren Söhnen, welche sämtlich noch in den Kinderjahren sich dieser stillen Gesellschaft hatten zugesellen müssen. Die kleinen Särge, außer einem, waren schon in Trümmer gefallen. Als wir von diesem den auch schon gelösten Deckel abgehoben hatten, da lagen unterhalb eines kleinen weißen Schädels — überaus rührend, als seien sie seit dem letzten Lebensatem unverrückt geblieben — die feinen Knochen eines Ärmchens und eines ausgespreizten Kinderhändchens. Die Großmutter tastete mit zitternder Hand an diesen armen Überresten; sie betrachtete aufmerksam den Sarg, nickte mit dem Kopfe und sagte dann: „Das ist mein Simon; was für ein lustiger kleiner Junge war er!" Und als ich von ihr fort zu einem anderen Sarge trat, sah ich, wie die Lippen der greisen Mutter sich noch einmal lang und innig auf die Stirn ihres lieben kleinen Jungen preßten.

— Von diesem ihrem Knaben, den sie einst gehabt, erzählte sie mir jetzt. Der Großvater hatte ihm ein kleines Gefährte mit zwei weißen Ziegenböcken geschenkt; damit war er überall umherkutschiert; die Ziegenböcke waren ein Paar ebenso lustiger Gesellen gewesen wie ihr kleiner Herr. Sie hatten der Welt nicht nachgefragt; im Garten hatten sie die schönsten Nelken und Ranunkeln abgefressen, auf der Straße waren sie mit ihren Hörnern in einen

Haufen irdener Töpferwaren geraten, die zum Verkauf vor einem Keller ausgestanden; tausend Wirtschaft hatte es gegeben.

Die Großmutter lachte ganz herzlich; es war zu lustig,
5 wie der Junge auf seine weißen Ziegenböcke peitschte; sie mußte noch mehr davon erzählen. Aber allmählich verwandelten sich die zwei Ziegenböcke in einen widerspenstigen Esel, auf dem „ein Ausbund von einem Jungen" zwischen den Beeten unseres Gartens umhertrabte, immer
10 im Kreis um die hölzerne Flora, bis der Esel hinten ausschlug und ihn in die Büsche warf.

„Großmutter", sagte ich leise; „das war wohl nicht dein Simon; ich glaube, das bin ich selbst gewesen."

Die alte Frau wurde plötzlich still; und ein Ausdruck
15 von ergebener Trauer trat in ihr liebes Gesicht. „Ja, mein Kind", sagte sie endlich, „meine Nerven haben Bankerott gemacht; ich habe schon so viel erlebt."

Es war ihr in den letzten Jahren zuweilen begegnet, daß sie für unsere, der Jüngeren, Anschauung weit aus-
20 einanderliegende Zeiten und Personen verwechselte. Wir suchten dann wohl einzuhelfen; aber wenn sie es bemerkte, schwieg sie gewöhnlich, wie in tiefer innerer Beschämung. „Gebrauch' doch unser junges Gedächtnis, Großmutter!" riet ich ihr einmal; aber sie sagte nur: „Man mag doch
25 auch nicht lästig fallen."

Ihr frohes und bescheidenes Wesen hatte ein langes Leben mit ihr ausgehalten und tausend glückliche Stunden über meine Jugend gebracht; nun sie sich selbst nicht mehr zu helfen wußte, wollte es mit dem Frohsinn nicht mehr
30 fort. Aber sie hoffte den wiederzusehen, mit dem sie die glücklichsten Stunden ihrer Jugend gelebt hatte, und auch ihre kleinen lustigen Jungen, die ja hier auf Erden nicht zu Männern aufgewachsen waren.

Mit diesen ihren Toten mochte sie im Geiste verkehren,
35 als sie jetzt so still an meiner Seite saß, die von Gicht gelähmten Hände in ihrem Schoß gefaltet; denn wie in seliger Zufriedenheit waren die halberblindeten Augen nach dem Gipfel des gegenüberstehenden alten Birn-

baumes gerichtet, der einst mit ihrem Glücke jung gewesen war und aus dessen Zweigen die gelben Blätter niedersanken.

* * *

Ich höre dich fragen: „Sind das die Reisebriefe, die du mir versprochen?“ — Ich kann nur sagen: „Nimm 5 fürlieb!“ Und im übrigen mögen die Manen meines Großmütterchens es mir verzeihen, daß ich, ein ungewandter Nekromant, aus der Nacht, in die es schon so tief versunken, ihr Jugendbild heraufzubeschwören suchte.

Zwei Kuchenesser der alten Zeit.

Nur wenige mögen sich noch des Verfassers der Urhygiene entsinnen, insonders seiner so beherzigenswerten Worte: „Was süß und was lieblich ist, das genießet; aber
5 werfet von euch mit hochsinnigem Abscheu das giftige Dampf- und Nieskraut!“ Und doch ist wenigstens der erste Teil derselben seit lange Fleisch geworden; Denker, Dichter und Helden, alles ißt jetzt Kuchen, ohne dadurch in den Verdacht der Originalität zu kommen oder sonst
10 von der bürgerlichen Reputation etwas Merkliches einzubüßen. Die meisten Älteren aber werden wissen, daß in unserer Jugend solches für ganz unmännlich galt und lediglich den Frauen zugestanden wurde; und nicht zu leugnen ist es, daß sich unter den Kuchenessern der alten
15 Zeit manche seltsame oder wohl gar unheimliche Figuren befanden.

Zu den ersteren gehörte ein alter Familienonkel, den wir „Onkel Hahnekamm“ nannten. Der feingeschnittene Kopf des sauberen alten Herrn wurde nämlich von einem
20 wohlgepflegten Toupet gekrönt, das durch die glatt angekämmten Schläfenhaare nur noch mehr zum Ausdruck kam. Nie und nirgends wieder habe ich ein solches Toupet gesehen; aber es war auch der Stolz und die Wonne des Besitzers. Jeden Abend vor dem Schlafengehen wurde
25 es von ihm selbst — denn der arme Alte hatte an seinem Lebensabend keinen Diener mehr — mit Papilloten eingewickelt und dann die Nachtmütze behutsam darüber gezogen; die Frisierstunde selbst pflegte er bei verschlossenen Türen und ohne Zeugen zu begehen. Aber wer vergäße
30 nicht einmal, den Schlüssel umzudrehen? — Und so kam

ich denn am Ende dahinter, weshalb, wie unsere Köchin behauptete, „der Pull“ im Winter doch am schönsten sei. — Es war an einem Neujahrsmorgen, als ich, wie herkömmlich, den Großohm für den Abend auf „Karpfen und Förtgen[1]“ einzuladen hatte; aber ich klopfte diesmal wiederholt an seine Tür, ohne das „Herein!“ der alten Stimme zu vernehmen. Als ich endlich dennoch zu öffnen wagte, erblickte ich ihn vor seinem großen Ofen in einer Stellung, die mich zuerst auf den Gedanken brachte, der gute Alte wolle durch einen Feuertod seinem Leben ein Ende machen; denn Kopf und Hals steckten völlig in dem heißen Ofenloch. Glücklicherweise, ehe ich einen Rettungsversuch begann, kam mir wie durch Eingebung der innere Zusammenhang der Dinge; ich schlich mich leise fort, um erst nach einer halben Stunde wiederzukehren, wo das Toupet bereits wie ein silbergraues Sträußchen über der Stirn saß; und der gute Alte hat es nie erfahren, daß sein keuschestes Geheimnis von mir belauscht wurde. — Wer weiß! Jenes Toupet war vielleicht das einzige, was er aus den Tagen seines Glanzes in sein einsames Greisenalter hinübergerettet hatte; er hatte es vielleicht in seinem Bräutigamsstande als allerneueste Mode aus Hamburg oder gar aus Paris mit heimgebracht; und es war nun das letzte Zeichen, das ihn, wenn er in voller Toilette vor dem Spiegel stand, noch an die verstorbene Tante erinnerte, die ich in meiner frühesten Kindheit mit gelben, falschen Locken und kupferigen Wangen auf dem Sofa hatte sitzen sehen, von der aber die Großmutter sagte, daß sie einst eine große Schönheit gewesen sei.

Am Abend trat er dann in seinem olivenbraunen Überrock mit feingefaltetem Jabot in die Gesellschaft. L'Hombre spielte er nicht mehr, er hatte nichts mehr zu verspielen; er saß nur als ein bescheidener und wenig beachteter Zuschauer bald bei dieser, bald bei jener Spielpartie. Dafür aber fand er denn auch Gelegenheit, in dem letzten halben Stündchen vor dem Abendessen, wo

[1] Aus Mehl, Butter und Äpfeln gebackene Kuchen.

die Hausfrauen in der Küche ihre Saucen zu revidieren pflegen, in das noch einsame Tafelzimmer hinüberzugehen und ungestört die zu erwartenden Genüsse vorzukosten. Nicht zu leugnen ist es, daß dabei hier ein Törtchen, dort
5 eine Traubenrosine aus den Kristallschalen verschwand. Indes der Onkel war einer von den harmlosen Kuchenessern; die Törtchen und Rosinen gehörten zu den wenigen Veilchen, die ihm zuletzt noch an seinem Wege blühten, und er befolgte nur die Mahnung des alten Liedes, sie
10 nicht ungepflückt zu lassen. — —

Eine ganz andere Figur war der Herr Ratsverwandte Quanzfelder. — Noch sehe ich ihn, wie er unserem Hause gegenüber aus seiner Tür zu treten pflegte; im mausgrauen Kleidrock, den rotbaumwollenen Regenschirm
15 unter dem Arm. Trotz seiner knochigen Gestalt machte er mir immer den Eindruck einer alten Mamsell. Denn seine Bewegungen waren klein und seine Stimme dünn und gläsern, gleich der eines Verschnittenen; dabei hingen ihm in dem runzligen, zusammengedrückten Gesichte die
20 Augenlider wie Säckchen über den kleinen Augen. Wenn er vor einer Dame den Hut zog, so krächzte er fein: „Gud'n Dag, gud'n Dag, Madam!“ wie ein heiserer Vogel; und seltsam war es anzusehen, wie er dann mit gespreizten Fingern und taktmäßig hin und her bewegten Armen
25 seinen Weg fortsetzte.

Von dem intimeren Gebaren des Mannes weiß ich aus eigener Erfahrung nichts zu berichten; aber unsere Tante Laura, in deren elterlichem Hause er aus und ein ging, hat mir gründlichen Bescheid gegeben, da ich mich
30 neulich nach diesem weiland „Hausfreunde“ bei ihr erkundigte.

„Hm, Vetter!“ begann sie — und sah mich dabei mit äußerstem Behagen an, wie immer, wenn wir auf unsere alte Stadt zu reden kommen. — „Er kam allerdings mit-
35 unter zu uns; aber unser Hausfreund ist er nicht gewesen. — Mein Vater hatte, wie Sie wissen, einen Kram mit Galanterie- und Eisenwaren, aus dem auch Herr Quanzfelder seinen kleinen Bedarf, und zwar auf Rechnung, zu

entnehmen beliebte; sobald aber sein Konto nur zu ein paar Mark aufgelaufen war“ — und Tante Laura nahm die verbindlichste Miene an und fiel für einen Augenblick in ihr geliebtes Platt —, „so wurr en Grötniß[1] bestellt, Herr Ratsverwandter keem van Namiddag Klock dree, um de Räken to betalen.“ — Nebenan bei meinem Onkel, aus dessen Laden er seine Ellenwaren kaufte, bedeutete das eine Anmeldung zum Kaffee, bei uns auf Tee und Pfeffernüsse.

„Der Mann übte einen seltsamen Bann auf mich aus, so daß ich ihn immerfort betrachten mußte, und doch bekam ich allzeit einen Schreck, wenn ich seine Krähstimme von draußen vor dem Laden hörte, besonders aber, wenn er nun in der Stube mit altjüngferlicher Zierlichkeit seine knochigen Hände ausstreckte, um sich die wildledernen Handschuhe abzuziehen und darauf Hut und Schirm so seltsam hastig in die Ecke stellte.

„Es war mir damals ganz unzweifelhaft, daß es der Geruch der Pfeffernüsse sei, wodurch er in diese Unruhe versetzt wurde. Kaum daß noch die rote Perücke mit beiden Händen platt gedrückt war, so saß er in seinem mausgrauen Rock auch schon unter dem Fenster am Teetische. — Ich höre ihn noch sein ‚Danke, danke, Madam!‘ krähen, wenn meine Mutter ihm das Backwerk präsentierte. Er nahm dann mit der einen Hand eine Pfeffernuß, zugleich aber mit der anderen auch den ganzen Teller und schob ihn neben sich unter das Blumenbrett auf die Fensterbank.

„Gesprochen wurde nicht viel; man hörte meistens nur das Klirren der Teelöffel und das Scharren des Kuchentellers, der unter dem Blumenbrett aus- und eingeschoben wurde und unter der pflichtschuldigen Nötigung meiner Mutter sich allmählich leerte. Zuweilen geschah das Abbeißen auch nur scheinbar, und die Pfeffernuß verschwand in dem weiten Rockärmel, worauf dann plötzlich der Herr Ratsverwandte das Bedürfnis empfand, sich die Nase zu

[1] Gruß.

schneuzen. Das buntseidene Taschentuch wurde hinten aus der Rocktasche gezogen, und das Backwerk glitt bei dieser Gelegenheit hinein. Wir Kinder sahen dem allen aufmerksam zu; sehnsüchtig nach der süßen Speise, von
5 der heute für uns nichts abfiel. — Schließlich, nach der dritten oder vierten Tasse, stand Herr Ratsverwandter auf: ‚Dörf ick nu bidden um en bät Papier darum!‘ Und mein Vater, der inmittelst rauchend im Zimmer auf und ab gegangen war, machte ihm eine Düte; Herr Quanz-
10 felder schüttelte den Rest der Pfeffernüsse hinein und steckte sie zu ihren Brüdern in die Schoßtasche; dann nahm er Hut und Schirm, krächzte noch ein paarmal: ‚Adje, adje, Madam!‘ und empfahl sich.

„Auch zu Fasten“ — fuhr Tante Laura nach einer
15 kleinen Pause in ihren Mitteilungen fort — „machte er regelmäßig seine Visite; und wenn meine Mutter, wie nicht anders schicklich, dann die Anfrage tat, ob Herr Ratsverwandter Appetit auf einen Heißewecken habe — und Sie wissen, Vetter, wie butterig die am Fastnacht-
20 montag sind! — so erbat er sich außerdem noch immer Butter und holländischen Käs' darauf, der alte Bösewicht!

„Seine größte Schandtat aber verübte er am Geburtstage meines jüngsten Bruders. — Der gute Junge hatte von seiner Tante ein Stück Kirschkuchen bekommen und
25 saß seelenvergnügt damit auf seinem Kindersofa. Da — Gott verzeihe mir, Vetter; ich glaube, er hatte es im Geruch! — da tritt Quanzfelder herein: ‚Na, min lütje Jung, schall ick dat Stück Koken hemm?‘ —

„Ob mein Bruder das für Scherz hielt, ich weiß es
30 nicht; genug, er gab richtig seinen Kirschkuchen hin; Herr Ratsverwandter aber ging ungesäumt zu meinem Vater: ‚Dat lütje Jung hätt mi dat Stück Koken gäben; will'n Se mi dat en bäten inwickeln?‘ — Und mein Vater verlor so die Fassung, daß er ihm auch noch einen Bogen schönes,
35 weißes Papier darum gab. ‚Danke, danke, min Leeve.‘ Und fort ging Herr Ratsverwandter mitsamt dem Kirschkuchen; und ich sehe noch meinen Bruder mit seinem langen Gesicht auf dem Kindersofa sitzen.“

Tante Laura schwieg; sie hatte ihre Erinnerungen ausgeschüttet.

Ich selbst entsinne mich des Herrn Ratsverwandten besonders aus der Kirche, wo er seinen Stuhl neben dem unsrigen hatte, und wo er an keinem Sonntage fehlte. 5 Eine breite Hornbrille auf der Nase, das aufgeschlagene Gesangbuch in der Hand, ließ er bei jedem Verse noch vor dem Kantor den Einsatz seiner scharfen Stimme hören. Kaum aber war nach Schluß des Gesanges der Propst auf die Kanzel getreten, so verfiel der Herr Ratsverwandte 10 in seinen eigenen Zeitvertreib, legte zuerst den linken Arm auf den rechten, dann den rechten auf den linken, paßte sorgsam die Nähte der Ärmelaufschläge aneinander und maß und verglich in immer neuen Lagen ihre beiderseitige Länge, begann dann ebenso mit den gelbledernen Stül- 15 pen seiner Stiefel und fuhr in diesen stillen Unterhaltungen, denen ich zum unersetzlichen Schaden meiner Andacht stets wie unter dem Blick der Klapperschlange zusehen mußte, wechselsweise fort, bis er jedesmal noch vor dem Vaterunser fest entschlafen war. — Sowie aber die Orgel 20 wieder einsetzte, fuhr er mit einem Schnarcher in die Höhe, und indem seine Hand mechanisch nach dem Gesangbuch griff, intonierte er unfehlbar das: „O Lamm Gottes“, oder was sonst an der Nummertafel stehen mochte; und sein tremulierendes Falsett schwebte wieder wie eine flat- 25 ternde Krähe über dem Gesang der Gemeinde. Wenn schon überall die Türen der Kirchenstühle klappten, und unter dem Herausdrängen der Menge, hörte man noch immer den Diskant des Herrn Ratsverwandten. Erst wenn die Orgel schwieg, klappte auch er sein Gesangbuch 30 zu, stäubte sich mit seiner ausgespreizten Hand die Andacht aus den Rockaufschlägen und schritt dann eilig über den Markt in das Weinhaus zur großen Traube. — Hier bemächtigte er sich der neuesten Zeitung. Er las indessen nicht, er tat nur desgleichen; in Wahrheit nahm er sie 35 nur für seinen Freund, den Aktuarius, in Beschlag; und wenn außer den anderen Sonntagsgästen auch dieser in die Gaststube getreten war, so verschwand er bald darauf

und machte sich ein Scheingeschäft auf dem Hofe, wo immer eine Anzahl fetter Küken umherspazierte. — Und eine dunkle Sage ging, der Herr Ratsverwandte habe bei solcher Gelegenheit stets einigen der fettesten den Hals 5 umgedreht und sie hinten in die unergründlichen Taschen seines grauen Rockes gleiten lassen, wobei die jungen Hähne mit doppelten Kämmen besonders in Gefahr gewesen sein sollen.

Ich glaube zwar nicht an diese Mordgeschichte; dennoch 10 hat sie in meinem Kopfe sich immer seltsam mit der Erzählung von einer schönen, blassen Frau verflochten, welche er lange vor meiner Geburt besessen haben sollte. In Bremen oder Lübeck — so hieß es — sei sie ihm wider ihren Willen bei Abschluß eines Handels angeheiratet wor-15 den, dann aber jung und kinderlos verstorben. Nach der Meinung einiger hatte sie nur vor Angst und Widerwillen nicht länger leben können, während andere von noch unheimlicheren Dingen munkelten. So viel ist gewiß, daß ich in meinen Knabenjahren die knochigen Hände des 20 Herrn Ratsverwandten stets mit einer heimlichen Scheu betrachtet habe.

O seliger Theodor Amadeus Hoffmann, dessen laterna magica ich an stillen Herbstabenden so gern noch vor mir aufstelle, weshalb schlägt nicht mehr die Stunde deiner 25 Serapionsabende, auf daß ich dir diesen Kuchenesser der alten Zeit überliefern könnte! In welch wunderbaren, geheimnisvoll glühenden Farben würdest du durch deine Zaubergläser sein Bild an der grauen Wand erscheinen lassen!

Von Kindern und Katzen, und wie sie die Nine begruben.

Mit Katzen ist es in früherer Zeit in unserem Hause sehr „begänge“ gewesen[1]. Noch vor meiner Hochzeit wurde mir von einem alten Hofbesitzer ein kleines, kaninchen- 5
blaues Kätzchen ins Haus gebracht; er nahm es sorgsam aus seinem zusammengeknüpften Schnupftuch, setzte es vor mir auf den Tisch und sagte: „Da bring' ich was zur Aussteuer!“

Diese Katze, welche einen weißen Kragen und vier 10
weiße Pfötchen hatte, hieß die „Manschettenmieze“. Während ihrer Kindheit hatte ich sie oft, wenn ich arbeitete, vorn in meinem Schlafrock sitzen, so daß nur der kleine, hübsche Kopf hervorguckte. Höchst aufmerksam folgten ihre Augen meiner schreibenden Feder, die bei dem melo- 15
dischen Spinnerlied des Kätzchens gar munter hin und wieder glitt. Oftmals, als wolle sie meinen gar zu großen Eifer zügeln, streckte sie auch wohl das Pfötchen aus und hielt die Feder an, was mich dann stets bedenklich machte, und wodurch mancher Gedankenstrich in meine nachher 20
gedruckten Schriften gekommen ist.

Die Manschettenmieze selber ist, wie ich fürchte, durch diesen Verkehr etwas gar zu gebildet geworden; denn da sie endlich groß und dann auch Mutter manches allerliebsten kaninchengrauen Kätzchens geworden war, ver- 25
langte sie, gleich den feinen Damen, allezeit eine Amme für ihre Kinder; und da die Nachbarskatzen sich nur selten

[1] Etwa: Katzen spielten bei uns eine große Rolle.

zu diesem Dienst verstehen wollten, so sind fast alle ihre kleinen Ebenbilder elendiglich zugrunde gegangen. Nur einen kleinen weißen Kater zog sie wirklich groß, welcher wegen seines grimmigen Aussehens „der weiße Bär" ge-
5 nannt wurde und nachher aber eine Katze war.

Später, da schon zwei kleine Buben lustig durch Haus und Garten tobten, waren drei Katzen in der Wirtschaft: nämlich außer den vorbenannten noch ein Sohn des weißen Bären, genannt „der schwarze Kater", ein großer,
10 ungeberdiger Geselle; vielleicht ein Held, aber jedenfalls ein Scheusal, von dem nicht viel zu sagen, als daß er, besonders in der schönen Frühlingszeit, unter schauderhaftem Geheul gegen alle Nachbarskater zu Felde lag, daß er stets mit einem blutigen Auge und zerfetztem Fell um-
15 herlief und außerdem noch seine kleinen Herren biß und kratzte.

Von der Großmutter, der Manschettenmieze, die nachmals ganz berühmt geworden ist, wäre noch vielerlei zu berichten; da sie aber in der Geschichte, die ich hier am
20 Schluß erzählen will, nur ein einzig Mal „Miau" zu sagen hat, so soll's für eine schicklichere Gelegenheit verspart sein.

Es geschah aber, daß unser mit drei Katzen also stattlich begründetes Heimwesen durch den hereingebrochenen
25 Dänenkrieg gar jämmerlich zugrunde ging; meine beiden Knaben und noch ein kleiner dritter, der hinzugekommen war, mußten mit mir und ihrer Mutter in die Fremde wandern, und so gastlich man uns draußen aufnahm, es war doch in den ersten Jahren eine trübe, katzenlose Zeit.
30 Zwar hatten wir ein Kindermädchen, welches Anna hieß; ihr gutes, rundes Gesicht sah allzeit aus, als wäre sie eben vom Torfabladen hergekommen, weshalb die Kinder sie die „schwarze Anna" nannten; aber eine Katze in unser gemietetes Haus zu nehmen, konnten wir noch
35 immer nicht den Mut gewinnen. Da — drei Jahre waren so vergangen — kam von selber eine zugelaufen, ein weiß und schwarz geflecktes Tierchen, schon wohlerzogen und von anschmiegsamer Gemütsart.

Was ist von diesem Käterchen zu sagen? — Zum mindesten der Pyramidenritt.

Da nämlich den beiden größeren Buben das gewöhnliche Zubettegehn doch gar zu simpel war, so hatten sie's erfunden, auf der schwarzen Anna zu Bett zu reiten; derart, daß sie dabei auf ihrer Schulter saßen und die kleinen Kinderbeinchen vorn herunterbaumelten. Jetzt aber wurde das um vieles stattlicher; denn eines Abends, da sich die Tür der Schlafkammer öffnete, kam in das Wohnzimmer zum Gutenachtsagen eine vollständige Pyramide hereingeritten: über dem großen Kopf der schwarzen Anna der kleinere des lachenden Jungen, über diesem dann der noch viel kleinere Kopf des Käterchens, das sich ruhig bei den Vorderpfötchen halten und dabei ein gar behagliches und vernehmbares Spinnen ausgehen ließ. — Dreimal ritt diese Pyramide die Runde in der Stube und dann zu Bett.

Es war sehr hübsch; aber es wurde der Tod des kleinen Katers. Die guten Stunden, die er nach solchem Ritt zur Belohnung im Federbett bei seinem jungen Freunde zubringen durfte, hatten ihn so verwöhnt, daß er eines scharfen Wintermorgens, da er am Abend ausgeschlossen worden, tot und steifgefroren im Waschhause aufgefunden wurde.

Und wieder kam eine stille, katzenlose Zeit.

Aber wo fände sich nicht eine Aushülfe! Ich konnte ja vortrefflich Katzen zeichnen; — und ich zeichnete! Freilich nur mit Feder und Tinte; aber sie wurden ausgeschnitten und aus dem Tuschkasten sauber angemalt: Katzen von allen Farben und Arten, sitzende und springende, auf vieren und auf zweien gehend, Katzen mit einer Maus im Maule und einem Milchtopf in der Pfote, Katzen mit Kätzchen auf dem Arme und einem bunten Vöglein in der Tatze; den Preis über alle aber gewann ein würdig blickender grauer Kater mit rauhem, bärtigem Antlitz. Ihm wurde in einer Kammer, wo die Kinder spielten, aus Bauholz ein eigenes Haus mit Wohn- und Staatsgemächern aufgebaut. Viel Zeit und Mühe war darauf

verwandt worden; deshalb erhielt es aber auch das Vorrecht, vor dem zerstörenden Eulbesen[1] der Köchin durch strenges Verbot geschützt zu werden. Es hieß „das Hotel zur schwarzen Anna“; und „der alte Herr“, welchen
5 Namen der Graue sich gar bald erworben hatte, hat lange darin gewohnt. Selten nur verließ er seine angenehmen Räume; desto lieber, da es ihm an Dienerschaft nicht fehlte, versammelte er bei sich die Gesellschaft seiner Freunde und Freundinnen. Dann ging es hoch her; wir
10 haben oft durchs Fenster eingeguckt. Fetter Rahm in Tassenschälchen, Bratwürstchen und gebratene Lerchen wurden immer aufgetragen; den Ehrenplatz zur Rechten des Gastgebers aber hatte allezeit ein allerliebstes weißes Kätzchen mit einem roten Bändchen um den Hals; ob es
15 eine Verwandte oder gar die Tochter desselben gewesen, haben wir nicht erfahren können.

Außer solchen Festen lebte übrigens der alte Herr still für sich weg; nur manchmal liebte er es, aus seinem Hause auf die Spiele der Kinder in der Kammer hinabzublicken,
20 wozu er die bequemste Gelegenheit hatte, da das Hotel „Zur schwarzen Anna“ auf einer Fensterbank erbaut war. Dann stieß wohl eins der Kinder das andere an und flüsterte: „Seht, seht! Der alte Herr steht wieder einmal am Fenster!“

25 Auch seinen Geburtstag sollte er noch erleben. Zu diesem Feste, an welchem alle Kater und Katzen sich zur Gratulation versammeln sollten, bekam ich den Auftrag, sein Brustbild in Lebensgröße zu malen, was dann auch wirklich am Morgen des Festtages, in einen breiten Gold-
30 rahmen gefaßt, im Saale des Hotels aufgehangen wurde.

Aber es nimmt alles einmal ein Ende. — Da wir eines Morgens aufgestanden waren, fanden wir ihn tot in seinem Bette. Ob er bei dem letzten leckeren Mahle sich zu viel getan, ob die ihm zugemessene Lebensdauer
35 abgelaufen war; — so viel steht fest, was wir hier vor uns sahen, war nur noch seine entseelte Hülle.

[1] Ein Besen mit langem Stiel.

Also wurde ein Schächtelchen mit schwarzem Papier beklebt und ausgeschlagen und so ein Sarg daraus gemacht. Der alte Herr wurde hineingelegt und stand zur Parade in dem großen Saale des Hotels, wo von der Wand sein noch in aller Lebensfülle gemaltes Bildnis auf den Sarg herabsah.

Endlich wurde er auf dem Steinhofe — ach, einen Garten hatten wir da draußen nicht! — in das für ihn gegrabene Grab gesenkt und mit einem schweren Steine fest und dauerhaft bedeckt.

— — Aber wer möchte nicht gern wissen, wie die Toten aussehen! — Natürlich wurde der alte Herr nach einem halben Jahre wieder ausgegraben, sehr mit Schimmel überzogen vorgefunden, schaudernd und ganz genau betrachtet und dann endlich noch einmal und auch zum allerletztenmal begraben.

Für Kinder und alte Leute, welch ein erlösender Zauber liegt in dem Begraben!

In der Heimat zur Zeit der Manschettenmieße, als die zwei ältesten Knaben ihre ersten Kittel noch nicht ausgetragen hatten, als sie für den großen Garten, der am Hause war, mit eignem „Schmierzeug“ noch versehen waren, — in jener glücklichen Zeit gab es außer Katzen auch noch anderes Getier im Hause. Da war ein kleiner, weißer Pudel, welcher „Bube“ hieß, aber leider trotz des Tierarztes schon früh an einer Hunde-Kinderkrankheit sterben mußte; dann war ein weißes Kaninchen, welches „Nine“ hieß, und außerdem noch eine weiße Taube, welche keinen Namen hatte, sonst aber sehr wohl „Federlos“ hätte heißen können.

In dem geräumigen Taubenschlage auf dem Hausboden hatte sie einst mit vielen schönen Gefährten, Hahnenschwänzen und Mohrenköpfen, gewohnt und sich von dort aus lustig mit ihnen über den grünen Gärten in der Luft getummelt; aber eines Nachts war der Marder eingebrochen, und sie allein blieb die Überlebende. Damit sie in dem großen, leeren Schlage nicht allzu sehr die Einsamkeit empfinde, wurde das Kaninchen ihr zum Gesellen

beigegeben, und da weder dieses von ihren Erbsen, noch sie die Hundeblumenblätter des Kaninchens begehrte, so lebten sie wie Geschwister einträchtiglich beisammen. Wenn die Taube von ihren Ausflügen heimkam, klappte Nine allzeit freudig mit den Hinterläufen; denn sie spielten dann Greif oder Haschemännchen miteinander, und da das Kaninchen sehr gut greifen konnte, so geschah es dabei ganz von selber, daß es seiner Freundin einen Mund voll Federn nach dem andern abbiß. — So wurde sie das Täubchen „Federlos" und konnte nur noch mit den Posen[1] fliegen.

Aber weiter kam es nicht; die Posen sollte sie behalten. Denn da die Knaben eines Morgens in den Schlag hinaufstiegen, flatterte das Täubchen Federlos zwar noch um sie herum, Nine aber lag mit ausgestreckten vieren tot und platt am Boden.

Eilig stürmten sie die Treppen hinab und verkündeten im Wohnzimmer ihre Trauerkunde, wo ich ahnungslos bei meiner Tasse Tee saß.

Wahrscheinlich hatte Nine sich an Taubenfedern tot gegessen; indessen ich bedachte solches nicht und sagte ohne viele Umstände: „Da habt ihr's wohl verhungern lassen!"

Ob das Gewissen der beiden dennoch nicht ganz rein gewesen? — Aber — hilf Himmel! wie huben auf dieses Wort die kleinen Kerle an zu schreien! Kein Trost, kein Zuspruch half, die Tränen liefen ihnen stromweis über die Backen.

Da trat mein Freund, der Doktor — der als Primaner einst so schön die Klarinette spielte — in die Tür[2]. „Hallo! Jungens, was ist da los?"

Die Augen wandten sich zu dem Sprecher, und einen Augenblick lang stockte das Geheul. „Doktor", rief der eine im wehmütigsten Klagelaut, „unser Nine ist tot!"

„Und wir haben es verhungern lassen!" schrie der andere. — Dann heulten sie beide wieder mit vereinten Kräften.

---

[1] Die Kiele der Federn. — [2] Es ist wieder Doktor Kuhlmann.

„Jungens!“ rief der Doktor. „Euer Nine wird nicht mehr lebendig! Aber wißt ihr denn das nicht? Wenn es tot ist, so müßt ihr es begraben!“

Begraben! — Das Zauberwort war gesprochen. Das Geschrei verstummte, die Tränen wurden abgewischt, ein wahres Sonnenleuchten verklärte die Gesichter der beiden Kinder. — Schon waren sie aus dem Zimmer und die Bodentreppe hinauf; und nicht lange, so kamen sie fröhlichen Angesichts mit dem Leichnam ihres Nine angezogen; der eine hatte es an den Ohren, der andere an den Hinterläufen. So zogen wir mitsammen in den Garten hinaus.

Als wir auf dem großen Steige waren, begegnete uns die Manschettenmieze. „Miau!“ sagte sie, indem sie stehenblieb und uns ansah.

Der Zug hielt; und die Kinder sahen sie wieder an. „Mite“, sagte der Kleine, noch einmal in seinen Klageton verfallend, „unser Nine ist tot!“

Dann setzte der Zug sich wieder in Bewegung, und Mite machte einen Buckel und sprang mit, um dem Begräbnis beizuwohnen.

Der Doktor hatte schon den Spaten in der Hand, und an der Geißblattlaube unter überhängenden Ulmenzweigen wurde nach reiflicher Erwägung die Stätte auserwählt. Da wurde ich von der Magd ins Haus zurückgerufen und überließ dem Doktor allein die Leitung unserer Trauerfeierlichkeit.

Drinnen im Hause erwarteten mich ganz andere Dinge. Da war ein Mann, der hatte einen bösen Schuldner, von dem er weder Kapital noch Zinsen erhalten konnte, und wir sprachen wohl eine halbe Stunde miteinander, auf welche Weise ihm zu beidem zu verhelfen sei.

Als ich dann wieder in den Garten hinauskam, war der Doktor nicht mehr da; auch der Körper des verstorbenen Nine war verschwunden, und der Spaten lehnte an der Planke. Die beiden kleinen Totengräber aber — die natürlich ihr Schmierzeug anhatten — lagen neben der Geißblattlaube auf den Knieen und hatten einen klei-

nen, seltsam glänzenden Erdhügel zwischen sich, auf dem sie beide eifrig mit ihren rotkarrierten Taschentüchern rieben.

„Was macht ihr da?“ fragte ich, indem ich zu ihnen
5 trat; denn diese Sache war mir völlig unverständlich.

Da guckte der Kleine auf. „Papa!“ sagte er, und sein Gesicht leuchtete so fröhlich wie droben kaum die liebe Himmelssonne, — „wir polieren Nine sein Grab mit Spucke!“

10 — — Und also endete dies vergnügliche Begräbnis.

Kulturhistorische Skizzen.

1.

Es ist vor kurzem einmal ausgesprochen worden, daß wir erst jetzt völlig aus dem Mittelalter herauszutreten beginnen; und in der Tat finde ich selbst in meinem Gedächtnisse Szenen und Gestalten, welche nur möglich waren, solange die abstrakte Lebensauffassung der Jetztzeit den derb sinnlichen Zug des Mittelalters nicht völlig verdrängt hatte. Mehr als einmal, in den Hochsommern meiner Knabenzeit, habe ich noch den Schinderknecht auf seinen brutalen Streifzügen durch die Gassen wandern sehen, in der einen Hand den Knüppel, um jeden ohne Zeichen laufenden Hund niederzuschlagen, unter dem andern Arm einen schmutzigen Sack mit verreckten Kötern; angstvoll bin ich mit einem Kameraden vor dem wüsten, lahmenden Unhold hergelaufen, um den kleinen Pinscher meines Freundes, der sich aus der aufgedrungenen Haft zu befreien gewußt hatte, wieder einzufangen und vor schmählichem Tode zu bewahren. Und dort aus der Süderstraße — ein freundlicheres, aber auch längst verschwundenes Bild — sah ich den Festzug der zünftigen Lehrjungen herabkommen, durch den die Schalksnarren mit ihrer Peitsche hin und wieder sprangen; freilich, an der Spitze des Zuges tanzten Schäfer und Schäferin aus der Rokokozeit, und allen voran sprang der Läufer mit Blumenschurz und knallender Peitsche.

Aber nicht gar weit über meine eigene Erinnerung brauche ich hinauszugehen, um wahrzunehmen, daß auch den Einwohnern meiner kleinen Vaterstadt die beiden

feuerfarbenen Gesellen des Mittelalters, der Henker und der Teufel, nicht wenig zu schaffen gemacht haben. Die Möglichkeit eines solchen Rückblicks ist von den alten Husumern dem Enkel fürsorglich erleichtert worden; denn 5 sie hatten es an sich, daß sie leicht zur Feder griffen und allerlei Buchwerk von sich ausgehen ließen; nach dem berühmten Chronizisten D. Casp. Danckwart[1], welcher 1652 als Bürgermeister, da er bei Tisch sich mit Lesung der Bibel ergötzte, durch einen unverhofften Todesfall dieser 10 Stadt entrissen wurde, folgt noch eine ganze Reihe Husumer Autoren; und so liegen denn augenblicklich drei solcher Tröster mit ihren langatmigen, schwarz und rot gedruckten Tituln vor mir aufgeschlagen.

Auch dem Autor des jüngsten dieser Bücher — „Ein 15 zweifaches zweihundertjähriges Jubelgedächtnis, Hamburg 1723“ — dem Hochwürdigen M. Johanni Melchiori Krafften, Past. Prim.[2] wie auch Kirchen- und Schulen-Inspectori zu Husum, ist es, wie er in seiner die Geschichte der Archidiakonen beschließenden Selbst- 20 biographie erzählt, noch vergönnt gewesen, die Geschäftstätigkeit des Teufels mit leiblichen Augen zu betrachten. Da er nämlich noch bei den Söhnen des Erbherrn auf Putloß, Herrn Otto von Rantzau, als Hofmeister fungierte, machte er in der Stadt Oldenburg[2], wohin jenes 25 hochadlige Gut seine Kirchenfahrt hatte, die Bekanntschaft des dortigen Pastoris Primarii[1] Lackmann, welcher ein sehr gelahrter und gottseliger Theologus und ein großer Freund des Studii Apocalyptici, auch der Meinung war, daß die Zeit der tausend Jahre noch unerfüllet sei. „In 30 dieser Stadt Oldenburg[3]“, erzählt der Autor, „erlebte auch damahls einen sehr betrübten Zufall mit einem Studioso Theologiae, welcher mit einer großen unbedachtsamen Vermaledeyung die Cantzel verfluchet. Da er aber am Sonntage Palmarum über Phil. 2 wieder geprediget 35 hatte, gerieth er die Nacht darauf in solche erbärmliche

[1] Danckwart schrieb eine „Newe Landesbeschreibung der zwey Hertzogthümer Schleswich und Holstein“, die 1652 mit ausgezeichneten Karten herauskam. Er starb erst 1672. — [2] Ersten Pfarrers. — [3] Im holsteinischen Wagrien.

Umstände, die das Ministerium und alle Verständige nicht anders denn für eine leibhaftige Besitzung des Satans halten konnten, so bis auf den Char-Freytag währeten, und ich oft mit angesehen; da GOTT endlich ihm gantz wieder bei anhaltendem Gebet und singen zu recht half, daß er alles, auch was in der Zeit geschehen, erkannte, GOTT abbat und anbey zeigete, daß die Unfläthereyen, die er getrieben, der Teufel wider seinen Willen, mit Gewalt, vermöge seiner Hände, gewirket. Worauf er wohl, und wie ich glaube selig, an Ostern starb."

Auch den Henker, wenn auch nur von ferne, sehen wir in rüstiger Amtstätigkeit. Es ist nämlich „dieses Buch außer allen übrigen Gliedern und Zuhörern dieser gantzen Christlichen Gemeinde" auch allen Amt- und Würdenträgern der Stadt von dem „Hoch-Wohl-Gebohrenen Herrn Ober-Cämmerer Amptmann und Präsidenten[1]" an bis herab zu den „wohlbestallten Herrn Vorstehern der Armen-Kist" namentlich und mit voller Titulatur zugeeignet; darunter aber genießt der Passus, welcher „denen Hoch-Wohl-Edlen, Hoch-Wohlweisen, Hoch-Ehren-Besten, Hoch-Achtbahren und Hoch-Wohlgelahrten Herren" — folgen die Namen — „Sämmtlich Hoch-Wohl-ansehnlichen und wohl-verordneten Raths-Verwandten dieser Stadt" zugeschrieben ist, einer ganz besonderen Motivierung. „Ausser denen particulieren Wohlthaten, Gunst- und Liebes-Beweisungen", schreibt der Verfasser, „muß unter andern sonderlich mit danckbahrem Gemüth Lebenslang auch erkennen, daß, da 1717. in der Fasten-Zeit von dreyen Juden in der mittern Nacht durch einen gewaltthätigen Einbruch so jämmerlich, fast um alle das Meinige war bestohlen worden, Sie ohn all mein Ersuchen gleich zugetreten, und da den Dieben war nachgesetzet worden, Sie sogleich solche einholen und processum criminalem wider sie formiren lassen; da dann solches der Stadt nicht wenige Kosten verursachet; Obwohln, da die Diebe bey ihrer Hartnäckigkeit, die, von der Hochvornehmen Juri-

[1] Es ist ein Nikolaus Baron von Gersdorff.

sten-Facultät in Hall nach eingeholtem Responso, zuerkannt gewesene Tortur ausgestanden, die Mühe und Kosten zu der Zeit wie vergebens waren, biß GOtt in diesem Jahr, auch in den Fasten um gleiche Zeit, das Gestohlene zum theil recht wunderbahr, ob wohl mit diesen recht schmertzlich betrübten Umständen, daß der Hehler das Leben dabey eingebüsset, und in der grösten Verbitterung und Leugnen gestorben, wieder entdecket und der Ausgang dieser Sachen von GOttes sonderbahren Wegen, Rechten und Gerichten, ein mehreres offenbahren wird."

Bekennen muß ich übrigens, daß unser trefflicher Pastor Primarius nur der Stammvater eines hiesigen Geschlechts gewesen ist; er selbst wurde in der Freyen-Reichs-Stadt Wetzlar als Sohn eines dortigen Schöpffen und Rathsverwandten geboren, und zwar 1673, da selbige von denen Frantzosen eingenommen und auch seines Vaters Haus mit einer großen Menge Soldaten bequartieret war, so daß seinen Eltern keine andere Lagerstätte, als nur die bloße Erde übrig geblieben, und seine hertzliebste Mutter, da sie die Noth mit ihm ankam, auf einer langen Lade ihre Geburtsschmerzen überstehen und ihre Wochen halten müssen, ohne das Geringste unter oder über sich zu haben als ihre Kleider. Oft habe sie ihn zu solcher Kiste mit der Hand geführet und angeredet: „Siehe, auf dieser harten Kiste habe ich Dich zur Welt gebracht!" Da sie dann mit Thränen der damahligen elenden Zeiten und dann auch der vielen Barmhertzigkeit, die GOTT an ihr und den Ihrigen gethan, sich mit vieler Gemüthsbewegung zu erinnern gepflegt habe.

Ein echtes Stadtkind aber und zwar ein Sohn des kunstreichen Goldschmiedes Matthias Petersen, welcher mit seinem ebenso geschickten Bruder[1] die meisten Charten zu Danckwerths berühmter Landesbeschreibung in Kupfer gestochen hat, ist Petrus Goldschmied, Pastor zu Sterup in Angeln, der Verfasser des „wider die vorige und

[1] Der Bruder hieß Nikolaus.

heutige Atheisten, Naturalisten[1], und nahmentlich wider den Schwarmgeist D. Beckern in der Bezauberten Welt*" gerichteten, um 1704 an das Licht getretenen „Höllischen Morpheus, welcher" — laut dem Titul — „kund wird durch die geschehene Erscheinungen derer Gespenster und Polter-Geister, darauß nicht allein erwiesen wird, daß Gespenster seyn, was sie seyn und zu welchem Ende dieselbigen erscheinen, aus allen aber des Teuffels List, Tücke, Gewalt, heimliche Nachstellungen und Betrug handgreiflich kan ersehen und erkanndt werden."

Zur besseren Veranschaulichung ist das Porträt dieses unsauberen Geistes sofort dem Buche vorgedruckt; zweifelhaft scheint es mir indessen, ob auch seine genauesten Freunde ihn darin haben erkennen mögen. Aus einem etwas feisten Antlitz schauen die kleinen Augen träge und mühselig vor sich hin, was eben nicht zu verwundern ist, denn der vorn hängende schwere Fettwanst steigt hinten zu einem ungeheueren Buckel auf, der überdies von einem kleinen, munteren Drachen in Besitz genommen ist, ohne Zweifel dem Beherrscher des Fliegenungeziefers, von dem der arme Morpheus überkrochen wird. Und dies alles nebst dem drallen, an der Erde schleifenden Sauschwanz muß der Vielbeschäftigte mittelst eines Rinds- und eines Hahnenfußes auf seinen Berufswegen mit umherschleppen. Es ist billig zu bewundern, wie diesem Mühseligen und Beladenen noch die Lust zu solchen Neckereien und

* Des Holländers Becker Buch gegen den Glauben an Teufel, Gespenster und Hexen, „Die bezauberte Welt" („De betoverte Wereld") genannt, ward bekanntlich in alle Sprachen, auch ins Deutsche, übersetzt. In diesem Buche war bewiesen, daß es Grausamkeit und Narrheit sei, bösartige oder unglückliche, von der Natur vernachlässigte, von Alter und Armut gedrückte weibliche Geschöpfe, oder auch Personen, die dem unwissenden Haufen übernatürliche Dinge zu verrichten schienen, als Verbündete des Teufels zu verfolgen, zu quälen, grausam hinzurichten. („Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" von F. C. Schlosser. Bd. 1, S. 557.)

[1] So bezeichnete man die Anhänger der Meinung, daß der Mensch zur Erkenntnis religiöser Wahrheiten nicht der Offenbarung, sondern der natürlichen Gaben, wie der Vernunft, bedürfe.


Pet: Gold
Schmidii
Höllischer
Morpheu

Leibesübungen anwandeln konnte, wie der Verfasser solche bei ihm wahrgenommen hat.

„Was meine Ohren selbst gehöret“, meint derselbe, „kan ich mit Warheit aus der Feder fliessen lassen. In meiner Jugend und meiner beyden seligen Eltern Leben hat man in ihrem Hause in Husum in der Norderstrasse nicht weit von der Kirchen dergleichen Teuffels-Gaukeley offt gehabt. Denn meine selige Mutter in Erbschafft wegen ihrer ersten Ehe einen, wie man da sagt, Todten-Tisch empfangen, und ward solcher Tisch in der Nachbahrschaft, wenn sich ein Sterbfall begab, gerne ausgeliehen. Was aber merckwürdig alhier war, war daß wir unfehlbahr allezeit etliche Tage vorher, ehe der Todten-Tisch den Todten anzukleiden gebrauchet ward, höreten Winseln, Weheklagen, Heulen und dergleichen Geräusch, so zu solcher Zeit gemachet wird. Dahero meine itzo in GOtt ruhende Eltern bewogen wurden, diesen Todten-Tisch aus dem untersten Hause weg zu nehmen und oben hin auff den Boden zu bringen. Allein da man meinete, daß man allen Lerm abhelffen wolte, gab man Ursache zu größerem; sintemahl der Boden allezeit mit Poltern angefüllet ward, indem man die Treppe auff und niederging und an dem höltzern Tafelwerk anstieß. Solches Poltern agirete der Teuffel allezeit etliche Tage vorher, und das bißweilen mit solchem Ungestühm, daß meines seligen Vatern damahliger Lehr-Jung bewogen ward zu schreyen, daß Diebe im Hause wären. Da wir alle auffkamen aus dem Bette, war das Hauß gantz veste verschlossen und nirgends eine geöffnete Luke; darüber wir endlich in uns schlugen, und des Teuffels-Poltereу mit oder über dem Todten-Tisch uns erinnerten.“

Diesem Berichte unsers alten Gewährsmannes gegenüber kann ich nicht verschweigen, daß auch auf dem Packhausboden meiner Großmutter, als der Ältesten der mütterlichen Familie, sich zwar kein Totentisch, wohl aber eine „Totenlade“ von ähnlicher Extraktion[1] befand. Noch

[1] Herkunft, Eigenart.

sehe ich bei dem Tode meines Großoheims die schielende Leichenbekleiderin, deren bleichem Gesichte man es anzusehen glaubte, daß sie sich von Begräbniskringeln nähre, vor der grauen, dreieckigen Kiste knien und mit geschäftlichem Behagen die damastenen Bahrtücher und die schwarzen Flore und Bänder zur Verzierung der großen Wachskerzen hervorsuchen und in feierlicher Ordnung für ihren grausigen Zweck beiseite legen. Schon das hätte genügt, um jenes plumpe, nur bei solchen Gelegenheiten an das Tageslicht gezogene Ding uns Kindern unheimlich zu machen; allein der Kutscher, welcher auf dem Bodenraume darunter, und der Schreiber, welcher zur ebnen Erde seine Schlafkammer hatte, versicherten überdies einstimmig, daß sie, vom Schlafe aufgestört, schon einige Nächte vorher die alte Lade mit ihren Klumpfüßen deutlich die steilen Treppen hätten herabkommen hören. — Aber freilich, es war jetzt nicht mehr der Teufel, der solches Gaukelspiel trieb, auch nicht im Gegensatz hiezu, wie später bei Jung-Stilling[1] in seiner „Theorie der Geisterkunde", Warnung oder Weckruf Gottes, es war jetzt das düstere Ereignis selbst, das ungeduldig seine Ankunft meldete und seinen Reflex in die Gegenwart zurückwarf; in anderen Fällen wohl auch die rätselhafte Begabung der sich selber unergründlichen Menschenseele.

Herr Petrus Goldschmidt jedoch hatte es lediglich mit dem Teufel zu tun, und zwar scheinen die Begegnungen mit selbigem zu den alltäglichen Vorkommnissen seines Lebens gehört zu haben; daher er sich denn auch wenig dadurch in seiner geistlichen Ruhe stören ließ. So, da er 1692 sein Pfarramt zu Sterup angetreten, hat es in seiner Schlafkammer getobt, als wenn alle Wände über den Haufen geworfen und alles Tafelwerk in kleine Späne gerissen würde, so daß seine Liebste darüber sehr erschrecket; denn da er dem Gesinde mit dem Glöcklein ein Zeichen zum Aufstehen gegeben, hat es, je mehr er klang,

[1] Der aus Goethes Leben bekannte Arzt und Professor der Staatswissenschaften, den seine von ihm selbst geschriebene Lebensgeschichte berühmt machte. Die „Theorie der Geisterkunde" erschien 1808 in Nürnberg.

destomehr Gepolter gemachet, bis daß, da nach vielem Klingen das Gesinde mit Licht gekommen, das Gepolter sich ohne ein Merkzeichen geschehenen Schadens verloren habe. — Desgleichen an einem anderen Abend, da auf einen nicht wohl beleumundeten Vorgänger die Rede gekommen, und der Verfasser gesprochen, „er wünsche hertzlich, daß derselben Person Seele wohl sein möge“, hat es, da die Wörter kaum gesprochen, mit einem Stabe zu dreien Malen an die Stubentür geschlagen und also gleichsam seine Rede beantwortet; darauf denn unter dem baurischen Gesinde ein Schrecken und hernach mancherlei Meinungen entstanden. „Ich aber, wie billig“, fügt der tapfere Pastor hinzu, „habe in solchen Fällen über des Teuffels Gaukelspiehl lachen müssen.“

Wie handgreifliche Späße aber der Teufel sich zu jener Zeit im hellsten Sonnenschein erlaubte, davon liefert ein früheres Erlebnis des Verfassers den schlagendsten Beweis. Er erzählt die Sache folgendermaßen: „In der Zeit anno 1685, da ich mich bei meinem itzigen Herrn Schwieger-Vattern, Wol-Ehrwürdigem Prediger des Kirchspiels Esgrus in Angeln, aufhielte, als Informator seiner Söhne, begabs sich, daß ich an meiner lincken Hand ein Geschwür empfing und deswegen den Wund-Arzt in dem nechst-angelegenen Flecken Cappel, Nahmens Daniel Preß, gebrauchen muste, solchen Schaden zu verbinden und zu heilen. Nachdem nun auff einen Sonnabend Nachmittag gegen 3 Uhr wieder von Cappel abritte zu Hause und zwischen dem Dorffe Meelby und Sandbeck in dem Redder[1] kam, begegnete mir eine Vornehme und bey der gantzen Holsteinschen Noblesse in sondern Ehren, so wol des Geschlechts als Alters, Geehrte und sonst bei jedermann im Lande der Gottseligkeit halben berühmte Hochadeliche Persohn, welcher Nahme mit grossen Römischen Buchstaben F. H. V. A. F. nur exprimire[2], nebst zwo bey ihr in der Carosse, welche der bekante Kutscher mit vier Pferden trieb, gleich als wenn sie einen fernen Weg reisen

[1] Ein Weg zwischen Hecken. — [2] Zu ergänzen ist: ich. Also = deren Namen ich nur andeute.

wollten. Da mir die Hochadeliche Persohn sehr wol bekandt war, war ich desto bereiter, auch gehorsahme Reverence derselben zu machen, da denn zugleich das Pferd, welches ich ritte, anfing zu schnauben und alle possierliche Sprünge zu machen, sogar auch, daß mit demselben in die Strenge der beyden vordersten Pferden vor den Hintersten hinein kam. Alle Persohnen sassen und lachten, doch hielt Kutsch und Pferde still, daß meines Pferdes Hinterfüsse glücklich aus den Strengen heraus brächte. Darauff ich denn meine Entschuldigung gegen die Persohnen machte, die aber kein eintziges Wort, sondern nur lauter lachende Minen mir machten, da sie mich alle wol kannten. Schämte mich also nicht wenig über das Gepolter, so da gemachet hatte, und gab dem unberittenem Pferde die Schuld, und in solcher Alteration gebrauchte es desto geschwinder auff dem Rückweg zu Hause. So bald ich nun ins Hauß gekommen, erzehlete die Faute, so begangen hätte, wiewol mit Bestürtzung derer, die es anhöreten, indem man gewiß wüste, daß die Hohe Persohn nicht außgefahren wäre und gar gewiß auch in demselben Augenblick auff ihrem Adelichem Sitz mit den Ihrigen sich befandt. Hätte also damahls nur mit den vermummeten Teuffeln meine Complementa gehalten, und diese mich geäffet."

Nach einer solchen Erzählung macht der Autor dann wohl einen Halt zum Atemholen; er stemmt gleichsam die Arme in die Seiten und ruft, triumphierend um sich blickend: „Ich möchte wohl wissen, was Doktor Becker auf diese Geschichte antworten wollte!"

Freilich, der Verfasser von „De betoverte Wereld", der tapfere, westfriesische Pastor, konnte ihm nicht mehr antworten; er ruhte schon seit sechs Jahren im Grabe, nachdem seine orthodoxen Amtsbrüder, unter Anschuldigung des Sozianismus[1] und Cartesianismus[2], ihn zwar

[1] Die Sozinianer, die Anhänger des Lälius und Faustus Socinus, räumen der Vernunft eine bedeutende Stellung ein und verwerfen die Dreieinigkeit und die Gottheit Christi. — [2] Die Cartesianer sind die Anhänger des Philosophen René Descartes (Cartesius), der tatkräftig für das Recht des Menschen, zu zweifeln, eintrat.

nicht um seine Überzeugung, wohl aber um Amt und Brot gebracht hatten. — Aber auch an dem toten Manne scheint der lebende Kollege desselben einen schwer zu bewältigenden Gegner zu haben; denn obwohl er dessen Schrift für „altvettliches Plauderwerk" erklärt, das nur Ekel und Gelächter erregen könne, und auch während dem Schreiben eine „vornehme Persohn" ihn gebeten, er möge mit Verwerffung der ungebackenen Beckerschen Gründe nicht zu weitläuftig sein, weil fast kein Einziger des D. Beckers Sachen mehr ansehen möge, so ist er doch unermüdlich, mit Zitaten und Exempeln wider ihn ins Feld zu ziehen und klärlich darzulegen, „wie Satan spielet in den Kindern des Unglaubens". — „In unserm Europa" — ruft er in der Vorrede aus — „floriret, GOtt Lob! das Christenthum; ach leider! nicht minder die Atheisterey. Die übrige Länder und Reiche zu verschweigen, so kan Holland dieser Ottergezüchte fast jährlich neue Gebuhrten geben. Doctor Balthasar Becker in seiner bezauberten Welt und mit ihm Zacharias Webber[1] in seiner unverschämten Vertheidigung der Beckerischen Narrheit beweisen es mit ihren Exempeln; indem sie die Gewalt und Macht des Teuffels verkleinern, dessen grausahme Blicke verlachen und zur Sicherheit und Gottlosigkeit also alle Pässe öffnen. Allein alle Unarth hat die Ruthe zum Lohn und die Peitsche zum Verdienst; auch haben diese beyde ihre Castigationes[2] billigst empfangen von hochgelehrten Leuten, in dem der Letztere bey allen Redlichen verlachet, und dieser seiner Gottlosen und unzeitigen Klugheit halben seines Predigampts entsetzet worden."

Die behagliche Genugtuung, welche sich in diesen Worten ausspricht, dürfte jedoch wenige Jahre später eine gewisse Trübung erfahren haben. Der fromme Verfasser des „Höllischen Morpheus", welcher 1705 auch gegen Thomasius ein Buch: „Verworfener Hexen- und Zauberer-Advokat" herausgab, wurde — vielleicht um jener Glaubenswerke willen — im Jahre 1706 trotz Protestes

[1] Zacharias Webber, ein niederländischer Maler, verteidigte 1695 Becker gegen Angriffe von theologischer Seite. — [2] Züchtigungen.

der Bürgerschaft und allerdings ohne Erfolg in seiner Vaterstadt zur Diakonenwahl präsentiert, sodann 1710 Superintendent zu Parchim in Mecklenburg und 1711 Doktor der Theologie; schon in dem darauffolgenden Jahre
5 aber wurde auch er „seines Predigtampts entsetzet“, und zwar nicht, weil er wie Balthasar Becker es gewagt hatte, einen frischen Luftzug in die dumpfe Atmosphäre seiner Zeit zu bringen, sondern — wie berichtet wird — weil er sein Amt durch Simonie sollte erlangt haben. Wegen
10 solchen Undanks scheint er sich schließlich von den geistlichen zu den geistigen Dingen hingewandt zu haben; denn er hielt zuletzt ein Wirtshaus in der Gegend von Hamburg, wo er bald darauf im Jahre 1713 starb.

2.

15 Ich komme nunmehr zu meinem dritten Autor.

Im Jahre 1687, in welchem, nach Laß' Husumischen Nachrichten, Bürgermeister und Rath hiesiger Stadt nach gehegtem peinlichen Halßgericht, wie auch vorgenommener scharffer Befragung, wider die Margaretha Carstens,
20 dieweilen selbige außer Pein und Banden nunmehro freiwillig bekandt und darauf nachgehendes beständig geblieben, „daß sie nicht allein der berüchtigten Zauberey schuldig, sondern auch mit dem Satan bereits im 21. Jahre ihres Alters ein Verbündniß gemachet und auf dessen
25 angetragene Hülfe sich demselben völlig ergeben“, — für Recht erkannten, „daß der Körper dieser Angeklagten“ — denn sie wurde vor dem Exekutionstage tot in der Fronerei gefunden — „gleich als wenn sie beym Leben, zur wohlverdienten Strafe, als auch Andern zum merklichen
30 Exempel und Abscheu von dem Scharfrichter am gewöhnlichen Richtplatz geführet und also zur Asche gebrannt werden solle, cum confiscatione omnium bonorum[1]“, in demselben Jahre ließ ein emeritirtes Mitglied dieses Raths, der Rathsverwandte und Fürstl. Gerichts-Secre-

---

[1] Einziehung aller Güter.

tarius Augustus Giese im Sinne der Humanität und Aufklärung eine Schrift ans Licht treten, welche den Titul führte: „Der Weh-schreiende Stein über die Gräuel, daß man die Diener der Justiz bis anhero nicht zu Grabe tragen und nun auch etlicher ihrer Frauen in Kindes-Noth niemand helffen will, — aufgerichtet zu Husum 1685, von einem Hauptparticipanten der Leyden, so der Magistrat darüber eine gute Zeit lang ausgestanden; gedruckt zu Hamburg 1687.“

Dieser ersten anonymen Ausgabe folgte zwei Jahre nach des Verfassers Tode mit dessen Namen die mir vorliegende; gedruckt zu Schleswig 1699*.

Herr Augustus Giese, welcher, obwohl ein in Königsberg und Helmstädt gebildeter Jurist, sich nach Kraffts Zeugnis „sonderlich im studio biblico übete“ und überdies, ausweislich der Titel seiner vielen übrigen Schriften, mit einem starken Drang zum christlichen Moralisieren behaftet war, „erlebete unter göttlicher Vorsorge die Zeit, wo er von allen äußerlichen Geschäften seines gehabten Amtsberufes dispensirt worden, um Gott in der Stille desto ungehinderter zu dienen und mehrere Stunden auf Ausarbeitungen nützlicher Schriften anwenden zu können.“ Zu diesen Schriften gehört auch unser Büchlein, in welchem der Verfasser „sammt Erweisung Christlicher Pflicht in solchen Noth- und Liebesdiensten“ mit der Behaglichkeit des Alters von den Mühseligkeiten seiner hinter ihm liegenden Berufsarbeit zu erzählen weiß.

Es war nämlich bei den Husumern jener Zeit die herrschende Scheu vor den „unehrlichen Leuten“ zu einem wahren Ehrlichkeitsfanatismus ausgeartet, so daß nicht nur der Scharfrichter und seine Leute und Berufsverwandte, der Racker und der Griper, sondern auch alles, was mit ihnen in die flüchtigste Berührung gekommen, diesem unerbittlichen Banne anheimfiel. Insonders trat

* Die Benutzung derselben verdanke ich dem Herrn Archivarius Dr. O. Beneke in Hamburg, in dessen ebenso lesenswertem als lesbarem Buche: „Von unehrlichen Leuten“ (Hamburg, W. Mauke, 1863) auch der Gieseschen Schrift nähere Erwähnung geschieht.

dies bei dem Leichtragen jener Diener der Justiz zutage. „Mir grauet noch dafür“, sagt der Verfasser, „wenn ich an die Mühe und an die Sorge und an die Hertzensangst denke, die der Rath darüber in den 38 Jahren, die
5 ich im Amte gewesen bin, mehr als über jeglichem andern Dinge auf der Welt außgestanden hat.“ — Wenn es nur verlauten wollen, daß Solcher einer krank sei, so ist ihm das Herz gleichsam in die Presse gesetzet, und je nachdem dann kund geworden, wie selbiger kranker werde —
10 werde nicht aufkommen — liege in Zügen — habe es abgeleget, — ist ihm in Aussicht, was nun ausbrechen werde, immer angster geworden; und wenn nun einerseits das Ueberlaufen und Lamentieren losgegangen „von Leuten, die der Leiche wollten loß sein und für den zu-
15 nehmenden Gestank lenger nicht bleiben konnten“, und andrerseits der Rat, der hier allenthalben nur seinem Leiden entgegengesehen, trotz Bitten und Exequieren[1] niemanden hat erlangen können, der die Leiche hätte beschicken und zu Grabe tragen wollen, so hat unser Ge-
20 richts-Secretarius, der dabei nicht allein die Feder führen, sondern auch seinen andern Strang vollauf hat ziehen müssen, sich darüber „mannichmal selbsten, Gott weiß es, den Tod gewünschet“.

Das älteste Exempel betrifft die Bestattung des um
25 1633 oder 34 verstorbenen Scharfrichters M. Albert Müller. „Derselbe ward“, berichtet der Verfasser, „alwie unstreflich Er Hausgehalten, auch bei seinem Absterben die Register dieses Ohrts wol bedacht hatte, durch die damahlige Sechs Biertreger, als Sie hir je und allewege
30 mit zum Angriff (Diebsgreifer) bestellet gewehsen, zu Grabe getragen. Was dem Raht zu derzeit im Wege gewesen, wofür sie anders nicht thun können, weiß ich nicht: So viel weiß ich aber wol, als der Ich Ihn mit zu Grabe gesungen, daß es ein über alle maßen elendes
35 und verdrießliches Spectacel wahr, zu sehen, wie die sechs alte, ungleich gewachsene und zu einem solchen actu sehr

[1] Anwendung amtlicher Gewalt.

ungeschickte Kerle, als Sie wahren, mit der Leiche so abscheulich fortkamen, wie sie darunder stolperten und steneten und (denn der Sehl. Mann war ein starker und schwerer Mann) alle Tritte schier wollten über den Haufen gefallen. Und zu allem Wahrzeichen hatte Ihrer Einer 5 seinen alten und scheuslichen Huet in dem aufheben auf den Sark gesetzet, und weil er ihn von dannen, indem er die Last auf den Schultern hatte, nicht herunderlangen können (und hätte es ein ander wollen thun, dem wehre es eine ewige Schande gewesen) so geschach es, daß der 10 Huet oben auf dem Sark stehen bleiben und sich bis an die Grabstete zu Jedermanns Gelechter müssen schautragen lassen."

„Ist eines", wird von dem Autor angemerkt. — „Der Sohn und Amts-Successor, M. Philipp Müller, hatte, 15 um solchem Uebelstande vorzubeugen, mehrere nicht von den geringsten aus der Bürgerschaft angesprochen und von einigen derselben auf Treu und Glauben die Versicherung empfangen, daß sie ihn, falls er vor ihnen stürbe, zu Grabe tragen wollten; ein fürstliches Mandat war er- 20 gangen, daß, wenn der Rath die Bahre zuerst angegriffen, die, welche sich dem Leichtragen entziehen oder demnächst denen, welche getragen, Solches aufrücken würden, mit hoher Geldstrafe Andern zum Exempel sollten angesehen werden; als aber nun die Stunde kam und der todte 25 Meister in seinem Sarge hinausgetragen werden sollte, da half weder, daß der Fürstl. Befehl öffentlich verlesen wurde, noch daß Bürgermeister — es war Titus Axen, der frühere Hamburger Domherr, unsers Autors Schwiegervater — und Rath in die Frohnerei traten und die 30 Bahre ein Stück hervorruckten; denn während dessen hatten sich drei der Leichträger absentirt, und die Noth im Lager währete so lang, bis von den Herren Predigern einige vortraten und der auf der Gasse zur Leichfolge versammelten Bürgerschaft so lange und beweglich zu- 35 sprachen, bis ihrer drei ein redliches Stück thaten und sich den übrigen Trägern zugesellten. So kam die Leiche denn dies mal noch so ziemlich zu Grabe. Als man jedoch

die Ausreißer, unter denen sich Viele vom Handwerk befanden, wollte greifen lassen, da hatten es die ‚sogenannten vier Emter* oder Handwerkszunften‘ durch hir und dar einseitig ingehohlte Zeugnußen und was dabey mehr
5 passieret, zu wege gebracht, daß sie von dem Leichtragen quaestionis, kurtz zu sagen, eximieret[1] sein sollten. Und wie damit, als sie es vorhatten, für den Magistrat und für die Ehre der andern Bürgerschafft zugesehen wehre, dazu ist best, daß man dieses mahl still sweige.“

10 Die volkstümliche Unehrlichkeitslogik sollte sich bald noch schärfer geltend machen. — Ein Rademacher, ein frommer, ehrlicher Mann war gestorben und sollte bestattet werden. Die Schule und ein zahlreiches Gefolge war vor dem Sterbehause versammelt; als es nun aber
15 zum Aufheben des Sarges kam, siehe, da fehlte es wiederum an den nötigen Trägern; von den Anwesenden wollte auch niemand zutreten, und so war das Ende vom Liede, daß, nachdem man eine gute Zeit lang gewartet, gesungen und geläutet hatte, endlich die Schule und der
20 ganze Umstand „novo atque hactenus inaudito exemplo[2]“ dasmal davongehen und die Leiche unbegraben zurücklassen mußten. „Und fragest du, womit es dieser verbrochen habe, daß ihm dergestalt mitgefahren worden, so magst du wissen: Er hatte sich als ein Nachbar ver-
25 mögen lassen, dem verstorbenen Scharfrichter das Todtenhembd anzuziehen, und das war in so langer Zeit noch nicht abgekühlet.“ Es war sogar des einen dieser Ehrlichkeitsfanatiker sein „Paeschetag“; nemlich Er war zum Abendmahl gewesen; und das waren die Früchte davon.

30 Jedennoch auch dieser Mann kam gleichwohl darnach ehrlich zu seiner Ruhe, und der Magistrat versuchte nun eine neue Maßregel. — Geraume Zeit zuvor hatte der Archidiakonus Cröchel nach seinem Geburtsorte, einer

---

* Schneider, Schuster, Bäcker und Schmiede.

---

[1] Von dem in Frage stehenden Leichentragen befreit. — [2] Ein neuer, bisher unerhörter Fall.

fürnehmen Reichsstadt, über dortiges Verhalten in derlei Dingen eine freundschaftliche Anfrage getan und zur Antwort erhalten: wer andere Leute zu Grabe trage, der trage auch den Scharfrichter; ob er als ein Stadtkind denn das vergessen habe? Das seien ja die Buchbinder. — An die Buchbinder kam es für diesmal nicht; vielmehr wurde unter Herrschaftlicher Konfirmation nunmehr verordnet, daß die Leichen des Scharfrichters, des Gripers und der Bierträger sollten von den hierorts für ehrlich geltenden Nachtwächtern, diese aber von andern Bürgern, einerlei ob Handwerker oder nicht, zu Grabe getragen werden und solches ihnen in alle Wege unverweislich sein; auch wurde, um dieses zum Effekt zu bringen, die Zahl der Nachtwächter von sechs auf acht vergrößert. — „Und damit", sagt der Verfasser, „wahr nun das heilige Grab wol verwahret" —; und wir müssen annehmen, daß die Nachtwächter ihren neuen Dienst eine Zeitlang in Ruhe verrichtet haben —, bis einmal einem derselben ein Kind gestorben war. Da ging der Lärm von neuem los, ärger als zuvor; die aus dem Handwerk dazu gebeten waren, wollten das Kind des Vaters nicht tragen, der den Scharfrichter getragen hatte; sie suchten durch aus Schleswig beigebrachte Zeugnisse sogar den Nachtwächter qua[1] solchen unehrlich zu machen; allein Bürgermeister und Rat löseten es ihnen auf, daß hierorts nicht wie dorten derselbe zum Angriff bestellet und demnach ehrlich sei; ein widerspenstiger Schuhmacher wurde zur Haft gebracht und darin trotz lamentierender Weiber gehalten, bis er anderen Sinns geworden war. Über alle dem stand die Leiche länger als drei Wochen über der Erde. Endlich unter besondrem Beistand der gnädigsten Herrschaft und ihrer Ministri wurden die vier Ämter besiegt, so daß sie sich resolvierten, künftig gleich andern Bürgern die Nachtwächterleichen zu Grabe zu tragen. Nur aus besondrer Güte des Rats und auf ihre flehentliche Vorstellung, daß sie, bis der gegenwärtige Sturm sich ein wenig gelegt,

[1] Als.

ihr „bandeloses Gesinde“ nicht würden halten können, wurde für diesmal davon Abstand genommen; jedoch erst, nachdem sie sich vor dem Sterbehause sistieret und ihnen daselbst die Meinung des Rats öffentlich war kundgetan
5 worden.

Ohn' Ärgernis ging es bei alledem auch künftighin nicht ab; ein armer Fußknecht, der seines Christentums von jedermann gutes Zeugnis hatte, mußte nach seinem Tode einen ganzen Tag unbekleidet liegen, bis gute
10 Frauen aushalfen; um das Kind eines andern Fußknechts hinzutragen, mußte Verfasser seinen Drescher erbitten, nachdem Schule und Umstand, Gott weiß, wie lange, gewartet hatten; ein Leineweber kam wegen Widerspenstigkeit ins Gefängnis, ein Weißbäcker trotzte wenigstens
15 damit, daß er beim Leichtragen eines Nachtwächters mit den allerschmutzigsten Kleidern aufgezogen kam, und ein anderer Bürger warf — mochte schaufeln wer da wollte — als die Leiche ins Grab gesenkt war, die Schaufel unmutig fort und lief davon.

20 Alles aber war Kinderspiel gegenüber dem, was sich bald darauf in dem anderen sexu begab. „Nemlich“, sagt der Autor, „es ist bekannt, daß unser Scharfrichter hat einen Knecht, und der Knecht hat eine Frau, und der Frauen kam die Zeit, daß sie nach aller Frauen Weise
25 in die Wochen solte. Und da solte sich verstehen, daß wie das weibliche Geslecht gemeiniglich weicher und mitleidiger und vornehmlich in Fällen, so die Geburt angehen, williger ist, so daß sich auch ein Weib, das bey den Dingen hergekommen, nicht siech leget, einer Kue, wen Sie kal-
30 ben sol, Hülfe zu thun; also viel weniger ein solch armes Mensch die weibliche Handreichung solte vermißt haben. Aber was geschieht? Und was hat der Feind Gottes und alles Guten zu thun? — Erstlich die Bademutter, die zu solchem Amt expresse bestellet und von der Gemeine ihr
35 Jahrgehalt gehabt hat, setzet den Kopf auf und wil nicht, und weil Sie nicht wil, so wollen die andern, die dergleichen auch zu thun pflegen, auch nicht; und als Sie vorgeben, sollen andere junge Frauen gedrohet haben,

keine solche mehr zu fodern, noch zu leiden, daß sie an ihren Leib Hand anlege.“ Selbst die ernstliche Zusprache des Rates hat hier nicht verfangen wollen; die Macht der Finsternis ist so groß gewesen, daß, was man auch gesaget und gesungen, das arme Mensch in der höchsten Not hülflos so lange hinsitzen müssen, bis sie das Kind darüber eingebüßet. Der Verfasser kann es nicht unbilligen, daß die Bademutter darüber fürerst ihr Jahrgeld quitt geworden ist; dann versucht er auf vielen Seiten und nicht in sanftester Weise eine Ehrenrettung des Schinders. „Was pecciret er dadurch an seinem Nebenmenschen, daß er den Unflath wegbringet? — Ich bitte sie, meine saubere junge Frau, Sie bedenke doch, was Sie saget: Will Sie darin sitzen bleiben bis über die Ohren? — Ich muß Euch die Wahrheit sagen, ihr lieben Engelchen, vestris sordibus sordet, oder, daß ich deutsch mit Euch rede, euer eigner Bisem ist es, der so reucht!“ — und weiter, omissis omittendis[1]: „Und Wir, solche Mistfliegen und Dreckwürmer und Stinkmatzen, als Wir sind, deren etliche sich dünken lassen, lauter Blumen in Gottes Riechbuschlein zu sein, Wir vermessen Uns noch, in unserer schwulstigen Inbildung in dem Unflath des leidigen Sathanas, da er Uns von dem Nacken bis an den Hacken mit angesmiret, recht wohl zu riechen, und dorfen für einen mit dem Bluht Christi erlöseten Menschen, den er in der heiligen Taufe zu seinem Kinde angenommen, die Nase rumpfen, durfen Ihn aspernieren[2], und mit unserm gleichsam feuerspeienden Drachenrachen den Rakà oder Rakker heißen! Da Wir uns billig für GOtt, wenn Wir Uns ansehen, in den Mist verkriechen, Uns selbsten anspeien, und für einen Ueberswang seiner Gedult, daß er Uns leben lesset, aufnehmen solten.“

Die von dem Henker und seiner Umgebung ausgehende Anrüchigkeit reichte noch weiter. — Um die Ze t, „als der Ungeist den gemeinen Mann wider das Leichtragen zu animiren am geschäftigsten war“, genaß im Gefängnis

[1] Unter Auslassung von Übergehenswertem. — [2] Verachten.

— Autor weiß nicht einmal bestimmt, ob in der Fronerei — ein Frauenzimmer eines Kindleins, so daß die leibliche Geburt so weit ihre Richtigkeit hatte. Aber nun sollte das liebe Kind die heilige Taufe haben, und kein Mensch weit oder seit wollte Gevatter stehen; die Herren Geistlichen lehnten ihre Mitwirkung mit dem Bemerken ab, wenn man ihnen das Kind durch die Gevattern präsentiere, so wollten sie ihr Amt tun. Bereden ließ sich niemand, stocken und blocken zu so heiliger Verrichtung konnte man die Leute auch nicht, und das Kind sollte doch getauft sein. Endlich waren zwei erwachsene Kinder — es ist nicht klar, ob der armen Mutter oder des wohledlen Rates selbst — als Gevattern aufgebracht, und unser Herr Stadtsekretarius hatte sich schon mehrmals mit diesen und anderen Ratsmitgliedern in der eitlen Hoffnung, bei Wege lang den dritten Gevatter zu finden, zur Vornahme der heiligen Handlung in die Kirche begeben; da, wie sie einmal wieder nach vergeblichem Versuche das Gotteshaus verlassen wollen, gedenken sie eines gutherzigen Bürgers, und als sie ihn zu sich in die Kirche fodern lassen, erklärt derselbe: Ja, er wolle es in Gottes Namen tun, wenn seine Frau und Kinder es nur leiden wollten. Die Ratsmitglieder dagegen animierten ihn, wie er der Herr im Hause und Vater seiner Kinder wäre, und daß ihm der Gevatterpfennig aus der Stadtkämmerei sollte verabreicht werden. — Und damit gingen die Herren Ratsverwandten nach Hause, froh und guten Mutes, daß der Anschlag so wohl geraten, und sie es ihrer Meinung nach so gut ausgerichtet hätten. — „Aber was geschieht da?" ruft der Verfasser. „Indem ich sitze, ermüdet von dem, was passieret wahr, siehe so komt des Mannes Tochter, ein sonst wohlgeschaffenes Mensch, über zwanzig bis dreißig Jahr alt, raufet die Haar auß den Kopf und schreiet, als laut sie kan: Ob man ihren alten Vater nu schenden wolle? Und Sie seine Kinder hetten sich, wiewohl Sie Geldes und Guhts nicht viel über hetten, doch der Ehre beflissen, und solten nun so übel, daß es GOtt müße erbarmen, geschendet werden! Nein, dazu solle es

nicht kommen, und solte es Ihr auch ihren Kopf kosten! Und was deß eitlen unnützen Zetergeschreies, womit sie mir das Haus füllete, mehr wahr." — Der langmütige und in solchen Fällen vielgeprüfte alte Herr tat mit allem, was er je gelernt, sein Bestes und suchte ihr freundlich auseinander zu setzen, worin die rechte Ehre bestehe. Da aber nichts verschlagen wollte, so kehrte er endlich das Rauhe nach außen, und er sagte ihr, „sie solle sich hinscheren, sich auf den Hindern setzen und das Rad vor die Schienen nehmen, oder man werde einer solchen als Sie sei, etwas anders beweisen; da Sie denn besseren Kauf gab, und so viel endlich erfolgte, daß der Mann mit unberauftem Haar und Bahrt hingehen und das gute Werk endlich verrichten mögen."

Der Ratsverwandte und Fürstliche Gerichtssekretarius Augustus Giese starb hochgeehrt im Jahre 1697, mit Hinterlassung vieler gedruckter und noch mehrer ungedruckter Schriften; der „Wehschreiende Stein" wurde, wie berichtet, sogar zum zweiten Male aufgelegt; auch scheint man kein Haar darin gefunden zu haben, als 1724 der Amtmann, Baron von Gersdorff, die ganze Bürgerschaft zu dem Begräbnis seiner Kammerjungfer invitieren ließ; aber den Scharfrichter wollten die Husumer doch nicht begraben, oder vielmehr, es scheint, als habe der Scharfrichter, der übrigens, solange es hierorts einen solchen gegeben, allezeit Müller oder plattdeutsch: Möller geheißen hat, sich bei dem verordneten Nachtwächterbegräbnis nicht beruhigen können; denn schon 1706 ergeht auf seine Impretation[1] an Bürgermeister und Rat ein Fürstl. Pönalmandat[2], daß sie die Bürgerschaft anzuhalten, „den Scharfrichter und die Seinigen, falls ihnen etwas Menschliches widerfahren sollte, gleich andern redlichen Leuten zu Grabe zu tragen, zu folgen und zu bestätigen." Als aber der Meister 1715 stirbt und schon vier Tage als Leiche über der Erde gestanden hat, findet dessen Witwe Veranlassung, höheren Orts supplizierend auszuführen,

[1] Erfolgreiche Eingabe, Antrag. — [2] Strafmandat.

daß Bürgermeister und Rat sich hautement[1] dahin deklarieret, da ihres Mannes seliger Vater durch die Nachtwache hingetragen, so könne ihrem Mann auch keine honorablere Beerdigung zugestanden werden, daß aber solche
5 Prostitution wider das Hochfürstliche Mandat und die Usance stritte, indem die vorige Beerdigung als ein factum unicum et alienum[2] nicht in Betracht kommen könne. — Am 4. Februar 1715 erfolgt die Einschärfung des Pönalmandats; am 8. aber setzet der Rat sich hin und
10 verfaßt seine alleruntertänigste Remonstration. In dem Konzepte — denn es sind nunmehr die alten Scharfrichterakten unserer Stadt, worin ich blättere — wird zunächst die Aufhebung jenes älteren Mandates durch ein noch selbigen Jahres darauf ergangenes dokumentiert und
15 überdies angeführt, die zum Begräbnis bestimmten Personen hätten erklärt, sie wollten lieber alles, was über sie verhängt würde, erleiden, als sich und ihre Kinder solchem blâme auszusetzen; und so sehr war auch bei den Konzipienten der „Wehschreiende Stein" ihres seligen Amts-
20 bruders schon in Vergessenheit geraten, daß sie sich nicht verhielten, als auf einen Präzedenzfall, auf jenes „Bierträger-Begräbnis" des alten Albert Müller zu pochen, welches dort als ein „über alle Maßen elendes und verdrießliches Spectacul" gebrandmarkt war. — Allein das
25 Konzept wurde nicht mundiert[3]. In dem demnächst abgesandten Schriftstück ward vornehmlich nur die nicht genugsame Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Supplikantin nicht allein dieser Sache halben Lärmen anzufangen sich gelüsten lassen, sondern sogar sich unter-
30 stehe, die Nachtwächter zu blamieren, die hierorts ehrliche Bürger und zu allen Gewerken und Innungen zugelassen seien, auch im Todesfalle nebst Frauen und Kindern von den honettesten Bürgern zu Grabe getragen würden; im übrigen machen Remonstranten sich anheischig, „nebst dem
35 Ministerio[4] und den vornehmsten Bürgern der Stadt die Leiche zu folgen und aus dem Sterbehause bis an ihre

[1] Frei heraus. — [2] Als ein einmaliges, seltsames Ereignis. — [3] Ins Reine geschrieben. — [4] Die Geistlichkeit oder der Rat.

Ruhestatt gewöhnlichermaßen zu begleiten, auch die Trauerleute wieder ans Haus zu bringen und das zu tun, was bei andern Leichen prätendiert werden könne“; wünschen aber aller anderen Zumutung von der Supplikantin entübrigt zu werden. — Es erfolgt dann unterm 11. Februar auch der Bescheid, daß letztere, da es mit der Nachtwache solcherweise beschaffen, sich mit dem Hintragen durch selbige zu begnügen, und es übrigens ratione[1] der Begleitung mit der getanen Offerte sein Verbleiben habe; und so mag nach allem Streit, der über seiner Bahre sich entzündet, auch dieser Meister schließlich, zwar von Nachtwächtern getragen, aber von einem hochachtbaren Gefolge in stattlichen Perücken und Trauermänteln begleitet, aus der Fronerei an seinen letzten Ruheort gekommen sein.

Um 1741 taucht der Scharfrichter als ein fast überlustiger Geselle in den Akten auf, der es vorzieht, schon bei lebendigem Leibe den Herren vom Rat und andern guten Leuten zu schaffen zu machen. Er beschwert sich wiederholt bei der Statthalterschaft über unrechtmäßige Schmälerung seiner Diensteinkünfte: alle Jahr müsse er zwar vier Wochen hindurch Hunde schlagen lassen, aber Hundezeichen dürfe er nicht mehr verkaufen; „vor Einen am Pranger auszustäupen“, was anderwärts mit 5 Talern honoriert werde, seien ihm „eine Zeithero nur acht Schillinge zugeleget“, was er allein an Besen und Stricke verwenden müsse; für den zuletzt ausgestäupten Juden habe er sogar nicht einen Heller bekommen; was aber das beste Akzidenz[2] des Dienstes, das Betreiben von Kuren anlange, so sei dies schon 1725 bei schwerer Strafe verboten worden*; sonach bringe der Dienst nicht mehr ein, als

* Wenn einem späteren Müller um 1773 von seinem Lehrmeister, dem Kieler Scharfrichter, attestiert wird, daß er acht Jahre als „Patienten-Verbinder“ bei ihm gewesen, so mag sich das wohl nur auf die Gestäupten oder bei sonstigen Exekutionen Verletzten beziehen. Übrigens war noch vor etwa funfzig Jahren das in hiesiger Fronerei bereitete „Scharfrichter-Pflaster“ ein beliebtes Universalmittel.

[1] Hinsichtlich. — [2] Nebeneinkunft.

ihm seine Knechte und Pferde kosteten, und habe er längst, wenn ihm von seiner Schwiegermutter, der Scharfrichterin in Schleswig, nicht Assistance geleistet worden, benebst Frau und Kindern krepieren müssen.

5 Aber der Magistrat bleibt nicht dahinten; von weit und breit werden Zeugen vernommen, um darzulegen, daß das mangelhafte Auskommen des Imploranten nur von seiner „unartigen Aufführung und seiner üblen und verschwenderischen Lebensart“ herrühre.

10 Und wahrlich, ein Duckmäuser oder „Küß-den-Pfennig“ ist unser Meister nicht gewesen! Er klopft des Nachts die Wirte aus den Betten, und wenn sie nicht öffnen wollen, so schlägt er ihnen brevi manu[1] die Fenster ein, denn es geht bekanntlich auch auf diesem Wege; wird er 15 dagegen eingelassen, so bläst er die angezündeten Lichter aus, nimmt die Bierkrüge von den Riegen[2] und geht damit von dannen. Er prügelt Brunetto den Perückenmacher und Stehnmeyer den Kupferschmied, und schlägt dem Gerichtsdiener Hut und Perücke vom Kopf; er spielt 20 im Bierhause mit Handwerksleuten und Reutern Scharwenzel und „Eben oder Uneben“, und wenn er sein Geld verspielt und ihnen seine Taschenuhr hat zum Pfande geben müssen, so zieht er den Hirschfänger und fordert sie heraus, sich mit ihm zu schlagen, und erklärt ihnen, 25 solche Kerls achte er „nicht mehr als das Sand auf der Diele“. Aus der Fronerei, wo er mit seinem Stiefvater Osthausen wohnt, der während seiner Unmündigkeit den Dienst verwaltet hat, hört man um Mitternacht die Degen klirren; auch sieht man den Meister mit bloßer Klinge aus 30 dem Hause laufen. Sogar der Reuter-Wachtmeister ist nicht sicher vor seiner Rauflust. Nachdem er in der Schankstube Händel mit ihm angefangen, weiß er ihn trotz seines Sträubens auf die Gasse hinauszunötigen; am Hafen angekommen, läuft er in ein Haus, reißt dort einen Pallasch 35 von der Wand, und nun wird die Sache auf offener Straße ausgefochten, wo freilich unser Meister mit einer Hieb-

[1] Kurzerhand. — [2] Küchenbrettern.

wunde an der Hand gezeichnet wird. — Aber auch sanftere Anregungen bewegen ihn. Nachdem in einer Nacht des Michaelisjahrmarkts ein Widersacher von ihm zu Boden geworfen ist, dinget er sich Spielleute und zieht solcherweise, die dunkle Stadt mit Musik erhellend, vergnüglich durch die Gassen; auch in dem benachbarten Garding, wo er eine Exekution zu vollstrecken hat, läßt er die Stadtpfeifer kommen und nach wohlgetaner Arbeit sich mit Musik aufwarten. — Des schnöden Silbers achtet er nicht sehr; der Gastwirt Meyer, wenn er nachts bei diesem angekommen, hat es oft gesehen, wie er ganze Hände voll Geld in der Stube umher und über Tisch und Bänke gestreut hat. Zeuge meinet freilich, in Völlerei und, um Gelegenheit zu unnützen Händeln zu suchen; allein er scheint des Meisters freigebiges Herz zu verkennen und nicht zu wissen, daß derselbe, nachdem er in der Schenkstube fast sein ganzes im Lederhandel eingestrichenes Geld verspielt, noch draußen dem auf dem Markte Wacht haltenden Reuter einige Münzen hingelanget, und auch des Handschuhmachers und andern Kindern ganzer Zwölfschillingstücke zugeworfen hat.

Daß er ein arger Schelm gewesen, steht gleichwohl nicht zu leugnen. Den Goldschmied Hansen und seinen Bruder, den Buchbinder, welchen letzteren er schon früher einmal aus dem Fenster geworfen hat, weiß er eines Abends zu bereden, daß sie ihn aus der Bierstube, wo er, wie gewöhnlich, Lärmen gehabt, nach seiner Fronerei begleiten. Hier werden sie von ihm forcieret, Tee, Wein, Branntwein und allerlei starke Getränke zu trinken; die ganze Nacht will er sie nicht wieder fortlassen und treibt allerlei Spöttereien mit ihnen. Dem Buchbinder nimmt er die „Tüffeln[1]“ weg und droht, sie seinem Knecht zu geben, wo sie dann nimmer wiederkommen würden; und während solcher Scherze muß der ehrsame Handwerksmeister in den Stiefeln des Scharfrichters sitzen, die dieser mitleidig ihm geliehen hat. Ja, zu ihrer mehreren Be-

[1] Pantoffeln.

schimpfung sucht der treulose Gastgeber am andern Tage zu verbreiten, daß er die beiden in seinen Gefangenkeller geworfen gehabt. Dessen allen beklagen sich die würdigen Bürger auf das bitterste.

5 Es scheint übrigens durchaus in der Natur dieses lebhaften Halbmeisters[1] gelegen zu haben, seine Gelage mit dergleichen kleinen Schnörkeln zu verzieren; er ist stets bereit, etwas zum besten zu geben, aber seinen Spaß, freilich, will er davon haben. Bei einem Glasermeister, 10 wo er mit andern zusammentrifft, läßt er erst Bier, dann vier Flaschen Franzwein holen; als aber die liebe Gottesgabe ausgetrunken ist, streicht er den berauschten Gästen das Gesicht mit Schwärze an; die junge, ebenfalls schwarz angestrichene Tochter der Grete Rohrmannsch hat er, wie 15 es in den Akten heißt, „so vollgesoffen, daß sie wie todt dagelegen und ihr die Flammen als ein Rauch aus dem Halse geschlagen“; die Mutter derselben, welche sie abzuholen kommt, erhält sofort denselben Anstrich. Wir erfahren dies alles aus dem Zeugnis der Grete Rohr- 20 mannsch selber; ob sie beim Trinken mitgehalten, darüber läßt sie nichts verlauten. Aber der demnächst vernommene Glasermeister hat uns verraten, auch sie habe zwei Flaschen Sekt* geholt und sei derart in Lust gewesen, daß sie ein Nest mit Eiern von dem Bette gerissen und dabei 25 gekakelt habe wie eine Henne.

Man sieht, die Scheu vor der Berührung mit dem Scharfrichter ist nicht mehr allzu groß; ob aber die wohlehrsamen Zunftmeister ihren lustigen Freund, als ihn selber der grimme Tod bezwungen, ebenso geduldig zu 30 Grabe getragen, als sie sich bei seinen Lebzeiten von ihm haben aus dem Fenster werfen und unter den Tisch trinken lassen, davon ist leider keine Kunde auf uns gekommen. Gewiß ist nur, daß bald nach obigen Vorgängen, im Jahre 1746, noch eine königl. Verordnung

35 * Wahrscheinlich eine Sorte Bier.

[1] Der Henker, der als unehrlicher Mann nur die Hälfte der Rechte anderer Meister genießt.

erging, daß ein Scharfrichter und die Seinigen öffentlich nach dem in Ansehung anderer Eingesessenen eingeführten Gebrauche zu beerdigen; der Abdecker aber womöglich durch andere Abdecker, oder, wenn diese nicht zu erlangen, durch Taglöhner oder geringe Arbeitsleute, welche dazu von dem Scharfrichter oder ex aerario publico[1] zu dingen, auch, sofern sie in Güte sich dazu nicht verstehen wollen, durch Straf- und Zwangsmittel anzuhalten, an einem etwas abgesonderten Orte auf dem Kirchhofe bei später Abends- oder früher Morgenszeit zu begraben.

Dies scheint die letzte urkundliche Spur jenes so lange und mit so großer Zähigkeit durchgeführten passiven Widerstandes zu sein. Freilich die Scheu vor dem Freimann war damit noch nicht besiegt; das hat vor etwa vierzig Jahren noch der letzte Scharfrichter in unserer Nachbarstadt Schleswig erfahren müssen. Er war, wie mir ein dortiges Stadtkind erzählte, in seiner Würde herabgekommen, so daß er sich sogar mit dem sonst dem Schinder überlassenen Hunde-Werfen beschäftigte; aber sein Frongeld pflegte er jährlich, von Haus zu Haus gehend, einzukassieren. Dann, sowie er sich näherte, wurde die Haustür weit geöffnet, die Stubentüren jedoch hinter den Bewohnern sorgsam geschlossen. Ohne eines Menschen ansichtig zu werden, trat der Fron in die leere Außendiele; er strich das ihm auf einen Tisch oder auf der Fensterbank bereit gelegte Geld ein, trank auch wohl den dabei gestellten Schnaps, und ging dann fort, um ganz dasselbe im Nachbarhause zu erfahren.

In meiner Vaterstadt den letzten Scharfrichter überhaupt und aus dem Geschlechte derer Müller anlangend, einen großen, breitschultrigen Mann, den ich in meiner Knabenzeit noch oft gesehen habe, so schien er mir als völlig verkehrsberechtigt angenommen, wenn er auch, solange die alte Kirche stand, zum Gottesdienste in seinen abseits gelegenen „Scharfrichterstuhl" gehen mußte. Er hatte übrigens nichts von dem unruhigen Temperamente

[1] Mit öffentlichen Geldern.

seines großen Vorfahren und hat, soviel ich weiß, niemandem Beschwerde verursacht, als etwa einem Delinquenten, dem er, wie man sagte, nicht völlig glücklich das Haupt vom Rumpfe getrennt hatte. Sein Sohn und
5 Erbe gelangte nicht zur Nachfolge; nicht sowohl, weil er zum Beweise seiner Kunstfähigkeit sich nur auf die Beibringung eines Attestes über die Kaltblütigkeit seines Gemütes zu berufen vermochte, sondern weil der Anbruch einer lichteren Zeit, wenn sie auch bis heute die dunkle
10 Gestalt des Scharfrichters nicht ganz verdrängen konnte, das Amt desselben doch für unsere kleine Stadt zu einer bloßen Sinekure gemacht hatte. — So kam es, daß der letzte des Geschlechtes, um doch der angestammten Beschäftigung mit den Köpfen seiner Nebenmenschen nicht
15 völlig zu entraten, unter die Barbiere gegangen ist. Da er seit lange die Stadt verlassen hat, so vermag ich nicht zu melden, ob er in dieser Abschwächung des väterlichen Berufes die zu hoffende Befriedigung gefunden hat. Übrigens scheint den wohledlen Herren unseres Rates
20 durch diesen letzten Sprossen noch einmal eine der ihnen so oft aus diesem Geschlecht gekommenen Beunruhigungen erstehen zu wollen; denn, wie verlautet, will derselbe die vor drittehalbhundert Jahren von seinem Urahn für den Antritt des Dienstes gezahlten vierhundert Kronen
25 nunmehr im Wege Rechtens für sich zurückfordern.

Die alte Fronerei mit ihrem turmartigen Eckbau und der überkopf eingehängten Luke als Wahrzeichen, lag in der Stadt an dem sogenannten Kuhsteige, welcher geraden Weges zu der Stelle führt, wo um 1572 bei weiland
30 Bürgermeister Luthens Fischteich ein Hochfürstlicher Hofverwalter wegen begangener Untreue zu oberst in einem gedoppelten Galgen in seinem Fuchspelze aufgehangen wurde. Sie hat noch bis vor einigen Jahrzehnten in unveränderter Gestalt bestanden, und auch den Ge-
35 fangenkeller, worin einst der scherzliebende Meister nach seiner Angabe seine beiden Freunde eingesperrt gehalten, habe ich noch in seinem Urzustande betreten. Meine Phantasie aber sah hier eine andere Gestalt, die besser zu den

doppelten Eisengittern und den feuchten, dunkeln Mauern paßte. Hier hatte zu Anfang des Jahrhunderts der furchtbare Hinrich Schlachter, eine der Schreckgestalten meiner Kindheit, nach Empfang des Todesurteils seine letzten Tage vollbracht. Eine alte, angesehene Dame, seine Wohltäterin, hatte er mit vielen Messerstichen nachts in ihrem Hause ermordet; und sie war nur die erste gewesen; eine ganze Reihe reicher Matronen, darunter meine eigene Urgroßmutter, sollte er auf seiner Liste gehabt haben. Wie oft hat meine Großmutter mir das erzählen müssen! „Hinrich, Hinrich, lat he mi doch leven, wat hev ick em doch dan!“ Diese letzten Worte des mit seinem Mörder ringenden Schlachtopfers, welche von der entfliehenden Dienstmagd noch vernommen wurden, wie gellten sie in meine Kinderohren! Und weiter dann: am Tage nach dem Morde, während das Entsetzen bleischwer über der kleinen Stadt liegt, tritt ein Nachbar in das Schlachthaus des Mörders, der eben eine Kuh zu Boden gestochen hat, und erzählt mit Schauder und Wehklage dem scheinbar von nichts Wissenden dessen eigene Tat. Der aber, sein blutiges Messer aus den Zähnen nehmend, hohnlacht und meint: „En ole Wif oder 'n ol' Ko!“ und was darum so viel Aufhebens zu machen sei!

Freilich sein Hohn half ihm nicht; das Todesurteil wurde über ihn gesprochen; aber auch er wurde, ähnlich der Hexe von 1687 und einer früheren um 1608, am Morgen der Hinrichtung tot im Gefängnisse gefunden. Ob ihm, wofür sich das öffentliche Gerücht derzeit erklärte, von seiner bürgerlich wohlreputierten Sippschaft ein Gnadenmittel zugesteckt worden, oder ob, was in Rücksicht der anderen Fälle annehmbar erscheint, hier eine andere traditionelle Aushülfe obgewaltet, darüber ist nichts mehr zu entscheiden. Jedenfalls stand auch damals noch die hochnotpeinliche Halsgerichtsbarkeit mit dem Tode auf zu vertrautem Fuß, um dadurch ihre Prozedur als beschlossen anzusehen. Mit dem bestimmten Glockenschlage — so wird erzählt — unter Zuströmen des Volkes wurde der Leichnam des Mörders mit Ketten auf den Schinder-

karren befestigt, vor das Rathaus gefahren, und demselben das Urteil, wie Rechtens, nochmals dahin publiziert, daß er von unten auf gerädert und sodann sein toter Körper auf das Rad geflochten werden solle. Hierauf
5 ging es hinaus zur Richtstatt, wo jedoch nur der letzte Teil des Spruches an ihm vollzogen wurde.

Das war die letzte große Exekution des Husumer Scharfrichters. — Jetzt ist die alte Fronerei zu zwei bürgerlichen Häusern umgebaut; in dem einen hat sich ein
10 Bäcker eingerichtet, der in der ganzen Stadt die lachendsten Kringel backt; in dem früher so düsteren Gefangenkeller hat ein Töpfer seine Niederlage von traulich blinkendem, grün und rot glasiertem Küchengeschirr; und auf der einst so unehrlichen Stelle scheinen die ehrlichen Ge-
15 werbe fröhlich zu gedeihen. Hoffentlich werden auch die wenigen noch übrigen Fronfesten des Deutschen Reiches in nicht zu ferner Zeit einen ebenso tröstlichen Umbau feiern, wenn auch die Strafgesetzgebung des Norddeutschen Bundes ihre sinkenden Fundamente noch einmal zu
20 unterbauen versucht hat; und, die nach uns kommen, werden dann auch bei diesen Mauern stehenbleiben und sich das für sie Unbegreifliche zu beantworten suchen, wie jemals einem Menschen das Abschlachten eines anderen von Staats wegen als eine amtlich zu erfüllende Pflicht
25 hat zugemutet werden können; denn nicht auf seiten des Delinquenten, sondern auf seiten des Henkers liegt für unsere Zeit die sittliche Unmöglichkeit der Todesstrafe. Als ein sicheres Zeichen aber für das endliche Verschwinden derselben dürfen wir wohl den an sich unheimlichen
30 Umstand begrüßen, daß, während im übrigen das Gerichtsverfahren in die Öffentlichkeit hinausdrängt, dieser furchtbare Akt, der wie nichts anderes des freien Himmels und des zustimmenden Zeugnisses der Nation bedarf, neuerdings im Gegenteil der Öffentlichkeit entzogen
35 und als ein Schauderstück für wenige Eingeweihte in die beklemmende Enge der Gerichtshöfe hineingeflüchtet ist.

* * *

Da es sich in diesen kulturhistorischen Kapiteln um Autoren meiner Vaterstadt gehandelt hat, so möge gestattet sein, aus dem „Ad lectorem[1]“ der nach dem Brande des hiesigen Kirchturmes 1669 von dem Pastor Holmer[2] gehaltenen und demnächst nebst „Christlichem Bericht“ über die betreffenden Vorgänge in Druck gegebenen „Feuer-Predigt“ eine ebenso anmutige als charakteristische Anekdote mitzuteilen.

Anno 1552 wurde als zweiter Prediger seit Durchführung der Kirchenreformation in unserer Stadt erwählet Petrus Bokelmann, welcher wegen seiner qualiteten bey der Hohen Herrschaft in sonderlichen ansehend gewesen. Es hat sich zugetragen, als J. Fürstl. Gn. Hertzog Adolph den Hispaniern unter den Duc de Alba in Niederland gedienet und allhie zu Schiffe wieder angelanget, hat gemelter H. Pastor die Danksagung gethan mit folgenden Worten: „Wir danken billig dem Allerhöchsten Gott, der unseren gnädigen Landes-Fürsten mit guter Gesundheit wieder anhero verholffen: aber wem hat er gedienet? — Dem Teuffel und seiner Mutter!“

Der leutseliger Hertzog, der zugegen war und solches anhörete, lässet ihn nach gehaltener Predigt zur Tafel nöthigen, und unter der Mahlzeit spricht er zu ihm: „Vater, es gab stark Bier in der Kirchen.“ Der Pastor antwortete: „Gnädiger Fürst und Herr, ich kann nicht anders, als nach Gottes Wort und meinem Gewissen reden“; darauf der Hertzog gesaget: „Nun, nun; bleibet auch dabey!“ Von diesem leutseligen Fürsten ist noch biß auff den heutigen Tag das Sprichwort bei uns geblieben: „Es ist jetzt nicht mehr als wie zu Hertzog Adolphs Zeiten.“

Peter Bokelmann war übrigens aus der „fürnehmen Stadt Braunschweig“ gebürtig; als Student zu Wittenberg hatte er bei Luther im Kollegium gesessen; der Name seiner Mutter, Gesa Leßin, könnte vielleicht auf eine Beziehung auch zu unserem anderen großen Reformator deuten[3].

---

[1] An den Leser. — [2] Holmer, geboren 1619 in Schleswig, war seit 1653 Hauptpastor in Husum. — [3] Der andere große Reformator ist Hermann Tast.

In der Kapelle unseres St.-Jürgens-Stiftes, wohin beim Abbruch der Stadtkirche ein Teil der alten Bilder gerettet wurde, schaut noch aus dunklem Grunde über dem kleinen Ringkragen der runde, energische Kopf des
5 alten Herrn in die neue Zeit hinein. Das Haar ist verbleicht und der Scheitel kahl; denn wie es bei Krafft heißt: „Als es mit ihm zum hohen Alter gekommen und von ihm verlangt ward, daß er, gleich Herman Tasten, sich möge abschildern lassen, so thät er solches 1572.“ Aber über
10 der gebogenen Nase blicken die braunen Augen so fest und kampfbereit, als müsse der in dem weißen, krausen Vollbart fast versteckte Mund sich öffnen, um auch heuer, wo es not täte, noch einmal mit einem derben Wort dareinzufahren.
15 Neben seinem Bildnis hatte er die nach seinem Tode durch eine andere Inschrift verdrängten Worte setzen lassen:

Ista Petri Bokelmanni Pastoris imago est.
Hunc precor ad formam, Christe, refinge tuam[1].

[1] Dies ist das Bild des Pastors Petrus Bokelmann. Ich bitte dich, Christus, schaffe ihn neu nach deinem Vorbild.



Meine
Erinnerungen an Eduard Mörike

(1876)



Einleitung des Herausgebers.

Am 4. Juni 1875 war Schwabens größter Liederdichter gestorben; ein Jahr später machte sich Storm daran, den Aufsatz „Meine Erinnerungen an Eduard Mörike“ an Hand von Aufzeichnungen, die er sich 1855 nach seinem Besuche gemacht hatte,
5 niederzuschreiben. Er tat das zum Teil aus Vorliebe für die Schilderung eigener Lebensschicksale, zum Teil, um für den damals immer noch nicht genug gewürdigten älteren Freund erneut einzutreten. Es war nicht das erstemal, daß Storm zugunsten Mörikes das Wort ergriff. Nicht nur in Husum machte er den
10 Versuch, die Leserwelt für seine Werke zu gewinnen. In Potsdam las er in einer literarischen Gesellschaft die Idylle „Der alte Turmhahn“ vor und bewirkte dadurch eine lebhafte Nachfrage nach den Werken des großen Liederdichters. In Freundeskreisen trat er wiederholt für den Schwaben ein und gewann
15 ihm immer neue Leser. In Storms zwei Blütenlesen deutscher Liederdichtung sind Mörikes Gedichte reichlich vertreten, und der einen, dem „Hausbuch deutscher Lyrik seit Claudius“, fügte der Dichter die Anmerkung bei: „Es kann noch immer nicht stark genug betont werden, daß Mörikes Gedichte in keiner Bibliothek fehlen
20 dürften, in der unsere poetische Literatur, wenn auch nur andeutungsweise, vertreten ist.“ Die hohe Einschätzung des Dichters Mörike, die erst heute allgemein geworden ist, hat Storm einmal sogar dazu verführt, den Schwaben als Liederdichter über Goethe zu stellen. Denn Mörike besitze neben der Tiefe des Ge-
25 dankens auch die des Ausdrucks, die Goethe nicht immer erreicht habe. Storm erkannte aber mit bewunderungswürdigem Scharfsinn die Hindernisse, die der Verbreitung von Mörikes Werken in größeren Kreisen entgegenstehen. Fast noch klarer als Friedrich Theodor Vischer in seiner berühmten Grabrede ent-

wickelt er die Gründe, die Mörikes Werk auch für die Zukunft der großen Lesewelt verschließen werden. Storms Eintreten für den Schwaben geht nun nicht ausschließlich auf seine hohe Schätzung des Dichters zurück; der große Norddeutsche hat ebenso zeit seines Lebens gern bekannt, welche Bedeutung Mörike für sein eigenes 5 Schaffen besaß. Er ganz besonders gehöre zu den Dichtern, „die auf die Ausbildung meines kleinen Talentes von Einfluß gewesen sind", gesteht er in den fünfziger Jahren seinem schwäbischen Freunde. Wie sich dieser Einfluß entwickelt hat, darüber berichtet am besten Storms Gedenkblatt selbst. Das gleiche gilt von den 10 persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Dichtern. Wie erquickend ihm, in der bedrückten Potsdamer Zeit, der Besuch in Stuttgart gewesen ist, das hat Storm in Briefen an Mörike, Brinkmann und Tycho Mommsen berichtet. Ein zweites Mal haben sich die beiden Freunde nicht gesehen. Der Einladung 15 Storms, nach Heiligenstadt oder Husum zu kommen, ist der seßhafte Schwabe ebensowenig gefolgt wie später der schwerfällige Keller. Auch der Briefwechsel kam wegen Mörikes Schweigsamkeit nicht recht in Gang. Mehrere Sendungen Storms, begleitet von neuerschienenen eigenen Werken, blieben unerwidert, selbst 20 als Storm dem Freunde seine Erzählung „Auf der Universität" widmete und zuschickte, antwortete Mörike lange Zeit nicht, und schließlich blieben die Briefe ganz aus. Nach Mörikes Tode nahm Storm die brieflichen Beziehungen zu der Witwe wieder auf und sandte Jahr für Jahr ein Schreiben an die verlassene Frau. Trotz 25 des geringen Umfanges bildet aber das schmale Bändchen, das Jacob Bächtold 1891 herausgab, ein Kleinod der Briefliteratur, vor allem wegen einiger sehr schöner und ausführlicher Briefe Storms. Mit dem Wunsche nach einer Sammlung Mörikescher Briefe, den Storm später wegließ, endigte der schöne Aufsatz 30 bei seinem ersten Erscheinen im Januarheft 1877 von „Westermanns illustrirten deutschen Monatsheften".

Auf der alten Gelehrtenschule meiner Vaterstadt wußten wir wenig von deutscher Poesie, außer etwa den Brocken, welche uns durch die Hildburghausensche „Miniaturbibliothek der deutschen Klassiker“ zugeführt wurden, deren Dichter aber fast sämtlich der Zopf- und Puderzeit angehörten. Zwar lasen wir auch unseren Schiller, dessen Dramen in der Stille eines Heubodens oder Dachwinkels von mir verschlungen wurden, und selbst ein altes Exemplar von Goethes Gedichten kursierte einmal unter uns; daß es aber *lebende* deutsche Dichter gebe, und gar solche, welche noch ganz anders auf mich wirken würden als selbst Bürger und Hölty, davon hatte mein siebzehnjähriges Primanerherz keine Ahnung.

Erst auf dem Lübecker Gymnasium, das ich vor dem Abgang zur Universität noch eine Zeitlang besuchte, las ich Goethes Faust und Heines Buch der Lieder, und mir war dabei, als seien durch diese beiden Zauberbücher doch erst die Pforten der deutschen Dichtung vor mir aufgesprungen. Von den neueren schwäbischen Dichtern kam nur Uhland in meine Hände; aber trotz der schönen, frühlingsklaren Lyrik blieb dessen dichterische Persönlichkeit mir ferner, vielleicht weil in der Sammlung der Gedichte die Balladenpoesie einen so breiten Raum einnimmt, die man damals ganz in den Vordergrund geschoben hatte, zu der, mit wenigen Ausnahmen, ich aber niemals ein Verhältnis finden konnte.

Die Gedichte Eduard Mörikes, des letzten Lyrikers von zugleich ursprünglicher und durchstehender[1] Bedeutung, der während meines Lebens in die deutsche Literatur eingetreten ist, lernte ich erst mehrere Jahre nach ihrem ersten

[1] Allgemeiner.

Erscheinen (1838) während meiner letzten Studentenzeit in Kiel kennen. Wir waren dort derzeit eine kleine, übermütige und zersetzungslustige Schar beisammen, die geneigt war, möglichst wenig gelten zu lassen; aber vor diesem Buche machten wir unwillkürlich Halt. Da war Tiefe 5 und Grazie, deutsche Innigkeit verschmolzen oft mit antiker Plastik, der rhythmisch bewegte Zug des Liedes und doch ein klar umrissenes Bild darin; die idyllischen, vom anmutigsten Humor getragenen Stücke der Sammlung von farbigster Gegenständlichkeit und doch vom Erdboden 10 losgelöst und in die reine Luft der Poesie hinaufgehoben. „Mich kann nichts so gefangennehmen als solche Ergüsse, die uns jählings umwogen und aus jedem Fleck der Erde eine Insel machen, von der man ungern wieder scheidet", schreibt kurz vor dem Erscheinen der Gedichte Mörikes 15 vertrautester Jugendfreund Ludwig Bauer in seinen unten zu erwähnenden Briefen; und wir waren in ähnlicher Weise von diesen Dichtungen getroffen. In dem später (Kiel, 1843) von uns herausgegebenen jugendlichen „Liederbuche dreier Freunde" findet sich aus jener Zeit 20 unter der Überschrift „Eduard Mörike" ein Sonett von Th. Mommsen:

Vorüber fluten stolz des Elbstroms Wellen,
Die Schiffe tragend mit dem goldnen Horte —
Der Reichtum wohnt hier wohl am weiten Porte, 25
Allein der Friede weilet bei den Quellen.

So will der Strom der Dichtung auch sich schwellen
Und weiter strebt er von der stillen Pforte,
Wo Blumen wuchsen am verborgnen Orte
Und wo am Waldsaum gaukelten Libellen. 30

Ach! Wir sind oft anmutig, oft erhaben,
Allein Gervinus[1] stellt uns zu der Prose,
Und recht behält er, sind wir erst begraben.

Da fand ich in dem eignen Bett von Moose
Erblühend im geheimsten Tal von Schwaben 35
Des reichen Liedersommers letzte Rose.

---

[1] Georg Gottfried Gervinus, der bedeutende Geschichtschreiber und Politiker, urteilte sehr streng über die damalige deutsche Dichtung.

Man sah durch diese Gedichte wie durch Zaubergläser in das Leben des Dichters selbst hinein, das zwar auf einen kleinen Erdenfleck beschränkt, aber dafür mit diesem auch desto inniger vertraut und überdies mit einem phantastischen Märchenduft umgeben war, der bei aller anmutigen Fremdheit dennoch dem Boden der Heimat zu entsteigen schien, und aus dem die bald zarten, bald grotesken Gestalten,

— — — Die sel'gen Feen,
Die im Sternensaal
Beim Sphärenklang und fleißig mit Gesang
Die goldnen Spindeln hin und wieder drehn[1],

wie der gespenstische Feuerreiter mit seiner roten Mütze[2] bis zur sinnlichen Deutlichkeit hervortreten. Diese Poesie erregte, wie von E. Kuh in seinem schönen „Gedenkblatt" treffend bemerkt ist, ganz von selber den Wunsch, die besonnten Rebhügel, die heimlichen Waldplätze oder stillen Dorfseiten aufzusuchen, denen sie entstammt ist; noch lieber, in des Dichters Pfarrgarten einzutreten und bei ihm selber anzusprechen. Aber freilich dazu fehlte mir derzeit auch das bescheidenste Legitimationspapier.

Nach den Gedichten lasen wir auch die Novelle „Maler Nolten", und trotz der mystischen Zwiespaltigkeit der Dichtung und des Mangels befriedigender Lösung der darin angeregten Konflikte, welches beides auch einem jugendlichen Leser nicht leicht entgehen kann, waren wir doch darüber einig, daß der Dichter, wie sein Freund Bauer gleich nach dem Erscheinen des Buches schreibt, „seinen Nolten aus dem dämmernden Brunnenstübchen hervorgeholt habe, wo Kunst und Natur als nachbarliche Quellen rauschen"; ja daß in einzelnen Partieen vielleicht das Höchste geleistet sei, was überall der Kunst erreichbar ist. Noch entsinne ich mich, wie ich eines Tages beim Eintritt in mein Zimmer einen unserer Genossen, einen eifrigen Juristen, mit feuchten Augen vor meinem Klavier auf einem Stuhle hängend fand; in der einen Hand hatte er

[1] Aus der dritten Strophe des Gedichtes „Gesang zu zweien in der Nacht". — [2] Mörikes Ballade „Der Feuerreiter".

das Heft der von Mörike selbst geschätzten Kompositionen von Hetsch[1], welche damals dem Buche beigegeben waren, mit der anderen suchte er unter Heraufbeschwörung seiner vergessenen Notenkenntnis auf den Tasten sich Agnesens Lied zusammen: 5

Rosenzeit, wie schnell vorbei
Bist du doch gegangen!

Leider verfiel ich, da ich nach abgelegtem Staatsexamen in meiner Vaterstadt seßhaft geworden war, in den seltsamen Irrtum, meine Begeisterung auch bei allen 10 anderen Menschen vorauszusetzen, derart, daß ich den „Nolten" der Lesegesellschaft unserer „Harmonie" höchst dringend anempfahl. Das Buch wurde auch angeschafft; aber — ich konnte mich bald kaum noch irgendwo sehen lassen, ohne ein mitleidiges Kopfschütteln der rüstigen Ge- 15 schäftsleute dafür einzukassieren. Ich hatte mich von vornherein um allen Kredit gebracht. — Setzte es doch sogar einen Schriftsteller, wie A. v. Sternberg[2], mit dem ich in den fünfziger Jahren zusammentraf, in Erstaunen, daß ich Mörike überhaupt eine Bedeutung einräumen wollte. 20 Er hatte zur Zeit, da dieser an seinem Nolten arbeitete, ihn persönlich kennengelernt, wußte von ihm aber nur mit herablassendem Lächeln zu erzählen, wie Mörike ihn eines Tages gefragt habe, ob er wohl auch eine Gräfin könne Staub wischen lassen, worauf er ihn dann beschie- 25 den, ja wenn es grad' nicht nötig sei, da könne auch wohl einmal eine Gräfin zum Staubtuch greifen. — Die Stelle findet sich übrigens Bd. I, S. 225 im Nolten und wird von Vischer in seinen „Kritischen Gängen" gegen einen Rezensenten verteidigt, da der Vorgang als ein unge- 30 wöhnlicher psychologisch motiviert sei.

Und hier stehen wir vor der Frage: Woher kommt es, daß Mörike selbst in betreff der Gedichte noch heute ein so kleines Publikum hat? — Der gänzliche Mangel der

[1] Louis Hetsch (1806—72), Musikdirektor in Heidelberg und Mannheim, vertonte vor allem religiöse Lieder. Er war Mörikes Freund vom Tübinger Stift her. — [2] Der einst vielgelesene Verfasser der Novelle „Die Zerrissenen". Storm lernte ihn in Berlin kennen.

flüssigen Phrase und jener aus der Alltäglichkeit der Anschauungen hervorgehenden bequemen Verständlichkeit schließt allerdings bei unserem Dichter den größten Teil der Jugend, insbesondere der jugendlichen Frauenwelt, 5 von vornherein aus, abgesehen davon, daß die Stoffe vielfach jenseits des gewöhnlichen Gesichtskreises dieses Alters und Geschlechtes liegen. Aber auch reifere Frauen oder Männer, denen man sonst wohl etwas zumuten kann, wissen oft sich nicht hineinzufinden.

10 Ich möchte Nachstehendes hervorheben. Einmal hat das Phantastische, das bei Mörike überall hindurch spielt, gegenwärtig überhaupt wenige Liebhaber; hier aber hat es noch dazu in mehreren Gedichten — so in der, allerdings köstlichen, 16 Seiten einnehmenden Erzählung vom 15 „sicheren Mann“ — eine mythische Welt zur Voraussetzung, die nur dem Dichter selbst und seinem engeren Kreise bekannt war. Als Tübinger Studenten auf einsamen Spaziergängen oder in einem fremden Gartenhause auf dem Österberge, wo sie sich heimlicher- und nächt-20 licherweise einnisteten, erschufen Mörike und Bauer diese Welt, die irgendwo im stillen Ozean liegende Insel Orplid mit der Hauptstadt gleichen Namens und ihrer Schutzgöttin Weyla, deren auf und über der Erde spielende Geschichte bis ins einzelne von ihnen ausgebaut wurde. 25 Bauer schrieb später auf Grund dieser Empfindungen seine Dramen „Der heimliche Maluff“ und „Orplids letzte Tage“; Mörike die in den Nolten aufgenommene Szene „Der letzte König von Orplid“. Die in letzterer enthaltenen und dieser Mythenwelt entsprungenen kleineren 30 Gedichte: „Gesang Weylas“, „Gesang zu zweien in der Nacht“, „Elfenlied“, „Die Geister am Mummelsee“, sind dann auch, und freilich mit vollem Rechte, in die Sammlung der Gedichte übergegangen, aber sie beruhen sämtlich auf unbekannten oder ungewohnten Voraussetzungen. 35 Weniger noch als mit diesen und dem „sicheren Mann“ werden manche Leser mit dem gleichfalls dem Nolten entnommenen Zyklus „Peregrina“ anzustellen wissen; die reizende Gestalt des Wundermädchens ist wie ein Irr-

licht, von dem wir nicht wissen, ob wir es wirklich sehen oder ob es nur ein Bild der eigenen Phantasie vor unseren Augen spielt[1].

Es kommt noch ein anderes hinzu. Insbesondere die Idyllen, die einen großen und köstlichen Teil der Sammlung ausmachen, haben in ihrer Vortragsweise, in Ausdruck und Redewendung etwas, das der antiken Dichtung abgelauscht und das, so fein und anmutig es sich der heimischen Weise einfügt, denen, die keine klassische Schulbildung hinter sich haben, nicht sofort geläufig sein mag. Wie es bei der Persönlichkeit dieses Dichters nicht anders sein konnte, die Welt seiner Studien verschmilzt sich mit seiner eigenen; der Verfasser schnupft zwar nicht, aber unleugbar ist es, daß er Lateinisch und vortrefflich Griechisch kann; und das von ihm verspottete „Schulschmäcklein[2]“ kommt hie und da, wenn auch in stets graziöser oder bewußt humoristischer Weise, in seinen eigenen Gedichten zur Erscheinung.

Das alles sollte freilich die ernsteren Leser nicht veranlassen, das unvergleichliche Buch nach dem ersten Einblick ungelesen zur Seite zu legen; gleichwohl vermag ich nach eigener Erfahrung, trotz meiner vielfachen Bemühungen dafür, eine Vergrößerung der Mörike-Gemeinde nicht zu verzeichnen. Scheint doch auch, nach dem eingeklebten Titelblatt, die letzte, sechste Auflage der Gedichte nur eine maskierte fünfte zu sein[3].

Nachdem von Mörike bereits 1846 die „Idylle vom Bodensee“ und 1848 die zweite Auflage der „Gedichte“ erschienen war, ließ auch ich ein wenig bemerktes Buch „Sommergeschichten und Lieder“ in die Welt gehen,

---

[1] Peregrina ist die seltsame Fremde, Maria Meyer aus der Schweiz, zu der der Dichter während seiner Tübinger Studentenzeit in heißer Leidenschaft entflammte, bis er die scheinbar Treulose von sich stieß. — [2] Mörikes Gedicht „Schul-Schmäcklein“ lautet:

Ei ja, es ist ein vortrefflicher Mann!
Wir lassen ihn billig ungerupft;
Aber seinen Versen merkt man an,
Daß der Verfasser Lateinisch kann
Und schnupft.

— [3] Schon die fünfte Auflage von 1873 war eine Titelauflage.

worin eine Auswahl meiner Gedichte und meine ersten
Prosadichtungen zusammengestellt waren. Mit diesem
in der Hand wagte ich es, bei Mörike, wenigstens aus der
Ferne, anzuklopfen; im November 1850 schickte ich es ihm
5 und schrieb ihm dabei von seinen norddeutschen Freunden
und meiner dauernden Liebe zu seiner Dichtung, den
Ausspruch eines heiteren Genossen nicht verschweigend:

Die echten Lieder halten aus in Sommern und in Wintern;
Sie haben aber Kopf und Fuß, dazu auch einen H—.

10 Es vergingen ein paar Jahre, ohne daß ich über die
Aufnahme meiner Sendung etwas erfahren hätte. —
Dann im Mai 1853 erhielt ich aus Stuttgart das eben
erschienene „Hutzelmännlein", das die Perle der von dem
Dichter erfundenen Sage von der schönen Lau enthält[1],
15 zugleich mit dem herzlichsten Schreiben, das mir diesen
Frühlingstag zu einem der schönsten meines Lebens
machte. Was mir später von Österreich[2] aus entgegen-
gekommen ist, schrieb mir schon derzeit Mörike: „Höchst
angenehm frappiert hat mich die Ähnlichkeit Ihres Nor-
20 dens mit unserer süddeutschen Gefühls- und Anschauungs-
weise"; und näher dann auf den Inhalt meines Büchleins
eingehend: „Ihre Neigung zum Stilleben tut gegenüber
dem verwürzten Wesen der Modeliteratur außerordent-
lich wohl. Der alte Gartensaal, der Marthe Stube und
25 so fort sind mir wie altvertraute Orte, nach denen man
sich manche Stunde sehnen kann." — — — „Das (Ge-
dicht) von den Katzen wußte ich bald auswendig und habe
manchen schon damit ergötzt. Von wem ist das? frug
ich unlängst einen Freund. Nu, sagte er lächelnd, als
30 wenn es sich von selbst verstünde — von dir! Die Zu-
versichtlichkeit des schmeichelhaften Urteils hat mich natür-
lich nicht wenig gaudiert." — Mörike wird sich bei dieser
freundlichen Äußerung freilich wohl bewußt gewesen sein,
daß dies Gedicht, wenn es auch nicht von ihm herrührt,
35 schwerlich so entstanden sein würde, wenn der Verfasser

[1] Storm glaubte zuerst, Mörike habe eine Volkssage benutzt. — [2] Storm denkt wohl an die Beziehungen zu Emil Kuh.

nicht fleißig bei ihm in die Schule gegangen wäre. Schließlich wünschte er eine Andeutung meiner äußerlichen Existenz; das eine wolle mich zum Arzt, das andere zum Prediger machen.

Ich ließ mich selbstverständlich nicht vergebens bitten. 5

Später, in den Jahren, die ich während der Dänenherrschaft in dem großen Militärkasino Potsdam verlebte, sandte ich ihm das aus unserem Berliner Kreise hervorgegangene belletristische Jahrbuch „Argo". Ich sammelte damals für ein Album zum Geburtstage meiner Frau 10 Erinnerungsblätter aus der Heimat und handschriftliche Gedichte von mir bekannten Verfassern. Kugler hatte mir sein „An der Saale hellem Strande" schreiben müssen; von Eichendorff, mit dem ich in des letzteren gastfreiem Hause — „am ewigen Herd" — im Freundes- und 15 Frauenkranze einen heiteren Tag verlebt hatte, erhielt ich das „Möcht' wissen, was sie schlagen, so tief in der Nacht"; nun bat ich auch Mörike um sein „Früh, wann die Hähne krähn".

Und rechtzeitig im April 1854 langte zur Antwort eine 20 reiche Sendung bei mir an; dem ausführlichen Briefe war außer dem gewünschten Autograph und einem desgleichen von Kerner mit dem charakteristischen Datum „Weinsberg im unglücklichen April 1854" — er hatte damals eben sein „Rickele" verloren[1] — eine wertvolle Gabe beigeschlossen: 25 „Ludwig Bauers Schriften, nach seinem Tode in einer Auswahl herausgegeben von seinen Freunden." Das Buch ist ohne Angabe eines Verlegers 1847 zu Stuttgart erschienen. Mörikes Frau, Gretchen, geb. v. Speth, auf welche, wie der Dichter mir verraten und ich wohl weiter 30 ausplaudern darf, sich die in seiner Sammlung befindlichen Gedichte „Ach, muß der Gram", „O Vogel, es ist aus mit dir", „An Elise", „Wehet, wehet, liebe Morgenwinde" beziehen, hatte es mit einer Widmung an die „Freunde in Schleswig" begleitet. Er selbst schrieb dazu: 35 „Sie werden den herrlichen Menschen bald darin erkennen.

[1] Kerners Gattin starb April 1854 nach einundvierzigjähriger Ehe.

Was die vorangedruckten Briefe betrifft (an deren Auswahl ich natürlich keinen Anteil habe) — wenn Sie imstande wären, alles gehörig abzurechnen, was jugendliche Freundschaft nach der ihr eigenen Übertreibung Gutes an ihrem Gegenstande findet, so könnte es mir schon lieb sein, daß Ihnen ein Stück Leben von mir und meinem Kreis damit vorgelegt wird."

Und in der Tat sind diese Briefe allen zu empfehlen, denen daran liegt, den Jugendspuren unseres Dichters nachzugehen. Man sieht die beiden Freunde in die Sommernacht hinausschwärmen und sich auf einsamen Berghöhen und Waldplätzen zu künftigen Werken begeistern; von Mörike erfahren wir, daß er (1824) ein Trauerspiel vollendet, aber dann verbrannt habe, weil es nicht die ganze Höhe seiner Idee erreichte. Überall aber zeigt sich die beiden Freunden gemeinsame Neigung zum Phantastischen und Geheimnisvollen; noch als Pfarrer zu Ernsbach[1] macht Bauer den Vorschlag, sich für Tag und Nächte in dem verödeten Schloß zu Ingelfingen einzuquartieren, „in einem Zimmer, wo, wenn man allein ist, man sich zu Tode bängeln kann". Es ist, als ob die jungen Dichter aus der Einsamkeit in der Natur, aus der Stille der Nacht die Offenbarung der Poesie erwarteten; und die „Felsenglocke Orplids, von welcher nur die Gazellen geweckt werden, seitdem die Gassen der heiligen Stadt verödet sind", klingt überall hindurch. Hie und da in diesen Briefen wird uns, als läsen wir ein Gedicht von Mörike selbst.

Zwischen den Blättern dieses so willkommenen Buches fand sich überdies die Nummer einer württembergischen Kirchenzeitung mit dem ersten Abdruck des trefflichen „Turmhahns[2]", worüber Mörike mitteilte, daß er als Pfarrer zu Cleversulzbach[3] aus Anlaß einer Kirchenreparatur solch ein altes Inventarienstück zu sich genommen habe, während das Ganze unter Sehnsucht nach dem ländlich pfarrlichen Leben entstanden sei.

---

[1] Bauer war von 1825—31 Pfarrer in Ernsbach. Ingelfingen liegt an der Kocher im nördlichen Württemberg. — [2] Die Idylle „Der alte Turmhahn". — [3] Mörike war von 1834 bis 1843 dort Pfarrer.

Auch die Silhouetten des Dichters, seiner Frau und seiner Schwester Clara, der beständigen Genossin seines Lebens, waren beigefügt.

In seiner liebenswürdigen und bescheidenen Weise gab Mörike dem jüngeren Freunde über die Entstehung einzelner seiner größeren Dichtungen Auskunft; in betreff seines „Nolten" schrieb er: „Verschiedene Partieen im ersten Teil desselben sind mir selbst widerwärtig und fordern eine Umarbeitung. Was denken Sie deshalb für den Fall einer zweiten Auflage? Ich möchte Sie nicht gern zum zweitenmal als Korrektor unzufrieden machen."

* * *

Im August 1855 wurde mir die Freude, mit meinen Eltern eine Reise in den deutschen Süden zu machen. Das Endziel war Heidelberg, wo mein Vater einst als Student der Rechte zu des alten Thibaut[1] Füßen gesessen hatte, auch mit ihm befreundeten Söhnen eines Hainbundgenossen[2] mitunter von dem alten Johann Heinrich Voß in dem Rebgange seines Gartens war empfangen worden. Ich aber dachte noch ein paar Meilen weiter zu einem lebenden Dichter, nach Stuttgart, wo Mörike derzeit mit seiner jungen Frau und seiner Schwester sein bewegliches Wanderzelt aufgeschlagen hatte. Während nun mein Vater, nur von seinem spanischen Rohre begleitet, in Heidelberg die Stätten seiner Jugend aufsuchte, setzte ich mich auf die Eisenbahn und fuhr nach Stuttgart.

Mörike war nicht im Wartesaal, wie er mir geschrieben hatte. Meine Ankunft war mit einer Literaturstunde zusammengefallen, die er derzeit als Professor am Catharineum zu geben hatte[3]. Als die Menge sich verlaufen hatte, blieb ich mit einem schwarzen Herrn auf dem Per-

[1] Anton Friedrich Justus Thibaut (1772—1840), Vertreter der philosophischen Rechtsbetrachtung, lehrte seit 1806 in Heidelberg. — [2] Es waren die Söhne Christian Hieronymus Esmarchs. Dieser war Mitglied des Göttinger Hains, zu dem vor allem Voß, Hölty und die Brüder Grafen Stolberg gehörten. Voß lebte, von 1805 ab nur noch als Philologe tätig, in Heidelberg. — [3] Von 1851 bis 1866 war Mörike Lehrer des Deutschen am Katharinenstift, einer Mädchenschule.

von zurück, der nach dem mir bekannten lithographierten Bilde von Weiß jedenfalls nicht Mörike sein konnte, der aber bald auf mich suchend Umherblickenden zutrat und mir ein mit Bleistift geschriebenes Billett überreichte.
5 „Salve, Theodore!" schrieb Mörike, „Negotio publico distentus amicum, ut meo loco te excipiat, mitto carissimum[1]."

Dieser Freund war Wilhelm Hartlaub[2], dem die erste Auflage der Gedichte gewidmet ist und der jetzt von seiner
10 Dorfpfarre bei dem Dichter auf Besuch war. „Sie kommen zur glücklichen Stunde", sagte dieser, als wir durch die Straßen schritten; „der Eduard hat grade etwas fertig, was von überwältigender Schönheit ist." — Die Dichtung, welche er meinte, war die Novelle „Mozart
15 auf der Reise nach Prag".

In der einfach, aber nett eingerichteten Wohnung, freilich mehrere Treppen hoch, wurde ich von Frau und Schwester empfangen. Mörike selbst war noch nicht da; aber während ich mich an einem Glase jungen Weins,
20 noch aus dem Garten zu Mergentheim[3], nach der heißen Fahrt erquickte, trat auch er herein. Er war damals erst 51 Jahre alt; in seinen Zügen aber war etwas Erschlafftes, um nicht zu sagen Verfallenes, das bei seinem lichtblonden Haar nur um so mehr hervortrat; zugleich ein fast
25 kindlich zarter Ausdruck, als sei das Innerste dieses Mannes von dem Treiben der Welt noch unberührt geblieben.

Er faßte mich an beiden Händen und betrachtete mich mit großer Herzlichkeit. „Gelt, Alte!" sagte er dann zu seiner Frau, „so habe wir ihn uns ungefähr vorgestellt.
30 Als ich eben da heraufgegangen bin, da hab' ich mir die Stufe angesehen und gedacht, ob wohl der Storm da herüber gestiegen ist?"

Bei den Gesprächen, in die wir bald vertieft waren, offenbarte sich überall der ihm inwohnende Drang, sich

[1] „Willkommen, Theodor; da ich durch mein Amt abgehalten bin, schicke ich meinen teuren Freund, der dich an meiner Stelle in Empfang nehmen soll." — [2] Wilhelm Hartlaub war Mörikes Freund seit 1818, seit seinem Eintritt in die Klosterschule in Urach. — [3] Vom Herbst 1843 bis 1851 wohnte Mörike in Mergentheim, wo er seine spätere Gattin kennenlernte.

alles, auch das Abstrakteste, gegenständlich auszuprägen; die Monaden des Leibniz[1] erschienen ihm wie Froschlaich, von den kleinen Naturbildern des ihm befreundeten Dichters Karl Mayer[2] sagte er: „Er kann nichts passieren lassen, ohne es auf diese Art gespießt zu haben.“ — Über dem Sofa zwischen den Lichtbildern von mir und meiner Frau, die wir als Erwiderung der Silhouetten gesandt hatten, hing eine in Öl gemalte Mondscheinlandschaft; Mörike meinte, es stecke ein Gedicht darin. „Eine Nachtuhr!“ sagte er und zeigte auf einen Felsblock im Vordergrunde des Bildes, über den, vom Mond beleuchtet, ein rieselndes Wasser tropfenweise herabfiel. Aber soviel ich weiß, ist dies schon keimende Gedicht nicht zur Entfaltung gediehen[3]. Wir kamen auf Heine zu sprechen. „Er ist ein Dichter ganz und gar“, sagte Mörike; „aber nit eine Viertelstund' könnt' ich mit ihm leben wegen der Lüge seines ganzen Wesens.“ Dagegen fühlte er sich zu Geibel und Heyse[4], dessen eben erschienene „L'Arrabbiata[5]“ er „eine ganz einzige Perle“ nannte, hingezogen und wünschte sich nur Jugend und Gesundheit, um ihnen recht feurig entgegenkommen zu können; auch von unserer persönlichen Begegnung wünschte er, daß sie in eine frühere Zeit seines Lebens gefallen sei.

Von mir, der ich damals erst im Beginn meiner Prosadichtung stand, hatte Mörike kurz zuvor die kleine Idylle „Im Sonnenschein“ zugesandt erhalten. „Als ich das gelesen“, sagte er, „da habe ich gleich gesehen, das ist so mit einem feinen Pinsel ausgeführt; das mußt du Satz für Satz lesen. — Wisse Sie was!“ fuhr er dann fort; „drei Stellen daraus möchte ich auf Porzellan gemalt haben.“ — Er hatte eben nicht unrecht mit dieser freundlichen Kritik. Dann aber meinte er wieder: „Sie habe

[1] Unter den Monaden versteht Leibniz die letzten Gründe aller Erscheinungen, einfache, unkörperliche Wesen. — [2] Karl Mayer (1786—1870), ein feinsinniger Naturdichter. — [3] Storm selbst versuchte sich an dem Gedicht, wurde aber mit dem Mondschein auf dem Berge nicht fertig. „Ja, wenn es das Meer wäre“, meinte er zu Mörike. — [4] Geibel war 1855 bei Mörike. An Heyse gerichtet ist die Epistel „Besuch in der Kartause“. — [5] Heyses klassische italienische Novelle.

das an sich, so leise zu überraschen: ‚Es war eine andere Zeit!'"

Ich hatte ihm erzählt, daß mein Vater, ein Müllersohn vom Dorfe, von seiner Jugend her eine Liebhaberei
5 für Vögel habe und noch jetzt mit Behagen dem Treiben der Stare um die ausgehängten Brutkästen zuschaue. Als wir später bei der Besichtigung der Wohnräume in das Zimmer kamen, wo sein erst einige Monate altes Töchterlein in einer Wiege schlief, sagte er mir, daß er diese Lieb-
10 haberei meines Vaters teile, und zeigte auf zwei Rotkehlchen, die im Bauer vor dem Fenster standen. „Richtige Gold- und Silberfäde ziehe sie heraus; sie singe so leise, sie wollen das Kind nit wecke."

In meiner Heimat, wo das Plattdeutsche der Volks-
15 sprache sich schärfer von der Schriftsprache scheidet, ist man nicht gewöhnt, einen derartigen Anflug von Dialekt in der Unterhaltung zu hören; auch Mörikes Gedichte, hatte ich sie nun laut oder leise gelesen, waren mir stets nur in meiner eigenen Sprache dagewesen. Nun hörte
20 ich den Dichter selber in behaglichster Weise sich in der Sprache seiner schwäbischen Heimat ergehen, insbesondere beim Mittagstische im Gespräch mit seinem Jugendfreunde Hartlaub. Als ich ihm meine Gedanken darüber kund tat, legte er zutraulich die Hand auf meinen Arm
25 und sagte lächelnd: „Wisse Sie was? Ich möcht's doch nit misse." — Noch ein anderes hatte mich stutzen gemacht, ohne daß ich gleicherweise einen traulichen Bescheid darauf bekommen hätte. Es war dies das Tischgebet, das Mörike kurz vor Beginn der Mahlzeit sprach. Ich mußte schwei-
30 gend darüber nachsinnen, ob das ein Rest des früheren Pfarrlebens sei oder vielleicht nur einer allgemein schwäbischen Haussitte angehöre; eine solche formulierte Kundgebung wollte mir zu dem Dichter Mörike nicht passen, wenngleich in seinen Gedichten sich nichts findet, das dem
35 Glauben an eine persönliche, dem Herzensdrange des Menschen erreichbare Gottheit widerspräche. Die Verse aber[1]:

[1] Aus dem Gedicht „Neue Liebe": „Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde".

. . . Aus Finsternissen hell in mir aufzückt ein Freudenschein:
Sollt' ich mit Gott nicht können sein,
So wie ich möchte, mein und dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?
Ein süßes Schrecken geht durch mein Gebein! 5
Mich wundert, daß es mir ein Wunder sollte sein,
Gott selbst zu eigen haben auf der Erde!

sind erst in der Ausgabe von 1867 veröffentlicht.

Als das Gespräch sich auf das poetische Schaffen überhaupt wandte, meinte Mörike, es müsse nur so viel sein, 10 daß man eine Spur von sich zurücklasse; die Hauptsache aber sei das Leben selbst, das man darüber nicht vergessen dürfe. Er sagte dies fast so, als wolle er damit den jüngeren Genossen warnen. Und daß es nicht ein bloß hingeworfenes Wort gewesen, beurkunden seine Gedichte, in 15 denen der Inhalt eines reichen, wenn auch noch so stillen Lebens wie von selber ausgeprägt ist.

Am Nachmittag wurde mir zu Ehren auf nordische Weise der Teetisch hergerichtet; Mörike meinte, o, sie kennten das hier auch. Dann schleppte er mir selbst aus 20 seinem Studierstübchen seinen großen Lehnstuhl herbei, und als ich mich hineingesetzt hatte, begann er seinen „Mozart“ vorzulesen. Die noch jugendliche Frau des Dichters ging indessen, wie ein freundlicher Hausgeist, ab und zu; die wirtschaftliche Sorge für die Gäste hatte sie genötigt, 25 sich dem pantomimisch kundgegebenen Wunsche ihres Mannes, sich mit in unseren Kreis zu setzen, mit dem liebenswürdigsten Ausdruck des Bedauerns zu entziehen. — Mörike las, wie mir damals schien, vortrefflich; jeder Anflug von Dialekt war dabei verschwunden. Auch hier aber 30 hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, welch hohe Stellung der Dichter bei seinen Jugendgenossen einnahm, und wie sie überall nur das Schönste und Beste von ihm erwarteten. Schon 1823 schreibt Bauer in den erwähnten Briefen an ihn: „Aber dies ist mir lieb, daß nur dann Dein 35 ganzes wunderbares Selbst vor mir steht, wenn sich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen und die Wünschelrute meines Herzens sich zitternd nach

den verborgenen Urmetallen hinabsenkt. Die Poesie des Lebens hat sich mir in Dir verkörpert, und alles, was noch gut an mir ist, sehe ich als ein Geschenk von Dir an"; und an einer anderen Stelle: „Du bist mir schon so heilig
5 wie ein Verstorbener." — Der jetzt gegenwärtige Hartlaub folgte der Vorlesung mit einer verehrenden Begeisterung, die er augenscheinlich kaum zurückzuhalten vermochte. Als eine Pause eintrat, rief er mir zu: „Aber i bitt' Sie, ist das nun zum Aushalte!" — Ich selbst frei-
10 lich war von dieser Meisterdichtung, in der mir nur eine Partie, die mit den Wasserspielen[1], weder damals noch später hat lebendig werden wollen, nicht weniger freudig ergriffen. Daß außer einzelnen Gedichten, wie „Erinna an Sappho" oder „Besuch in der Kartause", diesem Werke
15 kein weiteres mehr von ähnlicher Bedeutung folgen sollte, ahnten wir damals nicht.

Nach beendeter Vorlesung wandte das Gespräch sich auf den „Maler Nolten", dessen erste Auflage vergriffen war. Der Verleger beabsichtigte eine neue, aber Mörike
20 wollte den unveränderten Abdruck nicht gestatten; er hatte schon damals eine Umarbeitung desselben begonnen, welche er trotz der ihm noch vergönnten zwei Dezennien nicht vollenden sollte. Es wolle ihm nicht gelingen, bekannte er; er habe sogar das Buch schon einmal vor Un-
25 geduld an die Wand geworfen. — Als wir anderen ihm dann zuredeten, er möge sich doch lieber neuen Schöpfungen zuwenden, meinte er, es werde doch kein Maler, dem Gelegenheit gegeben sei, ein Bild zu wiederholen, mit Bewußtsein dieselben Verzeichnungen wieder hinein-
30 malen. — Und so ist er denn fortgefahren, Zeit und Kräfte an dem ihm fremd gewordenen Werke zu erschöpfen[2].

Durch die Erwähnung Kerners, den aufzusuchen mir leider, trotz Mörikes dringender Empfehlung, der einmal

---

[1] Storm meint die Jugenderinnerung Mozarts an die Wasserspiele im Golf von Neapel, die von einer Zuhörerin eine gemalte Symphonie genannt wird. Der Tadel ist nicht recht verständlich. — [2] Seit 1850 arbeitete Mörike an der Umarbeitung, die von ihm nicht fertiggestellt und erst 1877 von Julius Klaiber herausgegeben worden ist.

festgestellte Reiseplan verwehrte, gerieten wir in das nicht nur in Schwaben leicht aufzuritzende Reich der Geister. Mörike, der die Sache ernst nahm, behielt sich vor, mir bei besserer Gelegenheit brieflich desfallsige Mitteilungen aus seinem eigenen Leben zu machen. Aber bekanntlich war er kein zu starker Briefschreiber; erst viele Jahre nachher durch einen meiner Söhne, der ihn als Tübinger Student mehrfach in seinem derzeitigen Wohnorte Nürtingen[1] besuchte, habe ich etwas von diesen Vorgängen erfahren, welche nach dessen Aussage Mörike ihm mit einer die Nachtruhe gefährdenden Meisterschaft erzählt hatte.

Eine Reihe derselben steht in unmittelbarer Beziehung zu Kerners seltsamem Buche „Die Seherin von Prevorst“. Nachdem nämlich der Dichter nicht lange zuvor mit Mutter und Schwester von seinem Pfarrhause zu Cleversulzbach Besitz genommen, geht er eines Sommernachmittags in sein Weinbergshäuschen hinauf, um dort, wie es komme, ein bißchen zu lesen oder zu schlafen. Zufällig hat er unter seinen Büchern die erwähnte „Seherin“ gegriffen und liest darin — die Geschichte steht S. 274 —, was einem Pfarrer H. zu C. und dessen Nachfolger S. im Pfarrhause mit einem spukenden Amtsvorgänger namens R—sch begegnet ist. Eben am Eindämmern, fährt es ihm durch den Kopf: „Ganz dieselben Wahrnehmungen hast du ja auch gemacht!“ Die Anfangsbuchstaben des Pfarrers und seines nächsten Nachfolgers passen ebenfalls; nur der Name des Spukenden ist ihm nicht bekannt. Eiligst begibt er sich auf sein Studierzimmer und schlägt im Kirchenregister nach; und da steht es! „Rabausch“ hatte der Pfarrer geheißen, der hier vor längerer Zeit gelebt und über den noch allerlei finstere Erzählungen im Schwange gingen. — Von der Zeit an hätten er und seine Hausgenossen die Äußerungen des Geistes mit Aufmerksamkeit beobachtet.

Diese Hinneigung des Dichters zu einer von der Wirklichkeit getrennten, geheimnisvoll in sich abgeschlossenen

[1] 1870 wohnte Mörike vorübergehend dort.

Welt ist ein bezeichnender Zug seines Wesens, das überall dahin drängt, sich von der in flutender Bewegung tosenden Welt des Tages zurückzuziehen.

Bei einem Abendspaziergange durch die Stadt wurde 5 mir die Steinfigur des Hutzelmännleins gezeigt[1], welche oben an der Ecke eines Hauses huckte; weiterhin trat Mörike in einen Laden und kaufte mir ein paar weiße Kreidestifte, deren ich mich, wie er zu tun pflege, zum bequemen Niederschreiben poetischer Produktionen auf 10 eine Schiefertafel bedienen möchte.

Am anderen Vormittage kramte unser Gastfreund allerlei, besonders handschriftliche Raritäten aus: so, trotz seiner Abneigung gegen dessen Persönlichkeit, ein sehr durchkorrigiertes Gedicht von Heine; mehrere von Hölder- 15 lin, darunter eines aus der Zeit seines Irrsinns, aber auch ein Konzept des schönen Gedichtes „An Heidelberg"; endlich kam ein Blatt mit allerhand kolorierten Zeichnungen. Soviel ich mich entsinne, sollte es von einem alten Zeichenlehrer aus dem vorigen Jahrhundert stam- 20 men; Mörike, der eine mir entfallene Klassenbenennung für diese Art von Künstlern gebrauchte, hatte selbstverständlich den Mann nicht gekannt; aber während er auf die verschiedenen altfränkischen Dinge aufmerksam machte, mit denen der Bogen bedeckt war, begann er, leise und 25 behaglich redend, mit dramatischer Lebendigkeit die Figur des alten Herrn in immer deutlicheren Zügen vor uns hinzustellen, so daß ich es zuletzt mit Augen vor mir sah, wie das fettige Zöpflein sich auf dem blanken Rockaufschlage hin und wieder rieb. — Nach einem Gemälde von 30 Orplid, das nach Bauers Angabe in Mörikes Besitz sein sollte, erkundigte ich mich vergebens; es schien nicht mehr vorhanden. Dagegen sah ich eine Zeichnung, welche den Dichter in seiner früheren Jugend als einen besonders schönen Knaben zeigte. Das lithographierte Bild von 35 Weiß[2], soviel mir bekannt, das einzige aus den kräftigeren

[1] Das Haus am Markt zeigt Standbilder der Jungfrau Maria und St. Christophs mit dem Jesusknaben. — [2] Der Stich von Weiß stammt aus dem Jahre 1851.

Mannesjahren des Dichters, schien mir nicht ganz ähnlich; auch Mörike selbst meinte das.

Gegen Mittag kamen meine Eltern, mit denen ich am Nachmittag nach Heilbronn und dann anderen Tags den Neckar hinab nach Heidelberg zurückfahren sollte. — Die nordischen Leute schienen Mörike zu gefallen; als wir mit ihm und seiner Schwester einen Spaziergang durch die Stadt und die umliegenden Anlagen machten, faßte Mörike mitten aus der Unterhaltung heraus mich unter den Arm und raunte mir zu: „Aber en passant, Sie habe recht liebe, liebe Eltern!“ Und noch mehrmals kam er darauf zurück: „Ich komme noch nit aus mei Staunen und mei Freud'; Sie habe wirklich prächtige Eltern!“

Noch sehe ich ihn mit meinem Vater, den alten Poeten und den alten Advokaten, in aufmerksamer Betrachtung vor der Schiller-Statue stehen; beide die Hüte in den Nacken gerückt, der eine mit seinem Regenschirm, der andere mit seinem spanischen Rohr unter dem Arm. Plötzlich wendet Mörike sich zu mir und sagt mit großer Herzlichkeit: „Wisse Sie was? Ihr Herr Vater hat so was von einem alte Schweizer!“ Dies Kompliment, wofür er es ansehen mußte, da ihm die Schweizer nur als ideale Gestalten aus Schillers „Tell“ bekannt waren, konnte mein Vater unmöglich annehmen. „Ach wat“, rief er lachend in unserem Plattdeutsch, „ick bün man en Westermöhlner Burjung!“ Möglich, daß das nun wieder Mörike nicht verstanden hat. — Auch meine Mutter zu charakterisieren schien dieser ein freundliches Bedürfnis zu empfinden; sie habe „so etwas Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes“, meinte er.

Aber der Tag verging. Beim Abschiede empfing ich als Gastgeschenk von Frau Gretchen aus der Garderobe des Haustöchterchens ein Paar gestrickte Schühchen für meine gleichaltrige, kleine Tochter[1], von Mörike für meine Frau eine Art schelmischen Schönheitsdiploms, ein zierlich, jedoch verkehrt auf Glanzkarton gedrucktes Gedicht,

[1] Storms Tochter Lisbeth ist 1855 geboren.

wodurch die Adressatin genötigt wird, damit vor den Spiegel hinzutreten:

> Und was kein Schmeichler ungestraft gewagt,
> Ihr eigen Bild hat es ihr nun gesagt.

5 Er habe, bemerkte Mörike, das Blatt für Agnes Schebest[1] machen lassen, pflege es aber auch wohl an andere würdige Personen zu verabreichen. — In seine Sammlung ist übrigens dies Gedicht nicht aufgenommen*.

Dann verließen wir Stuttgart, und ich habe Mörike 10 nicht wiedergesehen; auch geschrieben hat er mir, außer einem Gruß auf seinem „Mozart“, nur noch einmal, da mich ein großes Leid betroffen hatte[2]. Grüße und kleine Sendungen sind noch einzeln hin und wieder gegangen, bis dann der Tod auch dem ein Ende machte.

15 * Es findet sich vollständig abgedruckt in „Westermanns Illustrirten Deutschen Monatsheften“, Bd. XL, April 1876, S. 64.

[1] Die Gattin von David Friedrich Strauß, eine bekannte Sängerin. — [2] Der Tod seiner Gattin Konstanze (vgl. „Storms Leben und Werke“, Bd. 1, S. 40*).



Nachgelassene Blätter

(1888)

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die „Nachgelassenen Blätter“ schrieb Storm in den letzten
Jahren seines Lebens, vor allem im Frühjahr 1888. Nach seinem
Tode veröffentlichte die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“
die vorliegenden Stücke im Novemberheft desselben Jahres unter
5 Beifügung der Anmerkung: „Es sind die letzten Blätter von der
Hand Theodor Storms, welche wir unseren Lesern hier dar-
bieten: Anfänge einer Selbstbiographie, welche zu vollenden dem
Dichter nicht mehr vergönnt war.“ Die Tochter Storms hat in
ihrer Lebensbeschreibung die zwei Stücke durch einige Reste er-
10 gänzt. In ihnen berichtet ihr Vater über seine Geburt und seinen
Großvater Simon Woldsen; er erzählt von dem Umzug aus dem
Geburtshaus in das alte Familienhaus in der Hohlen Gasse und
von seinem ersten Schuljahr. Lebhaft weiß er einige Sonderlinge
des alten Husum zu schildern, prächtig stehen die kräftigen Ge-
15 stalten des selbstsicheren Amtmanns v. Krogh und des ebenso ge-
waltigen Bürgermeisters Lüders vor den Augen des Lesers, und
gern läßt sich dieser von der mangelnden Straßenbeleuchtung
Husums und von dem errötenden Bilde in dem dortigen Schlosse
berichten.

20 Es bleibt aufs tiefste zu bedauern, daß Storm seine Lebens-
geschichte nicht vollenden konnte. Ein Künstler, der so sehr in der
Überlieferung seiner Familie und Heimat wurzelte wie er, hätte
sicherlich ein äußerst reizvolles Werk geschaffen. Allerdings hätte
er sich oft wiederholen müssen; denn in viele seiner Erzählungen
25 sind Erinnerungen aus seinem Leben, vor allem aus der Jugend-
zeit, aufgegangen.

1.

Aus der Jugendzeit.

Zu meinem siebzigsten Geburtstage wurde mir von meinem Verleger, Herrn Elwin Paetel, auf kunstreichem Blumenkissen ein Gedenkbuch überreicht, das als Titel 5 meinen Namen trug; darunter: „Sein Leben und seine Dichtung von Dr. Paul Schütze." Der Verfasser, mein junger Freund, konnte nicht dabei sein; ein Blutsturz hatte ihn wenige Tage vorher aufs Krankenbett geworfen, und zwei Tage nach meinem Feste starb er an einer 10 Wiederholung dieses Übels. Ein tiefer Schatten ist über den frohen Tag gefallen, und die Hoffnungen, die wir an dies zu früh geschlossene Leben knüpften, sind erloschen; sein liebenswürdiges Buch aber, das er uns gelassen, hat — wenigstens unter den Meinigen — schon jetzt seine 15 Freunde gefunden; nur gegen den Titel erhob mein, den Jahren nach, ältester Freund einen bescheidenen Protest: „Th. St. in seiner Dichtung", schrieb er mir, „hätte es heißen müssen; denn von Deinem Leben hätte ich daraus doch gern mehr erfahren." 20

Dies Wort ist für mich Veranlassung geworden, die bereits seit einigen Jahren von mir begonnenen Aufzeichnungen über meine Jugendzeit wieder aufzunehmen, von denen ich den ersten Teil hier folgen lasse; denn meinem Freunde wie mir dürfte das Ziel des Lebens nicht 25 mehr zu ferne stehen.

Von Mutters Seite.

Im siebzehnten Jahrhundert kam auf einem Halligenschiff einer ans Festland nach der Stadt Husum an der Westküste Schleswigs geschwommen; der hieß Wold. Er 30 wurde später herzoglicher Verwalter auf dem $1^1/_4$ Meile

von der Stadt im gleichnamigen Amte belegenen, im Jahre 1772 jedoch parzellierten adligen Gute Arlewatt und der Stammvater der Familie Woldsen, welche noch bis über die Hälfte unseres Jahrhunderts hinaus in Ham-5 burg, Amsterdam sowie in Husum selbst geblüht hat.

Der Bedeutendste dieses Geschlechtes war mein Urgroßvater mütterlicherseits, Senator Friedrich Woldsen in Husum, der vor meiner Geburt verstorben ist; der letzte große Kaufherr, den die Stadt gehabt hat, der seine 10 Schiffe in See hatte und zu Weihnachten einen Marschochsen für die Armen schlachten ließ. Unter den Miniatur-Familienbildern, die in silbervergoldeten Medaillons jetzt an meiner Wand hängen, sieht auch sein Antlitz unter gepudertem Haar, mit dem strengen Zug um den Mund, 15 noch heute auf den Urenkel; aber auch die freundlichen blauen Augen, die ihm von Großmutter und Mutter zugeschrieben wurden, glaubt dieser in dem Bildchen zu erkennen.

Aus dem danebenhängenden Medaillon schaut das 20 Antlitz der Urgroßmutter unter dem halbmondförmigen, hohen Spitzengewebe ruhig und ernst in die Welt hinaus; das kluge, jugendliche Köpfchen aber in dem amarantfarbenen[1] Mieder, mit dem roten Röschen auf der mäßig hohen Puderfrisur, das seinen Platz über dem Medaillon 25 des Urgroßvaters hat, ist dessen und der Urgroßmutter Tochter, Mamsell Fritzchen, die gern dem Vater in seinen kaufmännischen Rechnungen half, deren Liebe zu dem braven Major aber an dessen hartem Willen sich verbluten mußte. Zwei Liebeslocken, weiß gepudert wie das 30 Haupthaar, hängen ihr vom Nacken aus je zu einer Seite um den Hals; an einer einfachen dunklen Litze liegt ein schwarzes Medaillon auf ihrer Brust. Ich hatte, schon als Knabe, es oft auf ihrem Bilde angeschaut: was mochte wohl darin enthalten sein? — Mir ahnte damals nicht, 35 daß ich als Mann vielleicht der einzige sein würde, der außer ihr selbst es jemals würde geöffnet haben. Und

[1] Amarant ist eine ins Violette spielende rote Farbe.

doch — es mag gegen das Jahr 1848 gewesen sein, als unsere von dem genannten Urgroßvater einst auf dem Klosterkirchhof für sich und seine, Friedrich Woldsens, Erben erbaute Gruft einer Reparatur bedurfte, und die Maurer mit diesem Werk unter den Särgen, welche auf eisernen Stangen in der Tiefe standen, beschäftigt waren. Da, eines sonnigen Nachmittags, während ich mit meiner Mutter in dem Wohnzimmer des elterlichen Hauses am behaglichen Teetisch saß, wurde an die Tür gepocht, und auf unser „Herein!“ trat ein Maurergesell ins Zimmer und überreichte uns ein kleines Medaillon, das, wie er berichtete, bei der Arbeit in der Gruft in einem eingestürzten Sarge gefunden war. Durch näheres Befragen wußte meine Mutter, daß der eingestürzte Sarg der Tante Fritzchens sei; sie sah nach ihrem Bilde hinüber, das damals mit dem anderen dort über dem Sofa hing, und auf dem das dunkle Medaillon sich deutlich abzeichnete. „Hier ist es“, sagte ich zu meiner Mutter; „sie hat es mit ins Grab genommen.“ Als ich es dann öffnete, lag eine dunkle Haarlocke darin; von wem, darüber waren wir nicht zweifelhaft. „Laß es in die Gruft zurückbringen“, sagte meine Mutter; und so geschah es, nachdem ich die Kapsel wiederum geschlossen hatte.

Nach dieser posthumen und doch fast persönlichen Berührung mit meiner jungen, längst vor meiner Geburt gestorbenen Großtante schrieb ich bald nachher, während meines unfreiwilligen Exils in Potsdam, ihr mein Erinnerungsblatt „Im Sonnenschein“.

Noch ein Medaillon ist zurück: der stattliche Mann mit dem liebenswürdigen jungen Antlitz im braunen, aufschlaglosen Rock, mit weißem Halstuch und weißgepudertem Haar, eine Lockenrolle an jeder Schläfenseite — es ist ein Sohn meines Urgroßvaters, mein Großvater mütterlicherseits, der nachherige Senator Simon Woldsen in Husum, von dem — wie ich schon irgendwo erzählt habe[1] — als er gestorben war, einer seiner Schwieger-

[1] In der Erzählung „Im Saal“.

söhne, sein weinendes Kind zum Sarge emporhebend, sagte: „Heule nicht, Junge! So sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist!" — über dessen mit schwarzem Tuch bezogenen Sarg, da wir uns einst bei einem Fa-
5 milienbegräbnisse unten in der Gruft befanden, der alte Totengräber, welcher in der Jugend sein Kutscher gewesen war, liebkosend mit der rauhen Hand hinstrich und dabei sagte: „Dat is min ol' Herr; dat weer een guden Mann[1]!" — von dem einst seine jüngste Tochter, meine
10 Mutter, inmitten ihrer Familie, von heftiger Erinnerung ergriffen, ausrief: „So wie du hat keiner mich doch geliebt!"

Ich weiß nur diese Nachreden auf ihn; ein eigenes lebendiges Wort von ihm selbst ist nicht auf mich gekom-
15 men. Wenn ich das liebe Antlitz auf dem schon verblaßten Bilde ansehe, so ist mir, als würde er auch wohl mich gleich meiner Mutter geliebt haben; aber schon in meinem vierten Jahre starb er.

Er hatte mit seiner Frau, Magdalena, Tochter des
20 Senator Feddersen in Husum, vier Söhne, die sämtlich in früher Jugend hingerafft wurden; ich entsinne mich nur noch aus meiner Knabenzeit, wie von alten Dienstboten, vielleicht von der Großmutter selbst, mir von ihrem herrlichen Fuhrwerk mit zwei schneeweißen Ziegenböcken
25 erzählt wurde, mit denen sie lustig durch die Straßen kutschiert wären; aber auch, wie diese unregiersamen Haustiere mitunter in die an der Schiffbrücke vor den Wohnkellern zum Verkauf ausgestellte Töpferware geraten seien und dem nachsichtigen Vater wiederholte Entschädigungs-
30 pflichten auferlegt hätten. — Ich selber hatte die kleinen, frohen Herren nicht mehr sehen können; nur einer Szene noch — wiederum unten in unserer Gruft — entsinne ich mich: nach einem Begräbnisse in der Familie war ich allein mit meiner fast achtzigjährigen Großmutter hier
35 hinabgestiegen; ich suchte zwischen all den großen Särgen den kleinen einer frühverstorbenen geliebten Schwester,

[1] Vgl. die Erzählung „Unter dem Tannenbaum", Bd. 2, S. 104 dieser Ausgabe.

da hörte ich hinter mir ein auffallendes Geräusch, und als ich mich wandte, sah ich, wie die Großmutter einen kleinen Schädel aus einem zertrümmerten Sarge hob und ihn weinend an ihre Lippen drückte: „Das war mein kleiner Simon!“ sagte sie zitternd, während sie sacht den Schädel wieder in die halbvergangene Kiste legte. 5

Glücklicher gestaltete sich das Leben der Töchter in diesem großväterlichen Hause: drei Mädchen, Magdalena, Elsabe und Lucie, blühten in besonderer Anmut darin auf, so daß ich noch mitunter als Mann von alten Leuten ihre 10 einstige Schönheit preisen hörte, und der Großvater, trotz seines zu frühen Todes, hat sie alle noch als Bräute, die älteste und die jüngste auch noch als Frauen in ihrer eigenen Wirtschaft sehen dürfen. — Die jüngste, Lucie, die anmutigste von ihnen, mit ihrem braunen Haar und 15 dunkelgrauen Augen, wurde meine junge Mutter. Eine Zeitlang vor ihrer Konfirmation war sie in Altona in Erziehung und liebevoller Pflege ihrer Patin und Vaterschwester, welche früher an den dortigen Kaufmann Matthiessen, derzeit an einen Kanzleirat Alsen verheiratet 20 war[1]. Aus dieser Zeit besitze ich ein französisches Themenbuch von ihr, auf dessen Einbanddeckel, jedenfalls von Schulkameradinnen, in zwei verschiedenen Handschriften, teils mit Bleistift, teils mit Tinte die Worte geschrieben sind: „Zartgefühl, Sanftmut, Liebreiz sind die Tugenden 25 Luciens.“ Erst nach ihrem Tode ist das Buch in meine Hand gekommen. Aber auch Eduard Mörike, da ich mit ihm und meinen Eltern im Sommer 1855 in den Stuttgarter Umgebungen spazierenging, riß mich gelegentlich beiseite und flüsterte mir zu: „Sie haben prächtige, präch- 30 tige Eltern; Ihre Frau Mutter hat so etwas Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes!“ Und um noch eins zu sagen, was mich derzeit besonders stolz machte, ein Jugendbekannter, der einst aus der Fremde heimkehrte, erzählte mir von schönen Frauen, die er draußen in der Welt 35 gesehen hatte, und schloß damit: „Aber die schönsten

[1] Eine Tochter der Frau Alsen heiratete einen Kaufmann Scherff in Altona. In dessen Familie hat der alte und der junge Storm viel verkehrt.

Augen, die ich je in meinem Leben sah, die hat doch deine Mutter!"

Seit acht Jahren sind auch sie geschlossen und zerfallen[1].

5

2.

Westermühlen.

Bei diesem Worte steigt ein ganzes Wald- und Mühlenidyll in mir auf; das kleine, in Busch und Baum begrabene Dorf war die Geburts- und Heimstätte meines Va-
10 ters; hier lebten und wirtschafteten in meinen ersten Lebensjahren noch die beiden Eltern meines Vaters.

Fünf Meilen etwa, durch meist kahle Gegend, führte aus meiner Vaterstadt der Weg dahin; dann aber ist mir, als habe plötzlich warmer Baumschatten mich umfangen,
15 ein paar niedrige Strohdächer sahen seitwärts aus dem Laube heraus, zur Linken hörte ich das Rauschen und Klappern einer Wassermühle, und der Wagen, auf dem ich saß, fuhr über knirschenden Kies in eine dämmerige Tiefe. Wasser spritzte von den Rädern: wir fuhren durch
20 ein kleines Gewässer, in dessen dunkle Flut Erlen und größere Waldbäume ihre Zweige von beiden höheren Ufern herabsenkten. Aber schon nach kaum hundert Schritten ging es wieder aufwärts, dann linksherum, und auf einem freien Platze und festem Boden rasselte
25 der Wagen vor das zur Rechten liegende Müllerhaus, und mir ist noch, als sähe ich als etwa zweijähriges Bürschlein wie Schattengestalten meine Großeltern, den kleinen, strengen Großvater und die kleine, runde Großmutter, aus der etwas höher belegenen und von zwei Seitenbänken
30 flankierten Haustür uns entgegentreten, die wie die zu beiden Seiten gelegenen hohen Fenster des langgestreckten schwarzen Hauses von den Kronen der davorstehenden Linden umdunkelt waren. Es ist das einzige Mal, daß ich die Eltern meines Vaters mit kaum bewußten Augen

[1] Sie starb am 23. Juli 1879.

sah; es ist lange her, fast siebzig Jahre. Von dem durch Lindengrün umdüsterten Hause sah man über den davorliegenden freien Platz, von der linken Seite beginnend, zunächst auf einen Baum- und Obstgarten, welcher sich nach dem soeben von uns durchfahrenen schwarzen Wasser hinabsenkte; daran schlossen sich in gleicher Linie Ställe und Wirtschaftsgebäude; dann das alte, schütternde Fachwerkgebäu der Wassermühle, und hinter dieser eine Holzbrücke, unter welcher der Mühlstrom sich hindurch und rauschend in die Speichen der großen Räder stürzte; aber Obstgarten, Stallungen, Mühle und Brücke, alles — wenn meine Erinnerung mich nicht trügt — lag unter den Wipfeln ungeheuerer Eichbäume, wie ich sie nie zuvor zu Hause bei uns gesehen hatte.

Hinter dem Wohnhause war ein großer Garten, voll von Obstbäumen, Zentifolien und Lavendel; er hatte seine größte Breite nach rechts vom Hause aus; der von dorther durch Wiesen kommende Mühlstrom bildete in breiterer Ausdehnung hier seine Grenze; in der äußeren Ecke des Gartens, der auch dort noch einige Schritte über die Linie des Hauses hinausragte, stand ich eines Tages verwundert vor einem mit hohem Buchenzaune abgegrenzten viereckigen Raume; hinübergucken konnte ich nicht; aber während ich stand, kam ein stetes melodisches Summen aus dem Inneren. Ich hatte dergleichen nie gesehen und schlich neugierig an den Seiten herum, bis ich eine im Zaune halbversteckte, schmale Brettertür fand, über welcher ich mit meinem Kopfe mir bald freie Einschau in den inneren Raum verschaffte; denn hereindringen konnte ich nicht; sie war verschlossen. Eine Reihe von Bienenkörben stand auf zwei Seiten neben- und übereinander auf hölzernen Gestellen; eine Drahtmaske, ein Sack lagen daneben im Grase; das tönende Geziefer summte von allen Körben. Das war ein „Immenhof", wie ich späterhin erfuhr, wie man sie dort zum Schutz der Bienen anpflanzte. Ich habe während meiner Knabenzeit diese Plätze, auch später an der Hand meines Onkels oder eines älteren Vetters, stets mit einem Gefühl von Andacht be-

treten, als näherte ich mich einem lieblichen Naturgeheimnis[1].

Treten wir über die paar steinernen Treppenstufen an der Frontseite in das Wohnhaus! Auf dem geräumigen Flur, an den Seiten unter zweien Fenstern befinden sich große Kisten mit abgeschrägtem Klappdeckel; sie bergen das dem Müller von dem vermahlenen Korne zukommende Mehl, von dem im Hause verkauft wird; eine große Treppe führt nach dem Boden hinauf; links und rechts nach vornheraus zwei geräumige Zimmer; das zur Linken das Wohnzimmer, in einer Ecke zwei Flügeltüren mit Glasscheiben, die zu einem Alkoven führten, dem Schlafraume des alten Ehepaares. Eine Tür in derselben Wand ging in die gleichfalls große, nach dem Garten hinaussehende Küche, wo ich später oftmals staunend neben dem alten Herde stand und staunend zusah, wie Möddelsy Marieken den in der Pfanne prasselnden Pfannkuchen plötzlich in die Höhe schleuderte, wie er in der Luft sich wandte und dann jedesmal genau mit der noch ungebackenen Seite wieder in die Pfanne klatschte. Ich höre noch das Lachen der Genugtuung, wenn ich der Alten meine Bewunderung über dies Kunststück aussprach; und der nächste Pfannkuchen pflegte dann meist noch um einen Fuß höher zu fliegen.

Während es in der Wohnstube an den Wänden, und wohin man blickte, düster und verbraucht aussah, trat man links vom Flur aus in ein großes, helles Gemach mit untadelhaft geweißten Wänden; ein großes Fenster nach einem freien Seitenraum des Gartens gab das Licht, was die Linden den Fenstern an der Frontseite verwehrten. Unzweifelhaft wurden meine Eltern bei ihrem ersten Besuche als junge Leute hier mit mir hineingeführt; ein altmodisches Kanapee, das aus drei zusammengewachsenen Stühlen zu bestehen schien, und ein weißes Teegeschirr, mit roten Blumen bemalt, das auf einem Tischchen an der Wand stand, wurden schon damals oder später genau von mir in acht genommen.

[1] Vgl. die Schilderungen in den Erzählungen „Ein grünes Blatt" (Bd. 1, S. 210 dieser Ausgabe) und „Im Schloß" (ebenda, S. 369).

Von vorstehenden Beobachtungen habe ich gewiß nur wenige in meinem damaligen zweiten Jahre gemacht; aber ich bin später, in den Michaelisferien, oft dahin auf Einladung meines Onkels Hans, der dann als ältester Sohn der Müller war, zurückgekehrt.

Bei jenem ersten Besuche waren um die Großeltern außer jenem ältesten, gescheuten und liebenswürdigen Bruder meines Vaters, der mit ihm ein durchgeistetes Antlitz gemein hatte, noch die jüngste, derzeit recht junge Schwester, meine geliebte Tante Lene mit ihrem stillen Madonnengesichte, und die nicht hübsche, aber kluge und energische Tante Gretchen, die später den Bauervogt Hans Carstens in dem damals gleichfalls zu Hohn eingepfarrten Dorfe Hamdorf heiratete. Mein Vater, der Jurist, hielt diese Schwester zeitlebens in besonderer Achtung; ihr ganzes Wesen war von beruhigender Sicherheit. Sie hatte aber auch schon in ihrer Jugend über ihn gewacht; wie oft hat mein Vater, wenn er, wie so oft, auf seine Jugend kam, es uns erzählt! In Westermühlen war keine Schule; die Kinder mußten etwa eine halbe Meile weit nach dem benachbarten Elsdorf gehen. Besonders im Winter scharten sie sich dann an einem bestimmten Platze ihres Heimatdorfes und traten gemeinsam den Schulweg an. Zu Mittag blieben die Westermühlener in Elsdorf; ein Stück Butterbrot wurde aus der Tasche gezogen und in Gesundheit verzehrt. „Was bekamt Ihr dann zu trinken? Milch oder Bier?“ frug ich meinen Vater. Er lachte: „Ein großer kupferner Kessel mit frischem Brunnenwasser wurde zwischen uns auf den Tisch gestellt, da konnte jeder so viel trinken, als er Lust hatte.“

Der Lehrer war ein alter Soldat gewesen; trotzdem meinte mein Vater noch in seinem hohen Alter, er habe seine Sache wohl verstanden, und erzählte gern, wie er am Weihnachtsabend herkömmlicher Gast in seinem elterlichen Hause gewesen, und wie gern er dann den Gesprächen zwischen ihm und seinem Vater gelauscht habe.

Besprechungen, Vorreden und andere Aufsätze



Einleitung des Herausgebers.

Schon in der Lebensbeschreibung und in der Einleitung zu den „Gedichten" wurde hervorgehoben, daß Theodor Storm zu den Künstlern gehört, die früh begonnen haben, über das Wesen der Dichtung nachzudenken. Er hat allerdings durchaus nicht so häufig wie etwa sein weiterer Landsmann Friedrich Hebbel öffentlich das Wort ergriffen, um seine Meinung über die Aufgaben seiner Kunst und die Leistungen anderer Dichter auszusprechen. 1881 unterdrückte er sogar eine sehr bedeutsame Einleitung zum elften Bande seiner Gesamtausgabe, weil er meinte, seine Werke sollten besser für sich selbst eintreten. Aber in seinen Briefen an Keller, Heyse und andern spricht er häufig über einzelne Erscheinungen der Literatur und ebenso gibt er in ihnen seiner Meinung über das Wesen der Dichtkunst Ausdruck. Über die Bedeutung der Kunstbeurteilung ist er nie im Zweifel gewesen; doch schon 1851 schrieb er seinem Freunde Brinckmann: „Es gibt ebensowenig gute Kritiker als gute Poeten." Er hatte ein Anrecht, dieses herbe Urteil zu fällen, denn daß er selbst ein sehr scharfblickender Betrachter war, bezeugen seine Besprechungen, und Fontane sagte von ihm, keiner habe so Tiefes über dichterisches Schaffen zu sagen vermocht wie Storm; erst die Goncourts in ihren Tagebüchern hätten einen gleichen Tiefblick gezeigt.

In der Öffentlichkeit hat sich Storm fast ausschließlich über die Liederdichtung ausgesprochen. Ganz schweigt er über das Drama, und auch in den Briefen urteilt er über Leistungen auf diesem Gebiete sehr vorsichtig. Die Erzählungskunst kommt in den Briefen zwar sehr häufig zur Besprechung; aber öffentlich hat sich Storm über sie nur zweimal ganz kurz geäußert, in einer Anzeige Grothscher Dichtungen und in seinem Vorwort zu seinem ersten selbständigen Buche, den „Sommergeschichten und Liedern". In dieser Vorrede gebraucht Storm den Ausdruck „Situationen" für

seine ersten Versuche in Prosa. Was er damit sagen wollte darüber spricht er sich seinem Freunde Brinckmann gegenüber aus: „Bei dem Ausdruck ‚Situationen‘ in der Dedikation habe ich an eine Stelle in Gervinus' ‚Literaturgeschichte‘, Band 5, Seite 697 gedacht, wo er sagt, die Novelle sei wesentlich Situation und als solche geeignet, der großen Gattung subordinierter Konversationspoesie, dem Roman, der sich im Gleise des modernen sozialen Lebens bewege, eine poetische Seite abzugewinnen durch Beschränkung und Isolierung auf einzelne Momente von poetischem Interesse, die sich auch im dürftigsten Alltagsleben finden. In dem Sinne glaube ich, daß meine prosaischen Stücke recht eigentlich reine Novellen sind; denn eben dem Bedürfnis, nur das wirklich Poetische darzustellen, haben sie ihre knappe Form zu verdanken.“

Die erste Gelegenheit, sich als Besprecher fremder Werke zu betätigen, bot 1852 Groths „Quickborn“. Ein Aufsatz über diese bedeutende Sammlung soll damals in schleswig-holsteinischen Blättern erschienen sein; es ist aber bisher noch nicht gelungen, ihn wieder aufzufinden. Während der Potsdamer Zeit wurde Storm von seinen Freunden im „Rütli“ als Beurteiler für das „Literaturblatt“ zu dem von Friedrich Eggers herausgegebenen „Deutschen Kunstblatt“ herangezogen. Er hat dort wie alle anderen Beurteiler ohne Namensunterschrift eine Reihe von Besprechungen meist unbedeutender Gedichtsammlungen geschrieben, die zum großen Teil dem Drängen des Herausgebers ihre Entstehung verdanken. Storm benutzte aber, wie er Mörike im Oktober 1854 schreibt, die Gelegenheit, seine Meinung über die Liederdichtung in verschiedenen Punkten zu sagen. Dadurch erhalten die Aufsätze ihre Bedeutung. Storms Anschauung stimmt in den Grundzügen mit denen der anderen Mitglieder des Rütlibundes durchaus überein. Der Kampf gegen die Überschätzung der schönen Form und die Herrschaft der abgestandenen Wendungen bei den Platen- und Geibel-Schülern wurde von allen Beurteilern im „Literaturblatte“ tatkräftig aufgenommen. Storm brauchte nur seine schon in Husum gefestigten Anschauungen weiter auszubilden. Es ist aber wahrscheinlich, daß gerade seine gewichtige Stimme auch für die Ausbildung des Geschmackes seiner Berliner Freunde von Bedeutung war. Seinen ersten Beitrag über die „Lieder der Liebe“ von Niendorf schrieb er Mitte Februar trotz

körperlicher Erschöpfung auf Eggers' flehende Bitte nieder, fand aber nicht Fontanes vollen Beifall. Aber ganz einverstanden war dieser mit dem Aufsatz über die „Lieder von Julius von Rodenberg", den er mit der kurzen, „sehr netten" Besprechung der Sammlung Karl Heinrich Prellers am 25. März Eggers übergab, nachdem er beide Beurteilungen in einer Rütlisitzung vorgelesen hatte. Die Anzeige des Nachtragbandes zu „Des Knaben Wunderhorn" schickte Storm am 27. Mai 1854 als eben geschrieben an Eggers. Sie zeugt von Storms feinem Sinn für die Volksdichtung und weist auf die Bestrebungen seiner Jugendzeit zurück. Sehr zufrieden war Fontane mit der im September erschienenen, ganz ablehnenden Besprechung der „Hundert Blätter. Paralipomena zum ‚Quickborn' von Klaus Groth". Was Storm über die mundartlichen Dichtungen äußere, treffe den Nagel auf den Kopf. Und gewiß hat der strenge Betrachter recht. Das herbe Urteil über den hochdeutschen Dichter Groth, das zu gleicher Zeit von einem so klugen Manne wie Robert Prutz in seinem „Deutschen Museum" bestätigt wurde, hat die Nachwelt bis heute nachgesprochen. Die Anzeige der Gedichte von Hermann Kette, eines Tunnelmitgliedes, stammt unzweifelhaft auch von Storm. Am 27. Mai 1854 schreibt er an Eggers: „O Kette. Das Buch läßt sich leider erst bei der zweiten Auflage rezensieren. Übrigens scheint ein lieber, guter Mensch darin zu stecken." Die Bemerkung über die Kunst des Dichters, sich mit seinem Wollen auf die Gebiete zu beschränken, denen die Kraft gewachsen ist, paßt durchaus zu Storm, der diese Kunst so meisterhaft verstand! Der letzte Aufsatz des Dichters war einem Rütligenossen gewidmet: „Theodor Fontane". Er war gewissermaßen eine Tat der Dankbarkeit; denn Fontane war 1853 zweimal öffentlich für den Schleswig-Holsteiner eingetreten. Daß solch gegenseitige Hilfe der Rütligenossen keine Seltenheit war, beweisen die schönen und klugen Zeilen über Storm, die der junge Paul Heyse am 28. Dezember 1854 im „Literaturblatte" veröffentlichte. Storm bot Fontane zuerst Anfang Februar 1854 an, für ihn mit seiner Feder öffentlich einzutreten; Fontane willigte dankbar ein und übersandte ihm eine Reihe Nachrichten über sein Leben und seine Entwicklung. Als Storm die Abfassung über den Mai hinaus verzögerte, bat Fontane ihn, bis zum Erscheinen seines Buches „Ein Sommer in London" zu warten. Storm tat das auch, ja er

wartete noch, als das Buch im Dezember erschienen war, und erst im Oktober des nächsten Jahres wurde der Aufsatz, „der Schweiß zweier Sonntage“, im „Literaturblatte“ veröffentlicht. Die ihm von Fontane überlassenen Nachrichten hat Storm nur in geringem Maße benutzt; bloß die Bemerkung, daß Fontanes „Force“ die Schilderung sei, ist fast wörtlich übernommen. Wenn Storm aber als den Kern von Fontanes Persönlichkeit die Begeisterung heraushebt und die persönliche Anteilnahme des Dichters an seinen Gestalten betont, dann urteilt er ganz selbständig. Bei der Besprechung des Buches über England sagt er ungefähr das Gegenteil von dem, was ihm Fontane geschrieben hatte. In welcher Weise seine Schlußworte, daß des Dichters beste Leistungen noch in der Zukunft lägen, in den siebziger Jahren in Erfüllung gehen sollten, das konnte der Beurteiler wohl damals kaum voraussehen.

Seine Ansichten über das Wesen des Liebesliedes konnte Storm im Zusammenhange 1859 nochmals niederlegen in dem wichtigen Vorwort zu seiner schönen Sammlung der „Deutschen Liebeslieder seit Günther“, und 1870 bot die Herausgabe des „Hausbuches aus deutschen Dichtern seit Claudius“ Gelegenheit, die Bemerkungen auf das Gebiet der gesamten deutschen Liederdichtung auszudehnen. Beide Bände weichen in der Auswahl bedeutend von den damals üblichen Blütenlesen ab. Storm hat besonders alle Gedichte, die keinem tiefen Gefühl entsprungen sind und keine innerliche Verbindung von Form und Inhalt zeigen, unnachsichtlich unterdrückt, darum sind viele sonst eingehend berücksichtigte Dichter übergangen und andere oft vergessene wieder ans Licht gezogen worden. Beschränkt sich die erste Sammlung ganz auf die Liederdichtung im engeren Sinne (Goethes Marienbader Elegie bildet allerdings eine Ausnahme), so stehen in der zweiten trotz Storms Feindschaft gegen die Gedankendichtung und die Ballade doch eine ganze Reihe bedeutender Stücke dieser beiden Gattungen. Unter den Balladendichtern sind besonders Bürger, Fontane und Storms späterer österreichischer Freund Julius von der Traun berücksichtigt, gar nicht aber Uhland, dessen Balladen Storm nicht hoch einschätzte; unter den Vertretern der Gedankendichtung ragen die schwermütigen hervor, Leopold Schefer, Hieronymus Lorm, selbst der sonst befehdete Platen und der vergessene M. Solitaire, auf den Storm noch

besonders in einer Anmerkung hinweist. Die orientalische Richtung ist weniger durch Bodenstedt als durch Daumer zu Wort gekommen; für die eigentliche Liederdichtung wählt Storm besonders Brentano, Claudius, Eichendorff, Freiligrath, Goethe, Klaus Groth, 5 Friedrich Hebbel, Heine, Hölderlin, Hölty, Kerner, Lenau, Hermann Lingg, Mörike, Wilhelm Müller, Friedrich Rückert, Uhland und Volkslieder aus. Gottfried Keller und die Droste sind nicht mit mehr Proben vertreten als August Kopisch, Hermann Kurtz, Robert Reinicke und die sehr hochgehaltene Ada Christen; von 10 Geibel sind ein paar unbekanntere Gedichte gedruckt, und die politische Dichtung fehlt ganz und gar bis etwa auf Körners „Lützows wilde Jagd“ und Storms „Abschied“. Lückenlos ist das „Hausbuch“, auch wenn mit des Herausgebers Maß gemessen wird, durchaus nicht, aber unter den zahlreichen Blütenlesen ist 15 sie sicher eine der besten. Der Erfolg der Juni 1870 herausgekommenen Sammlung war gering. Wohl traten einige Besprechungen warm für Storm ein, Moriz Hartmann verfaßte sogar ein Gedicht auf die Sammlung, aber das vernichtende Urteil Rudolf Gottschalls, den Storm standhaft totschwieg, in seinen 20 weitverbreiteten „Blättern für literarische Unterhaltungen“ von 1871 tat dem Buche gewaltigen Schaden, den Erwiderungen von Storms Freunden nicht beseitigen konnten. Zwar erschien 1871 eine Titelauflage, und Storm fing schon Dezember 1870 an, für eine neue Ausgabe zu sammeln; aber erst 1874 konnte, trotzdem 25 noch ein ansehnlicher Restbestand vorhanden war, an eine solche ernstlich gedacht werden. Unterstützt von weitgehenden Ratschlägen Heyses, Emil Kuhs und auch Eduard Mörikes ging der Dichter 1874 an eine nochmalige Prüfung der Auslese. Eine neue, lange Vorrede mit einer scharfen Erwiderung gegen Gottschall, von der 30 in Storms Nachlaß Teile erhalten sind, ist nicht in die neue Ausgabe aufgenommen worden. Dagegen erhielt diese auf Wunsch des Verlegers einen sehr schönen Buchschmuck, bestehend aus Bildern der Dichter, Verzierungen und Zeichnungen von der Hand des jungen Hans Speckter, dem Storm seine von feinem Ver-35 ständnis für die Eigenart der einzelnen Dichter zeugenden Wünsche brieflich und mündlich vortrug. 1875 kam das gegenüber der ersten Ausgabe bedeutend gekürzte Buch mit der Bezeichnung als dritte Auflage heraus. Aber wiederum war der Erfolg gering,

und nur noch 1878 konnte eine nochmals veränderte neue Auflage, diesmal ohne Bilder, erscheinen.

Die Anzeige des zweiten Teiles von Klaus Groths „Quickborn“, die am 17. Dezember 1870 in den „Itzehoer Nachrichten“ herauskam, hat Storm auf Groths Bitten veröffentlicht. Der Dichter selbst hat gesagt, daß diese Anzeige keine ausführliche Beurteilung darstellen solle. Trotzdem enthalten die Zeilen doch allerlei Wertvolles. Bezeichnend für Storms damalige Erzählungsart ist die Bemerkung, daß der Erzähler Groth auffallend hinter seine Gestalten zurücktrete. Diese Bemerkung trifft für die Geschichte „De Heisterkroog“, in der sich der Verfasser gern in Betrachtungen ergeht und sich sogar der Stimmungsmalerei Storms zuneigt, gewiß nicht zu; sie läßt aber erkennen, wie sehr der Storm der „Zerstreuten Kapitel“ und der „Halligfahrt“ das Hervortreten des Gefühlsanteils des Erzählers für nötig hielt. Ein wie feines Verständnis er für die Besonderheiten niederdeutscher Sprache und Bildung hat, beweist die Behauptung, daß Groth sich zu stark nach dem Hochdeutschen hinneige. Nur eine genauere sprachliche Untersuchung wird die Berechtigung dieser Worte, die Adolf Bartels bestritten hat, nachprüfen können. Daß am künstlerischen Aufbau der beiden Erzählungen mancherlei auszusetzen sei, deutet die Anzeige nur kurz an; ebenso ist die Besprechung der Gedichte recht spärlich ansgefallen.

Nach diesem Aufsatze ist Storm nicht mehr öffentlich als Beurteiler fremder Werke hervorgetreten. Für seine Bestrebungen als Sammler der Urkunden des Volksglaubens zeugt der 1843 mit Mommsen gemeinsam verfaßte Aufruf zur Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen, der unter anderem 1844 im ersten Jahrgang des von K. L. Biernatzki herausgegebenen „Volksbuches“ gedruckt wurde. — 1887 schrieb der Dichter für die von seinem Neffen Ernst Esmarch herausgegebene „Chronik der Familie Esmarch“ eine kurze Vorrede.

I.

Der Aufruf zu einer Sammlung „Schleswig-Holsteinische Sagen“.

(1844.)

5 Auch in unserm Lande haben die Unterirdischen vorzeiten ihr Wesen getrieben. Raum genug hatten sie auf den weiten Heiden und unter den Sanddünen der Westsee; und nicht der Pflug des Landmanns hat sie von dort vertrieben, wie man uns aus andern Gegenden berichtet. 10 Ihre Zeit war eben um; das kleine Volk ist ausgestorben. Das wissen die Leute auch recht gut; wenn sie Geschichten erzählen von den „Unnereerschen“, so fügen sie wohl hinzu, wie das jetzt alles ganz anders ist, seit der König von Dänemark im ganzen Königreiche und in den Herzog- 15 tümern die Löcher hat zustopfen lassen, aus denen sie sonst hervorkamen, und allenthalben Wachen hingestellt hat, so daß sie nun wohl unten bleiben müssen. — Aber lange ist es noch nicht her, daß unser Land nicht mehr von diesen Wesen bewohnt wird; unsre Landsleute haben 20 wenigstens noch in ihrer treuen Liebe zum Alten auch die alten Geschichten wohl bewahrt, und selbst die Kunst, die Geschichte in Sage zu verflüchtigen, ist bei uns noch kürzlich geübt. Keine Stadt ist so neu, daß sie nicht noch ihre Lokalsagen hätte; noch fährt Steenbock in den Altonaer 25 Straßen umher[1] — nur freilich in keiner Kreuzgasse, denn er ist ein böser Geist; auf dem Bocke sitzt ein Kutscher ohne Kopf, und wer das Gefährte sieht, erblindet auf der Stelle*.

* Zum Glück sind davon die Nachtwächter ausgenommen.

[1] Der schwedische General Steenbock ließ 1713 während des Nordischen Krieges bei seinem Durchzuge Altona in Brand stecken.

Die Märenzeit ist vorbei, aber die *Märchen* sind noch übrig; wir haben uns entschlossen, diese zu sammeln. Unser Zweck ist weder ein historischer noch ein poetischer; obwohl die Sage die Elemente der Geschichte in sich aufnimmt und Poesie in sich trägt für den, der sie zu finden weiß, ist sie doch selbst weder Geschichte noch Gedicht, sondern ein Erzeugnis des Volkslebens und ein Teil davon. Darum wollen wir sie sammeln; es ist Zeit, die einzelnen Geschichten zu haschen und festzuhalten, die wie die Blätter der Sibylle in unserm Lande hin und her fliegen. Eigentümlich genug sind sie, und doch auch, gerade durch ihren provinziellen Charakter, wieder ganz deutsch. Vornehmlich die unheimliche Westsee ist es, die tiefe Spuren in der Sage hinterlassen hat. Wie sich der Nebel fast notwendig auf den weiten, flachen Strand senkt, so füllt sich auch die Phantasie diese Strecken unwillkürlich mit Geistern und Gespenstern an, deren Gewalt die unendlichen Räume beherrscht, wo Meer und Land ineinander übergeht. Solche Gestalten sind der *Geist des Bröddehoogs* in der Sylter Sage, der auf dem Grabe seiner Kinder und seiner Schätze sitzt und auf seinen Goldeiern brütet; der *Dränger* in einer Eiderstedter, der über den Deich gebannt ist und nun mit übermenschlicher Gewalt wieder hineindrängt, aber nur alle sieben Jahre einen Hahnentritt weiterkommt; der *Waterpedder* (Wassertreter), ein feuriges Gespenst, das unten am Deiche allen den Weg vertritt von Mitternacht bis Morgenschein und Roß und Reiter zum Tode ermüdet. — Das historische Element scheint in unsern Sagen nicht überwiegend zu sein; doch ist die Königin Margarete[1] — die schwarze Gret' genannt — und König Abel der Brudermörder mit seiner wilden Jagd noch in gutem Andenken[2]. Kein geringer Teil unsrer Sammlung wird den alten adligen Geschlechtern angehören; gern knüpfen

[1] *Margarete*, Tochter Waldemars IV. von Dänemark, brachte durch eine sehr tatkräftige Politik die drei nordischen Reiche unter ihre Herrschaft. In der Volkssage ist sie keineswegs eine gewinnende Gestalt. — [2] Herzog *Abel* ließ 1250 seinen Bruder Erich IV. von Dänemark erschlagen und soll nach der Sage verdammt sein, als wilder Jäger fortzuleben.

die Erzählungen sich an ihre Schlösser an, ja, diese selbst in ihrer wunderlichen Bauart scheinen kaum durch gewöhnliche Kunst entstanden zu sein. So soll in dem Nütschauer Herrenhause[1] im Schornstein ein großes Schloß
5 an schweren Ketten hängen, das man ja nicht herunternehmen darf, sonst würde das Haus einstürzen; schon wenn es gerührt wird, entsteht ein entsetzliches Rappeln und Poltern in den Schlössern aller Zimmer. Vor allem aber sind es die freien Bauern, Schleswig-Holsteins Stolz
10 und Stärke, welche unsre Märchen gemacht haben. Ihre ehrliche Moral ist es, der die Sagen von den Tänzerinnen, die des Tanzens kein Maß wußten, die von der unbrüderlichen Erbteilung, die von der Verachtung des Brotes ihre Entstehung verdanken, welche wir zum Teil unten mit-
15 teilen werden.

Wir geben hier eine Probe unsrer Sammlung, wie sie dem Raume dieses Buches angemessen ist. Wenn unser Plan hiedurch zur Kunde unserer Landsleute kommt, wird, wie wir hoffen, das Interesse, welches bis jetzt in
20 unserm Kreise uns entgegenkam, auch Unbekannte veranlassen, mit uns in Verbindung zu treten, und dem vaterländischen Unternehmen, zu dem wir den Grund gelegt haben, ihre Förderung nicht zu versagen. Die schlichte Fassung, in der wir die Sagen mitteilen, liegt
25 in unserm Plane; denn für die Auffassung eines Zweiges des innern Volkslebens ist die schmuckloseste Darstellung die beste. Leider ist die Ansicht noch sehr verbreitet, daß eine Sage erst durch novellistische Gestaltung oder gar durch Versifizierung präsentabel werde — eine Idee, die
30 nicht bloß verkehrt ist, indem sie die Volkssagen verdirbt, ohne Gedichte zu schaffen, sondern auch unrecht, weil sie gegen die Pietät verstößt, die wir dem Nachlasse unsrer Vorfahren schuldig sind. Treue Auffassung und einfache Darstellung sind die Gesetze, die wir uns vorgesetzt haben,
35 und nur innerhalb dieser Grenzen darf die Form sich geltend machen. Wir richten schließlich an alle, welche Sagen

[1] Nütschau, in der Nähe der Trave im Kreise Stormarn.

zu schätzen und mitzuteilen wissen, die Bitte, entweder durch einen der Herausgeber oder durch die Verlagshandlung dieses Buches uns ihren Beitrag zu einem Werke zukommen zu lassen, das in der Reihe der Sagenbücher der deutschen Provinzen schon zu lange vermißt wird. 5
Th. Woldsen-Storm und Jens Th. Mommsen.

II.

Vorwort zu den „Sommergeschichten und Liedern".

(1851.)

Konstanze gewidmet. 10

Sommergeschichten habe ich auf den Titel geschrieben; um das Wesen dieser Geschichten zu bezeichnen, hätte ich „Situationen" schreiben müssen. Lieber aber als eine Klassifikation habe ich ihnen einen Namen mitgeben wollen; und weil sie dir gewidmet sind, so heißen 15 sie „Sommergeschichten", nach der schönen, an unserer Küste nur zu kurzen Zeit des Jahres, die du, wenn sie fern ist, so sehr ersehnst, wenn sie da ist, so voll zu genießen weißt; — die dir, was immer unter den Menschen geschehen möge, auch dieses Jahr und, wolle Gott! noch 20 viele Jahre deine geliebten Rosen bringen wird!

Husum, den 5. Mai 1850.

Th. St.

III.

Aus dem „Literaturblatt zum deutschen Kunstblatt". 25

(1854—55.)

a.

Lieder der Liebe von M. Ant. Niendorf[1].
Berlin. Carl Barthol. 1854.

In den neueren und neuesten Werken deutscher Poesie, 30 denen wir, nicht eben im Einverständnis mit der hergebrachten Kritik, sowohl an sich als für die Entwicklung

[1] Marc Anton Niendorf (1826—78), dessen Zyklus märkischer Lieder „Die Hegler Mühle" 1852 erschien, hat sich später auch als Erzähler versucht. Der 1849 aus Berlin ausgewiesene Demokrat ging später zu den Konservativen über.

unsrer Literatur eine Bedeutung zugestehen, meinen wir als einen besonderen Fortschritt ein Streben nach Emanzipation von der Phrase und dem konventionellen poetischen Apparat und somit eine zunehmende Erkenntnis des organischen Zusammenhangs zwischen Form und Inhalt zu erkennen. Namentlich von diesem Gesichtspunkte aus mußte man den Verfasser der „Hegler Mühle“ als ein beachtungswertes Talent bezeichnen. Freilich ist die Konzeption des Ganzen und die Durchführung im einzelnen so mangelhaft, der Dichter fällt so oft in das Platte, absolut Unpoetische, daß er es zu einem reinen und vollen Eindruck auf den Leser nicht zu bringen vermag. Allein gleichwohl ist die „Hegler Mühle“ so reich an tiefen, echt poetischen Motiven, der Dichter geht so frisch und ohne Phrase an seinen Stoff heran, und es ist ihm im einzelnen doch so vieles gelungen, daß man sich der Hoffnung nicht erwehren konnte, die Mängel dieses Erstlingswerkes in einem späteren durch Ernst und Fortbildung ausgeglichen zu sehen.

Der Dichter scheint indessen diese Hoffnung nicht erfüllen zu wollen; seine späteren Werke sind die schwächeren. Die *Liebeslieder* enthalten eigentlich kein einziges Gedicht, welches diesen Namen in der Tat verdiente, sondern nur einen neuen Beweis, daß in der deutschen Poesie nichts spärlicher vertreten ist als eben das Liebeslied, so viele und weite Rubriken demselben auch in allen Arten von Gedichtsammlungen eingeräumt sein mögen. Wie hätten auch sonst die guten Definitionen und schlechten Verse des Grafen von Münch-Bellinghausen, „Mein Herz, ich will dich fragen, was ist denn Liebe, sag'[1]!“ vor noch nicht langer Zeit zu einer solchen Tagesberühmtheit gelangen können! Wie wäre es anders erklärlich, daß ein Kritiker wie Karl Gödeke uns in seinen „Edelsteinen[2]“ unter der Rubrik des Liebesliedes eine Anzahl von Gedichten bringt, die augenscheinlich weder unter der Gewalt dieser schönen Leidenschaft entsprungen, noch auch im-

[1] Der bekannte österreichische Dramatiker Friedrich Halm. — [2] Unter diesem Titel gab Gödeke 1851 eine Blütenlese neuester deutscher Gedichte heraus.

stande sind, den Leser nur die leiseste Regung derselben wiederempfinden zu lassen?

Die eigentliche Aufgabe des lyrischen Dichters besteht aber unsrer Ansicht nach darin, eine Seelenstimmung derart im Gedichte festzuhalten, daß sie durch dasselbe 5 bei dem empfänglichen Leser reproduziert wird, wobei freilich der Wert und die Wirkung des Gedichtes davon abhängen wird, daß sich die individuellste Darstellung mit dem allgemeingültigsten Inhalt zusammenfinde. Die besten lyrischen Gedichte sind daher auch immer unmittel- 10 bar aus der vom Leben gegebenen Situation heraus geschrieben worden; die höchste Gefühlserregung wird, wie das jeder schon im täglichen Leben an sich erfahren mag, auch immer den schlagendsten Ausdruck finden; und wenn Goethe einmal den Ausspruch getan, es müsse der 15 Dichter sich den Stoff durch die Zeit erst in eine gewisse Form rücken lassen, ehe er an die Behandlung desselben gehe, so sind doch gerade seine Lieder von unsterblichster Wirkung nachweislich unter der Herrschaft des Momentes entstanden, worüber der vor einigen Jahren heraus- 20 gegebene Briefwechsel mit der Frau von Stein[1] die mannigfachsten und interessantesten Aufklärungen enthält. Daß übrigens dem Dichter, namentlich dem Novellisten, auch eine selbsterfundene Situation mit solcher Lebendigkeit aufgehen könne, daß er dadurch zu einer vollkommen 25 lyrischen Produktion im Charakter und der Stimmung seiner eignen Gestalten veranlaßt wird, ist durch das hier Gesagte selbstverständlich nicht ausgeschlossen und von Mörike in seinem „Maler Nolten“ durch das unergründlich schöne „Früh, wenn die Hähne krähn“ aufs vollkom- 30 menste dargetan, während die Eichendorffschen Lieder, so tief sie immer sein mögen, doch nur aus einer und derselben Grundstimmung mit den Novellen, in denen sie vorkommen, nicht aber aus diesen selbst entsprungen sind[2].

Es beruht daher auch das willkürliche und massenhafte 35

---

[1] Die Briefe an Frau von Stein wurden 1848—51 von August Schöll in drei Bänden veröffentlicht. — [2] Ähnliches gilt zum Teil von Storms „Immensee“-Liedern.

Produzieren lyrischer Gedichte, das eigentliche Machen und Ausgehen auf derartige Produktionen auf einem gänzlichen Verkennen des Wesens der lyrischen Dichtkunst; denn bei einem lyrischen Gedichte muß nicht allein,
5 wie im übrigen in der Poesie, das Leben, nein, es muß geradezu das Erlebnis das Fundament desselben bilden. Den echten Lyriker wird sein Gefühl, wenn es das höchste Maß von Fülle und Tiefe erreicht hat, von selbst zur Produktion nötigen, dann aber auch wie mit Herzblut
10 alle einzelnen Teile des Gedichtes durchströmen. Eine Folge hiervon und zugleich ein Beweis für unsre Ansicht ist es, daß selbst unsre besten Lyriker, wie Günther, Hölty, Goethe, Claudius, Uhland nur wenige Lieder geschaffen haben, welche die seit ihrem Erscheinen verflossene Zeit
15 überdauerten.

So wie mit den lyrischen Gedichten im allgemeinen, so ist es im besonderen mit den Liebesliedern. Es kommt nicht darauf an, geistreiche Gedanken über die Liebe in Versen vorzutragen, wie dies z. B. in Geibels „Minne-
20 lied", freilich in schönster Weise, geschieht; denn hier entsteht schon ein Mittelding zwischen lyrischer und didaktischer Poesie; das echte Liebeslied soll vielmehr in seinen Versen die Atmosphäre der Liebe einfangen, daß es uns beim Lesen mit unwiderstehlicher Gewalt der Ahnung
25 oder Erinnerung überkommt.

Die Niendorfsche Sammlung, an die wir die vorstehenden Bemerkungen anknüpfen, bringt uns kein einziges Gedicht, in dem und in dessen einzelnen Teilen ein volles energisches Gefühl pulsierte. Man fühlt, daß es
30 dem Verfasser mehr um das Versemachen als um die Liebe zu tun gewesen ist; die unbedeutendste Gefühlsanwandlung, über die es fast nirgends hinauskommt, die oberflächlichste Reflexion müssen ihm den Stoff zu einem Gedichte hergeben. Kleine anmutige Motive, an denen
35 es allerdings nicht fehlt, z. B.:

S. 42. Ich hang an dir!

Ich hang an dir wie ein Tröpflein Tau
An der roten Rose der Werderau.

S. 207. Sie lächelten, doch nicht wie du[1].

wiewohl auch diese nicht selten in phantastische Spielerei ausarten, z. B. S. 15, wo „Schön Ännchen“ zu Ende jeder Strophe wünscht:

O Mondenschein, 5
Möchtest du mein Liebster sein[2]!

werden ihm Veranlassung, ein längeres Gedicht daranzuhängen, das nur zu deutlich zeigt, es sei nur um des hübschen Refrains willen gemacht worden. — Wie geringen Teil überhaupt die Empfindung an diesen Liedern 10 hat, beweist schon das gemachte, jetzt hoffentlich für immer in der Poesie, wenigstens in der Lyrik, beseitigte Hereinziehen ausführlicher Bilder und Gleichnisse sowie das verbrauchte Personifizieren von Himmel, Wind, Wolke, Muschel, Rose und hundert anderen leblosen Gegenstän- 15 den, dem man hier überall begegnet. In den allermeisten Fällen wird ein solches Verfahren, das, wie unmerklich auch immer, dennoch auf einer Verstandesoperation beruht und daher zum Verständnis eine Rückoperation verlangt, nicht allein dem Leser den unmittelbaren Eindruck 20 des Gefühls verkümmern, welches der Dichter ausdrücken wollte, sondern es wird auch fast immer ein Beweis sein, daß dasselbe nicht in rechter Fülle und Tiefe bei dem Dichter vorhanden gewesen ist. Die vorliegende Sammlung liefert hiefür den schlagendsten Beleg. 25

Daß bei alledem der Verfasser seiner ursprünglichen Naturanlage nach eines tiefern Tones fähig ist, das ergibt sich auch hier wiederum aus einzelnen Strophen und Liedern, denen es freilich, wie in der „Hegler Mühle“, überall an einer gründlichen Durchführung im einzelnen 30 fehlt; z. B.:

Wider der Welt Rede.

Wo dir ein heimlich heilig Blatt
Aus deinem Herzen ward gerissen,

[1] Der Dichter vergleicht die Mädchen in der Fremde mit der Liebsten. — [2] Das Lied schildert, wie das Mädchen erst sanft den Tod des Bräutigams beklagt, dann, vom Mondschein verlockt, hinauswandert und schließlich wahnsinnig wird.

Und durch der Neugier Augen hat
Den Rutenlauf hinwandeln müssen:
Verzage nicht und glaub' es mir,
Es ging schon manchem so wie dir!

5 Hör' alles an und fasse dich,
Ob sie dir trauern oder scherzen;
Hat alles seinen bösen Stich
Und treibt den Stachel dir zu Herzen,
Verzage nicht! Ertrag es still!
10 Gebeut dem Zorn, der widerwill.

Denn bist du still: es spricht sich tot,
Die Welt sucht morgen schon das Neue,
Und hieltest du's in Schmerz und Not:
Dein ist es erst mit rechter Treue.
15 Verzage nicht! Du kommst zur Ruh'!
Du hast's allein, dein Gott und du.

wo den Hauptanforderungen der Kritik schon durch Hinweglassung der mittleren Strophe Genüge geschehen wäre.
Nach dem hier Gesagten können wir mit der von dem
20 Dichter in seinem Einleitungsgedicht „Das Lied der Liebe" ausgesprochenen Ansicht keineswegs übereinstimmen:

Und dieses Lied — ob es tausendmal
Und abermal tausend erklungen,
Die Liebe, die Liebe voll Lust und Qual,
25 Wird nimmer zu Grabe gesunken.
Wollt's Gott, ich hätte durch hundert Jahr'
Gesungen ihr tausend Lieder:
Mit zitternden Händen und greisem Haar,
Ich würde der Liebe nicht müder.
30 O Liebe, du Liebe, du Harfenpreis,
Du Segensfrucht an dem Lorbeerreis,
Ich sänge dir wieder und wieder.

denn wenn auch die Liebe an sich in der Weltordnung, so auch in der Poesie ihre ewige Berechtigung hat: so
35 wird sie dem einzelnen Dichter doch niemals ein stets handgerechter Stoff sein, aus dem er beliebig seine Lieder zu fabrizieren vermöchte; er wird vielmehr die Offenbarung abwarten müssen, wie bei allem, was heilig ist. Am allerwenigsten aber haben die Lieder der vorliegen-

den Sammlung es vermocht, uns zur Übereinstimmung mit der Ansicht ihres Verfassers zu bewegen.

Man könnte uns, und scheinbar mit Recht, den Einwurf machen, wir hätten für die Besprechung eines Buches, an dem wir so Weniges gelten lassen, keinen Raum in diesen Blättern verlangen dürfen; allein das nicht alltägliche Talent, welches wir in der „Hegler Mühle“ zu erkennen meinen, konnte doch immerhin den Anspruch machen, daß bei Gelegenheit eines von demselben Verfasser herrührenden Werkes das gesagt würde, was wir seit lange gegen eine ganze Klasse von Poeten auf dem Herzen hatten.

---

b.

Lieder von Julius von Rodenberg.

Zweite Auflage. Hannover 1854.

Erst in neuerer Zeit hat die Kritik mit einer tieferen Auffassung der Form in der Poesie begonnen. Die sogenannte „schöne Form“, deren Wesen man in den rhythmischen und musikalischen Wohllaut des Verses setzte, ohne dabei ein notwendiges Verhältnis derselben zum Inhalte zu verlangen, fängt allmählich an, im Preise zu sinken; und man will jetzt unter Form vielmehr nur die Art und Weise verstanden wissen, in welcher der eigentümliche Gehalt eines Stoffes zum poetischen Ausdruck gebracht wird. Formvollendung in diesem Sinne, welche ihrer Natur nach schon einen künstlerischen Stoff und ein intimes Verhältnis des Dichters zu demselben voraussetzt, ist daher recht eigentlich Sache des Talentes; während jede Handhabung der Form, welche zu dem Stoffe selber in kein Verhältnis tritt und ihm daher auch nicht zum Ausdruck verhelfen kann, wenn auch nicht von vornherein und durchweg der Routine angehört, so doch wenigstens geradeswegs dahinführt. Geibels poetische Entwicklung, der in der deutschen Literatur recht eigentlich der Dichter der schönen Form ist und in dieser Richtung das Mögliche und ohne Zweifel höchst Anerkennungswertes geleistet hat,

bietet hiefür die reichlichsten Belege. Wir erinnern beispielsweise nur an die Troubadour-Lieder[1], die Schleswig-Holstein-Sonette[2] und die kürzlich in Gödekes Wochenschrift[3] teilweise publizierte Oper „Lorelei", Dichtungen, die augenscheinlich weder aus einem Drange der Phantasie oder des Gedankens, noch der Empfindung, sondern vielmehr aus der anmutigen Gewohnheit musikalischer Rhythmenbildung entstanden sind. Wie schon oft gesagt, die „schöne Form" ist ein Gefäß, womöglich ein goldenes, bereit, den mannigfachsten beliebigen Inhalt zu empfangen; die poetische Form in unserm Sinne sind nur die Konturen, welche den Körper vom leeren Raume scheiden[4].

Zu den Dichtern der schönen Form gehört auch Julius von Rodenberg[5]. Er ist, wie kein andrer der jungen Poeten, wenn man so sagen darf, aus Geibels Schule hervorgegangen; im übrigen freilich, was den Wert seiner Produktionen anbelangt, in keiner Weise mit ihm zu vergleichen, abgesehen davon, daß der beiden gemeinschaftliche Ton, so wenig er eine durchschlagende Originalität zuläßt, dem älteren Dichter immerhin insofern eigentümlich ist, als er von diesem zuerst in die deutsche Lyrik eingeführt wurde. Julius von Rodenberg besitzt weder die Phantasie und den Gedankenreichtum, noch auch die Geistes- und die Gemütsbildung, welche der Muse Geibels überall zugute kommt; und verhält sich zu diesem durchweg wie ein Schüler zum Meister, den zu erreichen ihm durch den geringeren Gehalt seiner Persönlichkeit auch für die Zukunft versagt ist. Der rasche Erfolg der Sammlung, durch den allein wir zu dieser Besprechung veranlaßt werden konnten, erklärt sich wohl nur dadurch, daß der Verfasser es verstanden hat, die allgemeingültigsten Gedanken und Empfindungen in einer

[1] In den „Juniusliedern" (Stuttgart 1848). — [2] „Zwölf Sonette für Schleswig-Holstein" (Lübeck 1848). — [3] „Deutsche Wochenschrift", 1. Jahrgang (Hannover 1854). — [4] Vgl. „Gedichte", Bd. 1, S. 119. — [5] Julius Rodenberg (1831—1914), der bekannte Schriftsteller und hochverdiente Begründer und langjährige Herausgeber der „Deutschen Rundschau", änderte seinen ursprünglichen Namen Julius Levy zuerst in der obengenannten Fassung nach seinem Heimatsort Rodenberg in Hessen.

freilich weder tiefen noch eigentümlichen, aber darum desto verständlicheren Weise auszusprechen. Wie hiervon bis zum Trivialen kaum ein Schritt ist, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Jugend, Frühling und Liebe sind das Thema dieser Lieder; der Dichter ist jung und will jung sein. Freilich nur insofern die Jugend den Keim zur männlichen Tat und zur unvergänglichen Geistesjugend in sich trägt (S. XII u. 68)[1]. Doch trotz dieses ernsteren, wir möchten sagen praktischen Anspruches oder vielleicht auch wegen desselben finden wir überall nur eine leichte Gefühlserregung, welche mehr aus der Einbildungskraft als aus dem Leben entsprungen scheint, und obgleich der Verfasser selber sagt:

S. 232. Ich hab' getrunken aus der Leiden Borne,
Von Schmerzen gehen mir die Augen über,

so zeigen doch seine Lieder keineswegs, daß er sich seinen Stoff durch Kampf und Schmerz zum inneren Eigentum erworben habe. In den Liebesliedern begegnen wir nur der Liebe in abstracto, und es fehlt überall — nur auf S. 58 findet sich eine eben nicht glückliche Ausnahme[2] — der Hintergrund des inneren Erlebnisses. In gleicher Allgemeinheit sind die übrigen Stoffe behandelt; fast nirgends befinden wir uns auf dem Boden bestimmter oder gar wirklicher Verhältnisse; selbst beim „Studentenabschiede“ (S. 105) fehlt jede konkrete Unterlage. Die Abteilungen „Liebeslieder“ und „Wanderlieder“, worin der größere Teil der Sammlung zerfällt, haben für den Inhalt nicht eben viel zu bedeuten, nur daß bei den letzteren mitunter an bestimmte Örtlichkeiten angeknüpft ist; das Thema bleibt im ganzen dasselbe.

Wir teilen beispielsweise mit:

S. 16. Die reinen Frauen.

Die reinen Frauen stehn im Leben
Wie Rosen in dem dunklen Laub;

[1] Das Widmungsgedicht „Trutznachtigall“ und das Lied „Vom ewigen Frühling“. — [2] „Stirb Lieb' und Freud'“, ein Abschiedslied an die Geliebte, die den Dichter sie vergessen heißt.

Auf ihren Wünschen, ihrem Streben
Liegt noch der feinste Blütenstaub.

In ihrer Welt ist keine Fehle,
Ist alles ruhig, voll und weich;
5 Der Blick in eine Frauenseele
Ist wie ein Blick ins Himmelreich.

Wohl sollst du hören hohe Geister,
Verehren sollst du Manneskraft;
Dich sollen lehren deine Meister,
10 Was Kunst vermag und Wissenschaft.

Doch was das Höchste bleibt hienieden,
Des Ew'gen nur geahnte Spur,
Was Schönheit, Poesie und Frieden,
Das lehren dich die Frauen nur.

15 Ein für diese Richtung der Poesie in Konzeption und Ausführung besonders bezeichnendes Gedicht ist S. 125 „Notturno“, dessen Mitteilung uns jedoch der Raum hier nicht gestattet.

In der Abteilung „Helgoland“ gehört das bekannte 20 „Marie vom Oberlande“ zu den Liedern, die sich bei übrigens poetischer Dürftigkeit durch ihre rhythmische „Weise“ und durch eine gewisse Fasson unsern Musikern zur Komposition zu empfehlen pflegen[1], und denen wir auch in dieser Beziehung einen verhältnismäßigen Wert nicht be- 25 streiten wollen. Inniger und, wie wenige Stücke der Sammlung, von einer bestimmten Stimmung getragen ist dagegen das Gedicht S. 169:

Dämmerung.

Horch nach des Tages glühender Hitze,
30 Wie atmet das Meer so kühl und leicht!
Ich liege allein auf der Felsenspitze,
Die Sonne ist unter, der Himmel bleicht.

In wallende Nebel hüllt sich die Ferne,
Dort an der Düne irrt noch ein Kahn;
35 In die Dämmerung treten die ersten Sterne
Und sehn mit den goldenen Augen mich an.

---

[1] Das Lied ist in der Tat oft vertont worden, so von Heinrich Marschner.

Bewegten Herzens muß ich lauschen,
Wie sich die Brandung am Felsen bricht;
Der Winde Gesang und der Wellen Rauschen
Erklingt mir wie ein unsterblich Gedicht.

Voll stürmischer Lust, voll brausender Klage, 5
So wonnetrunken, so gramverwirrt;
Ein Lied, wie es von Anfang der Tage
Bis an den letzten erschallen wird.

Ich hörte die Glocken des Meeres läuten,
Vernahm der Seejungfrau'n Gesang; 10
Ich aber konnte den Sinn nicht deuten,
Mein Herz war bezaubert vom wilden Klang.

obgleich es doch auch wiederum am Ende in den hergebrachten Phrasen und den alten poetischen Theatereffekten verpufft. 15

Von den geharnischten Sonetten (S. 211—249), namentlich denen für Schleswig-Holstein[1], das der Dichter übrigens nicht bloß mit der Feder vertreten zu haben scheint[2], kommen die ersteren über ein kaltes Pathos nicht hinaus, während in den späteren mitunter eine Wärme 20 des Gefühls hervorbricht, die im allgemeinen außer dem Bereiche dieser dichterischen Persönlichkeit zu liegen scheint.

S. 220. Am Kyffhäuser.

Und wieder einmal fuhr er aus dem Schlafe . . .
„Wer hat mit das getan, wer weckt mich wieder? 25
Wer singt mir stürmisch jene alten Lieder?
Wer geht so hart auf meinem Epitaphe?

„Bist du es, deutsches Volk? Du deutscher Sklave?
Was regst du wieder deine trägen Glieder?
Wozu der Lärm? O leg' dich, leg' dich nieder! 30
Am wohlsten ist ja mir und dir im Schlafe!“ —

Da rief ich: „Nein! o nein, mein deutscher Kaiser!
Das Heil ist nah, nun darfst du nicht mehr zagen;
Der Morgenwind fährt schon durch Busch und Reiser.

„O Luft von Morgen! sieh, schon will es tagen, 35
Das Frühlicht blitzt schon durch die goldne Aue —
Und du, mein Fürst, nur einmal noch vertraue!“

---

[1] Die „Sonette für Schleswig-Holstein“ (Hamburg 1851) sind Rodenbergs erste Veröffentlichung. — [2] Ein Irrtum Storms.

Es hängt mit der vorhin besprochenen Natur dieses Talentes zusammen, daß sich überall in den Gedichten die bestimmtesten Anklänge an andre Dichter finden, im einzelnen wie in der Konzeption; und zwar kommen diese An-
5 regungen unverkennbar nicht etwa durch den Stoff oder durch die lyrische Stimmung fremder Gedichte, als vielmehr fast immer nur durch den rhythmischen Tonfall derselben.
Übrigens kann niemand die Grenzen seines Talentes richtiger charakterisieren, als dieses vom Dichter in nach-
10 stehender Insolvenzerklärung selbst geschehen ist:

S. 45. Das ist das köstlichste Empfinden,
— Ich fühl' es meinem eignen an! —
Auf das man keine Reime finden
Und keine Verse machen kann!

---

15 Es sei uns vergönnt, an Vorstehendes die kurze Erwähnung eines neuen Poeten anzuknüpfen, der als leibhafter Antipode der Rodenbergschen Richtung auftritt. Das soeben erschienene Büchlein heißt:

c.

20 **Neunzig Lieder und neun polemische Episteln von Karl Heinrich Preller**[1].

Hamburg. Hoffmann und Campe. 1854.

Nach einem frischen, jugendlich übermütigen Einleitungsgedicht:

25 . . . .
Groß ist unsre Zeit. Die Lichter
Junger hoffnungsvoller Dichter,
Wie pompös gestirnt sie stehn!
Schwer hält's, etwas zu bedeuten,
30 Denn vor lauter großen Leuten,
Fürcht' ich, wird man übersehn!

tritt der Verfasser in einzelnen Gedichten (S. 17, 56, 90, 100) und am Schlusse seiner Sammlung in den neun

---

[1] **Karl Heinrich Preller** (1830—90), ein geborener Lübecker, Erzieher naturwissenschaftlicher Schriftsteller und Redakteur in Hamburg, ist auch späterhin dichterisch tätig gewesen.

polemischen Episteln gegen die Phrase und die falschen Poeten in den Kampf. Den größten Teil des Buches bilden indessen lyrische Gedichte, die unter diesen Umständen offenbar mit dem Anspruche, als Musterstücke zu gelten, von dem Dichter eingeführt sind. Das erste, was uns beim Aufschlagen des Buches in die Augen fiel, war: 5

S. 17. Mädchenlied[1].

Die Sonne will erblassen,
Der Tag entwich.
Du hast mich ahnen lassen, 10
Du liebtest mich.

Und nun liegen die Wogen
Im Sternenlicht.
Du bist fortgezogen;
Ich begreife dich nicht. 15

Wir müssen gestehen, daß wir eine so echte Simplizität, einen so tiefen Naturlaut in dem Wuste der neueren Lyrik lange nicht gehört hatten und danach das Selbstbewußtsein des Verfassers für hinlänglich gerechtfertigt hielten; allein wir hatten eben die Perle der Sammlung 20 getroffen. Der Gegenstand wie der poetische Gehalt der übrigen Gedichte ist meist ein sehr unbedeutender; und unerachtet des nicht zu verkennenden Strebens nach einem realen Hintergrunde:

S. 5. Genrebild[2]. 25

Auf dem Landweg zwischen zwei Gebüschen
Geht ein Mann in einem grünen Tuchrock.
Langsam geht er, und die Sonne brennt ihm
Auf den Rücken, und der Staub beschwert ihn.
Funfzig Jahre mag er etwa zählen, 30
Seine Kindheit hat er längst durchmessen,
Seine mühevolle Jugend auch längst.
Werktags hat er stets viel Schweiß vergossen,
Sonntags ist er manchmal — froh gewesen.
Wie er langsam geht, und so bedächtig 35
Seine Pfeife raucht im heißen Wetter!

---

[1] Von Storm in die „Deutschen Liebeslieder seit Johann Christian Günther" aufgenommen. — [2] Von Storm in sein „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" aufgenommen.

Denken mag er wohl an Korn und Rindvieh,
Die sind immer sein Erwerb gewesen,
Aufs Erwerben war er angewiesen.
Noch ist er zu sehn! Wie geht er langsam! —
5 Hinter ihm liegt Arbeit, vor ihm Arbeit,
Hinter ihm liegt Sorge, vor ihm Sorge,
Hinter ihm Gespielen, vor ihm Erben —
Warum soll er große Schritte machen?

wird der Dichter dennoch sehr oft von der Phrase, sei-
10 nem beschrieenen Erbfeinde, mehr oder minder über-
wältigt. Z. B.:

S. 36. Unter dunkelgrünen Bäumen
Möcht' ich ruhn am Waldessaum,
Möchte singen, möchte träumen
15 Ewig sel'gen Liebestraum &c.

S. 37. Nach dieser Tagesschwüle
Segne die Abendkühle,
Segne die milde Nacht!
Mit leisem Engelsflügel
20 Schwebt über Tal und Hügel
Des Friedens stille Wundermacht &c.

Möge der Verfasser des schönen „Mädchenliedes" und
des „Genrebildes" noch jung und unbefangen genug sein,
um seinen gerechten Grimm gegen alles Unwahre und
25 Konventionelle auch seinem eigenen Talente zugute kom-
men zu lassen.

---

d.

Des Knaben Wunderhorn.

Alte deutsche Lieder, gesammelt von **L. A. von Arnim** und **Clemens**
30 **Brentano**. Vierter Band. Mit Registern über sämtliche Bände der
ersten und letzten Ausgabe.

Nach A. v. Arnims handschriftlichem Nachlaß
herausgegeben von **Ludwig Erk**.

Die ursprünglichen Herausgeber des „Wunderhorns",
35 das bald nach seinem Erscheinen auf Ton und Stimmung
der deutschen Lyrik von so bedeutendem Einfluß wurde,
ließen sich bei ihrer Arbeit bekanntlich und ausgesproche-

nermaßen nicht sowohl von einem literarischen oder kulturhistorischen, als vielmehr lediglich vom poetischen Interesse leiten; nicht darauf kam es ihnen an, ob ein Gedicht in der Tat zum poetischen Eigentum des Volkes gehörte, sondern nur, ob es nach ihrer Ansicht die Berechtigung hatte, dazu zu gehören. Hieraus entstand denn ein Zwiefaches. Einmal, daß man keinen Anstand nahm, an den überkommenen Texten zu ändern, andernteils, daß auch von bekannten und lebenden Dichtern Stücke aufgenommen wurden, denen man, wie z. B. der Pfeffelschen[1] „Tabakspfeife“, den Charakter des Volksliedes zuerkannte. In dieser letzteren Beziehung ist auch der gegenwärtige 4. Band dem alten Plane treu geblieben, und es sind nicht allein in übrigens geschickter Auswahl Lieder von Johann Rist[2] (S. 168, 170), Martin Opitz[3] (S. 172, 208) und anderen alten Dichtern[4] aufgenommen, sondern wir finden auch, und gewiß im Sinne der ursprünglichen Herausgeber, S. 332 das unvergleichliche „Fridericus Rex, unser König und Herr“ von Willibald Alexis aus dessen Roman „Cabanis[5]“.

Im übrigen hat der Herausgeber des vorliegenden Bandes es sehr wohl erkannt, daß die ohnedies von jeher angezweifelte Berechtigung zur poetischen Redaktion der alten Texte jedenfalls an die Persönlichkeit der alten Herausgeber geknüpft gewesen sei, und sich in dieser Beziehung darauf beschränkt, die vorgefundenen Lieder, außer wo sich aus neueren Quellen bessere Lesarten darboten, in unveränderter Gestalt zu geben. Andererseits hat indessen Hr. L. Erk sich veranlaßt gefunden, sowohl über den handschriftlichen als auch über den Arnimschen Nachlaß überhaupt hinauszugehen; denn nicht allein, daß

---

[1] Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809), der bekannte elsässische Fabeldichter. — [2] Johann Rist (1607—67), ein holsteinischer Prediger, war vor allem als Dichter religiöser Lieder und als Dramatiker tätig. Von ihm bringt Erk zwei Gedichte: „Daphnis und Galathee“, ein Schäferlied, und „Wunsch nach Freiheit“. — [3] Opitz ist durch das Gedicht „Vertrauen auf Gott“ und „Eile zum Lieben“ vertreten. — [4] Andreas Tscherning und Philipp Marnix von Saint-Aldegonde, der als Verfasser eines Liedes über „Wilhelmus von Nassau“ gilt. — [5] Außerdem von Ernst Freiherr von Feuchtersleben: „Es ist bestimmt in Gottes Rat.“

aus neueren, erst nach Arnims Tode erschienenen Sammlungen, unter Hinweisung auf die früheren Bände, einzelne Stücke abgedruckt sind, welche ihrem Inhalte nach zur Vergleichung mit den dort mitgeteilten Texten auf-
5 fordern, z. B. S. 133 „Maria" aus Simrocks Volksliedern; die überwiegende Mehrzahl der Stücke aus den späteren Sammlungen ist ohne Hinweisung auf Früheres aufgenommen und scheint zu dem Inhalt der Bände in keinem weiteren Verhältnis zu stehen, als daß vielleicht
10 A. und Br., falls sie dieselben gekannt, sie ihrer Sammlung würden einverleibt haben. So z. B. S. 71 das von Heine im „Salon" mitgeteilte: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht", S. 127 „Die Verlassene" aus Walters „Sammlung deutscher Volkslieder. 1841", S.
15 173 „Wo wird mein Schatzeln sein" aus „Silchers Volksliedern" usw.

Ist nun durch ein solches Verfahren die Einheit des vorliegenden Bandes allerdings beeinträchtigt worden, so hat er dafür durch dasselbe an Reichtum und Mannig-
20 faltigkeit ohne Zweifel gewonnen, und die Leser werden kaum Ursache haben, sich darüber zu beklagen. Wer das Buch nach Goethes, bei Gelegenheit des ersten Bandes erteiltem Rate liest, d. h. nicht zuviel auf einmal, der wird sicher seine Rechnung dabei finden. Es ist
25 wie ein Gang auf freier Heide; nur einzeln blüht zwar die wilde Rose, aber es grünt und duftet doch überall, und überall ist man in der Natur und überall auf deutscher Erde.

Eines dieser Lieder, in welchem sich ein Stück Volks-
30 leben zu einer besonders lebendigen Szene entwickelt, können wir uns nicht enthalten, hier, wenigstens dem größten Teile nach, wiederzugeben:

S. 27. Die junge Schnur und die alte Schwieger.

„Heinz, willtu Christein haben?"
35 Sprach die alte Schwieger.
„Will sie's sein,
So ist sie mein",
Sprach der Sohn hinwieder.

„Wann wollt ihr dann Hochzeit haben?“
Sprach die alte Schwieger.
„Gilt uns gleich,
Wann es sei“,
Sprach die Schnur hinwieder. 5

„Was soll ich euch ins Haus schenken?“
Sprach die alte Schwieger.
„Dein neuen Pelz,
Mir gefällt's“,
Sprach die Schnur hinwieder. 10

„Was wöllt ihr für ein Handwerk treiben?“
Sprach die alte Schwieger.
„Gelt, mein Heinz,
Wir treiben keins!“
Sprach die Schnur hinwieder. 15

„Womit wöllt ihr euch dann nähren?“
Sprach die alte Schwieger.
„Mit Käs' und Brot,
Und was man hat“,
Sprach die Schnur hinwieder. 20

„Wo wöllt ihr heint dann liegen?“
Sprach die alte Schwieger.
„Bei dem Herd,
Auf der Erd'“,
Sprach die Schnur hinwieder. 25

„Wo wöllt ihr dann Hausrat nehmen?“
Sprach die alte Schwieger.
„Frag nit drum,
Wo wir's bekumm“,
Sprach die Schnur hinwieder. 30

„In welches Haus wollt ihr dann ziehen?“
Sprach die alte Schwieger.
„In dein Haus,
Du mußt draus!“
Sprach die Schnur hinwieder. 35

„Das Haus, das ist mein eigen!“
Sprach die alte Schwieger.
„Ist es dein,
Es wird noch mein“,
Sprach die Schnur hinwieder. 40

„Wollt'st du auf mein Tod hoffen?"
Sprach die alte Schwieger.
„Lebst du lang,
So ist mir bang",
5 Sprach die Schnur hinwieder.

„Gib mir meinen Pelz wieder",
Sprach die alte Schwieger,
usw.

Daß die junge Schnur und die alte Schwieger sich
10 demnächst in die Haare geraten, versteht sich bei einem
so dramatischen Realismus ganz von selbst.

Wir können diesen Aufsatz nicht schließen, ohne den
lebhaftesten Wunsch auszusprechen, der Herausgeber der
ersten Bände der Arnimschen Werke, Herr Wilhelm
15 Grimm, möge sich jetzt seines bei Gelegenheit des ersten
Bandes gegebenen Versprechens erinnern, am Schlusse
der Sammlung von Arnims Leben und Wirken eine ein-
gehende Darstellung zu liefern[1]. Arnim hat seinen Ein-
fluß, wie bedeutend auch immer, doch mehr mittelbar
20 durch andere Dichter als unmittelbar auf die Nation
geübt; keinem unsrer Dichter wäre daher eine Würdigung
von solcher Hand mehr zu wünschen, und keiner hat sie
gleichwohl weniger erfahren als eben Arnim.

---

e.

25 **Hundert Blätter.**

Paralipomena[2] zum „Quickborn" von **Klaus Groth.**

Hamburg. Perthes, Besser und Mauke. 1854.

Das vorliegende Bändchen zeigt uns den als platt-
deutschen Dichter mit vollstem Rechte zu so rascher Zele-
30 brität gelangten Verfasser des „Quickborn" als hochdeut-
schen Dichter. Zur Erklärung des etwas auffallenden
Titels sagt derselbe in einer Vorrede, mit welcher er das
Buch seinem Freunde, dem Professor Müllenhoff, wid-
met, es seien diese Gedichte fast ohne Ausnahme gleich-

[1] Wilhelm Grimm hat den Wunsch nicht erfüllt. — [2] Nachträge.

zeitig mit dem „Quickborn“ entstanden, teils aus den allgemeinen Formstudien, die das Werk erheischt habe, teils, indem Stimmungen, Gedanken und Betrachtungen einen Ausdruck gesucht, die im Plattdeutschen nicht zu ihrem Recht hätten kommen können. 5

Hieraus erklärt sich denn auch die große Verschiedenheit, welche zwischen den hochdeutschen und plattdeutschen Gedichten desselben Verfassers obwaltet; denn während die ersteren fast überall auf dem Boden des Erlebnisses und der leibhaftigsten Wirklichkeit stehen, zu deren Aus- 10 führung die plattdeutsche Sprache nach ihrem eigenen Wesen und ihrem besonderen Verhältnisse zum Dichter den vollsten Ausdruck leihen konnte, beruhen diese hochdeutschen Gedichte mehr auf der Reflexion und auf einer Empfindung, die fast ohne Ausnahme nicht sowohl aus 15 dem unmittelbaren Leben als aus poetischen Reminiszenzen entsprungen ist. Es läßt sich das Seite für Seite nachweisen; z. B.

S. 14.
Es glänzt in der Muschel die Perle,
Es blitzt von der Lilie der Tau, 20
Doch heller leuchtet die Träne
In deinem Auge blau.

S. 15.
Wie Melodien zieht es
Mir leise durch den Sinn,
Wie Frühlingsblumen blüht es 25
Und schwebt wie Duft dahin.

S. 16.
Es steht vor ihrem Hause
Ein großer Lindenbaum;
Den seh' ich alle Tage
Und jede Nacht im Traum. 30

Fast überall ist es nur eine mäßige und oberflächliche Gefühlserregung, welcher diese Gedichte ihr Leben verdanken. S. 20 sinkt der Dichter zum trivialsten Tone der Tagesliteratur herab; und wir können uns nicht enthalten, das betreffende Gedicht in seiner ganzen Aus- 35 dehnung mitzuteilen, da es ebenso interessant als belehrend ist, zu zeigen, wohin selbst eine so tiefe und bedeu-

tende dichterische Persönlichkeit wie Klaus Groth gelangen kann, wenn sie über ihren Kreis hinaustritt:

Nicht das kleinste Angedenken
Wurde mir von deiner Hand;
5 Willst du mir ein liebes schenken,
Gib aus deinem Haar das Band.

Was von allem deinem Glanze
Meinem Aug' das Liebste war:
Unter einem Rosenkranze
10 Dieses reiche dunkle Haar.

Deine Wangenröte lachte
Heller an der schwarzen Pracht,
Und der dunkle Stern entfachte
Doppelt bei der tiefsten Nacht.

15 Wenn die reichen Flechten fielen
Auf die Schultern, marmorweiß,
Schienen Nacht und Licht zu spielen
Um der Schönheit höchsten Preis.

O entflechte deine Haare!
20 Gib mir dann das Seidenband,
Daß es mir ein Bild bewahre
Von dem Schönsten, was ich fand.

Immer soll sie mich umschweben,
Der entbundnen Locken Pracht,
25 Und das Band sich still verweben
Meines Kummers tiefer Nacht.

Wen möchte man, wenn es nicht unter seinem Namen erschienen wäre, wohl weniger für den Dichter dieser Reime halten als den Verfasser des „Quickborn“! Sogar 30 „die tiefe Nacht des Kummers“, dieser alte deus ex machina, muß am Ende auftreten, den von den hochdeutschen Poeten selbst schülerhafte kaum noch zu zitieren wagen.

„Den reicheren Teil meines Stoffes“, sagt der Ver- 35 fasser in der erwähnten Vorrede, „zog natürlich der ‚Quickborn‘ an sich.“ Das ist allerdings richtig; Klaus Groth ist ein realistischer Poet, es geht ihm wie dem Antäus, wenn er die Mutter Erde verläßt, und seine eigensten

Stoffe gingen daher in den „Quickborn“; für die hochdeutsche Fassung blieb meistenteils nur das an sich Schwächere oder das seiner Natur nach dem Dichter weniger Entsprechende. Aber das ist es nicht allein; es liegt auch vielleicht zum allergrößten Teil in der Form, und zwar 5
in der Form, wie deren Wesen im Literaturblatte mehrfache Erörterung gefunden hat. Klaus Groth hat irgendwo bei Besprechung seines „Quickborn“ einen besondern Nachdruck auf die Überwindung der formellen Schwierigkeit gelegt, mit welcher der plattdeutsche Dichter zu kämpfen 10
habe. Allein er hat in seinen „Paralipomena“ tatsächlich dargetan, daß in einer und der hauptsächlichsten Beziehung wenigstens die größere Schwierigkeit auf seiten des hochdeutschen Dichters ist. Allerdings reicht die plattdeutsche Sprache nicht so weit wie die hochdeutsche, eine 15
Menge von Stoffen sind sogar von vorneherein gänzlich ausgeschlossen; allein dagegen bietet sie auch dem Dichter, soweit ihr Gebiet geht, die allergrößten Vorteile. Sie wird von einem Teile des Volkes gesprochen, der seinen Ausdruck noch mehr aus der unmittelbaren Anschauung 20
als aus der Reflexion schöpft, und besitzt daher eine Fülle anschaulicher lebendiger Worte und ganzer fertiger Wendungen; in diesen seit Jahrhunderten aufgehäuften und — was die Hauptsache ist — durchaus unabgenutzten Reichtum hat der Dichter nur hineinzugreifen, und es 25
wird sich die im Sprachschatze fertig vorgefundene Phrase an der richtigen Stelle ausnehmen, als sei sie speziell aus der jedesmaligen Situation erwachsen und gehöre dem Dichter eigentümlich. Daß eine solche richtige Verwendung des im Sprachschatze Vorhandenen eben auch einen 30
Poeten erfordert, versteht sich freilich von selbst. In der hochdeutschen Sprache dagegen ist alles Fertige bereits so abgegriffen und verbraucht, daß es nur in den seltensten Fällen und durch die größte Kunst des Dichters einen frischen Eindruck hervorzubringen vermag, in der Regel 35
aber sogar mit Sorgfalt vermieden werden muß; und von dem mit eigentümlicher, energischer Anschauung begabten Dichter, wie z. B. Eduard Mörike einer ist, auch ganz

von selbst vermieden und aus dem persönlichen Reichtume des Dichters ersetzt wird. Daß nur sehr einzelne diesen Reichtum besitzen, ist ebenso gewiß, als daß der Verfasser des „Quickborn“ sich dieser in den Sprachverhältnissen
5 liegenden schweren Forderung an den hochdeutschen Dichter bei Abfassung seiner hundert Blätter in keiner Weise bewußt gewesen ist. Denn überall begnügt er sich mit dem überkommenen konventionellen Apparat und kommt sehr oft über die Phrase im allerschlimmsten Sinne nicht
10 hinaus.

Überdies aber, was freilich mit dem vorhin Erörterten aufs genaueste zusammenhängt, ist dem Verfasser, der ein so feines Ohr für die plattdeutsche Sprache besitzt, das Geheimnis des hochdeutschen Sprachklanges verschlossen
15 geblieben.

Während das erste Fünfzig von den hundert Blättern aus vermischten Gedichten, besteht das zweite Fünfzig lediglich aus Sonetten. In einen großen Teil derselben hat der Verfasser Gedanken und Betrachtungen über Ge-
20 lesenes niedergelegt, und wir gewinnen dadurch einen Einblick in seinen Bildungsgang und seine Studien, worunter, nach den Sonetten zu urteilen, die Naturwissenschaften einen bedeutenden Teil einzunehmen scheinen. In bezug auf Platen, für den, und zwar gegen Heine, dessen un-
25 sterblich Teil er noch nicht entdeckt zu haben scheint, der Verfasser sich in vier Sonetten erklärt[1], heißt es S. 91:

3.

Das Wort zu prüfen nach dem feinsten Klange,
Den Duft zu kosten und den Sinn zu schmecken,
30 Den reinsten Ton im Rhythmus zu entdecken,
Das konntest du und übtest du im Gange.

Allein den Weg dir hau'n im wilden Drange,
Die Sprache schmieden und die Verse strecken,
Den Widerhall in trunknen Seelen wecken:
35 Dazu war dir das Herz zu adlig bange.

[1] Von den ersten beiden läßt sich das nicht behaupten. Sie heben scharf hervor, daß in Platens Gedichten über dem Streben nach der „schönen Form“ die Seele und das Gefühl zu kurz gekommen ist.

So stehst du da in deiner Marmorglätte,
Im Ebenmaß von abpolierter Reinheit,
Mit steinern — todeskalten schönen Formen.

Und nur der Dichter naht sich deiner Stätte
Und lernt an deiner durchgeprüften Feinheit 5
Die strenge Kunst in ihren starren Normen.

4.

(S. Heines „Freskosonett VIII“.)

Wer ganz, wie du, sich hingibt an das Schöne,
Den kann der Schmutz des Niedern nicht besudeln, 10
Ob er verkannt wird von bebrillten Pudeln,
Ob ihn ein frecher Satyr neck' und höhne[1].

Und wenn dein Volk nicht lauscht auf deine Töne,
Der nie sich beugte, flachen Sinn zu hudeln,
Der nie herabstieg, schalen Witz zu sprudeln — 15
Du stehst zu hoch, daß dich der Pöbel kröne.

Wir aber, welche deinen Wert ermessen,
Wir wollen dich als strengen Meister ehren
Und zu dir wallen wie zum Richterthrone.

Was du der Schwachheit zolltest, sei vergessen, 20
Und sollte Deutschland uns den Kranz gewähren:
Wir flechten dir daraus die Lorbeerkrone.

Da die Sonette uns in das Gedankenleben des Dichters einführen, so sind sie für alle, welche durch den „Quickborn“ ein näheres Interesse an seiner Persönlichkeit gewonnen haben, jedenfalls der lesenswerteste Teil des Büchleins, wenn auch in ihnen der zu entwickelnde Gedanke oft nicht mit völliger Klarheit und Präzision heraustritt.

Im übrigen — ist es eben schwierig, in zweien Sprachen ein Dichter zu sein; obgleich wir nach dem anmutigen, im „Quickborn“ mitgeteilten Gedichte „Das Laub beginnet fallen“ schon fast geneigt waren, es bei Klaus Groth als möglich anzunehmen.

---

[1] Anspielung auf den häßlichen persönlichen Streit zwischen Heine und Platen, der von beiden Dichtern nicht mit vornehmen Waffen geführt wurde.

f.

Gedichte von Hermann Kette[1].

Berlin 1854. F. Schneider u. Komp.

Wir haben hier die ersten Arbeiten eines jungen Poeten, von denen wir zuviel sagten, wenn wir behaupteten: sie seien pures Gold. Wir brechen auch nicht in die Worte Turandots aus: „Seht her und bleibet Eurer Sinne Meister[2]"; wir versichern dem Gedichte lesenden Publikum sogar, es werde nicht nur Anklänge an diesen und jenen Meister finden, sondern gelegentlich auch der begründeten Ansicht sein, dies und das schon besser gelesen zu haben. Nichtsdestoweniger nehmen wir nicht Anstand, die vorliegende kleine Sammlung mit Wärme zu empfehlen, die teilweis in dem wirklichen Wert der Dichtungen, überwiegend aber darin ihren Grund hat, daß wir hier wieder ein junges Talent auf dem Wege erblicken, der uns immer mehr und mehr als der einzig richtige erscheinen will. Nicht die Größe der Aufgabe macht's, sondern das richtige Verhältnis zwischen Kraft und Ziel. Wir haben nicht nur immer noch Talente, die das furchtlose Mühen der Titanen fortsetzen und in Gottes Himmel hineinbauend den alten Lenker aller Dinge stürzen und sich an seine Stelle setzen möchten, sondern nur allzuoft auch steht die pygmäenhafte Kraft zur titanischen Aufgabe in solchem Mißverhältnis, daß man nicht weiß, ob man die Kühnheit des Unternehmens mehr verurteilen oder belachen soll. Von solcher Großmannssucht haben wir bei unsrem Dichter nichts, er kennt die Grenzen seiner Begabung und hält sie inne. Er wirtschaftet mit dem ihm gewordenen Pfunde wie ein ehrlicher Mann, aber nicht wie ein Schwindler, der, weil er hundert von hundert verdienen will, zuletzt selbst der Betrogene wird und seinen Einsatz unter den Händen verschwinden sieht. Ob

[1] Der 1908 achtzigjährig als hoher Verwaltungsbeamter verstorbene Dichter hat sich später hauptsächlich als Bühnenschriftsteller versucht. — [2] So sagt in Schillers „Turandot"-Bearbeitung, zweiter Aufzug, vierter Auftritt, Turandot zu Prinz Kalaf, als sie ihn beim Lösen der von ihr gestellten Rätsel durch Entschleierung ihres schönen Antlitzes verwirren will.

solch gerader Weg bloß um seiner Gradheit willen immer
zum höchsten Ziele führt, mag billig bezweifelt werden,
aber wer ihn betritt (versteht sich mit Beruf), wird immer
zu den liebenswürdigen Erscheinungen zählen, und Hand-
werksbursche auf den Wegen und Mägde in ihren Spinn- 5
stuben werden von ihm sprechen und singen, wenn auch
niemals ein pomphaftes Monument über ihn zur Nach-
welt spricht.

Als einen Beleg für die heitre Frische und Munterkeit
der vorliegenden Dichtungen geben wir das Folgende: 10

Amor als Auktionskommissar.

Ein ledig Herz macht nur Verdruß
Und kann zu gar nichts frommen,
So sprach ich einst, kam zum Entschluß
Und ließ mir Amorn kommen. 15

Bei Laune eben war der Gott,
Versprach mir ohne Weigern,
Mein Herz, wie ich es ihm gebot,
Meistbietend zu versteigern.

Er lief die Gassen ab und auf 20
Und rief mit ernster Miene:
Wer Lust verspürt zum Herzenskauf,
Erscheine zum Termine!

Und im Termin, der öffentlich
Im Rathaus ward gehalten, 25
Viel Käuferinnen fanden sich,
Absonderlich die Alten.

Und er, der Schalk, als Kommissar,
Mit einer großen Brille
Und einer Atzel[1] überm Haar, 30
Bot mit der Glocke Stille:

„Ein Männerherz steht zum Verkauf,
Ein junges, warmes, rotes;
Wer, meine Damen, bietet drauf?
Ich harre des Gebotes.“ 35

Und sieh, in Samt und Seide stolz
Vom Fuße bis zur Scheitel,

---

[1] Perücke.

Hob eine einen Beutel Golds:
„Ich biete diesen Beutel!"

Der Beutel schaute stattlich aus,
Ich winke und ich nicke,
5 Doch Amor zieht die Stirne kraus
Bis unter die Perücke:

„Wer, meine Damen, bietet mehr?
Ein Beutel Golds zum ersten!
Wer bietet, meine Damen, wer?
10 Ein Beutel Golds zum ersten!"

Und eine zweite, bodenwärts
Den sanften Blick geschlagen,
Sprach leis: „Ich biete Herz für Herz."
Das, dacht' ich, ist zu wagen.

15 Die Maid schien ohne Lug und Trug,
Mit leidlichen Manieren,
Und bei Geschäften Zug um Zug
Ist nicht viel zu riskieren.

Die Maid sah gut und ehrlich aus,
20 Ich winke und ich nicke,
Doch Amor zieht die Stirne kraus
Bis unter die Perücke:

„Ein Beutel Golds, wer bietet mehr?
Ein andres Herz, zum ersten!
25 Wer bietet, meine Damen, wer?
Sie Schelmchen da, wie wär's denn?"

Und sieh, das muntre Schelmenkind
Rief laut zum Kommissare:
„Herr Kommissar, man kauft nicht blind,
30 Zeigt doch einmal die Ware!

„Das Herz ist nicht mehr ungebraucht,
Und hat schon wunde Stellen,
Die erste Hitze ist verraucht,
Herr Kommissar, nicht prellen!

35 „Auch ist es leicht nur von Gewicht,
Ihr solltet, Herr, Euch schämen,
Ich kauf' es nicht und tausch' es nicht,
Geschenkt, da will ich's nehmen."

Ich ward vor Ärger weiß wie Kalk
Und wollt' es mir verbitten.
Doch Amor rief, der lose Schalk:
„Zum ersten, zweiten, dritten!"

Weg war mein Herz. Zu mir gewandt, 5
Hört' ich ihn spöttisch sagen:
„'s war ein Verkauf aus freier Hand,
Und ich hab' zugeschlagen."

Und siehe da, der Götterknab'
Nimmt vom Gesicht die Brille, 10
Und von der Stirne frei herab
Fließt seiner Locken Fülle.

Sie aber schauet lächelnd drein.
„O Schelm, o Schelm, bedenke:
Wer was geschenkt nimmt, sorge fein, 15
Daß er was wieder schenke!"

---

g.

Theodor Fontane.

(1855.)

Es mag allerdings, um das Höchste in der Poesie zu 20
erreichen, dem Dichter die Fähigkeit, den Stoff lediglich
aus sich selber zu entwickeln, die Gestalten seiner Phantasie, nachdem sie einmal geschaffen, völlig abgetrennt
und selbständig von sich handeln und leben zu sehen, erforderlich sein; gleichwohl ist diese Kunst eine so freie, daß 25
wir im Mittelpunkte unsrer Literatur und im Herzen
unsers Volkes einen Dichter sehen, welcher jene Fähigkeit
nicht besaß, und in dessen Werken wir, in dramatischen
wie in epischen Stücken, stets und unabweisbar die Persönlichkeit des Autors, die eigentümliche Art seines Geistes 30
und Gemütes so empfinden, daß wir darüber zu einem
ungemischten Interesse an dem behandelten Stoffe nicht
gelangen können. Zu diesen letzteren Dichternaturen, die
wir wie Schiller, so wenig ihm das eigentliche Lied geglückt ist, die wesentlich lyrischen nennen möchten, wenn 35
nicht fast überall die Reflexion dem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung in den Weg träte, gehört auch

Theodor Fontane, der mit einer Sammlung von Gedichten (Berlin, Karl Reimarus) zuerst im Jahre 1851 in die neueste Literatur eintrat. Der lyrische Teil dieser Sammlung ist vorzugsweise eine Gedankenpoesie, wie ihn
5 denn auch der Verfasser selber unter die Rubrik „Lieder und Sprüche“ gestellt hat; doch steht dieser Gedankengehalt, wenn wir im ganzen auch mehr Enthusiasmus als Innigkeit in der Natur des Dichters finden, stets unter dem Einfluß der Empfindung oder ist vielmehr geradezu
10 aus ihr hervorgegangen. Die meisten dieser Gedichte sind das, wofür man vor einigen Jahren in der Poesie den Namen „Vigilien“ erfand; der Dichter hat in ihnen niedergelegt, was er in seinem Verhältnis zu Gott, zu den Menschen und an sich selber an Kampf und Zweifel durch-
15 machte. Sie sind daher, wir möchten mit einem juristischen Ausdruck sagen „höchst persönlich“ und von einem fast biographischen Interesse. Wir sehen in ihnen eine jugendlich ringende Persönlichkeit im Kampfe mit unzusagenden Lebensverhältnissen, von denen der Dichter
20 bald um jeden Preis sich losreißen will, an die er sich dann aber wieder im Gefühl menschlicher Unzulänglichkeit gefesselt fühlt, bis er endlich das „still getragne Joch“ abschüttelt, sich der Poesie als seinem Lebensberufe zuwendet und als „neugeborner Sänger“ im Vollgefühle
25 der errungenen Freiheit ausruft:

Nun kann ich wieder wie die Lüfte schweifen,
Am Strom, im Wald aufs neue bei den alten
Geliebten Plätzen Rast und Andacht halten
Und lächelnd nach der Abendröte greifen.
30 Dem Markte fern, dem Feilschen und dem Keifen,
Fühl' ich der Seele Schwingen sich entfalten,
Mir kehrt die Kraft, mein Denken zu gestalten,
Der Keim wird stark, zur Frucht heranzureifen.
Bald werd' ich neu zu Freud' und Frohsinn taugen;
35 Schon lern' ich aus des Frühlings heitren Klängen,
Wie süßen Nektar, Lust am Leben saugen;
Schon lächl' ich wieder, statt den Kopf zu hängen,
Und zwischen mich und deine lieben Augen,
Seh' ich sich fürder keine Wolke drängen.

Bald aber, wie es bei einer Persönlichkeit natürlich, deren wesentliches Element die Begeisterung ist, sehen wir ihn, durch das Geschwätz der Gevatterschaft gequält und gedrungen, sich durch eigenen Zuruf darüber zu erheben; an einer andern Stelle wieder sucht er sich über „die irdischsten der Erdensorgen“ zu trösten und sagt in den letzten Versen, in denen sich die Poesie mit der Geliebten und der Besitz derselben mit seiner neuen Berufswahl zu identifizieren scheint: 5

Doch ob das Glück mir auch ein dürrer Bronnen, 10
Und ob ich auch entbehren mag und leiden,
Ich habe doch das beste Teil gewonnen.

Und sollt' ich diese Stunde noch entscheiden
Mich zwischen dir und einer Welt von Wonnen,
Es bliebe doch beim alten mit uns beiden. 15

Und das ist das Schöne an diesen Gedichten: die Gemütserhebung und der Glaube behalten schließlich überall die Meisterhand. Daß sie außerdem auch ihrer Form nach, des so sehr individuellen Inhalts unerachtet, eines allgemeinsten Interesses wert sind, dafür möge noch ein 20 Gedicht hier Zeugnis geben, in welchem der Dichter die sittlichen Lebensformen mit den Bedürfnissen seines innern Lebens in Einklang zu bringen sucht:

Zur Verlobung.

Es paßt uns nicht die alte Leier 25
In unsern jungen Liebesrausch,
Wir denken und wir fühlen freier
Und wollen's auch beim Ringetausch;
Der Treue Pfand zu dieser Stunde
Empfang' es in Champagner-Wein: 30
Der güldne Ring auf Bechers Grunde
Soll Sinnbild meines Lebens sein.

Laß übersprudeln mich und freue
Der Kraft dich, die da schäumt und gärt;
Tief innen, wie dies Bild der Treue, 35
Lebt meine Liebe unversehrt.
Trink aus! begeistern und erheben
Laß dich zu heil'ger Leidenschaft,

Und trinke dann aus meinem Leben
Dir gleiche Lust und gleiche Kraft.

Wie uns übrigens der Dichter seine Empfindungen meistens durch Vermittlung der Reflexion gibt, so führt
5 ihn die Eigentümlichkeit seiner Natur im weitern Verfolge auch zum Allegorischen und Lehrhaften; und die Dinge um ihn her, der Schnee, die Wolken, ein gelähmter Zugvogel, veranlassen ihn zu beschaulichen, zum Teil sehr reizenden und tiefsinnigen Gedichten, deren besonderer Vor-
10 zug überall darin besteht, daß sie von einer lebhaften und eigentümlichen Gefühlserregung getragen sind.

Besondere Vorliebe und Beruf scheint Fontane für die Ballade zu haben, durch welche er auch bisher dem Publikum am bekanntesten geworden sein mag. Zugleich
15 ist dies aber die Dichtungsart, worin die angedeutete Natur des Verfassers am meisten zutage tritt; denn so wenig er es unterläßt, seine Helden sowie die Szenerie, in der sie auftreten, zu charakterisieren, so entläßt er sie doch niemals aus dem Banne und der Atmosphäre seiner
20 empfindungsvollen Begeisterung; er begleitet sie unablässig mit seiner Liebe, seinem Zorn und seinem Mitleid, und überall und zunächst sehen wir die Gestalt des Rhapsoden selbst, der mit beredtem Munde uns diese Vorgänge schildert, auch wohl, von der eignen Darstellung fort-
25 gerissen, selber in die Szene tritt, wie dies in „Schloß Eger" der Fall ist, wo der Dichter, nachdem er uns den Tod der böhmischen Grafen geschildert, am Schlusse, die objektive Vortragsweise aufgebend, in die Handlung hineinruft: „Schau nicht in die Sterne! Rette dich, Wal-
30 lenstein!" In dem schwunghaften Vortrage und dem feinen Pathos, in einer gewissen Feierlichkeit und Pracht der Sprache, wie wir solches seit Schillers Dichtungen dieser Art nur noch in dem „Herz von Douglas" von Strachwitz gefunden haben, liegt daher auch ein Hauptreiz der
35 Fontaneschen Balladen. Trotz der geistigen Verwandtschaft ist es aber nicht sowohl Schiller, der in der Periode des Werdens als Vorbild auf den Dichter eingewirkt hat, als vielmehr der seiner Natur viel ferner stehende Bürger,

unter dessen Einfluß und in dessen Weise er die stillen Trauerspiele am Hof und Herd und aus dem täglichen Leben darzustellen gesucht hat. Hier, wo es ihm mitunter nur darum zu tun ist, ein Gefühl oder einen Gedanken in Szene zu setzen, wie z. B. in „Schön Anne“ und „Graf Hohenstein“, erfindet er seine Stoffe selbst. Doch scheint er, wenn wir aus dem später im Deutschen Museum abgedruckten „Tag von Hemmingstedt“ und den Balladen in der Argo (Belletristisches Jahrbuch für 1854, herausgegeben von Th. Fontane und Fr. Kugler) schließen dürfen, diese Art der Konzeption gänzlich verlassen, und die Vorliebe für das Historische, worin auch ein großer Teil der gesamten Gedichte wurzelt, ein für allemal nach dieser Richtung hin die Auswahl seiner Stoffe bestimmt zu haben, welche er nun, statt sie aus sich selbst zu schöpfen, zwischen den Zeilen der Geschichte findet. Überhaupt liegt Fontanes poetische Begabung mehr in der Darstellung als in der Erfindung; die Schilderung, der Vortrag ist seine eigentliche Force, und von dieser Seite ist es begreiflich, daß, wie vorhin erwähnt, Bürger und späterhin Freiligrath, sowie in der unten zu erwähnenden „Schönen Rosamunde“ und in den „Männer und Helden“ auch Uhland auf ihn eingewirkt haben, bis er endlich in den altenglischen Balladen, von denen uns seine Übersetzungen vorliegen, ein bleibendes Vorbild und zugleich, da überall in der Behandlung die starke und eigentümliche Subjektivität des Dichters hinzutritt, seinen eigenen selbständigen Ton gewonnen zu haben scheint. Hieher gehören aus der Sammlung schon „Schloß Eger“ und „Marie und Bothwell“, obgleich diese wiederum in Stil und Behandlung gegen die später in der Argo abgedruckte „Johanna Gray“ und „Die Hamiltons“ zurückstehen. Leider gestattet uns der Raum nicht, eine dieser Balladen hierherzusetzen. Wir bemerken nur noch, daß sie fast alle, sei es infolge des erwähnten Bildungsganges oder einer besonderen Vorliebe für die englische Geschichte, fast sämtlich aus dieser ihre Stoffe entlehnen, wozu übrigens auch ein zweimaliger längerer Aufenthalt ihres Verfassers in

London das Seinige beigetragen haben mag. Wir finden an sich hiergegen nichts zu erinnern und wollen nur als Wunsch aussprechen, daß der Dichter nicht unterlassen möge, mitunter, wie in dem „Tag von Hemmingstedt“,
5 auch seine Augen auf der Heimat ruhen zu lassen.

In den obenerwähnten Übersetzungen altenglischer Balladen scheint der Dichter, wie er dies auch selbst bei den in der Argo mitgeteilten Stücken ausspricht, nicht sowohl einen literarhistorischen als vielmehr lediglich
10 einen poetischen Zweck verfolgt zu haben; es sind daher auch je nach der Beschaffenheit des einzelnen mehr Bearbeitungen als Übersetzungen; denn der Übersetzer ändert oder verwirft stellenweise oder tritt auch wohl selber dichtend hinzu, ganz wie es ihm erforderlich scheint, um aus
15 den alten Dichtungen ein künstlerisches Ganze herzustellen. Überall aber ist die Natur unseres Dichters so wirksam, daß sie sämtlich, wie sie nun vorliegen, in seinem Ton und wie aus einem Gusse geschrieben sind. Ob dies Verfahren an sich berechtigt sei, scheint uns eine müßige Frage
20 und die Entscheidung derselben lediglich vorkommendenfalls von dem Talente dessen abzuhängen, der es einschlägt. Wer aber den wunderschönen „Aufstand in Northumberland“ in der Argo gelesen hat, wird unserem Dichter diese Berechtigung nicht abzusprechen wagen.

25 Ein eigentümliches und, obgleich es dem Verfasser irgendwo die Xenie

> Der bei Hemmingstedt des Siegs Standarte getragen,
> Flicht nun als Perüquier preußischen Helden den Zopf.

eingetragen, teilweise vortreffliches Werk sind die „Män-
30 ner und Helden“ (Berlin 1850), worin in acht Liedern preußische Kriegshelden gefeiert und charakterisiert werden. Wie wir schon erwähnten, steht der Dichter hier noch unter Uhlands Einfluß. Daß die Sachen zum Teil den Eindruck größerer Selbständigkeit machen, als worauf sie
35 in der Tat Anspruch haben, beruht auf der glücklichen Wahl des Stoffes, die immerhin ein Verdienst des Verfassers bleibt. Die Gedichte haben, woraus sich auch die starken Sympathien und Antipathien, welche sie gefunden

haben, erklären lassen, etwas spezifisch Preußisch-Militärisches. Im „alten Derffling"

Sonst focht er still und friedlich
Nach Handwerksburschen-Recht,
Jetzt war er unermüdlich 5
Beim Fechten im Gefecht;

Er war der flinke Schneider,
Zum Stechen wohl geschickt,
Oft hat er an die Kleider
Dem Feinde was geflickt. 10

tritt dies am wenigsten und daher die Verwandtschaft mit Uhland am meisten hervor. Der „alte Dessauer",

Wir haben viel vonnöten,
Trotz allem guten Rat,
Und sollten schier erröten 15
Vor solchem Mann der Tat.

Verschnittnes Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann;
Ich halt' es mit dem Zopfe,
Wenn solche Männer dran. 20

„Ziethen" und namentlich „Seidlitz" konnten in dieser Weise vielleicht nur von einem Preußen geschrieben werden. „Schwerin" und „Keith" dagegen, zum Teil auch „Schill", sind mehr äußerlich gehalten und stehen weit unter den erstgenannten. — Aus dem begleitenden Wid- 25 mungsgedicht „An den Grafen Schwerin, zur Zeit Präsidenten der Zweiten Kammer[1]" erfahren wir die politische Gesinnung des Verfassers, die auch auf seine übrigen, namentlich historischen Dichtungen nicht ohne Einfluß ist:

Du stehst in Lieb' und Treue 30
Zu Thron und Herrscherhaus,
Und baust doch für das Neue
Die alten Pfeiler aus.

und zum Schlusse:

Treulos sind alle Knechte, 35
Der Freie nur ist treu.

[1] Maximilian Graf Schwerin, der verschiedene Male vorübergehend Minister war, gehörte zu den Führern der gemäßigt Liberalen in Preußen.

Das Gedicht „Von der schönen Rosamunde“ (2. Auflage; Dessau, bei Moritz Katz, 1853), welches in neun Kapiteln die bekannte Liebesgeschichte König Heinrichs mit Cliffords schöner Tochter mehr erzählend als
5 darstellend behandelt, möchten wir der sauber gearbeiteten Verse unerachtet unter die Jugendarbeiten unseres Dichters zählen. Es entbehrt nämlich, wie das in den späteren Fontaneschen Balladen nirgends in dieser Weise vorkommt, die Charakteristik der auftretenden Personen so
10 sehr jedes tieferen und individuellen Zuges, daß namentlich die Königin Leonore in ihrer einseitigen Böswilligkeit ganz wie die Figur eines Kindermärchens wirkt. Im übrigen ist, was damit zusammenhängen mag, daß es dem Dichter hier nicht sowohl auf bedeutende Handlung,
15 als der Natur des Stoffes nach auf Situationen ankam, der Beschreibung der Szenerie und insbesondere der Naturschilderung ein großer Teil des Gedichtes eingeräumt, und es sind unserer Ansicht nach eben diese Partien, welche demselben einen verhältnismäßigen Wert ver-
20 leihen. Ganz vortrefflich in dieser Beziehung ist das achte Kapitel, worin der Sturm, bei Schloß Woodstock vorüberjagend, Rosamundens Hilfeschrei auffängt und ihn übers Meer nach Frankreich bis in des Königs Zelt hinüberträgt, und nicht weniger das zweite Kapitel, worin Hein-
25 rich Rosamunden in nächtlichem Ritte nach Schloß Woodstock führt:

Es regt sich nichts, nicht Blatt, nicht Ast,
Kein Ton von Nachtigallen:
Es glaubt das Ohr, es höre fast
30 Die Mondesstrahlen fallen.

So klar-durchsichtig ist die Luft:
Man sieht der Nachtviole Duft
Wie Wölkchen aufwärts steigen.

In dem vorerwähnten Jahrbuche „Argo“ ist der Dich-
35 ter zuerst auch als Novellist aufgetreten. Die erste dieser Novellen, „Tuch und Locke“, scheint uns in Ton und Kolorit so sehr gelungen, daß wir durch die Frische und Lebendigkeit der vor uns entfalteten Situationen fast für

die hier noch obwaltende Schwäche der Komposition und ein paar kleine Ungeschicklichkeiten der Ausführung entschädigt werden; die zweite „James Monmouth“, welche wiederum aus der englischen Historie entnommen ist und in kühnen, aber skizzierten Zügen das Schicksal der unglücklichen Stuarts erzählt, wüßten wir nicht besser zu charakterisieren, als wenn wir sie eine Fontanesche Ballade in Prosa nennen. Denn in der Tat besitzt sie alle Eigentümlichkeiten und, soweit dieselben reichen, auch alle Vorzüge einer solchen und überdies vielleicht das beste lyrische Gedicht des Verfassers: 5 10

Es zieht sich eine blutige Spur
Durch unser Haus von alters,
Meine Mutter war seine Buhle nur,
Die schöne Lucy Walters. 15

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn, —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt 20
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Lippen sprachen: „Ich habe gefehlt!“
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blitzt das Beil von weitem, 25
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werd' ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst — 30
Das ist ein Stuart-Leben.

Das dem Erscheinen nach neueste Werk Fontanes, „Ein Sommer in London“, eine Frucht seines zweimaligen Aufenthalts daselbst, bestätigt uns, was wir vorhin über die dichterische Persönlichkeit des Verfassers gesagt haben. Bei aller Kenntnis des Landes sowie seiner Geschichte und Literatur, womit ohne Zweifel ausgerüstet er dort die Dinge und Verhältnisse angeschaut, erhalten 35

wir nicht sowohl eine Darstellung dieser Dinge selbst, als vielmehr des Eindrucks, den sie ihm zurückgelassen, und dadurch freilich ein ebenso interessantes als geistvolles Buch, worin fast jedes Kapitel sich zu einem kleinen, ab-
5 geschlossenen Ganzen abrundet.

Indem wir hiemit von dem Dichter Abschied nehmen, können wir nicht umhin, auszusprechen, daß, so Schönes er auch geleistet haben mag, doch seine besten Leistungen unserer Ansicht nach noch in der Zukunft liegen, vor-
10 behaltlich dessen, was sein Pult uns vielleicht noch verschließt.

Wie wir hören, befindet er sich jetzt wieder in England, um ein Buch über die altenglische und schottische Balladenpoesie zum Abschluß zu bringen.

---

15 IV.

Vorwort zu den „Deutschen Liebesliedern seit J. Chr. Günther. Eine Kodifikation“.

(1859.)

Die massenhafte Veröffentlichung von „Gedichten“
20 mag es verschuldet haben, daß gegenwärtig im Publikum wie in der Kritik eine seltsame Mißkennung der Lyrik herrscht, ihres Wesens und ihres Verhältnisses zum Leben der Nation. Dies äußert sich ebensosehr in dem Geltenlassen des Unbedeutenden, des „Mittelguts“, als in der
25 Nichtbeachtung oder geringen Beachtung des Bedeutenden.

Die vorliegende Sammlung soll einen Beitrag zum Verständnis der lyrischen Dichtkunst liefern, indem sie in einer bestimmten Gattung derselben und aus einem be-
30 stimmten Zeitraume das nach der Ansicht des Herausgebers wirklich Lebensfähige zusammenstellt. Das Liebeslied mit seinem der sich bewußt werdenden Empfindung zunächst liegenden Stoffe schien in dieser Beziehung das geeignetste. Unter Liebesliedern sollen zunächst nicht
35 Lieder ohne Liebe, dann aber auch nicht Lieder über

die Liebe verstanden werden, sondern solche, in denen es gelungen ist, die Atmosphäre dieses Gefühls in künstlerischer Form festzuhalten und auf den Hörer zu übertragen. Die zierlich geschnittenen Tändeleien der Zopfpoeten und die Traumbilder des Hainbundes gehören daher ebensowenig hierher als die Leistungen namhafter lebender Poeten, in denen — mehr oder minder geistreich — eine bequeme Gefühlsanwandlung zu einem Lieder-Dutzend ausgemünzt ist; oder als alle die Wässerlein, die so glatt und zierlich über das Herz der Poeten hinrieseln, deren Quellen aber ganz anderswo zu suchen sind. Auf der andern Seite mußten ebensosehr die nackten Leidenschaftlichkeiten alter und neuer Dichter und Dichterinnen ausgeschlossen bleiben.

Die Ausbeute, obgleich nicht viel des Wesentlichen übergangen sein dürfte*, ist keine große. Wir haben manche Lieder, in denen einzelnes gelungen ist; aber wir haben wenige, die von schülerhaftem Pathos und Bilderkram frei sind; wenige, in denen man nirgend auf taube Worte oder auf schlaffe, puls- und blutlose Verse trifft. Die Kunst, „zu sagen, was ich leide“, ist nur wenigen gegegeben, und selbst den Meistern nur in seltenen Augenblicken. Ganz fleckenloser und vollendeter Gedichte, wie Goethes „Freudvoll und leidvoll“ oder Mörikes „Früh, wenn die Hähne krähn“, vermag auch diese Sammlung nur eine sehr geringe Anzahl zu bringen.

Sie beginnt mit einem Liede Günthers; aus einer Zeit, wo sonst den deutschen Poeten nichts ferner lag als der Gedanke oder gar der Drang, ihre eigenste Persönlichkeit der Dichtung anzuvertrauen, und wo vielleicht eine so zügellose Natur wie Günthers dazu gehörte, um eine einzelne Ausnahme hervorzubringen. Er war der Vorläufer der neuen Lyrik; aber sein Beispiel blieb scheinbar ohne Wirkung. Erst viel später wurde durch Klopstock dieser Kunst das ihr zukommende Gebiet dauernd wieder gewonnen; er selbst jedoch fand noch keine „Weisen“,

* Dies gilt nicht von den Volksliedern.

welche das Ohr der Nation zu behalten vermocht hätte. Claudius, Bürger und Goethe waren es insbesondere, welche zuerst für den Ausdruck des Naturlautes auch die nationale Kunstform fanden. Von ihren Liedern aus
5 datiert sich die neue deutsche Lyrik, welche bis auf die Gegenwart in steter Fortentwicklung geblieben ist.

Für unsere Sammlung haben wir es nur mit den beiden letzteren zu tun. Bürgers unkritische und ungezügelte Natur läßt — ähnlich wie bei Günther — nur
10 selten eine reine Produktion aufkommen. Welch ein Sonnenglanz des vollsten Liebelebens liegt nicht auf den Strophen:

Mädel, schau mir ins Gesicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!
15 Mädel, merke, was ich sage!
Gib Bescheid auf meine Frage!
Holla, sieh mir ins Gesicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!

Bist nicht häßlich, das ist wahr!
20 Äuglein hast du, blau und klar;
Stirn und Näschen, Mund und Wangen
Dürfen wohl ihr Lob verlangen.
Reizend, Liebchen, das ist wahr,
Reizend bist du offenbar!

25 Aber im weitern Verlauf verläßt den Dichter jede konkrete Anschauung, und er fällt aus einer Redensart und aus einem Gemeinplatz in den andern. Und ähnlich geht es ihm in den meisten seiner Lieder. Freilich, wo es ihm einmal gelingt, wie in der „Abendphantasie eines
30 Liebenden“, erhebt er sich dafür auch zu einem Hymnus, der noch späte Geschlechter die berauschende Kraft jener unseligen Leidenschaft mitempfinden lassen wird.

Zur selben Zeit dichtete Goethe in seinem unbeirrten Naturgefühl jene allbekannten Lieder, die uns durch ihre
35 Anmut und durch ihren frischen und gesunden Lebensgehalt für die zu Anfang noch unsichere und von dem alten, konventionellen Bann noch keineswegs befreite Kunst entschädigen. — Neben ihnen standen nur wenige,

die mit einigem Erfolg — nach Claudius' Ausdruck — „auf Mutter Natur trotzten". Göckings ihrer Zeit vielgelesene „Lieder zweier Liebenden[1]" haben zwar den Vorzug des Natürlichen; allein sie kommen auch nur in sehr einzelnen Stellen darüber hinaus. J. G. Jacobis[2] spätere Liebeslieder, wenn in ihnen auch bis zu einem gewissen Grade die Spielerei des Gleimschen Kreises überwunden ist, scheinen doch mehr aus der süßen Gewohnheit des Versemachens hervorgegangen zu sein, als aus dem Drang, ein inneres Erlebnis poetisch zu fixieren. Hölty, der Lyriker des Hainbundes, mußte sterben, ehe er vom Traum zum Leben erwacht war[3].

Die Romantiker suchten besonders das, was wir „Stimmung" zu nennen pflegen, in ihren Gedichten auszubilden, indem sie neben der Empfindung die äußere Umgebung, welche sie hervorgerufen oder auf sie eingewirkt hatte, in die Darstellung hineinzogen. Allein fast in keinem ihrer Lieder ist der Strom der Empfindung stark genug, daß er die Phantasie des Dichters sich hätte dienstbar machen können. So geschah es denn, daß sie fast überall in den Detailanschauungen hängenblieben. Die Volkslieder des „Wunderhorns[4]", wenn sie auch einerseits vom Pathos zur Simplizität hinleiteten, brachten andererseits doch auch allerlei konventionellen Aufputz, den man nicht verschmähte, in die neuen Dichtungen aufzunehmen, statt sich jenes reine Element allein zur Erinnerung dienen zu lassen; man hielt sich vielmehr, wie man es im Volksliede gesehen, von der folgerichtigen Durchführung des Gedankens entbunden und warf dafür eine Menge von Anschauungen bunt und willkürlich durcheinander. — Bei Tieck, wenn auch ein einzelnes Mal, wie in dem hier mitgeteilten „Herbstliede", ein hinreißend süßer Ton hervorbricht, kommt das Naturgefühl doch

---

[1] Sie erschienen 1777. — [2] Johann Georg Jacobi (1740—1814) lebte jahrelang bis 1784 bei Gleim in Halberstadt und verfiel fast ganz der nichtigen Tändelei der von seinem Lehrer geführten Anakreontik. — [2] Der schwindsüchtige, schwermütige Dichter starb als Achtundzwanzigjähriger 1776. — [3] Die bekannte, von Achim von Arnim und Clemens Brentano 1806—1808 herausgegebene Sammlung stark überarbeiteter Volkslieder „Des deutschen Knaben Wunderhorn".

selten über ein zusammenhangloses Stammeln hinaus. Eine ähnliche Unfähigkeit zur Hervorbringung geschlossener Kunstwerke, namentlich in der Lyrik, findet sich auch bei den Spätern. Arnim, so sehr es ihn überall in seinen
5 Dramen und Erzählungen drängt, sich lyrisch auszusprechen, so tief und warm und lieblich es uns aus einzelnen Stellen seiner Lieder anmutet, vermag doch fast nirgends seinen Stoff zu einer klaren Gestaltung herauszubilden; und seine schon an sich dunkeln und gedankenschweren
10 Lieder werden, aus dem Zusammenhange gerissen, noch um vieles unverständlicher. Brentanos Lyrik dagegen scheint, gerade wo sie in der Form am vollendetsten ist, wesentlich von der Melodie gemacht zu sein; oder es stehen dabei, wie in dem mitgeteilten „O lieb Mädel, wie
15 schlecht bist du", Lebenserfahrungen im Hintergrunde, welche mit den im ersten Teile der gesammelten Schriften enthaltenen Liedern in ebenso unerfreulichem als sprichwörtlichem Zusammenhange stehen. Die Lieder im „Florentin" von Dorothea Veit sind ganz in der zer-
20 fahrenen Weise der Romantiker gedichtet und stehen zu dem übrigen Werte des Buches in keinem Verhältnis[1]. In Eichendorffs improvisierten Liedern ist überdies die in dieser ganzen lieblichen Poesie der Verschollenheit herrschende Grundstimmung zu mächtig, um ein bestimmtes
25 einzelnes Gefühl zur Geltung kommen zu lassen. Chamissos „Frauen-Liebe und Leben" beruht auf den willkürlichen Voraussetzungen einer eingebildeten Welt und trägt, einzelnes ausgenommen, in dem gezierten rhetorischen Vortrage die deutliche Spur davon.
30 Eine reine Wirkung erlangt das Beispiel des Volksliedes und der Goetheschen Liederdichtung erst in der Lyrik seit Uhland; und wenn diese Kunst wesentlich darin besteht, den Naturlaut in künstlerischer Form zum Ausdruck zu bringen, so dürfen wir glauben, hier wenigstens
35 keinen Rückschritt getan zu haben. Die letzten Seiten dieses Buches mögen dafür Zeugnis geben.

[1] Der Roman der Dorothea Veit wurde 1801 von Friedrich Schlegel, Dorotheas späterem Gatten, herausgegeben.

Neben Goethe ist, wie billig, Heinrich Heine am reichlichsten vertreten. Er, wie wenig andere, hat gezeigt, was die einfachsten Worte vermögen, sobald nur die rhythmische Weise dazu gefunden ist; er erhob — man gestatte den Ausdruck — das „Stimmungsgedicht“ zu einer eigenen Gattung, indem er mit einem seltenen Sinn für das Wesentliche den Hörer in eine das Gemüt ergreifende Situation versetzt und ihn dann schweigend diesem Eindruck überläßt; er macht es um uns tagen und Abend werden und erfüllt unser Herz mit dem ganzen Eindruck, den wir in der günstigsten Stunde von der Natur selber hätten empfangen können. Was Heine durch eigene und durch die Schwäche seiner Zeit gesündigt und verfehlt, darf nicht verkannt werden; aber ebensowenig, daß er der deutschen Poesie eine große Anzahl durchaus erfreulicher Produktionen hinterlassen hat. Wem, der mit seinem „Liederbuche“ jung gewesen, wäre nicht die Welt in einem Zauberlicht erschienen, als sei ihm eine zweite wunderbare Existenz geschenkt! — Seinen bewegten Melodien hätte ein noch größerer Raum verstattet werden müssen, wenn nicht in den meisten derselben, z. B. in dem hier mitgeteilten „Mein Liebchen, wir saßen beisammen“, die Liebe mehr nur Vorwand und Staffage für eine weit allgemeinere und weniger reale Stimmung wäre. Dagegen sind aus dem „Romanzero“ jene wenigen Stücke aufgenommen, in denen die noch immer farbenreiche Welt der Liebe schon in der grellen Beleuchtung der Begräbniskerzen steht, so daß Alfred Meißner in seinem Liebesgedächtnis mit Recht sagen konnte, solche Töne habe die deutsche Lyrik noch nie vernommen[1].

Dingelstedts „Roman[2]“ ist lediglich aus äußeren Gründen zurückgelegt. Der Verfasser zeigt freilich hier wie auch in anderen Dichtungen, daß es ihm mehr nur

---

[1] Gemeint ist Alfred Meißners Buch „Heinrich Heine, Erinnerungen“ (Hamburg 1856). Dort steht die Äußerung auf S. 263. — [2] So nennt Franz Dingelstedt in seinen „Gedichten“ eine zusammenhängende Reihe von 20 Liedern, die in lebensvollen, glühenden Versen die Geschichte einer wilden Liebe des Dichters zu einer Farbigen erzählen.

um eine Selbstbefreiung als darum zu tun ist, seinen Stoff zum endgültigen künstlerischen Ausdruck zu bringen; allein andererseits sind diese Verse ebensosehr durch den frischen, unmittelbaren Hintergrund des Erlebnisses
5 und den darin abgespiegelten innern Kampf einer bedeutenden Persönlichkeit ausgezeichnet, als im übrigen charakteristisch für eine unlängst vergangene Zeit, in welcher unsere Poesie einen Ton sinnlicher Gereiztheit und rücksichtsloser Leidenschaftlichkeit anzustimmen begann, wo-
10 von ihr glücklicherweise gegenwärtig nur noch das Bewußtsein eines erweiterten Gebietes und einer größeren Bewegungsfähigkeit zurückgeblieben scheint.

Bei Rückert, der jeder kleinen Gefühlsregung zu ihrem Rechte zu verhelfen weiß, ohne aber, selbst wo es
15 sich um Trennung und Zerwürfnis handelt, über eine anmutige und beschauliche Reflexion hinauszukommen, haben wir uns darauf beschränken müssen, dem Leser die schönsten Stellen seines Frühlingsgartens vor Augen zu führen; wer an diesem behaglichen Liebesleben in seiner
20 ganzen Breite teilnehmen will, wird ohnehin die Sammlungen des Dichters selbst zur Hand nehmen müssen.

Von Immermann, dem mächtigen Wiederdichter „Tristan und Isoldens[1]", war für unsern Zweck nur weniges mitzuteilen; allein diese knappen Verse haben die
25 Innerlichkeit von Naturlauten und lassen uns die Bedeutung jenes erst kurz vor des Dichters Tode gelösten Verhältnisses ahnen, worüber wir in der jüngst erschienenen Biographie der Gräfin Elisa von Ahlefeldt vielleicht nicht ganz unparteiische Aufschlüsse erhalten[2].
30 Auch an den wohl schon fast vergessenen Ferrand[3] möchte dies Buch noch einmal erinnern, in dessen Liedern, wie bei dem ihm verwandten Hölty, das Vorgefühl eines frühzeitigen Todes eine Friedhofsstille verbreitet, in der

[1] Über der Nachdichtung ist Immermann gestorben. — [2] Das Lebensbild ist von Ludmilla Assing. Die Gräfin Elisa ist die Gattin des Freischarenführers v. Lützow, zu der Immermann jahrelang in engen Beziehungen gestanden hat. — [3] Eduard Schulz, als Dichter Eduard Ferrand (1813—42), ist auch von Storm nicht wieder zum Leben erweckt worden.

wir uns die sanften, schwermütigen Stoffe des Dichters gern gefallen lassen.

Wenn der Herausgeber seine Absicht erreicht hat, so wird man aus dieser Rekapitulation erkennen, daß der Schatz echter Lyrik nicht zu groß ist und daß wir alle Ursache haben, ihn nicht zu unterschätzen. Den meisten derjenigen, welche sich gegenwärtig als Dichter geben und auch von dem größten Teil des Publikums wie der Kritik dafür genommen werden, fehlt das, was wesentlich den Dichter von dem Denker unterscheidet: die Fähigkeit der Formgebung.

V.

Vorwort zur ersten Auflage der „Gesammelten Schriften".

(1868.)

An einem Lebensabschnitt angelangt, der mich sowohl nach dem natürlichen Lauf der Dinge, als infolge besonderer Erlebnisse zu einem Rückblick auf Leben und Arbeit hindrängt, habe ich meine bisher zerstreut erschienenen Dichtungen zum erstenmal in dieser Gesamtausgabe zusammengestellt. Von dem einmal Veröffentlichten sind dabei nur einige ältere Gedichte ausgeschieden, welche mir auch durch die Pietät gegen die eigene Vergangenheit nicht mehr gerechtfertigt schienen[1]. Da die bei den Novellen und Märchen von mir gewünschte chronologische Reihenfolge aus Rücksicht auf die Verleger der Separatausgaben nicht gestattet war, so ist für Leser, denen daran gelegen, in den Registern dem jedesmaligen Titel das Entstehungsjahr der betreffenden Arbeit beigefügt.

Indem ich somit diese Zeugnisse meines Lebens — denn als solche darf ich den Inhalt der vorliegenden Bände wohl betrachten — noch einmal und insgesamt meiner Hand entlasse, hege ich den Wunsch und die Hoffnung,

[1] Gestrichen sind ein paar Gedichte aus dem „Liederbuch dreier Freunde" und einige an Konstanze, deren Inhalt nach dem 1864 erfolgten Tode der Gattin nicht mehr paßte.

daß sie den Platz, welchen sie für sich in Anspruch nehmen, so lange behaupten mögen, bis das, was sie etwa Eigentümliches von Bedeutung enthalten, von Nachkommenden übertroffen oder in das Allgemeinleben der Nation
5 aufgegangen sein wird.

Husum, im Oktober 1868.

Theodor Storm.

VIa.

Vorwort zum „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit
10 Claudius. Eine kritische Anthologie."

(1870.)

Das vorliegende Buch ist eine Rekapitulation aus einer mehr als dreißigjährigen Lebenserfahrung; zunächst dem Wunsche entsprungen, für mich und die Meinigen
15 aus den neueren deutschen Dichtungen geringeren Umfangs das zusammenzustellen, was daraus während jenes langen Zeitraumes meine besondere Teilnahme erregt hat und derart in mir haften geblieben ist, daß ich je zuweilen dahin zurückgekehrt bin.

20 Es ist dies nicht immer das Schöne, sondern ebensosehr das Charakteristische; das Häßliche nicht ausgeschlossen, wo es sich, wie z. B. in Hebbels übrigens auch durch eine mächtige Naturstimmung getragenen „Heideknaben" durch lebendige Gestaltung ein Recht zur Existenz er-
25 worben hat; es ist zwischenein auch wohl das Hausbackene, sofern darin ein warmes Stück Menschenleben und dann gelegentlich und wie von selbst auch ein Stück Poesie zum Vorschein kommt, wie das in einzelnen Idyllen von Voß und in den Gedichten des alten Pastors von Wer-
30 neuchen[1] der Fall ist, für welchen letzteren ich eine gewisse heimliche Liebe nicht sowohl trotz, sondern vielmehr urkundlich jener anmutigen Parodie* mit unserm Altmeister

* Das Gedicht „Musen und Grazien der Mark".

[1] Storm meint Friedrich Wilhelm August Schmidt (1764—1838), der hübsche hausbackene Gedichte und verschiedene ländliche Idyllen geschrieben hat.

Goethe zu teilen glaube; — es ist ferner, wenn auch vorzugsweise, so doch nicht allein das in der Ausführung Makellose, sondern auch das, wo die zwingende Gewalt des Ganzen die einzelnen Mängel derselben vergessen läßt; endlich sind es nicht gerade die Behandlungen großer Stoffe, zumal nicht jene aus mythologischen, historischen oder ethnographischen Studien zusammengearbeiteten Dichtungen, in denen wir zwar die Größe des Wollens — auch wohl des Anspruchs — nicht verkennen können, die aber wegen der unzulänglichen Zeugungskraft ihrer Verfasser dennoch totgeborene Dinge bleiben, sondern es sind lieber solche, in denen der wenn auch weniger große Stoff „mit urkräftigem Behagen“ zur Erscheinung kommt. — Da das Buch einen rein kritischen Standpunkt einnimmt, so waren von vornherein alle Gedichte ausgeschlossen, welche die Bedeutung, die ihnen etwa zuzugestehen ist, nicht in, sondern neben sich haben; somit alle, welche nur in bezug auf die Entwicklung unserer Literatur oder als Illustrationen, sei es zur allgemeinen Geschichte oder zu der Biographie ihrer Verfasser, eine solche in Anspruch nehmen können.

Die Phrase wird hoffentlich in diesem Buche keine Stätte gefunden haben; mindestens im wesentlichen nicht, wie ich vorsichtshalber hinzusetzen möchte; denn was wäre durchweg frei von dieser weltbeherrschenden Krankheit!

Fragt man nun aber, woher bei der Flut von Anthologien auch noch diese sich das Recht nimmt, in die Welt zu treten, so erwidere ich folgendes:

Obgleich sich niemand davon freisprechen dürfte, daß er nicht einmal vorübergehend oder im einzelnen auch dem Unberechtigten einen Platz eingeräumt hätte, so scheint mir doch in fast allen Anthologien, soweit sie mir vor Augen gekommen sind, die Mittelmäßigkeit einen unverhältnismäßigen Raum einzunehmen. Zwar ist in der Poesie — vielleicht in jeder Kunst — die Fähigkeit des Urteilens kaum weniger selten als die des Schaffens; allein auch wo die Auswahl voraussetzlich von nicht unbefugter Hand herrührt, pflegt es damit nicht besser zu

stehen. — Die Ursache hiervon dürfte, abgesehen von einem Streben nach äußerer Vollständigkeit, zum Teil in der Macht des Erfolges zu suchen sein.

Jede Literaturepoche wird bekanntlich von einer Schar
5 von Anempfindern und Nachahmern begleitet, welche, solange dieselbe dauert, gleich den Grillen im Sommer nach Kräften in dem großen Konzerte mitsingen, um dann mit ihrem Ende spurlos zu verschwinden. Ebenso ist es aber eine gleicherweise alte und neue Erfahrung, daß manche
10 dieser Mitsänger, während ihr Sommer dauert, ein Publikum, ja oft ein größeres als die echten Sangesmeister, finden und so ihre vorübergehende Existenz durch eine Reihe von Auflagen zu dokumentieren vermögen. — Von diesem Punkte scheint mir der mechanische Druck
15 auszugehen, durch welchen, zum nicht geringen Verderb, grade die am meisten in den Familien eingebürgerten Sammlungen* mit jenen farblosen Versifikationen angefüllt sind, von denen aus jedem mäßigen Gefühl ein Dutzend gemünzt werden könnte, gegen die sich aber frei-
20 lich nichts einwenden läßt, als daß sie eben nichts bedeuten! — Dem entgegenzutreten, soll dieses Buch einen Versuch machen.

Die Sammlung beginnt mit Claudius, der in einer Zeit, wo sowohl die poetische als die musikalische Lyrik
25 in Deutschland sich in konventionelle Tee- und Kaffeeliedchen verloren hatte, zuerst den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung, namentlich, und bis jetzt kaum übertroffen, der Naturempfindung wiederfand; der, bevor ein solcher Ton von Goethe laut geworden, sein
30 Neujahrslied anhub:

Es war noch frühe Dämmerung
Mit leisem Tagverkünden,
Und nur noch eben hell genung,
Sich durch den Wald zu finden;

35 * Ich spreche nicht von denen, die literarhistorische Zwecke verfolgen, oder von den zum Schulgebrauch bestimmten Sammlungen.

Der Morgenstern stand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Eichtal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.

und sein von Naturgefühl getränktes keusches „Wiegen- 5
lied beim Mondschein“ gedichtet hatte, das dieses Buch
der Vergessenheit zu entreißen sucht*.

Zur näheren Verdeutlichung des Gesichtspunktes, von
welchem aus die vorliegende Sammlung entstanden ist,
sei es mir verstattet, noch einige Bemerkungen voraus- 10
zuschicken.

Wie ich in der Musik hören und empfinden, in den
bildenden Künsten schauen und empfinden will, so will
ich in der Poesie womöglich alles drei zugleich.

Von einem Kunstwerk will ich, wie vom Leben, un- 15
mittelbar und nicht erst durch die Vermittlung des Den-
kens berührt werden; am vollendetsten erscheint mir daher
das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist,
aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus
der Blüte die Frucht. — Der bedeutendste Gedanken- 20
gehalt aber, und sei er in den wohlgebautesten Versen
eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und
wird als toter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er
nicht zuvor durch das Gemüt und die Phantasie des Dich-
ters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe 25
und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat. — An
solchen toten Schätzen sind wir überreich.

Die Lyrik insbesondere anlangend, so ist nach meiner
Kenntnis unserer Literatur die Kunst, „zu sagen, was ich
leide“, nur wenigen, und selbst den Meistern nur in selte- 30
nen Augenblicken gegeben. Der Grund ist leicht erkennbar.

Nicht allein daß die Forderung, den Gehalt in knappe
und zutreffende Worte auszuprägen, hier besonders scharf
hervortritt, da bei dem geringen Umfange schon ein fal-
scher oder pulsloser Ausdruck die Wirkung des Ganzen 35

* Die Skala reicht freilich noch tiefer: „Füllest wieder Busch und Tal“ (Goethe), „Der Mond ist aufgegangen“ (Claudius), „Nun ruhen alle Wälder“ (Paul Gerhard).

zerstören kann; diese Worte müssen auch durch die rhythmische Bewegung und die Klangfarbe des Verses gleichsam in Musik gesetzt und solcherweise wieder in die Empfindung aufgelöst sein, aus der sie entsprungen sind; in
5 seiner Wirkung soll das lyrische Gedicht dem Leser — man gestatte den Ausdruck — zugleich eine Offenbarung und Erlösung oder mindestens eine Genugtuung gewähren, die er sich selbst nicht hätte geben können, sei es nun, daß es unsre Anschauung und Empfindung in
10 ungeahnter Weise erweitert und in die Tiefe führt oder, was halb bewußt in Duft und Dämmer in uns lag, in überraschender Klarheit erscheinen läßt.

Am ärmsten scheint mir unsre patriotische und sogenannte politische Lyrik. So unzweifelhaft es ist, daß das
15 Leben in Staat und Gemeinde ein ebenso berechtigter Gegenstand für die menschliche Empfindung und daher für die Lyrik ist, als das Einzel- oder Familienleben, so ist es hier, wie in der Natur dieser poesis militans[1] liegt, doch weit seltener gelungen, den Stoff von dem Boden
20 der bloßen Wirklichkeit abzulösen und andrerseits sich nicht an rhetorischer Phrase und Bildermacherei genügen zu lassen. So kommt, um Beispiele anzuführen, Uhlands „Wenn jetzt ein Geist herniederstiege[2]“ — abgesehen von dem selten schönen Anfang und Ende — kaum über eine
25 poetisch gefärbte Kammerrede hinaus; so ist neuerdings von den vielen Gedichten für meine Heimat Schleswig-Holstein auch nicht eins zu einer irgend in Betracht kommenden Innerlichkeit gelangt.

Wenn wir auch, was Dingelstedt in bezug auf die Zeit
30 nach Uhland, Rückert und Heine in seiner Gedichtsammlung von 1858 ausgesprochen,

> Die Lyrik, unser alter Stolz und Halt,
> Wird nicht mehr jung, die jüngste niemals alt[3].

nicht mögen gelten lassen, sondern sogar durch diese
35 Sammlung zu widerlegen hoffen, so ist doch nichts unrichtiger als die von A. Meißner aufgestellte Parallele:

---

[1] Streitende Dichtkunst. — [2] „Am 18. Oktober 1816.“ — [3] Aus dem „Epilog“ der Sammlung.

Im Gartenteich wird nie ein Schiffer scheitern,
Im kleinen Liede kein Poet erliegen[1].

Denn gilt es dabei auch nicht einen Berg zu versetzen, so gilt es doch eine Perle zu finden. und nur wenige Muscheln haben Perlen. 5

Heine sagt sehr richtig: „Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit.“ Die meisten unserer sogenannten Dichter aber sind ihrem eigentlichen Wesen nach Rhetoriker mit mehr oder minder poetischem Anstrich und der lyrischen Kunst so gut wie ganz unmächtig. — 10

Die Auswahl selbst anlangend, so ist sie bei den älteren Dichtern, deren Werke jetzt in aller Händen sind, eine verhältnismäßig beschränktere; bei einigen wenig bekannten dagegen, auf welche dieses Buch aufmerksam zu machen wünscht, eine verhältnismäßig weitere. Wo die 15 Fassung von den bisherigen Drucken abweicht, beruht dies auf handschriftlicher Änderung der Verfasser. Was ich von Eigenem beifügen zu müssen gemeint habe, möge seinen Platz zwischen dem übrigen selbst zu behaupten suchen. 20

Bei der Revision der Sammlung sind an literarhistorischen Werken von mir benutzt: Deutsches Lesebuch von W. Wackernagel, Tl. 2; Elf Bücher deutscher Dichtung von Karl Gödeke; Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843 von demselben; poetischer Hausschatz des deutschen 25 Volkes von O. L. B. Wolff; die deutschen Dichter der Neuzeit von Ignaz Hub; Deutsche Lyriker seit 1850 von E. Kneschke; Geschichte der deutschen Literatur von Heinrich Kurz; von den vorhandenen Anthologien insbesondere: Deutscher Dichterwald von Georg Scherer, welche 30 in betreff der lebenden Dichter auch als Selbstanthologie der Verfasser ein besonderes Interesse beanspruchen kann.

Möge nun dies Buch dazu helfen, einesteils auch dem größeren Publikum einen Maßstab für poetische Leistungen in die Hand zu geben; andernteils diejenigen mit 35

[1] Aus Meißners Sonett „Ein Ziel“.

unserer Lyrik wieder zu befreunden, welche der ungeheuere Wust des Nichtigen von dieser Dichtungsart zurückgeschreckt hat; und möge endlich nicht verkannt werden, daß, wie die Arbeit, so auch das Verdienst dieses Buches,
5 insoweit es ein solches beanspruchen kann, zum großen Teil in dem zu suchen ist, was dasselbe nicht enthält.

Husum, 7. Juni 1870.

Th. St.

VIb.

10 Vorwort zur dritten Auflage des „Hausbuches“.

(1875.)

Die gegenwärtige Auflage des Hausbuches erscheint, einzelne Einschränkungen und Zusätze abgerechnet, im wesentlichen unverändert; nur ist diesmal, da deren Werke
15 sich in fast aller Händen befinden, auf eine Auswahl aus den Gedichten Goethes und Schillers Verzicht geleistet, um dadurch Raum für weniger Bekanntes zu finden. — Wenn irgendwo[1] bei Gelegenheit der ersten Auflage bemerkt wurde, daß bedeutende Dichter ausgelassen seien,
20 so ist dies insofern richtig, als unter den älteren einzelne Dichter von einer gewissen literargeschichtlichen Bedeutung, welche letztere jedoch bei dem Plan der Sammlung nicht entscheidend sein konnte, in dieselbe nicht aufgenommen wurden. So u. a. die weichlichen Gesänge des
25 Novalis; so Matthisson[2], dessen Dichtweise überdies besser durch den ihm verwandten Salis vertreten wird, bei welchem das Landschaftsbild doch nicht so ganz in einzelnen kleinen Anschauungen auseinanderbröckelt.

Die Ausstattung anlangend, so ist dieser Auflage durch
30 die Fürsorge der Verlagshandlung ein künstlerischer Schmuck beigegeben, der hoffentlich dem jungen Meister[3],

---

[1] Gemeint ist Rudolf v. Gottschalls ablehnende Besprechung, vgl. die Einleitung des Herausgebers (oben, S. 439, Z. 19 ff.). — [2] Ein ehemals außerordentlich beliebter Lyriker (1761—1831); in der empfindsamen Dichtungsart gleicht ihm Johann Gaudenz, Freiherr v. Salis-Seewis (1762—1834). — [3] Hans Speckter (1848—88), der Sohn Otto Speckters.

dem ältesten Sohne des trefflichen Zeichners der Heyschen Kinderfabeln und des Grothschen Quickborn, eine freudige Anerkennung einbringen und dem Hausbuche noch manche weitere Tür erschließen wird.

Husum, im Juni 1875. 5

Th. St.

VII.

Quickborn; zweiter Teil von Klaus Groth.

(„Itzehoer Nachrichten“ vom 17. Dezember 1870.)

Unter diesem Titel ist soeben ein neuer Band platt- 10 deutscher Dichtungen erschienen, welchen alle mit Freuden begrüßen werden, denen der ursprüngliche „Quickborn“ des Verfassers liebgeworden und geblieben ist. Und wenn auch mit Recht die lebendige Gegenwart uns mehr als je in Anspruch nimmt[1], so dürfte es doch manchem eine will- 15 kommene Erquickung sein, für eine kurze Zeit aus dem ungeheuren Allgemeinen in ein individuell Begrenztes, aus der strengen, abspannenden Wirklichkeit in eine ideale Welt einzukehren, wo Kampf und Schuld, die auch hier nicht fehlen, in dem Frieden der Kunst beschlossen und 20 gesühnt sind.

Es ist ein reiches und tüchtiges Buch, das vor uns liegt, und völlig geeignet, von dem Leben nicht nur des Menschen, sondern auch des Dichters Zeugnis abzulegen.

Die Sammlung beginnt mit „De Heisterkrog“, einer 25 umfangreichen poetischen Erzählung in ungereimten Jamben. — In der Schilderung des Bredstedter „Michelimarkts“, womit die Dichtung sich eröffnet, werden wir vielleicht kaum ganz über die Wirklichkeit hinausgehoben; aber schon zu Ende dieses Gesanges beginnt der Dichter, 30 uns in seiner Welt heimisch zu machen. Mit sicherer Hand, in lebendigen, charakteristischen Zügen läßt er vor unsern Augen die Eindeichung des wüsten Vorlandes geschehen, und bald auch erhebt sich aus dem üppigen Marschgrase des „Nien Koogs“ der große Bauerhof, der im Erdbuche 35

---

[1] Gemeint ist der deutsch-französische Krieg.

„Süderwisch“, im Volke aber nach den Vögeln, die dort in den hohen Eschen ihre Nester haben, „de Heisterkrog“ genannt wird. — Hiermit ist der Schauplatz der Dichtung gegeben. Deutlich sehen wir den Gründer dieses Hofes, 5 den klugen Holländer Rip van Haarlem, wie er vor seinen Eschen steht und dem Treiben der Elstern zusieht, — „mein Hexters“, wie er sie in seiner Muttersprache nennt:

Dar kunn he morgens, sän de Knechtens, stan,
10 Un smök sin kalken Pip und kiken rop,
As keek he na sin Duben, na „mein Hexters“,
Wa se dar schracheln in de hogen Böm,
As snacken se ee Sprak, de he verstunn,
De wull torügg reck in en anner Tid,
15 Wo 't nich so eensam weer, wo leve Minschen
Noch Stimm un Ton harr'n, Modersprok noch schall,
As nu de Hexters op den Heisterkrog.

Die Worte lassen ahnen, daß sich ein verhängnisvolles Stück Menschenleben — unerwarteterweise nicht dieses 20 Alten, sondern seines Sohnes Jan van Haarlem — vor uns abspielen soll, und schon im ersten Gesange, wo dieser mit seinen schwarzen Rassepferden über den Jahrmarkt fährt, fällt ein Schatten auf das heitere Bild[1].

Auf den „Heisterkrog“ folgt die Novelle „Um de Heid“. 25 — Wie der beliebte Spaziergang, dem dieser Titel entlehnt ist, die alte dithmarsische Stadt umfaßt, so enthält auch die Novelle in ihrem Rahmen ein ausgeführtes Lebensbild derselben zur Zeit der alten Napoleonischen Invasion. Erquicklich erhebt sich aus dem Kleinleben 30 der Stadt sowohl durch die Großartigkeit des Geschäftsbetriebes als durch den Sinn für schönere Gestaltung des Lebens das Heimwesen eines Mannes, der mit dem Fernblick des Genies über die engen Grenzen seiner Heimat hinaussieht. Zu ihm stellen sich zwei jugendliche Gestalten, 35 seine Tochter und sein Zögling, an Geist und Sinn zu ihm

[1] Die Verserzählung behandelt die Geschichte von der Liebe eines an eine kranke Frau gefesselten Mannes zu einem gesunden Mädchen. Beide Frauen gehen an den daraus entspringenden Kämpfen zugrunde.

gehörig. Die hereinbrechenden Weltereignisse zerstören zwar den mit so kühner Hand errichteten Bau, dem die kleine Stadt schon längst mit Verwunderung und Mißtrauen zugeschaut, aber der unabwendbare Einsturz zersprengt zugleich die Hülle, in der ein junges Glück mit Schmerz zutage rang, und während Haus und Garten in gespenstischen Verfall geraten, wissen wir die Menschen, denen unsere Teilnahme angehört, in der Ferne durch ihre sittliche Kraft gerettet. 5

Sowohl in dieser Novelle wie in dem „Heisterkrog“ tritt der Dichter, und zwar gerade in bezug auf die Hauptpersonen, nur selten aus seiner berichtenden Weise heraus; aber die Erzählung läßt trotzdem im wesentlichen nichts an Frische und Lebendigkeit vermissen. Was beide Dichtungen überdies auszeichnet, ist, ich möchte sagen: eine sittliche Schönheit und eine Fülle der feinsten Beobachtungen. Allerdings ist in denselben eine hochdeutsche Bildung, und die plattdeutsche Sprache muß daher mitunter bei ihrer geschulteren Schwester borgen gehen — vielleicht tut sie es hier mitunter ohne Not —; aber einerseits dürfte durch den geistigen Gewinn, der uns dadurch zufällt, der kleine sprachliche Verlust mehr als ausgeglichen werden, andererseits konnten diese Dichtungen, wie sie da sind, nur plattdeutsch geschrieben werden, denn der Boden, auf dem sie erwachsen und auf dem des Dichters Anschauung sie erfaßt hat, gehört dieser Sprache an. Denn wir sehen nicht etwa nur die Existenz einzelner Menschen, sondern das Menschenleben überhaupt, ja, auch das Naturleben, Luft und Wetter, auf einem bestimmten Fleckchen Erde an uns vorübergehen. 10 15 20 25 30

Die Gedichte, welche das letzte, kleinere Drittel des Bandes ausmachen, bringen uns einen Nachsommer zum ersten Teil des „Quickborn“, und es sind einzelne darunter, wie „He much ni mehr“, „Fru Nachdigal“, aus den Kinderliedern „Na ’n buten!“ und das allerliebste „Versteken“, welche den besten dort kaum etwas nachgeben dürften. Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, eine eingehende Kritik des Buches zu geben; sie wollen zunächst 35

nur auf das Erscheinen desselben aufmerksam machen und den wohlbegründeten Wunsch aussprechen, daß es bald nirgends fehlen möge, wo der erste Teil des „Quickborn“ eine Stätte gefunden hat.

Husum, den 13. Dezember 1870.

Th. Storm.

VIII.

Vorwort zur „Chronik der Familie Esmarch“.

(1887.)

10 Mein Neffe, der Verfasser dieser Esmarchschen Familiennachrichten[1], hat mich um ein Vorwort zu seinem Buche gebeten, und ich selber stehe in der Tat dem Inhalte desselben wie der Familie, von der es Nachricht bringt, nahe genug. Mein Vater war der Jugendgenosse 15 und lebenslängliche Freund des in den schleswig-holsteinischen Kämpfen bekanntgewordenen Etatsrats Esmarch[2]; sie studierten einst zusammen in Heidelberg und gingen dort auch wohl mitsammen zum alten Johann Heinrich Voß, dem Hainbundfreunde von Esmarchs Va- 20 ter[3], der ihnen dann im Reblaubgange seines Hauses im Schlafrock und mit der spitzen Schlafmütze, seine lange Pfeife rauchend, entgegenkam, wie mein Vater meinte, ein etwas griesgrämiger Herr; — an das Haus des jüngeren Bruders, des Justizrats und Bürgermeisters Es- 25 march in Segeberg, der meine Mutterschwester zur Frau hatte[4] und dessen älteste edle Tochter später die meine ward, binden mich die wärmsten Erinnerungen.

---

[1] Pastor Ernst Esmarch. — [2] Heinrich Karl Esmarch (1792—1863), der schriftstellerisch und als Mitglied der schleswig-holsteinischen Ständeversammlung wiederholt für die Loslösung der Herzogtümer von Dänemark eingetreten ist und sein tapferes Verhalten nach Dänemarks Sieg 1850 mit der Verbannung büßen mußte. — [3] Christian Hieronymus Esmarch war 1772 Mitglied des von H. Ch. Boie, Joh. Heinr. Voß und anderen gegründeten Göttinger Dichterbundes, des „Hains“, dessen Mitglieder sich in ihrer edlen Schwärmerei für alles Gute und Große und für Klopstock zusammenfanden. Voß hat Esmarch eine Ode und Johann Martin Miller, der Nachahmer des „Werther“, ein Abschiedslied gewidmet. — [4] Er heiratete Elsabe Woldsen, Storms Lieblingstante.

Aus einer Lebensskizze, die diese Familiennachrichten nach einer früheren Veröffentlichung durch den zur Familie gehörigen weil. Pastor Dr. Jensen in Boren bringen, empfing ich die Anregung zu meiner Novelle „Renate“, aus mir derzeit von dem jetzigen Herausgeber mitgeteilten Einzelheiten einige sehr willkommene kulturhistorische Farben[1]. —

Mir wird das Buch lieb sein, dessen Verfasser mit Fleiß und Sorgfalt so manches schon Verschüttete aufgegraben und zusammengestellt hat; aber wie anderen, die keine solche Beziehungen dazu haben? Freilich, uninteressant ist das Leben dieser Familie keineswegs: eifrige Pastoren verschiedener Richtung — denn es ist wesentlich und von Haus aus eine Pastorenfamilie —, weltliche Leute, die sich unter ihren Zeitgenossen hervorgetan haben, ziehen an uns vorüber; Heiteres und Trauriges, Rührendes und auch wohl Erschütterndes, und das meiste in der Färbung der jedesmaligen Zeit. Aber die Wirkungen gehen doch selten über die Familie hinaus; wer hat jetzt ein Ohr für dergleichen, zumal der Verfasser dabei, wie er zu seinen noch ihm selbst bekannten Voreltern kommt, vielleicht zu sehr ins Intime gerät? Und doch, einen Vorzug hat dies Buch vor den meisten andern, vor den Zeitungen, die uns das „Heute“ bringen; vor den poetischen und historischen Werken, die uns das Gewesene als noch lebendig vor Augen stellen wollen: es will uns nicht mit dem Schein des Lebens täuschen; es bringt uns offen in das große Land der Vergangenheit, wo unzerstörbarer Friede ist. Und wer, der abends müde ist von des Tages Lärm und Arbeit, möchte dort nicht einmal einkehren?

[1] Vergleiche die Anmerkungen des Herausgebers zu „Renate“ in Band 3 dieser Ausgabe, S. 512.

Anmerkungen des Herausgebers.

Vgl. das Literaturverzeichnis Bd. 1, S. 392 ff.

Im Brauerhause (S. 5—40).

7 5 Unter demselben Titel steht die Erzählung in Dr. L. Meyns „Schleswig-holsteinischem Haus-Kalender auf das Schaltjahr 1880", 12. Jahrgang, herausgegeben von Dr. H. Keck, S. 133—160; Garding. Als Buch erschien „Im Brauerhause" zusammen mit „Renate" in der Sammlung „Zwei Novellen" (Berlin 1880). — 7 Schütze, S. 207 wies mit Recht darauf hin, daß man Storms Behagen am Aberglauben wohl herausmerkt. — 10 Brief an Petersen vom 27. November 1878. Dort und in dem Brief vom 24. Februar 1879 berichtet Storm von dem behaglichen Arbeiten an der Novelle. — 13 An Keller am 19. Februar 1879. — 15 Laß, Bd. 1, S. 151, Anmerkung. „Ao. 1663. d. 5. Jan. Am Heil. 3 König Tage, und zwar in der Nacht, entwich (dem Gerüchte nach) von Husum ein Weib Nahmens Marina Hansens (sonst Bommöls genannt) mit ihrem Mann, dieweil auf eine wunderbahre Art offenbahr worden, daß sie vermittels eines Daumens von einem gehenkten Menschen, den sie wenn sie hat brauen wollen ins Bier und im Sauer Bore gehenket, sonderl. Seegen und Gewinst vermeinet zu überkommen: deswegen allen Nachbahren nicht ein geringer Ekel darob entstanden." — 19 Keller an Storm am 20. Dezember 1879. — 8 7 Gratopp weist (S. 10) mit Recht hin auf Johann Friedrich Schütze: Holsteinisches Idiotikon, Bd. 2, S. 29 (Hamburg 1800). Dort steht die Angabe über das Holzkreuz, das Lorenz Hansen über den Braukübel legt. Bd. 3, S. 194 wird das Zerschlagen der Ostereier erwähnt, Bd. 3, S. 133 der Spruch Hansens. Volkstümlich sind die Angaben über die Wirkung des Blutes und der Körperteile des Hingerichteten. Das Klopfen des Hingerichteten, dessen Finger gestohlen sein soll, ist ebenfalls Volksglaube. — 27 Kobes meint (S. 201), Storm denke an den in den „Kulturhistorischen Skizzen zu den Zerstreuten Kapiteln" angeführten Hinrich Schlachter; vgl. S. 392 dieses Bandes. Der Beiname Liekdorn ist in Husum nicht selten. — 33 Bei Gertrud Storm, Bd. 2, S. 182. — 33 f. Heyse-Storm, S. 174.

---

17 31 Wie Kobes (S. 277) richtig hervorhebt, hat Storm in Marx Sievers seinen Oheim Marquard Ohem verewigt, dessen Vorfahren früher diesen Namen führten; vgl. Gertrud Storm, Bd. 1, S. 81 f., und Mörike-Storm, S. 41.

Die Söhne des Senators (S. 41—92).

Eine sehr schöne Einführung in die Erzählung gibt Paul Heincke: Theodor Storm, „Die Söhne des Senators" (in den „Lehrproben und Lehrgängen aus der Praxis der höheren Lehranstalten", Heft 121, S. 58—67, Halle 1914). An den Anfang der Erzählung knüpft eine feine Untersuchung des Stiles von G. Rosenhagen: Wort und Gedanke. Eine Leseübung (in der „Festschrift zur 18. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins", S. 71—89, Hamburg 1914), in der auf den rein sachlichen Stil und den gleichartigen, sich entsprechenden Aufbau der ersten Sätze aufmerksam gemacht wird. — **43**$_4$ Heyse-Storm, S. 180. — $_7$ Anfang 1880 an Petersen. „Briefe an seine Freunde", S. 159. — $_{13}$ Storm an Petersen am 23. April 1880. — $_{15}$ Storm an Petersen am 11. Februar 1880. — $_{20}$ Storm an Petersen am 10. April 1880. — $_{22-23}$ Storm an Keller am 20. Juni 1880. Die kleine Arbeit ist abgesandt. — $_{26}$ Petersen scheint noch für die Korrekturbogen Änderungen vorgeschlagen zu haben; vgl. die zeitlich sicherlich falsch angesetzte Postkarte in den „Briefen an seine Freunde", S. 190. Ohne die dort besprochenen Änderungen steht die Erzählung in Dr. L. Meyns „Schleswig-holsteinischem Haus-Kalender auf das Gemeinjahr 1882". — **44**$_5$ Heyse-Storm, S. 197. — $_{16}$ Gertrud Storm, Bd. 2, S. 194f. — **45**$_{19}$ Keller an Storm am 1. November 1880. — $_{23}$ Beide Überschriften nennt Storm in dem Brief an Petersen vom 11. Februar 1880. — $_{24}$f. Heyse-Storm, S. 201. — $_{38}$ff. „Briefe an seine Kinder", S. 218. — **46**$_4$ Erich Schmidt, S. 431.

51$_{30}$ Über Essen berichtet Laß. — **85**$_{18}$ Von der Leyens Ausgabe der Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen", Nr. 59.

Es waren zwei Königskinder (S. 93—134).

95$_1$ Über die Novelle vgl. Storms Briefe an Heyse vom 2. Oktober 1884, vom 29. August 1886 und vom 19. März 1888. An Keller Brief vom 21. Dezember 1884 und 7. August 1885 und Tönnies, S. 44. — $_{10}$ Am 5. Juli 1886 an Franzos: in zirka 6 Wochen. — $_{17}$f. Storm bot die Erzählung Speemann an, der sofort fröhlich zugriff; vgl. „Briefe an seine Kinder", S. 179. — $_{18}$ Storm an Keller am 21. Dezember 1884. — $_{20}$ Heyse hatte in dem Brief an Storm am 15. März 1888 das Schwäbisch übel gefunden und sich als „Spezialist in Mundarten" angeboten. Als Storm ihn dann wirklich um eine Durchsicht der Mundart bat, gab Heyse die Geschichte seinem Freunde Leistner.

115$_{10}$ Für die Schilderung dieser Liebschaft ist vielleicht eine Jugenderinnerung Storms bestimmend geworden; vgl. die bei Gertrud Storm, Bd. 1, S. 133f. mitgeteilte Stelle aus dem Tagebuch

des Studenten, in der er schildert, wie er sich in ein hübsches Landhäuschen mit einem von einer Gardine halbverhängten Fenster verliebt, oder vielmehr in das Mädchen, das dahinter sein könnte.

John Riew' (S. 135—200).

137$_{9}$ „Briefe an seine Kinder", S. 232 und Briefe an Heyse vom 31. Dezember 1884, 7. Februar 1885 und 4. März 1885. — $_{22}$ Gertrud Storm, Bd. 2, S. 222. — **138**$_{20}$ Storm an Petersen am 9. April 1885. — **139**$_{32}$ Storm an Keller am 7. August 1885. — **140**$_{20}$ Heyse an Storm am 2. März 1885.

Ein Fest auf Haderslevhuus (S. 201—280).

204$_{10}$ Heyse an Storm am 14. Oktober 1885. — $_{20}$f. Storms Erwiderung an Petersen vom 12. Dezember 1885 weist auf Mignon. — $_{26}$f. Am 4. November 1885 erwägt Storm in einem Brief an Ernst Esmarch, ob der Einwand für die neue Auflage zu berücksichtigen sei. — $_{36}$ Daß Rolf nicht ganz genüge, gibt Storm in dem erwähnten Briefe an Petersen zu. — $_{38}$ Paul Besson: Un poète de la vie intime. Les Romans et nouvelles de Théodor Storm (in der „Revue Germanique", Bd. 9, S. 314, Paris 1906) tadelt das Übertragen der gemütlichen Sitten des empfindsamen Deutschlands auf das Mittelalter als Überschreiten geschichtlicher Treue. — **205**$_{1}$ Werke, Bd. 2, S. 195—196 (Berlin und Leipzig 1900). — $_{2}$ Man vergleiche etwa „Aus Marsch und Geest". — $_{9}$ff. Storm schreibt am 10. März 1885 an Petersen, daß Rolf Lembeck von ihm erfunden sei. Über Ulf, der nur in einer Urkunde genannt wird, vgl. v. Stemann: Die Familie Lembeck (in den „Jahrbüchern für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg", Bd. 9, S. 226ff., Kiel 1867). In demselben Bande steht auch ein Aufsatz Stemanns über „Die Familie von der Wisch und Pogwisch". — $_{15}$ Storm las sie in den „Sagen des Neckarthals", gesammelt von J. Baader; vgl. Storm an Heyse am 28. April 1885. Die Ballade lautet:

Die Hochzeitfeier. Von H. Wenzel.

Im Grafenschloß beim Kerzenschein
Steht eine schwarze Bahre,
Drin ruht ein blasses Mägdelein
Mit langem blonden Haare;
5 Im Antlitz zuckt ihr noch der Schmerz,
Der ihr den Tod gegeben,
Doch stille steht das arme Herz
Und ruhet aus vom Leben.

Ein mächt'ger Herzog, schön und fein,
Hat ihr die Treu' versprochen 10
Und hat dem armen Mägdelein
Nachher sein Wort gebrochen,
Hat ihr geraubt der Unschuld Glück,
Sie treulos dann gemieden,
Da brach der Tod den trüben Blick 15
Und gab ihr seinen Frieden.

Am Sarge steht der alte Graf,
Kein Wörtlein läßt er hören,
Als fürchtet er aus süßem Schlaf
Die Tochter aufzustören; 20
Doch wie er hinblickt auf den Sarg,
Denkt an ihr frühes Ende,
Da wird sein Schmerz zu tief und stark,
Als daß er Thränen fände.

Und endlich rafft der Greis sich auf 25
Und rufet seine Knechte:
„Wer ist, der wohl im schnellsten Lauf
Dem Herzog Kunde brächte?
Der möge, daß in stiller Nacht
Von heut nach dreien Tagen 30
Mein blasses Mädchen Hochzeit macht,
Dem stolzen Herzog sagen.

„Der lad' ihn auch fein höflich ein,
Er mög' es nicht verschmähen,
Mit mir und meinem Töchterlein 35
Die Hochzeit zu begehen;
Der sag' ihm auch, man warte sein
In Liebe und in Freude,
Geschmückt sei schon mein Töchterlein
Mit ihrem Hochzeitkleide!" 40

So spricht der Greis, und schnell enteilt
Ein Knecht mit flücht'gen Schritten,
Den Herzog, der zu Hause weilt,
Zur Hochzeit herzubitten.
Er tritt hinein zum stolzen Mann 45
Und bringt mit kühnem Munde,
Sieht dieser ihn gleich finster an
Die aufgetragne Kunde.

„Herr Herzog, daß in stiller Nacht
Von heut nach dreien Tagen 50
Des Grafen Tochter Hochzeit macht,
Das hab' ich Euch zu sagen.

Auch ladet er durch mich Euch ein,
Ihr möchtet nicht verschmähen,
55 Mit ihm und seinem Töchterlein
Die Hochzeit zu begehen."

Der Herzog sieht den Boten an
Und spricht: „Ich werde kommen!
Daß sie des Leids sich abgethan,
60 Mag Eurer Herrin frommen!"
Der Diener sieht den Herzog an
Und spricht: „So ist's geschehen,
Daß sie des Leids sich abgethan,
Ihr werdet selbst es sehen!"

65 Nach dreien Tagen in der Nacht
Glänzt hell vom Fackelscheine
Des Grafen Schloß in düstrer Pracht
Aus dunklem Eichenhaine;
Doch still ist's drinnen in dem Schloß
70 Mit Werken und mit Worten;
Da kömmt der Herzog, hoch zu Roß,
Und donnert an die Pforten.

Der Graf geht hin und läßt ihn ein
Und heißt ihn ernst willkommen,
75 Daß er zu seinem Töchterlein
Zur Hochzeit hergekommen;
Drauf führt er ihn durch einen Gang
In abgemeßnem Schritte,
Die Trepp' hinauf, die Hall' entlang
80 Bis in des Hofes Mitte.

Doch still und stumm ist's überall
Bis in des Hofes Mitte;
Der hohen Wände Widerhall
Verhöhnt die leisen Schritte;
85 Da tönt kein Jubel, tönt kein Klang,
Der an die Hochzeit mahne;
Der Wind nur saust im öden Gang,
Am Thurme knarrt die Fahne!

Der Herzog bleibet stehn und spricht:
90 „Wie soll ich dieses deuten?
So stumm und schweigend pflegt man nicht
Die Hochzeit zu bereiten!" —
Der Graf spricht: „Herzog, laßt es seyn!
Es darf Euch nicht erschrecken:
95 Noch schläft mein süßes Töchterlein,
Und niemand will es wecken!"

Und weiter gehn sie beide stumm
Und treten in die Halle;
Da stehn die Männer viel ringsum
In schwarzen Kleidern alle: 100
Sie stehen da und sprechen nicht
Und schauen vor sich nieder;
Bleich ist und starr ihr Angesicht
Und regungslos die Glieder.

Der Herzog bleibet stehn und spricht: 105
„Wie soll ich dieses deuten?
So feiert man die Hochzeit nicht
Mit schwarzen stillen Leuten!"
Der Graf spricht: „Herzog, laßt es seyn!
Es sind die Hochzeitgäste, 110
So wollte sie mein Töchterlein
Bei ihrem Hochzeitfeste!"

Und wieder wird es still im Saal,
Stumm steht die blasse Runde,
Da tönt herab mit ernstem Schall 115
Die mitternächt'ge Stunde;
Und plötzlich klingt ein Grabgesang
Von süßen Frauenstimmen;
In Thränen muß bei diesem Klang
Wohl jedes Auge schwimmen. 120

Da wird dem Herzog weh und bang;
Er spricht: „Was soll dies heißen?
Das ist kein hochzeitlicher Klang,
Das sind des Grabes Weisen!"
Der Graf spricht: „Herzog, laßt es seyn! 125
Gleich wird die Braut erscheinen,
Gar gerne hat's mein Töchterlein,
Wenn ihre Gäste weinen."

Und plötzlich öffnet sich die Thür,
Und schweigend, Paar an Paare, 130
Tritt eine Schar von Frau'n herfür
Mit einer schwarzen Bahre;
Drin schläft ein schwarzes Mägdelein
Mit langem, blondem Haare,
Und Frau'n und Männer wechselnd streu'n 135
Ihr Blumen auf die Bahre.

Der Herzog sieht's; sein Haar, es sträubt
Sich auf, die Wangen bleichen;
Wie auch die Angst ihn drängt und treibt,
Er steht und kann nicht weichen; 140

Sein Auge rollt er stier und wild
Umher im düstern Kreise,
Und vor dem starren Engelsbild
Erstarrt sein Blut zu Eise.

145 Da faßt der Graf ihn bei der Hand:
„Nun, Herzog, auf zum Tanze!
Siehst du die Braut im Brautgewand
In ihrem Hochzeitkranze?
Spielt auf, ihr Leute, nun beginnt
150 Der lust'ge Hochzeitreigen:
Der Bräut'gam wird mit meinem Kind
Ins kühle Brautbett steigen!"

Schon packt des Wahnsinns wilder Arm
Dem Herzog die Gedanken;
155 Wild tanzt um ihn der Lichterschwarm,
Und alle Wände wanken.
Er flieht hinweg mit wildem Lauf,
Es läßt ihn nirgends weilen;
Er irrt treppab, er irrt treppauf
160 Umher in wildem Eilen.

Und endlich steht er auf dem Turm
An jähen Abgrunds Rande;
In seinen Locken wühlt der Sturm,
In seiner Brust die Schande.
165 Und wie er drunten hört am Grab
Die letzten Sterbelieder,
Da stürzt er in die Tief' hinab
Und sinkt zerschmettert nieder.

26 Müllenhoff, S. 41, „Wesebye". Darauf wies hin Robert Pitrou: Une source des nouvelles de Theodor Storm (in der „Revue Germanique", Jahrg. 8, S. 524—531, Paris 1911). — 31 Vgl. etwa Krey, S. 42. — 33f. Heyse an Storm am 20. und 27. Oktober 1885. — **206**$_4$ Rockenbach, S. 70. — 27 Welche Werke Storm eingesehen hat, ist mir nicht bekannt. — 32 Am 10. März 1885 schreibt Storm an Petersen, daß er mit der Novelle beginnen wolle; vgl. noch Storm an Heyse am 28. April und 31. Juli 1885. Die Überschrift sollte zuerst Zur Hochzeit sein. Storm an Keller am 7. August 1885: Ich habe zuviel daran herumgehämmert, um jetzt selbst ein rechtes Urteil darüber zu haben ... Es ist ein Wagstück. — 36f. Unser Erich hatte ein paar gute und einen nicht guten Einwand; die guten sind bestmöglich befolgt, aber auf meinen schönen Titel war er nicht gekommen. Storm an Heyse am 1. Oktober 1885. — **207**$_2$ Storm an Petersen am 10. September 1885. — 5 Das friesische Dorf Langenhorn, von dessen Organisten Storm die Aufzeichnungen erhalten haben will, liegt nördlich von Bredstedt. Be-

ziehungen des Dichters zu diesem Orte sind mir nicht bekannt. — 12f. Storm am 4. November 1885 an Ernst Esmarch und am 25. Oktober 1885 an Heyse. — 17 Heyse an Storm am 26. Januar 1886. — 22f. Therese Rockenbach hat sie mit Recht herangezogen und den Stücken in „Westermanns Monatsheften" gegenübergestellt. Danckwerth erzählt S. 18 von den Pogwischs, S. 20 von den Lembecks und S. 72 und 75 von Klaus und Henneke Lembeck. Da Storm aber noch mehr Einzelzüge angibt, ist außerdem eine andere Vorlage anzunehmen. — 36ff. Müllenhoff, S. 177. — **208** 1 Ebenda, S. 241, S. 568—569. Dort wird vom schwarzen Tode, der wie ein Nebel und wie ein Rauch kommt, und von den Pestkulen, in denen die Toten haufenweise liegen, berichtet. Wie Storm in „Westermanns Monatsheften" selbst erzählt, starb Klaus Lembecks Gattin an der Pest. — 5 „Heimatbriefe", S. 139; vgl. auch die Schilderung der Mutter Storms über die Beerdigung der Großmutter in dem Brief an den Sohn vom 24. August 1854 (bei Gertrud Storm, Bd. 2, S. 28f.). — 13 Über die Novelle vor allem Erich Schmidts Besprechung S. 434 und Kösters Anmerkungen zu Keller-Storm S. 263.

209 Der Anfang lautete in *W*: Von dem gewaltigen holſteiniſchen Ritter Klaus Lembeck iſt in Chroniken und Geſchichtsbüchern genug erzählt und gefabelt worden; denn in den unaufhaltſamen Kriegshändeln, welche gegen und um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in den Nachbarländern Holſtein, Schleswig und Dänemark von den verwandten und verſchwägerten Herren derſelben geführt wurden, ſuchte deren jeder den Kopf und die ſtarke Hand des Mannes zu gewinnen. So ſehen wir ihn zuerſt als capitaneus, das heißt als Statthalter des großen holſteiniſchen Grafen Gerhard in Nordjütland und als den grimmigſten Feind des Dänenkönigs Waldemar Atterdag; zehn Jahre ſpäter war er des Königs Marſchall, führte mit Glück deſſen Unterhandlung und erwarb ihm eine Reihe feſter Schlöſſer. Auch dieſes hatte keine Dauer; denn der Ritter ging wohin ihn Vorteil oder Neigung zogen; um die Mitte des Jahrhunderts ſagte er dem König ab und ſtand gegen ihn zu Gerhards Söhnen und Herzog Waldemar von Schleswig.

Aber es wurde nichts aus dem Kriege, und Klaus Lembeck, obwohl ſelbſt mit vielen Gütern in Schleswig und in Holſtein angeſeſſen, freite in zweiter Ehe eine reiche jütiſche Witfrau, die ihm außer Gütern in Jütland auch die Bergfeſte Dorning in Nordſchleswig zubrachte; ſie war ſtark verſichert und lag weſtlich von Hadersleo in einem großen Buchenwald. Das Weib ſtarb ihm, da der ſchwarze Tod auf ſeiner weiten Reiſe auch hier ins Land gebrochen war; er ſelbſt aber blieb als Erbherr auf Dorning ſitzen. Der König, obwohl obenhin mit ihm verſöhnt, trug heimlich dem mächtigen Manne einen Groll und verlangte von ihm, dem itzt auch jütiſchen Eingeſeſſenen, den Huldigungseid; der aber weigerte ſich: nur ſeinem Grafen zu Holſtein ſei er zu Eid und Pflicht verwandt; und da der König härter in ihn drang, blickte er um ſich, und als er genug der Freunde ſtehen ſah, hob er ſich

trotzig auf und sprach: „Da denn der König einen Eid von mir verlangt, so schwör' ich, daß ich ihm und seinem Reiche niemals treu sein werde!“ Und der König that ein Lachen daran und sagte: „Du hast wahr geschworen; du bist mir nimmer treu gewesen und wirst es nimmer sein!“ — Aber das Lachen war ein arges gewesen: denn nicht lange, so kam er mit Kriegsgeschwader, das Waldschloß Dorning zu berennen, und Klaus Lembeck wehrte sich gleich einem der wilden Eber, die er in seinem Walde pflegte, doch da der Dänenhunde ihm zu viel wurden, sandte er einen Hilfschrei über die Eider, und die Holsten seiner gräflichen Herren kamen mit dem Feldruf: „Holstenland!“ und „Frau vom Himmelreich!“ Und die Dänen flohen; die Holsten aber nahmen alles, was sie nach sich ließen: Kleinodien, Harnische und Geschütze, dazu viel reiche vornehme Gefangene; und dann gab es ein tönend Fest zu Dorning.

Der hartnäckige König aber sann auf anderes, und bald nachdem er den Ritter vergebens zu gewinnen gesucht hatte, lud er ihn zu sich nach Wordingburg und verhieß ihm frei Geleit. Dem traute Klaus Lembeck und segelte dahin; als er aber die Stufen des Schlosses hinanstieg, begegnete ihm ein Edelknabe, den er durch seine Freigebigkeit sich einst verpflichtet hatte; der sah wie mitleidig auf den Ritter und summte vor sich hin: „Das Wasser ist heiß, der Eber mag nur kommen!“ Da stieg Klaus Lembeck keine Stufe weiter, er wandte sich, erreichte bald sein Schiff und floh nach Hause. Den König aber soll's auf seinem Totenbette noch leid gewesen sein, daß er den Holsten nicht gebrühet habe.

Gegen die Mitte der fünfziger Jahre, nachdem sein Weib begraben und vergessen war, hatte der Ritter sich nach seinen Gütern auf der Insel Föhr begeben und erbaute dort unfern von Borgsum eine feste Burg; Dorning aber hatte er, wie die Chronisten sagen, seinem ältesten Sohne Hennecke überlassen. Auch von diesem Lembeck, dessen gleichnamiger Enkel bei Hemmingstedt gegen die Dithmarscher sein Leben büßte, wissen die Chroniken zu erzählen; denn im Jahre sechzig ergriffen die von Kiel zwei von dessen Hofgesinde, weil sie auf den Straßen geraubt und den gemeinen Frieden gebrochen hätten, und da Graf Adolf von Holstein ein harter Verfolger der Straßenräuber war, so wollten sie nicht dahinten bleiben und ließen den Friedensbrechern auf dem Markte das Haupt vor die Füße werfen. Darob ergrimmte Hennecke Lembeck, und wenn die Kieler zu Markt nach Eckernförde zogen, so lag er mit Reisigen am Wege und erschlug ihrer viele. Aber die holsteinischen Grafen Adolf und Nikolaus verdroß es, daß er ohne Anklage sich solcher Gewalt unterstünde, und es entbrannte darob endlich ein Kriegshandel zwischen denen von Schleswig und von Holstein, in dem die Feste Dorning aufs neu umsonst belagert wurde.

Noch mehr solch wilder und trotziger Dinge sind in vielen Büchern von Klaus Lembeck und von seinem Sohne Hennecke zu lesen. Aber es stand noch einer zwischen ihnen, von dem jede Kunde verschollen scheint; denn nicht Hennecke war der älteste Sohn des vielberufenen

Ritters; der älteste hieß Rolf Lembeck und saß, wenn auch nur wenig Monde, auf Schloß Dorning. Er war nicht aus dem Eisenstoffe seines Geschlechtes, und lieber als im Harnisch ging er auf leichten Sohlen und in zierlichen Gewändern von Samt oder Seiden; von ihm war nur ein jäh zerrissenes Minneabenteuer zu berichten, das wie Mondlicht in die Wirrnis dieser finsteren Zeiten fällt; aber damit hatten die Chronisten nichts zu schaffen. Und obschon sein Leben ein Vierteljahrhundert kaum erreichte, so war er doch ein deutscher Ritter, blauäugig und mit blondem Haupthaar, von froher, leichter Jugend und von heißer Lebenslust.

Auch ich würde nicht von ihm zu sagen wissen: aber da ich noch sehr jung war, ging aus dem Nachlaß eines alten Organisten in dem friesischen Dorfe Langenhorn, der einstmals Theologie studiert hatte, dabei ein tüchtiger Musikus und bis an seinen Tod ein eifriger Büchersammler war, ein kleiner Pergamentband durch meine Hände, dessen Titel mir noch gegenwärtig ist: „Historiolae seu de quorundam in Slesvico-Holsatia nobilium vitis atque rebus gestis.“ Des Verfassers und der Jahreszahl, wenn eine solche angegeben war, entsinne ich mich nicht mehr; dem Büchlein selbst aber habe ich später in antiquarischen Verzeichnissen vergebens nachgejagt. — Von diesen historiolis behandelte die zweite einen Abschnitt, den letzten, aus des Ritters Rolf Lembeck jungem Leben; und was ich dort gelesen, ist um so besser von mir behalten worden.

1ff. Die geschichtlichen Angaben sind richtig. — **211**$_{10}$ Mit der Gräfin Jülich meint Storm wohl Johanna, Tochter des Grafen Wilhelm von Holland und Gemahlin des 1356 von Karl zum Herzog erhobenen Grafen Wilhelm des Ersten von Jülich, der sich durch eine kluge Politik bei dem jeweiligen Reichsoberhaupte Einfluß sicherte. — **235**$_3$ So begrüßt in dem „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg Riwalin nach dem Kampfspiel seine Geliebte Blancheflur: â dê vûs sal. (V. 741) und ähnlich lautet ein Zuruf (V. 2395f.): bêâs Tristant, cûrtois Tristant tun cors, ta vie a dê comant. — **237**$_{19}$ Die Artussage scheint diesen Zaubergürtel nicht zu kennen. Einen Gürtel, der unverwundbar macht, erwirbt Gawan von dem grünen Ritter in dem altenglischen Gedicht „Sir Gawayn and the Green Knight“. — **255**$_1$ Die Geschichtschreiber und die Sagensammlungen wissen von einer solchen Tat eines Grafen von Orlamünde nichts. Wahrscheinlich liegt eine Verwechslung Storms vor. — **256**$_{26}$ Bei den holden Schattengeistern darf wohl an die Schwanenmädchen der germanischen und keltischen Götterlehre gedacht werden, die die Gabe des Fluges besitzen. Sie baden in kühler Flut und legen dann die Schwanenhemden ab. Das Auftauchen wunderbarer Gestalten aus Seen schildert unter anderem die keltische Sage; vgl. etwa in der Sammlung „Irische Elfenmärchen“, übersetzt von den Brüdern Grimm (Leipzig 1826), das Stück „Der See Corrib“. — **261**$_{24}$ Solche Hexen- und Werwolfsgeschichten erzählt Müllenhoff oft.

Zerstreute Kapitel (S. 281—396).

283$_9$ Tönnies, S. 54. — **284**$_8$f. Westermann hatte den Verlag abgelehnt, vgl. „Briefe an seine Kinder", S. 152. — $_{19}$f. Auf Wunsch des Herausgebers Lohmeyer nach Storms Ansicht ohne Grund. — **285**$_2$ Heyse an Storm am 28. Februar 1873. — $_{19}$ Storms Sohn Ernst las die „Zerstreuten Kapitel" Mörike vor, dem besonders die Stelle 292$_{32}$ff. gefiel; vgl. Storm an Kuh am 15. Dezember 1873. — $_{21}$ff. Storms Brief an den Schulfreund Hans Nord vom 30. November 1887; vgl. Beilage zum „Hamburger Korrespondenten" vom 8. Juli 1917; Kobes, S. 12. — $_{25}$ Kobes, S. 11. — $_{35}$ Vgl. Gertrud Storm, Bd. 2, S. 171. — **286**$_5$ff. Über Ritell vgl. den Aufsatz von Felix Schmeißer: Zwei Jugendgenossen Theodor Storms (in der „Kieler Zeitung" vom 23. Januar 1912). — $_{16}$f. Kobes, S. 134f. — $_{17}$ Storm an Kuh am 1. September 1872. — $_{19}$f. „Briefe an seine Kinder", S. 77. — $_{24}$ Storm an Kuh am 21. August 1873. — $_{30}$f. Vgl. „Heimatbriefe", S. 207. — **287**$_2$ff. S. 272—299 (Schleswig 1841). — $_9$ Storm an Kuh am 13. August und 21. August 1873. — $_{34}$ff. Anmerkung Gertrud Storms zu den „Briefen an seine Kinder", S. 92. — **288**$_5$ Vgl. den Aufsatz von L. Langer: Tier und Kindesseele bei Theodor Storm (in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", Bd. 22, S. 546—561, 624—638, 706—717, Leipzig 1908). — $_{13}$ Vgl. auch „Briefe an seine Freunde", S. 92.

290$_6$ Hinter berühren steht in der Handschrift: Wer kann sagen, ob was wir Wahnsinn nennen, nicht dadurch allein von dem Zustande der Vernünftigen unterschieden ist, daß der vom Strahl der Götter Getroffene das Leben erbarmungslos in seiner ganzen Nacktheit sieht? — **301**$_{1-16}$ fehlt in der Handschrift. — $_{22-34}$ fehlt in der Handschrift. — **317**$_{13}$ff. Vgl. Müllenhoff, S. 335. — **325**$_{16}$ Der Schloßverwalter ist Mathias Brinkmann (gest. 1796). — **330**$_{29}$ff. Das bei Gertrud Storm, Bd. 1, S. 48 wiedergegebene Medaillonbild stellt Luzia Woldsen, geb. Petersen, die Großmutter väterlicherseits der Mutter Storms so dar, nicht Elsabe Feddersen, geb. Thomsen. Vgl. S. 425, Z. 19ff. dieses Bandes. Der Kirchturm wurde erst 1820 abgebrochen. — **336**$_{10}$ So wird die Hygiea von dem griechischen Dichter Likymnios von Chios besungen als *λιπαρόμματε μᾶτερ ὑψίστα ϑρόνων σεμνῶν Ἀπόλλωνος βασίλεια ποϑεινὰ πραυγέλως Ὑγιεία* und Ariphron von Sykene schließt seinen Hymnus mit den Worten: *σέϑεν δὲ χωρὶς οὔτις εὐδαίμων ἔφυ.* — **365**$_7$ff. Über den Tod berichtet Krafft, S. 258, ohne Angabe des Jahres; Laß (Bd. 1, S. 131) gibt 1672 als Todesjahr an; 1652 starb während einer Seuche ein Pastor Danckwart bei einem Leichenbegängnis am Schlag. — **367**$_{14}$ff Fast wörtlicher Anschluß an Krafft, S. 209. — $_{32}$ff. Krafft S. 154 über die Petersens. — **368**$_3$ Laß (Bd. 2, S. 13) nennt 1705 als Erscheinungsjahr. — **370**$_3$ff. Goldschmid, S. 365. — **374**$_7$ Darüber Goldschmid, S. 107. — $_{36}$ Vgl. Laß, Bd. 2, S. 19. — **375**$_{16}$ff. Vgl. Laß, Bd. 1, S. 139. — **376**$_{13}$ Über Giese und seinen Sohn Joachim

schreibt Krafft, S. 256—271. Geboren 1620, wurde er nach Laß (Bd. 1, S. 8) im Jahre 1645 Sekretarius und 1654 Senator; er starb 1697. — 14 Krafft, S. 258. — 22 Krafft (S. 260—265) führt eine Anzahl solcher gedruckter und nichtgedruckter Schriften an. Das Folgende in freier Anlehnung an Krafft. — **379**33 Entweder der bei Laß (Bd. 1, S. 12) erwähnte Joh. Croechelius (1618—28, Diakonus in Husum) oder dessen Sohn M. Johannes Croechel, 1653 Diakon, 1664 gestorben. — **384**20ff. Darüber Laß, Bd. 2, S. 90f. — 35 Böhme weist auf Laß, Bd. 2, S. 53, Anmerkung. Dort wird über den Tod des Scharfrichters und die vergebliche Beschwerde der Witwe berichtet. Ebenso weist Böhme auf die daselbst S. 199 angeführte Verordnung von 1746 hin, nach der Abdecker oder Tagelöhner den Abdecker zu begraben haben. — **386**21 Bestallungsurkunde und Scharfrichtereid bringt Laß, Bd. 2, S. 170—173, Anmerkung. — 30 Verbot der Kuren bei Laß, Bd. 2, S. 168. — **391**29ff. Laß, Bd. 1, S. 165. — **394**4 Über Holmers Schriften gegen die religiöse Schwärmerin Antoinette Bourignon berichtet Krafft, S. 186—194. — 31 Die Angaben über Bokelmann stammen aus Krafft, S. 123—130; die Beziehungen zu Tast hat auch Böhme nicht herausgefunden. — **395**6 Krafft, S. 130.

Meine Erinnerungen an Eduard Mörike (S. 397—420).

3992 Während eines Besuches bei Verwandten seiner Frau in Fobeslet bei Kolding in Nordschleswig. Vgl. Storms Brief an Emil Kuh am 24. August 1876. — 3f. Storm an Keller am 3. Januar 1882. — 10ff. Vgl. Storms Brief an Mörike vom 14. November 1854. — 13 Mörike-Storm, S. 20 und S. 45—46. — 15 So in Heiligenstadt Pietsch; vgl. Ludwig Pietsch: Zum Kapitel Eduard Mörike (in der „Vossischen Zeitung“ 1904, Nr. 433) und A. v. Wussow, dessen begeisterten Brief an Mörike über die Mozartnovelle Storm am 3. Februar 1859 einem eigenen Schreiben beilegt. — 22ff. In dem Briefe an Friedrich Eggers vom 3. Juli 1859. — **400**8 Mörike-Storm, S. 13. — 14 „Briefe an seine Freunde“, S. 84—88. — 25 Storm an Keller am 3. Januar 1882.

40315 Kuhs Gedenkblatt in der „Wiener Abendpost“ 1875, Nr. 134—135. — 28 Bauer am 18. November 1832 an Wilhelm Hartlaub, vgl. Bauers Schriften, S. LVI. — **404**29 Bd. 2, S. 220 (Tübingen 1844). — **409**18 Am 28. Juli 1826 an Mörike; vgl. Bauers „Schriften“, S. XXIII. — 23ff. So Bauers Brief vom 1. Mai 1827 an Mörike nach dem Tode von dessen Schwester Luise; vgl. „Schriften“, S. XXXVIII. — **414**34 Am 6. September 1823; „Schriften“, S. XII. — **418**2 Brief an Storm, April 1854. — **419**14 Am Schlusse steht in *W:* E. Höfer hat in einem nach des Dichters Tode erschienenen Aufsatze die Kundigen aufgefordert, zur Herstellung seines wirklichen Bildes beizutragen, mit dem Hinzufügen: denn die Spuren eines so stillen

und engen Daseins, die selbst während des Lebens nur von Wenigen bemerkt und beachtet worden sind, pflegen nach dem Tode mit erschreckender Schnelligkeit vollends zu verschwinden.

Möge man denn zu den seitdem veröffentlichten werthvollen Aufzeichnungen von Kuh, Waldmüller, Fr. Notter u. a. die vorstehende als eine, wenn auch bescheidene Ergänzung gelten lassen. Nichts aber würde uns, nach meiner Ansicht, den Dichter lebendiger vor Augen führen helfen, als worauf schon Notter hinsichtlich der Correspondenz mit Moritz Schwind hingewiesen hat, die Veröffentlichung einer Auswahl seiner Briefe; denn selten dürfte sich in solchen so die Persönlichkeit des Schreibers ausprägen, und wiederum selten die menschliche und die dichterische Persönlichkeit sich in solchem Grade decken, wie dies bei Mörike der Fall ist.

Hoffen wir, daß bei einer zu erwartenden Gesammtausgabe diese Pflicht gegen den Dichter und sein Publicum nicht versäumt werde.

Nachgelassene Blätter (S. 421—432).

423 Über die Entstehung vgl. den Brief Storms an Erich Schmidt vom 29. September 1886, den Böhme auf S. 240 mitteilt. — Die angeführten Stücke der Lebensbeschreibung stehen bei Gertrud Storm auf S. 23—25, 32—33, 35—37, 44—45, 70—73, 84—85, 166—168.

Besprechungen, Vorreden und andere Aufsätze (S. 433—498).

435 Den wertvollen Anmerkungen Fritz Böhmes ist der Herausgeber dankbar verpflichtet. — $_{9}$ Keller-Storm, S. 114—115. — $_{15}$ „Briefe an seine Freunde", S. 7. — **436**$_{2}$ In dem Briefe vom 21. November 1850. — $_{15}$ Die Besprechung wird in Briefen an Fontane und Brinkmann erwähnt; vgl. „Briefe an seine Freunde", S. 51f. — **437**$_{1}$ Brief an Eggers, wahrscheinlich vom 10. Februar 1854. — $_{1}$f. Fontane an Storm am 14. Februar 1854. — $_{6}$ Fontane an Storm am 27. März 1854. — $_{14}$ Undatierter Brief Fontanes an Storm; vgl. Fontanes Briefe, Bd. 2, S. 128. — $_{17}$ 1854, S. 658. — $_{28}$f. Das zweitemal in einem ausführlichen Aufsatze in der „Preußischen Zeitung" vom 17. Juni 1853. — $_{32}$ Neu gedruckt in Heyses „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen", Bd. 2, S. 135ff. (5. Aufl., Stuttgart 1911). — **438**$_{4}$ Briefe Fontanes an Storm vom 14. Februar, 3. Mai und 4. Juni 1854. Eggers-Storm, S. 84. — $_{11}$ Fontane bezeichnete es in dem Brief an Storm vom 12. September 1854 als „eine Art ‚Guide'" und wehrte sich gegen den Vergleich mit Heines „Reisebildern". — $_{16}$f. Über das Sammeln der Lieder berichtet Storm an Brinkmann am 24. März 1857. „Der Rosengarten" sollte der Titel der Sammlung sein, die ohne Storms Namen erscheinen sollte. Die Vorrede schrieb Storm unter Benutzung der deutschen

Literaturgeschichte von Julian Schmidt Anfang Juli 1858; vgl. „Briefe an seine Frau", S. 50ff. Hebbel besprach die Sammlung freundlich in der Leipziger „Illustrirten Zeitung" vom 20. August 1859 (vgl. R. M. Werners Hebbelausgabe, Abt. 1, Bd. 12, S. 256). — 19 Über den Zweck des „Hausbuches" vgl. Storms Briefe an Eggers vom 8. Mai 1869 und an Tycho Mommsen vom 11. April 1869. Vor die dritte Auflage setzte Storm als Merkspruch Emil Kuhs Wort aus seinem Aufsatz „Neuere Lyrik" in der „Österreichischen Wochenschrift", Bd. 6, S. 18. 1865: „Die lyrische Empfindung, will sie auf eigene Faust leben, muß sehr stark sein." Unterdrückte Stücke der Vorrede teilt Böhme in seinen Anmerkungen mit. — 21 Böhmes sehr begrüßenswerte Zusammenstellungen des Inhaltes der beiden Sammlungen auf S. 197—214 erleichtern die Übersicht. — **439**₁ Die Bemerkungen über Solitaire lauten (1870, S. 589): Die schon 1847 erschienenen „Bilder der Nacht", denen die erste der mitgetheilten Dichtungen angehört, sind so wenig bekannt geworden, daß sie selbst in der Geschichte der deutschen Literatur von Heinrich Kurz, welche sonst auch dem Unbedeutendsten Rechnung trägt (gleich den Dichtern S. 307, 384, 426, 465, 488, 540, 580, 636 u. A.) keine Erwähnung gefunden haben. Das hier gegebene wird genügen, um auf die eigenthümliche Bedeutung dieser Sammlung aufmerksam zu machen. — Ferner (1878, S. 575): Ich möchte Alle, die das Faustische Element nicht nur als Stoff, sondern als Factor der Dichtung gelten lassen — und es gehört doch wohl zum vollen Menschenleben und kann daher auch in der Lyrik seinen Platz beanspruchen — auf die so wenig bekannten „Bilder der Nacht" hinweisen. Es dürfte unter den deutschen Dichtern kaum einen zweiten geben, in welchem es mit so ergreifender Innerlichkeit und in so lebensvollen, farbensatten, wenn auch von düsterer Gluth bestrahlten Gebilden zur Erscheinung gekommen wäre. Mag man immerhin die Anschauungen und den oft schneidenden Pessimismus des Dichters nicht theilen, jedenfalls wird man zugeben müssen, daß die Fackel seiner Poesie von der alltäglichen Oberfläche in Tiefe und Abgründe der Menschenbrust und des Menschenlebens hinableuchtet, vor denen ein ernster Mensch die Augen nicht verschließen soll. Daß wir es hier außerdem mit einem Dichter von einer selten kräftigen Eigenart zu thun haben, werden schon die mitgetheilten Proben bekunden. Lorm erscheint Storm („Briefe an seine Freunde", S. 131) als ein Pessimist von Dantischem Tiefsinn. Storm trat später für den Dichter ein, indem er allerdings vergeblich einen Verleger für dessen zweite Sammlung suchte. Lorm dankte gerührt; vgl. Storm an Petersen am 27. Februar 1877. — 16 Oktober 1871 waren von 2000 Stücken erst 800 verkauft; vgl. Storm an Kuh am 2. Oktober 1871. — Kuh in der „Neuen freien Presse", Wien, 15. Dezember 1871, abgedruckt bei Böhme S. 220—222; andere von Paul Lindau, Zetsche und Pietsch nennt Storm in dem Brief an seinen Sohn Ernst vom 27. Oktober 1871. Eine eigne Anzeige zieht Storm als zu mager

zurück; vgl. Brief an Ernst vom 13. Dezember 1870. Hartmanns Gedicht bei Böhme, S. 228. Lobende Besprechungen auch in den „Itzehoer Nachrichten" von 1870, Nr. 141, und im „Hamburgischen Correspondenten" 1874, Nr. 297. Die Anzeige von Aldenhoven in „Westermanns Monatsheften", März 1871, soll nach Tönnies (S. 52) nur verstümmelt gedruckt worden sein. Im Januarheft 1876 steht daselbst ohne Namensangabe eine Anzeige der illustrierten Ausgabe. — $_{27}$ Der Brief mit Heyses Vorschlägen ist nicht erhalten, wohl aber Storms Erwiderung in dem Brief an Heyse vom 24. März 1874. Kuh äußerte seine Wünsche in verschiedenen Briefen; Mörike trug seine Einwendungen Storms Sohn Ernst vor, und Storm fand sie berechtigt; vgl. Briefe an Ernst vom 21. Juni 1871. — $_{28}$ff. Böhme teilt diese wichtigen Bemerkungen S. 226—230 mit. S. 225—226 berichtet er an der Hand von Briefen über die Vorverhandlungen Storms mit dem Verleger Mauke. — $_{34}$ff. Die Briefe an Hans Speckter stehen in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Neue Folge, Bd. 2, Heft 2, S. 39—49 (Leipzig 1910). — **440**$_{5}$ Wie Storm am 10. Dezember 1870 seinem Sohne Ernst schrieb, schickte Groth den Band zur Besprechung. — $_{8}$ Fritz Böhme hat in den „Mitteilungen aus dem Quickborn", Bd. 11, Nr. 1 (Hamburg 1917) die Beurteilung etwas gewaltsam für die Entwicklung des Erzählers Storm ausdeuten wollen: Storm untersuche Groths Geschichten auf die Frage hin, ob sie Erzählungen seien. Dieser Standpunkt entspräche den damaligen Erzählungen Storms. — $_{12}$ Auch Adolf Bartels: Klaus Groth, S. 110 und 125 (Leipzig 1899), hat das hervorgehoben. — $_{19}$ In seinem Büchlein über Groth S. 116. — $_{32}$ Ein netter Artikel von Storm und Stemann über einen Beethovenvortrag in Husum im „Husumer Wochenblatt" vom 17. Januar 1871, von dem Storm in den „Briefen an seine Kinder", S. 199, spricht, ist ohne jede Bedeutung. Ein Aufsatz „Volksglauben im katholischen Deutschland", den Storm „Heimatbriefe", S. 172, als demnächst in der „Gartenlaube" erscheinend erwähnt, scheint schließlich doch unterdrückt worden zu sein.

443$_{27}$ff. Ebenso äußert sich Müllenhoff in dem Vorwort seiner Sammlung, S. VI. — **465**$_{24}$ff. Eine ausführliche Begründung seines ablehnenden Urteils über Platen hat Storm in den nachgelassenen Blättern zur zweiten Vorrede des „Hausbuches" niedergelegt; vgl. Böhme, S. 177. — **483**$_{19}$ Zu dem Urteil über „Florentin" vgl. Storms Brief an Eggers vom 12. Januar 1858: Das Einzige aus dem Kreise der Romantiker, was man ohne sich lächerlich zu machen, neben Wilhelm Meister erwähnen darf. — **492**$_{17}$ 1875 dahinter: Dies gilt auch für die dritte Auflage. — $_{32}$ 1878 dahinter: Für diese Auflage außerdem: Fünfzig Jahre deutscher Dichtung von Adolf Stern. — **493**$_{16}$ Gedichte Goethes und Schillers werden auf Heyses Rat gestrichen; vgl. Heyse-Storm, S. 28.

Zur Gestaltung des Textes.

Im Brauerhause (S. 5—40).

Zugrunde gelegt wurde:

E = Eekenhof — Im Brauerhause. Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1880 [S. 69—148].

Verglichen wurden:

W = Der Finger. Erzählung von Theodor Storm. Jahrbuch der Illustrirten Deutschen Monatshefte, Bd. 46, S. 1—18 (Braunschweig 1879).

Hk = Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Haus-Kalender für 1880. Herausgegeben von Dr. H. Keck (Garding, Druck und Verlag von H. Lühr und Dircks, S. 133—160).

Dn = Drei Novellen von Theodor Storm. Eekenhof. — Im Brauerhause. — Zur „Wald- und Wasserfreude". Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1880 [S. 75—125].

Ss = *Ss*, Bd. 14, S. 2—58. Braunschweig 1882.

Geändert wurde:

10_{38} einzige *Ss* einzigste *WHkEDn* | **16_{32}** erst hinter von dort aus gestrichen wie *DnSs* | **21_7** steckte *Ss* stellte *WHkEDn* | **32_{37}** öfter *S* öfterer *WHkEDn*.

Die Söhne des Senators (S. 41—92).

Zugrunde gelegt wurde:

Ds = Die Söhne des Senators. Von Theodor Storm. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1881.

Verglichen wurden:

Dr = Die Söhne des Senators. Von Theodor Storm: Deutsche Rundschau, Bd. 25, S. 1—28 (Berlin 1880).

Hk = Die Söhne des Senators. Von Theodor Storm. Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Haus-Kalender auf das Gemeinjahr 1882. Vierzehnter Jahrgang. Herausgegeben von Dr. H. Keck. S. 15—54. Garding. Druck und Verlag von H. Lühr u. Dircks.

N = Der Herr Etatsrath. — Die Söhne des Senators. Novellen von Theodor Storm. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1881 [S. 89—165].
Ss = *Ss*, Bd. 14, S. 59—139 (Braunschweig 1882).
Geändert wurden:
72_{37-38} Möllern *NSs* Möllers *Dr* Möller *Ds* | 82_{11} in *N* im *Ds*.

Es waren zwei Königskinder (S. 93—134).

Zugrunde gelegt wurde:
Ss = *Ss*, Bd. 18, S. 91—159 (Braunschweig 1889).
Verglichen wurden:
M = Marx von Theodor Storm: Vom Fels zum Meer. Spemanns Illustrierte Zeitschrift für das deutsche Haus, Jahrg. 4, Heft 3, S. 256—269 (Stuttgart 1884).
E = „Es waren zwei Königskinder." Von Theodor Storm. — 1884 — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1888.

John Riew' (S. 135—200).

Zugrunde gelegt wurde:
I = John Riew'. Novelle von Theodor Storm (1884—1885). Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1886.
Verglichen wurden:
Dr = Eine stille Geschichte. Novelle von Theodor Storm: Deutsche Rundschau, Bd. 42, S. 321—358 (Berlin 1885).
Zn = John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1885 [S. 1—100].
Ss = *Ss*, Bd. 18, S. 161—268 (Braunschweig 1889).
Geändert wurden:
143_{16} dunkeln *IZn* | 154_{15} feinen vor Fingern gestrichen wie *Ss* | 197_{8} manche treffliche, fast vergessene *DrZnI*.

Ein Fest auf Haderslevhuus (S. 201—280).

Zugrunde gelegt wurde:
Vz = Vor Zeiten. Novellen von Theodor Storm. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1886 [S. 415—516].
Verglichen wurden:
W = Noch ein Lembeck. Novelle von Theodor Storm. Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte, Bd. 59, S. 80—117 (Braunschweig 1886).
Zn = John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1885 [S. 101—221].

E = Ein Fest auf Haderslevhuus. Novelle von Theodor Storm. Paetel's Miniatur-Ausgaben-Kollection. Achter Band. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1886.

Ss = *Ss*, Bd. 17, S. 17—144 (Braunschweig 1889).

Geändert wurde:

234$_{34}$ Seufzer *W E Zn Vz* | **279**$_{3}$ ihm zu Häupten *Ss* oben *W E Zn Vz*.

Zerstreute Kapitel (S. 281—396).

Verglichen wurden:

W = Westermann's Jahrbuch der Illustrirten Deutschen Monatshefte, Bd. 29, S. 487—494 (Braunschweig 1871); Bd. 31, S. 78—94 und S. 465—479 (Braunschweig 1872). Bd. 35, S. 74—83 und S. 141—148 (Braunschweig 1874).

Z = Zerstreute Kapitel von Theodor Storm. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1873.

Di = Deutsche Jugend, Bd. 1 (Leipzig 1873) und Bd. 9 (das. 1877).

Ng = Novellen und Gedenkblätter. Braunschweig 1874. Druck und Verlag von George Westermann.

H = Handschrift im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar („Amtschirurgus" und „Heimkehr").

Geändert wurde:

289$_{23}$ ungeheueren *H* | **290**$_{26}$ vielleicht hinter dabei wie *H W* | **291**$_{5}$ dunkeln *H W Z* | $_{11}$ breitschulterige *H* | **295**$_{14}$ Enden *H W* Ecken *Ss* | **311**$_{33}$ Spinnrad *Di* | **313**$_{11-12}$ Testamentes *Di* | **319**$_{29}$ erzähle *Ss* | **325**$_{15}$ leberfarbnem *W Ng* leberfarbenem *Ss* | **333**$_{33}$ Schlachtern *Ss* | **336**$_{14}$ den Sommertag *W Ng* die Sommernacht *Ss* | **358**$_{14}$ behagliches *Di* behaglich *Ss* | **361**$_{14}$ hinaufstiegen *Di* hinabstiegen *Ss* | **373**$_{15}$ gebrauchte Goldschmidt] brachte *W* | $_{20}$ desselben *W* | $_{21}$ ihrem Adelichem Goldschmidt] ihren Adelichen *W* | **377**$_{5}$ jenigem *W* | **388**$_{23}$ Goldschmidt *W*.

Bei den „Kulturhistorischen Kapiteln" schließt sich der Wortlaut eng an den Druck in *W* an. Die Stellen aus den alten Schriftstellern sind mit Ausnahme der Zeichen in der alten Rechtschreibung gegeben, auch wo *W* sie nicht hat.

Meine Erinnerungen an Eduard Mörike (S. 397—420).

Verglichen wurden:

W = Meine Erinnerungen an Eduard Mörike. Von Theodor Storm: Westermann's Jahrbuch der Illustrirten Deutschen Monatshefte, Bd. 41, S. 384—392 (Braunschweig 1877).

Ss = *Ss*, Bd. 14, S. 141—173 (Braunschweig 1882).

Nachgelassene Blätter (S. 421—432).

Zugrunde gelegt wurde:

Nachgelassene Blätter. Von Theodor Storm. Deutsche Rundschau, Bd. 57, S. 341—346 (Berlin 1888).

Geändert wurde:

424$_3$ siebzigsten statt siebenundsiebzigsten.

Besprechungen, Vorreden und andere Aufsätze (S. 433—498).

Zugrunde gelegt wurden:

1) *V* 1844, S. 80—83.
2) *S* (Berlin 1851).
3) *Lb* = Literatur-Blatt des Deutschen Kunstblattes von Friedrich Eggers. Erster und zweiter Jahrgang (zum fünften und sechsten Jahrgang des Deutschen Kunstblattes gehörig; Berlin 1854 und 1855).
   a) Nr. 4 vom 23. Februar 1854.
   b) und c) Nr. 7 vom 6. April 1854.
   d) Nr. 12 vom 15. Juni 1854.
   e) Nr. 19 vom 21. September 1854.
   f) Nr. 20. vom 5. Oktober 1854.
   g) Nr. 21 vom 18. Oktober 1855.
4) *Dl* = Deutsche Liebeslieder seit Joh. Ch. Günther. Eine Codification. Berlin 1859. Verlag von Heinrich Schindler.
5) *Ss*, Bd. 1 (Braunschweig 1868).

6a) Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie von Theodor Storm. Hamburg, Wilhelm Mauke, 1870.

6b) dasselbe. Erste illustrirte Ausgabe. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von Hans Speckter, ausgeführt von H. Kaeseberg. Leipzig. Wilhelm Mauke 1875.

7) Itzehoer Nachrichten. 53. Jahrgang, Neue Folge, Nr. 146 vom 17. Dezember 1870.
8) Chronik der Familie Esmarch. Unter Mithülfe von Gliedern der Familie bearbeitet und herausgegeben von Ernst Esmarch, Pastor zu Süderstapel in Schleswig. 1887 im Selbstverlage des Verfassers.

Geändert wurde:

442$_{13}$ Ostsee *V* | $_{23}$ nur *V* statt nun | **456**$_4$ dem vor Anspruche fehlt *Lb* | **458**$_5$ es statt er *Lb* | **459**$_{10}$ denselben *Lb* | **460**$_{11}$ wöllt statt wollt *Lb* | $_{21}$ ebenso | **481**$_{17}$ sieh statt hoch *Dl* | **482**$_1$ Claudius statt Claudin's *Dl*.

Nachträge.

1) Zu den Gedichten (Bd. 1, S. 146).

Nachtrag zur Nachlese.

All meine Lieder will ich
Zum flammenden Herde tragen,
Da soll um sie die rote
Verzehrende Flamme schlagen.
Sie sind ja welke Blüten,
Die keine Früchte tragen.
Was sollen welke Blüten
In frischen Sommertagen!

„Wiederkommen bringt Freud'."
So schrieb in längst verblühtem Mai,
Du kannst es lesen, es steht dabei,
Eine Braut ihrem Bräutigam.

Die Braut nicht wurde sein Weib. 5
Er hat gelebt, ein einsamer Mann.
Aus seinem Nachlaß kaufte ich dann
Das Buch mit dem hoffenden Wort.

Nun geb' ich's dir, mein Kind —
Es trägt dies Blatt ein Menschengeschick; 10
Wir aber hoffen noch auf Glück —
Ja, Wiederkommen bringt Freud'[1].

Die Liebe
Ist gar ein lieblicher Dunst;
Doch in der Ehe
Da steckt die Kunst.

---

[1] Widmung in ein Buch, das der Dichter seinem Sohne Karl schenkte. Die Braut war gestorben.

An Wilhelm Jensen[1].

Es ist der Wind der alte Heimatslaut,
Nach dem das Kind mit großen Augen schaut,
Bei dem es einschläft, wenn er weitersummt,
Der es erweckt, wenn jählings er verstummt.
5 Bei dessen Schauern Baum und Strauch erbebt
Und tiefer in den Grund die Wurzeln gräbt.
Und bist du anders denn als Baum und Strauch?
Du keimst, du blühst und du verwelkest auch.

[1] Antwort auf ein Heimwehgedicht des Landsmannes: „Der Heimatlaut, der allvertraute Wind." Jensen lebte von 1876 ab in Freiburg.

All meine Lieder will ich. Handschriftlich mitgeteilt von K. E. Franzos in der „Deutschen Dichtung", Bd. 5, S. 28 (1888) mit der Unterschrift: Hamburg 28. Okt. 1840. Morgens. Th. W. Storm.

„Wiederkommen bringt Freud'." Mitgeteilt von Gertrud Storm in der „Deutschen Rundschau", Bd. 126, S. 293 (Berlin 1906).

Die Liebe. Mit den Worten Wie ich neulich einer zierlichen Braut schrieb am 21. Sept. 1881 an Hermine von Preuschen geschickt.

An Wilhelm Jensen. Mitgeteilt von Feodor Wehl in seiner Schrift „Theodor Storm", S. 118 (Altona 1888); gedichtet 1886.

---

2) Zu den Anmerkungen des Herausgebers (Bd. 1, S. 392—433).

413 Nach Reisegesprächen. Gedichtet am 24. Nov. 1848. — **414 Gräber an der Küste.** Gedichtet vom 23.—25. Okt. 1850. — **Im Herbst 1850.** Gedichtet vom 24.—26. Sept. 1850. — **Regine.** Gedichtet am 1. Nov. 1850. — **415 Letzte Einkehr.** In der Handschrift überschrieben „Am Vorabend". — **In Bulemanns Haus.** Gedichtet am 11. Jan. 1852. — **416 Abschied.** Gedichtet Juli 1853. — **417 Ein grünes Blatt.** Gedichtet am 22. Nov. 1850. — **Ein Ständchen.** Gedichtet am 2. Juni 1858. — **Sprüche.** Der erste Juli, der zweite Juni 1858 gedichtet. — **418 Es gibt eine Sorte.** Am 19. Jan. 1864 gedichtet. — **Ein Raunen erst.** Nicht 24., sondern 29. Mai. — **Wir können auch die Trompete blasen.** Jan. 1864 gedichtet. — **Tiefe Schatten.** Nr. 1 nicht am 24. Juni, sondern 20. Mai gedichtet.

Verzeichnis
von Storms Werken in zeitlicher Folge.

Es sind alle bekanntgewordenen Werke Storms verzeichnet; bei denen, die nicht in diese Ausgabe aufgenommen worden sind, ist jedesmal die Fundstelle angegeben. Die Einordnung geschieht nach den Jahren der Entstehung. Bei den Gedichten steht die Jahreszahl manchmal nicht ganz sicher fest; in diesem Falle wird von der Zeit der Veröffentlichung ausgegangen. Bei den einzelnen Jahren stehen die Erzählungen und Aufsätze voran; dann folgen die größeren Gedichte, dann die zeitlich näher bestimmbaren, zuletzt die übrigen.

1826.

Gedicht auf den Tod der Schwester Luzie (nicht erhalten).

1833.

„Matathias, der Befreier der Juden" (nicht erhalten).

1836.

„Wichtelmännchen" (April). — „Der Bau der Marienkirche zu Lübeck" (4. November). — In Röses Stammbuch (gedruckt bei Gertrud Storm, Bd. 1, S. 114). — Westermühlen (spätestens 1837; gedruckt bei Gertrud Storm, Bd. 1, S. 81).

1837.

„Das Kind im Bette" (5. Januar). — „Dahin!" — „Nur eine Locke von deinem Haar." — „Junge Liebe." — „Kranzwinden."

1839.

„In der Fremde" (30. März; vgl. „Stormgedenkbuch", S. 38). — „Mein Talisman" (31. März; ebenda S. 39). — „Frühlingsankunft." — „Auf Wiedersehn!" (wie die folgenden drei sicher vor 1840). — „Im Golde, im Herzen." — „Die Möwe und mein Herz." — „Wie noch immer in den brauhen" (Zeit nicht ganz sicher wie bei den folgenden sechs. Gedruckt wie diese im „Stormgedenkbuch", S. 39 bis 47). — „Vision." — „Lockenköpfchen." — „Walpurgisnacht." — „Ihr sind meine Lieder gewidmet." — „Abends" („Die Drossel singt"(. — „Nach frohen Stunden."

1840.

„All meine Lieder will ich“ (28. Oktober, vgl. Bd. 6, S. 518). — „Golbriepel“ (nicht später, wie die zwei folgenden). — „Morgenwanderung.“ — „Hüben, drüben.“ — „Ich kann dir nichts, dir gar nichts geben“ (gedichtet in der zweiten Kieler Zeit, gedruckt bei Gertrud Storm, Bd. 1, S. 157).

1841.

„Repos d'amour“ (nicht später).

Bis 1843.

„Weihnachtsabend.“ — „Die Herrgottskinder.“ — „Märchen“ (später „Tannkönig“). — „Das hohe Lied.“ — „Käuzlein.“ — „An die Freunde.“ — „Gute Nacht“ (später in den „Neuen Fiedelliedern“). — „Fiedellieder.“ — „Fragment“ (später „Märchen“). — „Sonntagabend.“ — „Die Jungen.“ — „Wunderbar!“ („Das Mädchen mit den hellen Augen“). — „Rechenstunde.“ — „Du bist so jung — sie nennen dich ein Kind.“ — „Hörst du?“ — „Wenn einsam du im Kämmerlein gesessen“ (später „Frage“). — „Zum Weihnachten.“ — „Dämmerstunde“ („Im Nebenzimmer saßen ich und du“). — „Liegt eine Zeit zurück in meinem Leben.“ — „Vierzeiler“ („Lebewohl, du süße, kleine Fee“; „Und wenn ich von dir, du süße Gestalt“; „Jetzt stehst du und spielst mit dem Herzchen am Hals“; „Es ist die Lieb' ein Wiegenlied“ [„Die Lieb' ist wie ein Wiegenlied“]; „Entsündige mich! ich bin voll Schuld“; „Wer die Liebste sein verloren“; „Wolken am hohen Himmel“; „Und wie du meine Lieder“). — „Lebwohl.“ — „Und blieb dein Aug'!“ — „Ich wand ein Sträußchen morgens früh“ (später „Nelken“). — „Sie brach ein Reis vom Hochzeitskranz (später „Myrten“). — „Durch die Lind' ins Kammerfenster.“ — „Was ist ein Kuß? — Du kannst den Bruder küssen.“ — „Und weißt du, warum so trübe.“ — „Ritter und Dame.“ — „Bettlerliebe.“ — „Traumliebchen.“ — „Gesteh's!“ — „Damendienst.“ — „Harfenmädchen.“ — „Herbstnachmittag.“ — „Zum 9. September.“ — „An F. Röse“ (sicher erst 1843). — „'s war ein Gesell zu Kiekestadt“ (unsicher, ob von Storm, gedruckt im „Stormgedenkbuch“, S. 148ff.). — „Die Julisonne schien auf ihre Locken.“ — „Blumenduft vom Nachbarfenster.“

1843.

Ankündigung einer Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen. — „Wir saßen vor der Sonne“ (15. November, wie die zwei folgenden gedruckt in der „Magdeburgischen Zeitung“ 1918, Nr. 391). — „Frühlingslied.“ — „Zu des Mädchens Wiegenfeste.“ — „Schon Mitternacht! Mein Kopf ist wüst“ (wie das vorhergehende nicht später).

1844.

„Geschichten aus der Tonne.“ (Bd. 5, S. 9ff.)

„So lange hab' das Knösplein ich" (April; gedruckt „Brautbriefe", S. 3). — „Ins liebe Städtlein unversehrt" (April; gedruckt ebenda, S. 4). — „Zum 5. Mai 1844" (gedruckt ebenda, S. 10). — „Die alte Lust ist neu erstanden" (25. Mai; gedruckt ebenda, S. 24). — „Lose" (Pfingstmontag den 27. Mai). — „Wer je gelebt in Liebesarmen" (7. Juni). — „Eine Frühlingsnacht." — „Stünd' ich mit dir auf Bergeshöh" (Juli; gedruckt „Brautbriefe", S. 44). — „An Auguste von Krogh" (nicht später; gedruckt bei Gertrud Storm, Bd. 1, S. 167). — „Und wieder hat das Leben mich verwundet" (August; gedruckt „Brautbriefe", S. 50f.).

1845.

„Ein Döntje" (nicht später).

„Schneewittchen" 1. (Februar). — Festgedicht zum Besuch des Dänenkönigs (Ende August; gedruckt „Brautbriefe", S. 82). — „Mai" (17. April; „Die Kinder schreien"). — „Morgens" (Sommer). — „Das ist der Herbst, die Blätter fliegen" (August; gedruckt „Brautbriefe", S. 65). — „Doch du bist fern, und meine Jugend muß" (August; gedruckt ebenda). — „O süßes Nichtstun" (Sommer). — „Glücklich, wem in erster Liebe" (August; gedruckt „Brautbriefe", S. 74). — „Auf dem hohen Küstensande" (Anfang September; gedruckt ebenda, S. 79). — „Und wär' ich ein König, und wär' die Erde mein" (6. September; gedruckt ebenda, S. 90). — „Wie sanft die Nacht dich zwingt zur Ruh'!" (14. September). — „Abends" (September). — „Lehrsatz" (Oktober, zwei Verse schon drei Jahre früher). — „Herbst" (Oktober; „Schon ins Land der Pyramiden"). — „Ich liebe dich, ich treibe Kinderpossen" (Ende September; gedruckt „Brautbriefe", S. 113). — „Ich bin mir meiner Seele" (Oktober; gedruckt ebenda, S. 116). — „Du hast sie, Herr, in meine Hand gegeben" (17.—18. Oktober; gedruckt ebenda, S. 121). — „Liegst wohl noch im Traum befangen" (29. Oktober; gedruckt ebenda, S. 125). — „Weihnachtslied" (wie das folgende nicht später). — „Vom Staatskalender." 1.

1846.

„Zur silbernen Hochzeit" (Ende Januar).— „Hast du mein hartes Wort vergeben" (1. Januar; gedruckt „Brautbriefe", S. 175). — „Du Heißersehnte, gute Nacht" (2. April; gedruckt „Brautbriefe", S. 214). — „An diesen Blättern meiner Liebe" (2. April; gedruckt ebenda, S. 215). — „Sprich! bist du stark" (vor dem 3. April). — „Gasel" (1. Pfingsttag, am 31. Mai). — „Jasmin und Flieder blühen" (14. Juni; gedruckt „Brautbriefe", S. 251). — „Nun sei mir heimlich zart und lieb" (September). — „Schließe mir die Augen beide" (wie die folgenden ebendann). — „Zur Nacht." — „Abschied."

1847.

„Marthe und ihre Uhr."

„Morgane“ (Juli). — „Einer Toten“ (nach dem 10. November). — „Februar“ (wie die folgenden nicht später; Bd. 1, S. 142). — „März.“ — „Abseits.“ — „Herbst“ („Und sind die Blumen abgeblüht“). — „Gesegnete Mahlzeit.“

1848.

„Im Saal.“ — „Weshalb sie den Nachtwächter nicht begraben wollten“ (nicht später).

„Wie wenn das Leben wär' nichts andres“ (22. Februar, handschriftlich in dem Bande „Theodor Storm, Zum hundertsten Geburtstag“, Berlin 1917). — „Ostern“ (Ostern). — „Oktoberlied“ (28. bis 29. Oktober). — „Ich hab' auf deine Stirn ergossen“ (wohl Oktober; gedruckt in der „Neuen Rundschau“, Bd. 25, S. 370, Berlin 1914). — „Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt“ (wohl Oktober). — „Frauenhand“ (ebenfalls). — „O bleibe treu den Toten“ (November). — „Nach Reisegesprächen“ (24. November). — „Sturmnacht“ (Zeit unsicher wie bei den folgenden fünf, spätestens 1848). — „Von Katzen.“ — „Februar“ („Im Winde wehn“). — „Die Kränze, die du dir als Kind gebunden.“ — „August.“ — „Herbst“ („Die Sense rauscht“). — „Ständchen“ (Zeit unsicher, wahrscheinlich 1848, wie bei den elf folgenden). — „Die Kleine.“ — „Noch einmal.“ — „Die Stunde schlug.“ — „Hyazinthen.“ — „Du willst es nicht in Worten sagen.“ — „Dämmerstunde“ („Im Sessel du, und ich zu deinen Füßen“). — „Die Zeit ist hin.“ — „Wohl rief ich sanft dich an mein Herz.“ — „Du schläfst.“ — „Weiße Rosen.“ — „Mondlicht.“

1849.

„Immensee.“ — „Posthuma.“ — „Der kleine Häwelmann.“

„Elisabeth“ (18. Februar). — „Im Walde“ (19. Februar). — „Lied des Harfenmädchens“ (November).

1850.

„Stein und Rose“ (umgearbeitet 1855 und „Hinzelmeier“ genannt). — „Ein grünes Blatt“ (umgearbeitet 1853). — Vorwort zu den „Sommergeschichten und Liedern“. — „Den teuren Namen trägt dies Buch“ (Widmung in ein Geschenkexemplar von *V* 1851, gedruckt bei Gertrud Storm, Bd. 1, S. 145).

„Gode Nacht“ (20.—21. September). — „Im Herbst 1850“ (24. bis 26. September). — „Zur Taufe“ (vorm 15. Oktober). — „Gräber an der Küste“ (23.—25. Oktober). — „Ein grünes Blatt“ (1. November; „Ein Blatt aus sommerlichen Tagen“). — „Regine“ (1. November). — „Ein grünes Blatt“ („Verlassen trauert nun“, 22. November). — „Ein Epilog“ (20. Dezember). — „Eine Fremde“ (spätestens 1850 wie das folgende). — „Waldweg.“

1851.

„1. Januar 1851." — „Letzte Einkehr" (14. Dezember). — „In der Frühe" (25. Dezember). — „Vor Tag" 3 (Dezember). — „Hinter den Tannen" (Dezember). — „Vom Staatskalender" 2 (Dezember). — „Die Kinder" 1.

1852.

Anzeige des Klaus Grothschen „Quickborn" (noch nicht aufgefunden).

„Kritik" (2. Januar). — „In Bulemanns Haus" (11. Januar). — „Luzie" (März). — „Im Zeichen des Todes" (wohl Mai). — „Die Kinder" 2 (vorm 11. September). — „Auf dem Segeberg" (wohl Sommer). — „Im Herbste" (13. August). — „In böser Stunde" (wie die folgenden sechs sicher vor 1853). — „Und war es auch ein großer Schmerz." — „Zwischenreich." — „Die Stadt." — „Stoßseufzer." — „Tenor und Alt" (Duett). — „Mysterium" (nur in einigen Geschenkausgaben von G_1).

1853.

„Weihnachtsabend" (Weihnachten 1852 entworfen, Juli 1853 vollendet). — „Geschwisterblut" (vor dem 6. Februar). — „April" (vorm 23. Juni). — „Im Volkston" (wohl Juni). — „Abschied" (Juli). — „Aus der Marsch" (Zeit unsicher, wie bei dem folgenden). — „Trost."

1854.

„Im Sonnenschein" (Sommer). — Aufsätze für das „Literaturblatt" zu Eggers „Deutschem Kunstblatt".

„Meeresstrand" (9. Juni.) — „Für meine Söhne" (vor Oktober). — „Vor Tag" 1, 2, 4 (Zeit nicht sicher). — „Sommernachmittag" (nicht später).

1855.

„Angelika" (Februar-Mai).

„Am Aktentisch" (vorm 8. Mai). — „Die Nachtigall" (vor Dezember). — „Immer, immer spricht ein Schimmer" (anscheinend nicht vollendet; gedruckt „Heimatbriefe", S. 70—71).

1856.

„Wenn die Äpfel reif sind" (Frühling).

„Zur Erziehung" (drei Distichen, Anfang 1856; gedruckt in der „Neuen Rundschau", Bd. 25, Berlin 1914). — „Immensee" (Weihnachten). — „Ein Brief, den meine Mutter schrieb" (Weihnachten; gedruckt „Heimatbriefe", S. 88).

1857.

„Am Kamin" (unsicher, bestimmt vor 1862). —

„Gedenkst du noch?“ (4. Mai). — „Schlaflos“ (21. Mai). — „Am Geburtstage.“ — „Hab' ich ein Leides dir getan“ (15. September; handschriftlich in dem Bande „Theodor Storm, Zum hundertsten Geburtstage“, Berlin 1917).

1858.

„Auf dem Staatshof“ (1857 bis Februar 1858). — Vorwort zu den „Deutschen Liebesliedern seit Joh. Ch. Günther“.

„Wer süße Lieder singen kann“ (31. Januar; gedruckt „Heimatbriefe“, S. 104). — „Gartenspuk“ (vor Juni). — „Ein Ständchen“ (2. Juni). — „Gern schließ' ich einmal meine Türen“ (6. Juli; gedruckt in den „Briefen an seine Frau“, S. 46). — „Du warst es doch“ (kurz vorm 10. Juli). — „Sprüche“ (der erste Juli, der zweite Juni). — „Notgedrungener Prolog“ (September).

1859.

„Späte Rosen.“

„Mai“ (Ende März).

1860.

„Juli.“

1861.

„Drüben am Markt“ (März fertig). — „Veronika.“ — „Im Schloß.“

„Im Volkston“ (nicht später). — Widmung des Bandes „Drei Novellen“.

1862.

„Auf der Universität.“ — „Unter dem Tannenbaum“ (November).

„Knecht Ruprecht.“

1863.

„Abseits.“

„Ein Sterbender“ (Sommer). — „Gräber in Schleswig“ (November). — „Der Zweifel“ (wie die folgenden nicht später). — „Einer Braut am Polterabend.“ — „Blumen. Dem Augenarzt von seinen Kranken.“ — „Das Edelfräulein seufzt.“ — „Der Lump.“

1864.

„Die Regentrude.“ — „Bulemanns Haus.“ — „Von jenseit des Meeres“ (1863 begonnen).

„Der Junker muß lernen“ (vorm 18. Januar; gedruckt „Briefe an seine Freunde“, S. 108). — „Und haben wir erst unser Herzoglein“ (desgleichen). — „Es gibt eine Sorte“ (19. Januar). — „Wir können auch die Trompete blasen“ (Januar). — „Ein Raunen erst“ (29. Mai). — „Antwort.“ — „Beginn des Endes.“ — „Waisenkind“ (nicht später).

1865.

„Der Spiegel des Cyprianus" (1864 begonnen).

„Tiefe Schatten" (Mai-August). — „Größer werden die Menschen nicht" (11. August; gedruckt bei Gertrud Storm, Bd. 2, S. 113f.). — „Kruzifixus" (September). — „Begrabe nur dein Liebstes" (unsicher). — „Im Garten" (ebenfalls).

1867.

„In St. Jürgen" (Frühling). — „Eine Malerarbeit."

„Wer der Gewalt gegenübersteht" (21. Juli; gedruckt bei Gertrud Storm, Bd. 2, S. 106).

1868.

Vorwort zu den „Sämtlichen Schriften".

„Min Ogen will ick sluten" („Briefe an seine Söhne", S. 61).

1870.

„Der Amtschirurgus." — „Heimkehr." — Vorwort zum „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius". — Besprechung des „Quickborn", Bd. 2.

„Konstanze" (März).

1871.

„Eine Halligfahrt" (Anfang des Jahres). — „Zwei Kuchenesser der alten Zeit." — „Kulturhistorische Skizzen" (Herbst).

„Die neuen Fiedellieder."

1872.

„Draußen im Heidedorf" (Anfang des Jahres). — „Lena Wies."

„An Klaus Groth" (vor dem 15. Mai). — „Es ist ein Flüstern." — „Engelehe."

1873.

„Beim Vetter Christian" (April vollendet). — „*Viola tricolor*." — „Von heut und ehedem."

„Verloren" (spätestens Anfang des Jahres).

1874.

„Pole Poppenspäler" (1873 begonnen). — „Waldwinkel."

„*Cornus suecica*" (Bd. 2, S. 354). — „Spruch des Alters."

1875.

„Ein stiller Musikant" (1874 begonnen, Ende Januar vollendet). — „Psyche" (März-April). — „Im Nachbarhause links."

„Am Waldwinkel vorbei, gleich geht's in die Puppenkomödie" (vorm 21. November; gedruckt Heyse-Storm, S. 107). — „Frauenritornelle." — „Über die Heide."

1876.

„*Aquis submersus*" (1875 begonnen). — „Von Kindern und Katzen." — „Meine Erinnerungen an Eduard Mörike."

1877.

„Carsten Curator."

„Mein jüngstes Kind" (spätestens 1877).

1878.

„Renate" (November 1877 bis Februar 1878). — „Zur ‚Wald- und Wasserfreude'."

„Zu Mutters Geburtstag" (23. Juli). — „An Agnes Preller" (vor dem 3. November). — „Verirrt" (nicht später).

1879.

„Im Brauerhause" (November 1878 bis Februar 1879). — „Eekenhof."

„Geh nicht hinein."

1880.

„Die Söhne des Senators" (1879 begonnen).

„Bald schon liegt die Jugend weit" (gedruckt in Heyse-Storm, S. 203). — „Du bist friedlos, mein armer Sohn" (gedruckt in den „Briefen an seine Freunde", S. 168, andere Fassung bei Gertrud Storm, Bd 2, S. 155). — „Mit einer Handlaterne" (spätestens). — „Die jungen Rosen sind gewiß" (spätestens; gedruckt in „Westermanns Monatsheften", Bd. 123, Heft 1, Braunschweig 1917).

1881.

„Der Herr Etatsrat" (November 1880 bis Februar 1881). — Unterdrücktes Vorwort zu *Ss*, Bd. 11 (gedruckt bei Böhme).

„Die Liebe ist gar ein lieblicher Dunst" (vor dem 21. September, vgl. Bd. 6, S. 518). — „Komm, laß uns spielen" (5.—6. Oktober). — „Der Weg wie weit" (8. Oktober).

1882.

„Hans und Heinz Kirch" (Oktober 1881 bis Februar 1882).

1883.

„Schweigen" (Oktober 1882 bis Anfang März 1883).

„Antwort an Keck auf dessen poetische Zuschrift in puncto meiner ‚Psyche'" („Was der Tag gibt" unter dem 18. August; gedruckt bei Gertrud Storm, Bd. 2, S. 173). — „An Frau Do."

1884.

„Zur Chronik von Grieshuus“ (Juli 1883 bis Juni 1884). — „Es waren zwei Königskinder.“

„Lyrische Form“ (April).

1885.

„John Riew’“ (1884 begonnen, am 1. Februar 1885 vollendet). — „Ein Fest auf Haderslevhuus“ (Ende März bis Ende Juli; 1886 durchgearbeitet).

„An Erich Schmidt.“

1886.

„Bötjer Basch“ (Ende 1885 begonnen, Februar 1886 vollendet). — „Ein Doppelgänger“ (Sommer).

„Inschrift zu meinem Buch ‚Vor Zeiten‘.“ — „Es ist der Wind der alte Heimatslaut“ (vgl. Bd. 6, S. 519). — „In schwerer Krankheit.“

1887.

„Ein Bekenntnis.“ — Vorwort zur „Chronik der Familie Esmarch.“

1888.

„Der Schimmelreiter“ (1886 begonnen, 9. Februar 1888 vollendet). — „Nachgelassene Blätter.“ — „Die Armsünderglocke“ (unvollendet; Bruchstück gedruckt bei Gertrud Storm).

„Wiederkommen bringt Freud’!“ (unsicher; nach 1857, vgl. Bd. 6, S. 518). — „Im Volkston“ (Zeit unbekannt). — „Es kommt das Leid“ (Zeit unbekannt).

Inhalt.

Storms Werke.

Inhalt.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.